

Goethe-Jahrbuch 2013
Band 130

Goethe-Jahrbuch

*Im Auftrag
des Vorstands der Goethe-Gesellschaft
herausgegeben von
Jochen Golz, Albert Meier
und Edith Zehm*

130. Band
der Gesamtfolge
2013



WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 12 Abbildungen

Gedruckt mit Unterstützung des Thüringer Ministeriums
für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© Wallstein Verlag, Göttingen

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Sabon

Umschlag: Willy Löffelhardt

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-1497-9

ISSN 0323-4207

Inhalt

- II Vorwort
- 13 *Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 83. Hauptversammlung*
Dr. habil. Jochen Golz
- 18 *Grußwort des Staatssekretärs im Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur*
Prof. Dr. Thomas Deufel
- 20 *Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar*
Stefan Wolf
- 23 *Vorträge während der 83. Hauptversammlung*
- 23 Navid Kermani
Gott-Atmen. Goethes Religionen
- 43 Wolfgang Frühwald
Goethe und das Christentum. Anmerkungen zu einem ambivalenten Verhältnis
- 51 Hendrik Birus
Goethe – »ein Muselmann«?
- 59 Terence James Reed
Der säkulare Goethe und seine Religion
- 65 Eckart Förster
»Zum Schauen bestellt« – Goethes Naturreligion
- 75 Hans-Georg Kemper
Bildung zur Gottähnlichkeit. Transformationen pietistischer und hermetischer Religiosität zur klassischen Kunst-Religion in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«
- 93 Andrea Polaschegg
Ex oriente religio. Schrift und Sinn(lichkeit) im »West-östlichen Divan«
- 109 Johannes Anderegg
Zum Teufel mit dem »heiligen Original«. Überschreibungen biblischer Vorlagen in Goethes »Faust«

123 *Abhandlungen*

123 Jochen Golz

Zwischen Pflicht und Neigung. Helmut Holtzhauers Dienst an Goethe und seiner Gesellschaft

135 Hellmut Seemann

Kulturgeneral in Weimar. Helmut Holtzhauer als Gestalter der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten in Weimar (NFG) in den Jahren 1954 bis 1973

147 Christopher Meid

Goethes Auseinandersetzung mit Homer in einer Rezension der »Frankfurter Gelehrten Anzeigen«

156 Sebastian Kaufmann

»Und so modelt der Wilde [...] seine Cocos, seine Federn, und seinen Körper«. Die Verschränkung von völkerkundlicher Anthropologie und Genieästhetik in Goethes Aufsatz »Von deutscher Baukunst« (1772)

174 Reiner Wild

*Eine »erotisch-moralische« Erzählung. Zu Goethes Gedicht »Das Tagebuch. 1810«*191 *Dokumentationen und Miszellen*

191 Gerrit Brüning

Das Tageslicht. Zwei Berichtigungen einer Stelle in Goethes »Faust«

195 Thorsten Fromberg

»Goethe's Gedichte«, Tübingen 1806 – Betrachtungen zu einem merkwürdigen Buch und zur Nr. 367 der Goethe-Bibliographie von Waltraud Hagen

202 Gunhild Berg

Keine Fortsetzung im Labor von Marktredwitz. Ein Nachtrag zu Goethes »gewünschten Farbenbildern«

206 Jana Kittelmann

»mildes Feuer« – »andächtiger Schauer«. Goethe und Adelheid von Carolath-Beuthen

215 Reinhard Wegner

Friedrich Preller in Mailand. Anmerkungen zu einem neu entdeckten Frühwerk

227 Tobias Roth

Weimarer Riffparadox

235 Rezensionen

- 235 *Goethe: Begegnungen und Gespräche. Begründet von Ernst Grumach u. Renate Grumach. Hrsg. von Renate Grumach. Bd. VIII: 1811-1812. Bearbeitet von Anke Schmidt-Peter*
Besprochen von Horst Nahler
- 237 *Manfred Wenzel (Hrsg.): Goethe-Handbuch. Supplemente. Bd. 2: Naturwissenschaften*
Besprochen von Lutz Danneberg
- 239 *Rüdiger Safranski: Goethe. Kunstwerk des Lebens*
Besprochen von Jochen Golz
- 242 *Bernd Hamacher: Einführung in das Werk Johann Wolfgang von Goethes*
Besprochen von Christoph Deupmann
- 244 *Hans-Jürgen Schings: Revolutionsetüden. Schiller – Goethe – Kleist*
Besprochen von Gustav Seibt
- 245 *Astrida Orle Tantilto: Goethe's Modernisms*
Besprochen von Benedikt Jeßing
- 247 *Gustav Seibt: Goethes Autorität. Aufsätze und Reden*
Besprochen von Albert Meier
- 249 *Figurationen des Grotesken in Goethes Werken. Hrsg. von Edith Anna Kunz, Dominik Müller u. Markus Winkler*
Besprochen von Christoph Deupmann
- 251 *Franziska Lenz: Kollektive Arbeitsweisen in der Lyrikproduktion von Goethe*
Besprochen von Jochen Golz
- 253 *Gloria Colombo: Goethe e la trasmissione delle anime*
Besprochen von Gianluca Paolucci
- 255 *Jana Jäger: Dämon und Charisma bei Goethe. Ein zentrales Begriffsfeld in Goethes spätem Weltbild*
Besprochen von Sebastian Kaufmann
- 257 *Henrik Halbleib: »Die Konstellation war glücklich ...«. Goethes Frankfurt 1749-1775. Eine Ausstellung des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main [Begleitbuch]*
Besprochen von Annette Seemann

- 258 *Konrad Schaum: Sinn und Gestalt von Goethes »Egmont«*
Besprochen von Gerrit Brüning
- 260 *Mattias Pirholt: Metamimesis. Imitation in Goethe's »Wilhelm Meisters Lehrjahre« and Early German Romanticism*
Besprochen von Benedikt Jeßing
- 262 *Carsten Rohde, Thorsten Valk (Hrsg.): Goethes Liebeslyrik. Semantiken der Leidenschaft um 1800*
Besprochen von Sabine Doering
- 265 *Heinz Härtl (Hrsg.): »Die Wahlverwandtschaften«. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808-1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang*
Besprochen von Jutta Heinz
- 266 *Rainer Heene: »Liebe will ich liebend loben«. Goethes Sonette von 1807/1808. Eine Interpretation auf biographisch-psychologischer Grundlage*
Besprochen von Jochen Golz
- 267 *Wiebke Hoheisel: Goethes Geschichtsdenken in seinen autobiographischen Schriften*
Besprochen von Gerhard Müller
- 269 *Till Radinger: »Der Streiferlogner Meere«. Reflexionen der Poesie in Goethes »West-östlichem Divan«*
Besprochen von Peter Ludwig
- 271 *Martin Bez: Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. Aggregat, Archiv, Archivroman*
Besprochen von Stefan Keppler-Tasaki
- 273 *Susanne Mildner: L'Amour à la Werther. Liebeskonzeptionen bei Goethe, Villers, de Staël und Stendhal – Blickwechsel auf einen deutsch-französischen Mythos*
Besprochen von Christiane Solte-Gresser
- 275 *Jan Ballweg: Josias von Stein. Stallmeister am Musenhof Anna Amalias. Ein vergessener Aspekt der Weimarer Klassik*
Besprochen von Marcus Ventzke
- 277 *Jakob Philipp Hackert: Briefe (1761-1806). Hrsg. u. kommentiert von Claudia Nordhoff*
Besprochen von Rüdiger Nutt-Kofoth

- 280 Katharina Bott (Hrsg.): *Der Maler Friedrich Bury (1763-1823). Goethes »zweiter Fritz«*. [Katalog zu den Ausstellungen Klassik Stiftung Weimar, Schiller-Museum, 1. Mai bis 21. Juli 2013 und Historisches Museum Hanau Schloss Philippsruhe, 20. August bis 20. Oktober 2013]
Besprochen von Kay Ehling
- 282 Rolf Bothe: *Clemens Wenzeslaus Coudray 1775-1845. Ein deutscher Architekt des Klassizismus*
Besprochen von Alexander Rosenbaum
- 284 Torsten Unger: *Fürstenknecht und Idiotenreptil. Goethes Kritiker*
Besprochen von Jochen Golz
- 286 Natalja Jegorowna Nikonowa: *W.A. Schukowski i ewo nemezkiye drusja: nowyje fakty i istorii rossisko-germanskowo meschkulturnowo wsaimodeistwija perwoi polowiny XIX w*
Besprochen von Günter Arnold
- 288 Arnold Pistiak: *»Nie und nimmer!« Überlegungen zu Hanns Eislers Projekt einer Faustoper; Arnold Pistiak: »Darf ich auch Verse von Goethe verwenden?« Hanns Eislers Goethe-Kompositionen*
Besprochen von Dieter Martin
- 290 Matthies Andresen: *Die Charaktere aus Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre« bei Anton Rubinstein und Hugo Wolf. Mit einer Analyse der Rezeptionsgeschichte der lyrischen Einlagen des Romans*
Besprochen von Dieter Martin
- 292 Christiane C. Schachner: *Martin Walsers Goetheroman »Ein liebender Mann«. Dichtung und historische Wahrheit*
Besprochen von Sabine Doering
- 295 *Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft*
- 295 *Rede zur Auszeichnung der Preisträger des 4. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft am 23. Mai 2013 im Deutschen Nationaltheater in Weimar*
Prof. Dr. Benedikt Jeßing
- 297 *Die Preisträger des 4. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft*
- 298 Adrian Robanus
Gedichtetes Leben? Müssen bei der Interpretation von Goethes Gedichten biographische Kontexte berücksichtigt werden?

307	<i>Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft</i>
307	<i>In memoriam</i>
313	<i>Bericht über die 83. Hauptversammlung vom 22. bis 25. Mai 2013: Goethe und die Weltreligionen</i>
316	<i>Tätigkeitsbericht des Präsidenten</i>
323	<i>Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2011 und 2012</i>
326	<i>Bericht der Kassenprüfer für die Jahre 2011 und 2012</i>
327	<i>Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille</i>
332	<i>Dank von Herrn Prof. Dr. Yang Wuneng</i>
334	<i>Dank von Herrn Prof. Dr. Jochen Schmidt</i>
336	<i>Verleihung der Ehrenmitgliedschaft</i>
344	<i>Bericht über das Podiumsgespräch »Goethe weltweit«. Konfession – Religiosität – Weltbürgertum. Weimarer Klassik aus heutiger Sicht</i>
347	<i>Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2013</i>
348	<i>Stipendienprogramm im Jahr 2013</i>
349	<i>Dank für Zuwendungen im Jahr 2013</i>
351	<i>Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft</i>
353	<i>Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2012</i>
377	<i>Ausschreibungstext zur Vergabe von Werner-Keller-Stipendien</i>
378	<i>Liste der im Jahr 2013 eingegangenen Bücher</i>
381	<i>Die Mitarbeiter dieses Bandes</i>
385	<i>Siglen-Verzeichnis</i>
387	<i>Abbildungsnachweis</i>
388	<i>Manuskripthinweise</i>

Vorwort

»Pfingsten, das liebliche Fest« wird gekommen sein und »Feld und Wald« grünen erneut, wenn das 130. Goethe-Jahrbuch seine Leser erreicht. Gut ein Jahr liegt dann zurück, was für die Goethe-Gesellschaft im Mai zuvor das herausragende Ereignis des Jahres 2013 gewesen ist: ihre Hauptversammlung, die jedes zweite Jahr die Mitglieder nach Weimar ruft und ihnen über die vereinsrechtlichen Erfordernisse hinaus Gelegenheit gibt, sich bei einer wissenschaftlichen Konferenz mit aktuellen Einsichten zu Goethe und seiner Zeit vertraut zu machen, die Bekanntschaft mit Goethe-Freunden aus aller Welt zu pflegen und im Theater oder auf der Exkursion klassische Kultiviertheit zu genießen.

Die 83. Hauptversammlung vom 22. bis 25. Mai 2013 hat unter dem Leitthema *Goethe und die Weltreligionen* gestanden und sich ein Motto aus dem *Buch Suleika* des *West-östlichen Divan* gegeben: »In tausend Formen magst du dich verstecken«.

Unbestreitbares Kernstück des Jahrbuchs 2013 ist der Festvortrag *Gott-Atmen. Goethes Religionen* des Kölner Orientalisten Navid Kermani. In höchster rhetorischer Brillanz erschließt einer der namhaftesten Intellektuellen unserer Zeit die weit über alle Dogmatik hinausreichende Liberalität von Goethes religiösem Denken und führt vor Augen, wie tief diese Freiheit in der Ästhetik gründet; umso spannender weiß sie sich mit den unterschiedlichsten Überzeugungen zu vertragen.

Anhand der drei sich anschließenden Impulsreferate wird zugleich die auffälligste Neuerung der diesmaligen Hauptversammlung dokumentiert: das unter Manfred Ostens Regie von Wolfgang Frühwald, Hendrik Birus und Terence J. Reed gemeinsam mit Albrecht Beutel und Stefan Wild ebenso gelehrt wie unterhaltsam bestrittene Podiumsgespräch über Goethes Religiosität, das alle Erwartungen an das Publikumsinteresse übertroffen hat. Die gültigste Antwort auf diese eigentliche Gretchenfrage mag in der gelassenen Altersweisheit liegen, die der junge Goethe im *Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu **** einem evangelischen Geistlichen in den Mund gelegt hat: »daß Gott und Liebe Synonymen sind«.

Im Jahrbuch lassen sich sodann lebhaft diskutierte Vorträge der wissenschaftlichen Konferenz in Ruhe nachlesen und überdenken, wobei das Spektrum von »Goethes Naturreligion« (Eckart Förster) und »Transformationen pietistischer und hermetischer Religiosität« in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (Hans-Georg Kemper) über »Schrift und Sinn(lichkeit) im *West-östlichen Divan*« (Andrea Polaschegg) bis hin zu »Überschreibungen biblischer Vorlagen in Goethes *Faust*« (Johannes Andereg) reicht.

Den Erträgen der 83. Hauptversammlung stehen in gewohnter Weise thematisch eigenständige Abhandlungen zur Seite: Jochen Golz stellt den Lebensweg Helmut Holtzhauers – einer seiner Vorgänger als Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar (1971-1973) – im Konflikt von »Pflicht und Neigung« vor und liefert zugleich einen wichtigen Einblick in die kulturpolitischen Zwänge bei der Pflege des Klassik-Erbes in der DDR; parallel dazu zeichnet Hellmut Seemann, als Präsident der Klassik Stiftung Weimar Holtzhauers amtierender Erbe, das Wirken dieses »Kulturgenerals« an den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen

deutschen Literatur in den Jahren 1954 bis 1973 nach. Christopher Meid rekonstruiert eine Auseinandersetzung des jungen Goethe mit Homer, Sebastian Kaufmann untersucht die »Verschränkung von völkerkundlicher Anthropologie und Genieästhetik in Goethes Aufsatz *Von deutscher Baukunst* (1772)« und Reiner Wild widmet sich dem lange allzu verschämt gelesenen Gedicht *Das Tagebuch*. 1810, um es als »erotisch-moralische« Erzählung« zu erläutern.

Es folgen sechs Dokumentationen und Miszellen: Gerrit Brüning berichtigt eine Stelle im *Faust*, Thorsten Fromberg stellt bibliographische Betrachtungen zu einer Ausgabe von *Goethe's Gedichten* 1806 an, Gunhild Berg bietet einen »Nachtrag zu Goethes »gewünschten Farbenbildern«, Jana Kittelmann beleuchtet Goethes Beziehung zu Adelheid von Carolath-Beuthen, Reinhard Wegner spürt Friedrich Preller in Mailand nach. Tobias Roths *Weimarer Riffparadox*, ursprünglich für den Essay-Wettbewerb eingereicht, ist in diesem Zusammenhang umso mehr am rechten Platz. Den beeindruckenden Ertrag dieses 4. Essay-Wettbewerbs dokumentieren neben der Preis-Rede Benedikt Jeßings die preisgekrönten Überlegungen von Adrian Robanus zur Bedeutung des biographischen Kontexts für die Interpretation von Goethes Lyrik.

Wie fruchtbar die Goethe-Forschung weltweit arbeitet, demonstrieren auch die zahlreichen Rezensionen von Neuerscheinungen, die – beifällig oder widerredend – Zeugnis ablegen von der ungebrochenen Strahlkraft des Namens Goethe und mehr noch von den intellektuell-poetischen Herausforderungen, die sein Werk bis heute an uns stellt. Diese Bedeutung bestätigt sich gleichermaßen in der wie immer imposanten Fülle der Mitteilungen *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft*.

2013 ist das Jahr gewesen, in dem Johann Wolfgang Goethe zwar nicht mit einem literarischen Werk, aber mit seiner Biographie aus der Feder Rüdiger Safranskis eines der meistverkauften Bücher geliefert hat. Mag der erfolgreichste deutsche Film zur selben Zeit auch *Fack Ju Göhte* heißen, beweist sein salopper Titel doch erst recht, wie gegenwärtig uns der »Große Heide« (Heinrich Heine) noch immer ist, der sich nicht ungern als »ein Muselmann« verdächtigen ließ, am Schluss von *Faust II* den christlichen Himmel aber rein weiblich besetzte.

Die Herausgeber

Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 83. Hauptversammlung

DR. HABIL. JOCHEN GOLZ

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder und Freunde der Goethe-Gesellschaft,

zur 83. Hauptversammlung unserer Gesellschaft in Weimar heiße ich Sie herzlich willkommen. Verklungen ist der feurige musikalische Auftakt, Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 6, die Thomas Jagusch von der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar für uns gespielt hat. *Goethe weltweit* haben wir unser Podium am Samstag überschrieben, auf dem sich Goetheforscher aus China, Indien, Russland, Serbien und Estland zu Wort melden werden, und weltweit ist das Echo, das die Einladung zu unserer Hauptversammlung gefunden hat. So darf ich heute Goethefreunde und Goetheforscher aus achtzehn Ländern herzlich begrüßen, darunter zahlreiche Vorsitzende nationaler und regionaler Goethe-Gesellschaften. Nicht wenige von ihnen haben aus ihren Heimatländern Studenten und junge Wissenschaftler – insgesamt 37 – mitbringen können, die erste Schritte auf dem wissenschaftlichen Parkett unternehmen und ganz unbefangenen Weimars kulturelle Kostbarkeiten auf sich wirken lassen sollen. Ihnen allen gilt mein herzlicher Willkommensgruß. Jede literarische Gesellschaft, auch die unsere, muss sich erneuern, braucht frisches Blut. Es ist unsere Hoffnung, nicht zuletzt mit unserem Essay-Wettbewerb neue, junge Kräfte gewinnen zu können. Adrian Robanus und Miriam Strieder, die Preisträger im diesjährigen Wettbewerb, begrüße ich ebenso herzlich wie ihren Laudator, unser Vorstandsmitglied Prof. Jeßing.

Doch bevor Einladungen ausgesprochen werden können, ist ein weiter Weg zurückzulegen. Dass sie in nicht geringer Zahl zustande kommen konnten, ist spendenfreudigen Mitgliedern unserer Gesellschaft zu verdanken, in erster Linie aber der Udo Keller Stiftung Forum Humanum in Hamburg, die sich insbesondere der Förderung von Projekten mit religiösem Bezug widmet, ferner der Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung in Essen, der Marion Dönhoff Stiftung in Hamburg und der Mutschler Holding AG in Zürich. Unseren Mitgliedern und den genannten Stiftungen sei herzlich gedankt.

Auch in diesem Jahr bildete ein *Symposium junger Goetheforscher* den Auftakt unserer Hauptversammlung. Europaweit und bei großzügiger Betrachtung weltweit war das Spektrum der Teilnehmer. Referenten aus Philadelphia, Zagreb, St. Andrews, Salzburg und Zürich, aus Berlin, Bochum und Heidelberg waren nach Weimar gekommen. Seien Sie noch einmal willkommen geheißen. Herzlicher Dank gebührt der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen für die Unterstützung unseres Symposiums.

Den Weltreligionen als historisch gewachsenen Formen menschheitlicher Kultur ist Goethe mit Wissbegierde, Achtung und tolerantem Verständnis begegnet. Dokumente seines Lebens legen davon ebenso Zeugnis ab wie sein literarisches Werk.

Seine besondere Aufmerksamkeit galt dem spannungsreichen Verhältnis östlicher und westlicher Kultur: »Wer sich selbst und andre kennt / Wird auch hier erkennen: / Orient und Occident / Sind nicht mehr zu trennen« heißt es im *West-östlichen Divan*. Den Reigen der wissenschaftlichen Veranstaltungen eröffnet am heutigen Nachmittag ein Podium zu unserem Konferenzthema, dem sich am morgigen Vormittag die traditionellen Debatten in den sechs Arbeitsgruppen anschließen. Die teilnehmenden Wissenschaftler darf ich herzlich begrüßen. Dank einer Zuwendung der Deutschen Forschungsgemeinschaft haben wir Referenten und Diskussionsleiter aus dem Ausland einladen können.

Mit Bedacht hatte sich der Vorstand dafür entschieden, als Festredner eine Persönlichkeit zu gewinnen, die den Brückenschlag zwischen östlicher und westlicher Kultur in der Gegenwart exemplarisch verkörpert, den Schriftsteller und Orientwissenschaftler Navid Kermani, den der Erlanger Philosoph Heiner Bielefeldt jüngst in Weimar den »interessantesten Vertreter der jüngeren islamischen Generation« genannt hat. Herzlich willkommen in Weimar, Navid Kermani. Lassen Sie uns teilhaben am »Gott-Atmen«.

Wenn Goethe die Erkenntnis ausspricht, dass Orient und Okzident nicht mehr zu trennen sind, so ist auch seine Gesellschaft in der Gegenwart auf dem rechten Pfad, wenn sie ihre höchste Auszeichnung, die Goldene Goethe-Medaille, in weit voneinander entfernte Kulturräume aussendet. In diesem Jahr wird sie zwei Wissenschaftlern zuteil, die in ihren Heimatländern einen hervorragenden wissenschaftlichen Ruf genießen, dem chinesischen Goetheforscher Prof. Dr. Yang Wuneng, dem Herausgeber einer 14-bändigen chinesischen Goethe-Ausgabe – um nur eine Leistung zu nennen –, und dem deutschen Germanisten Prof. Dr. Jochen Schmidt, unter dessen zahlreichen Veröffentlichungen ich hier und heute nur seine Hölderlin-Edition und sein Arbeitsbuch – ein eher unzulänglicher Reihentitel – zu Goethes *Faust* hervorheben möchte. Beide Gelehrte und ihre Ehefrauen heiße ich herzlich willkommen. In meinen Willkommensgruß eingeschlossen ist Frau Prof. Chon, die vor zwei Jahren unsere Goldene Goethe-Medaille empfangen hat.

Die Goethe-Gesellschaft, 1885 in Weimar gegründet und seither dort ansässig, verfügt über gute und kräftige Verbindungen zur Klassikerstadt und zu ihrem Sitzland, dem Freistaat Thüringen. Ich freue mich sehr, dass Antje Tillmann, Mitglied des Deutschen Bundestages, heute anwesend ist; seien Sie herzlich willkommen. Für die Judikative des Freistaates darf ich die Direktorin des Amtsgerichts Weimar, Frau Brauhardt, ebenso herzlich begrüßen. Den Reigen der Grußwortsprecher hätte Herr Dr. Claussen, stellvertretend für den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, eröffnen sollen, wenn er nicht, was ich sehr bedauere, durch Krankheit verhindert wäre. In ihm und seinen Mitarbeitern besitzen wir Partner, deren Hilfe und Zuspruch uns stets willkommen sind.

Gelegentlich, meine Damen und Herren, gerät die Goethe-Gesellschaft in Konkurrenzsituationen, in diesen Tagen in zweierlei Hinsicht: annalistisch gesehen in Konkurrenz zu Richard Wagners rundem Geburtstag, was uns aber zu der Bemerkung Anlass geben kann, dass Wagner – manch einer von ihnen mag das gar nicht glauben – ein Kenner und Bewunderer von Goethes *Faust* gewesen ist; politisch gesehen in Konkurrenz zum parlamentarischen Alltag des Freistaates Thüringen, der am heutigen Tag Ministerpräsidentin Lieberknecht und ihr Kabinett an den

Landtag bindet. Um so höher wissen wir es zu schätzen, dass Sie, sehr geehrter Herr Staatssekretär Prof. Deufel, ein Grußwort an uns richten können. Seien Sie herzlich willkommen. Zwar ist der Oberbürgermeister der Stadt Weimar, Herr Stefan Wolf, ebenfalls von zahlreichen Verpflichtungen bedrängt, doch ich verrate wohl kein Geheimnis, wenn ich sage, dass er besonders gern in sein Theater, das Deutsche Nationaltheater, in dem wir in diesem Jahr wieder zu Gast sein dürfen, als Besucher und heute zudem als Sprecher eines Grußwortes kommt. Herzlich willkommen, lieber Herr Wolf. Ebenso herzlich begrüße ich Weimars Altoberbürgermeister, Herrn Dr. Germer.

Vom Tage ihrer Gründung an hat die Goethe-Gesellschaft ideell und materiell die Goetheforschung in Weimar gefördert. Sie hat durch beträchtliche Zuwendungen die Schätze von Goethe- und Schiller-Archiv und Goethe-Nationalmuseum mehren können, die heute unter dem Dach der Klassik Stiftung Weimar existieren. Unverändert eng und vertrauensvoll ist das Verhältnis der Goethe-Gesellschaft zur Klassik Stiftung, auch wenn die Goethe-Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ihre einstmals starke mäzenatische Rolle an andere gesellschaftliche Kräfte abgeben konnte. Herzlich begrüße ich den Präsidenten der Klassik Stiftung, Herrn Hellmut Seemann, und seine Frau. Manch einer von ihnen wird wissen, dass die Kulturinstitutionen in Marbach, Weimar und Wolfenbüttel sich zu einem Forschungsverbund zusammengeschlossen haben. Als ein gutes Omen sehe ich es an, dass sich der Direktor der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Herr Prof. Helwig Schmidt-Glinzer, und seine Frau unter unseren Gästen befinden. Seien Sie herzlich willkommen.

Solange es den Staat Sachsen-Weimar-Eisenach im deutschen Kaiserreich gab, waren dessen Herrscher, die Großherzöge Carl Alexander und Wilhelm Ernst, Protektoren der Goethe-Gesellschaft. Gewissermaßen als Ehrenprotektor darf ich Prinz Michael von Sachsen-Weimar und Eisenach und seine Gattin, Prinzessin Dagmar, begrüßen. Ihr Verhältnis zum historischen wie zum gegenwärtigen Weimar ist, großen Vorbildern folgend, stets anregend und produktiv – auch dort, wo es nicht immer allgemeinen Beifall findet.

Ein reiches kulturelles und wissenschaftliches Programm erwartet in den nächsten Tagen unsere Gäste. Eine weltkulturelle Dimension in verkleinertem Maßstab gibt sich in unseren Vorhaben zu erkennen. Während wir mit der Exkursion nach Eisenach dem Reformationsjubiläum um vier Jahre vorausseilen, bewegen wir uns mit einer Kunstinstallation am Goethe-Hafis-Denkmal, ins Werk gesetzt von Herrn Pirusan Mahboob vom Iranhaus Weimar, in der Spannweite ost-westlicher Kultur.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wer sich Goethes Verhältnis zu den Weltreligionen zuwendet, dem drängt sich die Gretchen-Frage auf die Lippen: »Nun sag, wie hast du's mit der Religion?« Faust, der Befragte, sucht in Goethes Drama mit einem pantheistischen Bekenntnis zum »Allerhalter« auszuweichen, kann aber Gretchens Misstrauen nicht zum Schweigen bringen. Was hätte Goethe selbst geantwortet? Ich bin geneigt, eine Passage aus seinem 1815 publizierten Aufsatz *Shakespear und kein Ende!* als geheimes Selbstbekenntnis zu lesen. Shakespeare sei »zur rechten Erntezeit« gekommen, er habe »in einem lebensreichen protestantischen Lande wirken« können, »wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so, daß einem wahren Naturfrommen wie *Shakespear*, die Freiheit blieb, sein reines

Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religios zu entwickeln«. Solche Freiheit hat Goethe für sich in Anspruch genommen. In diese Richtung weist sein Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 6. Januar 1813:

Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.

Lassen Sie es mich mit diesen Andeutungen bewenden. Die Debatten der nächsten Tage werden uns, so hoffe ich sehr, in vieler Hinsicht weiteren Aufschluss gewähren. Der Aktualität unserer Gespräche dürfen wir gewiss sein. Es war kein Zufall, dass in diesem Hause im März 2013 vier Reden über Demokratie und Religion gehalten worden sind, Religionsfreiheit als Menschenrecht definiert wurde.

Wer sich auf die Suche nach wichtigen Stimmen im religiösen Diskurs des 20. und 21. Jahrhunderts begibt, wird überall fündig. Die »Frage des Glaubens« bezeichnet Elias Canetti 1944 in seinen Aufzeichnungen *Die Provinz des Menschen* als »die größte und unheimlichste, die es für uns Menschen gibt«. Als er Jahrzehnte später – im Jahre 1980 – *Das Geheimherz der Uhr* erkundet, stellt er, die gewaltige Gestalt Lew Tolstois (und im Hintergrund vielleicht die Goethes) aufrufend, bohrende Fragen:

Braucht man Gott, um selbst nicht allzu wichtig zu werden? Muß es eine letzte und höchste Instanz geben, der man Entscheidungen anheimstellt? Welche Kontrolle hätte man, wenn man sie sich selbst erlaubt? Ein Einverständnis mit sich als höchste Instanz bedeutet ein gutes Stück korrumpierender Macht. Wie läßt sich dieser ohne Glauben an Gott Einhalt gebieten?

So viele Fragen, so viele Antworten. Hören wir noch eine Stimme aus der Gegenwart. In seiner Rede zum 9. November 2011 an der Harvard-Universität sagte Martin Walser: »Seit zweitausend Jahren wird gefragt, ob wir zu rechtfertigen seien durch das, was wir tun, oder durch das, was wir glauben. Die Religion ist anspruchsvoller als jede andere Denk- und Ausdrucksbemühung«. Ergänzend, konträr dazu – gewissermaßen punctum contra punctum, um einen musikwissenschaftlichen Terminus zu gebrauchen – eine weitere Notiz von Canetti aus der *Provinz des Menschen*:

Wenn ich trotz allem am Leben bleiben sollte, so verdanke ich es *Goethe*, wie man es nur einem Gott verdankt. Es ist nicht ein Werk, es ist die Stimmung und Sorgfalt eines erfüllten Daseins, das mich plötzlich überwältigt hat. [...] nach wenigen Sätzen erfasst es mich und ich bin so voll Hoffnung, wie sie keine Religion mir geben kann.

Lassen Sie mich abschließend einen Schritt in Weimars jüngere Vergangenheit tun. An jedem 3. Oktober wird im Deutschen Nationaltheater an Persönlichkeiten, die sich um das Wohl der Stadt verdient gemacht haben, der Weimar-Preis verliehen. Am 3. Oktober 1993, vor knapp zehn Jahren also, wurde diese Ehre dem vor kurzem verstorbenen Weimarer Germanisten Eberhard Haufe zuteil, einem »Selbst-

denker in finsterner Zeit«, mit dem von ihm wiederentdeckten Carl Gustav Jochmann zu reden, und die Laudatio hielt unser damaliger Präsident und jetziger Ehrenpräsident Prof. Dr. Werner Keller, dem seine angegriffene Gesundheit die Reise nach Weimar leider unmöglich gemacht hat. Einige Sätze aus seiner Laudatio – in meinen Augen die schönste Würdigung Eberhard Haufes – sollen meine Rede beschließen. »Religiös existieren«, so Keller 1993, auf den Preisträger blickend, bedeute

Arbeit am Ich, das Verantwortung trägt für das Wir der anderen; Einfügung in eine Ordnung, die den Nebenmenschen in seiner Ebenbildlichkeit erkennt und Gott als den »ganz Anderen« anerkennt; schließlich: Annahme der eigenen Endlichkeit angesichts der Unendlichkeit, aus der sich Nichtigkeit *und* Würde des Menschen ableiten. [...] Der religiöse und der moralische Mensch unterscheiden sich nicht in ihrer Gesinnung, wohl aber in zwei Aspekten: im Leiden am verborgenen Gott und in der Hoffnung auf den geoffenbarten. [...] Der religiöse Mensch muß in dieser gebrechlich eingerichteten Welt wie jeder andere ohne äußere Sicherheit auskommen, und er wird nicht getragen, nur in seltenen Stunden geleitet von der inneren, oft verdeckten Gewißheit eines Vertrauens, das über die diesseitigen Horizonte hinausreicht. Er weiß, was wesentlich ist an der Vorläufigkeit des Irdischen. Die Offenheit für die scheinbar verschlossene Transzendenz öffnet ihn für die Not der anderen.

Nehmen Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, Werner Kellers bewegende, in diesem Raum gesprochene Einsichten als Aufforderung zum Weiterdenken. Ihnen allen wünsche ich schöne, von Regen ungetrübte erlebnisreiche Tage in Weimar und Eisenach.

Grußwort des Staatssekretärs im Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

PROF. DR. THOMAS DEUFEL

Sehr geehrter Herr Präsident Dr. Golz,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Wolf,
sehr geehrter Herr Dr. Kermani,
sehr geehrte Empfänger der Goldenen Goethe-Medaille,
sehr geehrte Preisträger des 4. internationalen Essay-Wettbewerbs
der Goethe-Gesellschaft,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

lassen Sie mich zu Beginn die Grüße der Landesregierung überbringen: Die Ministerpräsidentin – Sie, Herr Dr. Golz, hatten es gesagt – muss ihren Pflichten im Thüringer Landtag nachkommen. Herr Minister Matschie folgt heute einem Jubiläumstermin, von dem ich, offen gestanden, nicht genau weiß, was Goethe davon gehalten hätte: 150 Jahre Sozialdemokratie. Ich vermag es nicht mit der Kompetenz eines Literaturwissenschaftlers zu beurteilen. Dennoch: Als neugieriger Leser der schönen dtv-Goethe-Gesamtausgabe hat der damals 18-jährige Sozialdemokrat, der ich war, sich oft über die konservativen Positionen aufgeregt, die der Geheimrat da zu Papier brachte. Aber: Goethes stete Neugier und sein von der eigenen Beurteilung erst einmal unabhängig gemachtes Interesse, die Dinge zu untersuchen und ins Gespräch zu bringen, haben mich damals immer wieder zu einem kritisch-respektvollen Weiterlesen bewogen. Und ich bin sicher: Das Gespräch, den Dialog dazu hätte Goethe gepflegt – von dieser seiner Grundeinstellung wird noch zu sprechen sein.

Technische Revolutionen haben Grenzen verschwinden lassen. Die Welt ist zum globalen Dorf geworden. Zu Goethes Zeiten wurde die Korrespondenz mit dem Brief gepflegt. Mit Reitern und Kutschen wurden diese Briefe auf beschwerlichen Wegen durch das Land getragen. Heute sind es E-Mails und Kurznachrichten, mit denen wir Nachrichten in Sekunden um die halbe Welt schicken.

Für manchen ist es ein Frevel, für andere eine doch interessante Überlegung: Wie hätte Goethe diese neuen Medien genutzt? Ich bin mir sicher: Der Geheimrat hätte auch mit einer 160 Zeichen langen SMS oder einer Kurznachricht bei Twitter etwas zu sagen gehabt und gleichzeitig damit überzeugt, wie er es gesagt hätte. Natürlich müssen solche Gedanken stets mit einem Fragezeichen versehen bleiben. Wir müssen uns auch gewiss nicht auf diesen Wegen der Aktualität von Goethe und seinem Werk nähern. Denn eines ist klar: Goethe hat die Mittel seiner Zeit zu nutzen verstanden. Er hat den Austausch gesucht und dabei Zeit- und Raumgrenzen nicht als Hindernisse zugelassen.

Diesem freien Geist geht die Goethe-Gesellschaft in ihrer diesjährigen 83. Hauptversammlung nach: *Goethe und die Weltreligionen* – ein spannendes Thema. Ein Thema, das erneut zeigt, wie zeitlos und mitten in unserer Zeit dieser Dichter ist.

Mit Werken wie dem *West-östlichen Divan* hat Goethe hohe Maßstäbe eines interkulturellen und interreligiösen Dialogs gesetzt. Es ist gut und wichtig, diese wertvollen Ansätze immer wieder neu zu bedenken und zu beleben – sie für aktuelle Debatten zu nutzen.

Thüringen ist stolz auf den Wahl-Weimarer Goethe. Wir pflegen sein reiches Erbe. Wir verwalten es nicht, sondern wollen es zum Leuchten bringen. Die Klassik Stiftung Weimar hat hierbei eine Schlüsselfunktion. Sie hält Goethes Werk lebendig. Sie sucht nach neuen Wegen der Vermittlung.

Dies gelingt wunderbar mit der neuen Dauerausstellung *Lebensfluten – Tatensturm*. Seit ihrer Eröffnung am 27. August 2012 haben mehr als 126.000 Gäste die Ausstellung besucht. Ein voller Erfolg – auch dank neuer Medienguides. Sie führen in Deutsch, Englisch, Französisch und Japanisch durch das Haus oder rezitieren Auszüge aus Goethes Werk. Ein Kinderaudioguide und eine Gebärdensprachführung bereichern zudem.

Die Forschung erfährt neue Impulse. Ganz aktuell: Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat eben den weiteren Ausbau eines Forschungsverbundes zugesagt. Weimar wird zum Zentrum der Geisteswissenschaften ausgebaut – zusammen mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach. Hier möchte ich ganz ausdrücklich allen Mitstreitern an dem Vorhaben meinen Respekt und Dank aussprechen für diese Anstrengung, deren Erfolg, da bin ich sicher, für die weitere Entwicklung der Klassik Stiftung, für ihre Sichtbarkeit und ihre Stärke eine wichtige Rolle spielen wird.

Unsere Aufgabe ist es, dass die kommenden Generationen weiterhin einen Zugang zu Goethe finden. Angesichts der Veränderungen in Gesellschaft, Kultur und Technik ist das eine besondere Herausforderung. Die Klassik Stiftung Weimar nimmt diese Herausforderung an. Mit vielen Schulen in und außerhalb Thüringens bestehen enge Kontakte. Hier werden neue Wege beschritten, um Schülerinnen und Schülern Goethe und das klassische Weimar zu erschließen.

Auf diesem Weg der Vermittlung wissen wir Sie, die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, als starke Partner und Botschafter der Ideen Goethes auf unserer Seite. Dank Ihnen fällt es manch einem leichter, den Bezug zum eigenen Leben zu erkennen: Ja, Goethe gehört hierher, seine Gedanken haben mit meinem Leben und mit unserer Zeit zu tun.

Goethe war Staatsmann, Bauherr und Maler. Goethe war Dichter. Und er steht damit ganz zentral für die Wahrnehmung – von innen und von außen – von Thüringen als Literaturland. Literatur hat bis heute eine wichtige Bedeutung für uns. Diese Landesregierung hat völlig logisch die Mittel für Literaturförderung deutlich erhöht. Mit Stipendien, Preisen, Projektförderung und Schreibwettbewerben unterstützen wir eine blühende Thüringer Literaturszene und einen spannenden literarischen Nachwuchs.

Ich wünsche Ihnen eine interessante und anregende Hauptversammlung mit neuen Einblicken und vielversprechenden Ausblicken. Der Goethe-Gesellschaft wünsche ich auch künftig ein erfolgreiches Wirken.

Besuchen Sie Weimar und Thüringen bald wieder. Wir freuen uns, Sie als unsere Gäste begrüßen zu dürfen.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar

STEFAN WOLF

Sehr geehrter Herr Präsident der Goethe-Gesellschaft, lieber Herr Dr. Golz,
sehr geehrter Herr Staatssekretär, lieber Herr Professor Deufel,
liebe Frau Tillmann,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Goethefreunde aus nah und fern,

seien Sie alle herzlich willkommen in Weimar, der Stadt mit dem »besonder Los: / Wie Bethlehem in Juda, klein und groß«, wie Goethe sie bedichtete. Denn hier, meine Damen und Herren, können Sie auf engstem Raum die Spuren Martin Luthers nicht nur in Vorbereitung des Reformationsjubiläums aufnehmen, den Superintendenten Herder – bevor er vielleicht doch noch einmal einen eigenen Ort lebendigen Gedenkens bekommt – in seiner Stadtkirche besuchen, sich mit dem von tiefer Religiosität geprägten Wirken von Johann Sebastian Bach, Lucas Cranach oder Franz Liszt beschäftigen und gleichzeitig mehrere Zeitalter europäischer Kultur- und Geistesgeschichte besichtigen. Dennoch waren und sind es anscheinend immer die Dichter, die das letzte Wort behalten.

Kurt Marti, der 1921 geborene Schweizer Theologe und Dichter, notierte einmal, was wohl auch auf ihn selbst zutrifft: »Vielleicht hält Gott sich einige Dichter (ich sage mit Bedacht Dichter!), damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahre, die den Priestern und Theologen abhandengekommen ist«. Jene »heilige Unberechenbarkeit«, die Gott und den verschiedenen Religionen, jedoch nicht ihren Institutionen zugemessen wird, finden wir auch im folgenden Distichon von Friedrich Schiller: »Welche Religion ich bekenne? Keine von allen / Die du mir nennst. ›Und warum keine?‹ Aus Religion«.

Und er, jener andere da draußen auf dem Sockel, um dessentwillen Sie hier sind, weil er Ihnen wohl als der Größte erscheint? Darin, dass er ein von Gott gehaltener Dichter war, sind wir uns heute alle hier im Raum einig – ganz gleich, ob wir's »mit der Religion haben« oder, wie zuweilen Heinrich Heine, »den Himmel den Engeln und den Spatzen überlassen«. Vermochte doch Goethe, »sich selbst und andre kennend«, bereits vor fast zweihundert Jahren zu denken, was uns Heutigen oft so schwerfällt: »Orient und Occident / Sind nicht mehr zu trennen«. Und er preist der Völker löblichen Gebrauch:

Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet, und wo möglich liebt.

So wählten Sie, lieber Herr Dr. Golz, mit Ihren Mitstreitern als Thema dieser Hauptversammlung nicht etwa *Goethe und die Reformation*, wie es der Luther-Dekade entsprochen hätte, sondern, wie es dem universalen Genius gebührt, die

weltumspannende Überschrift *Goethe und die Weltreligionen*. Und Sie wählten einen Festredner, der im März 2013 zu den *Weimarer Reden* über Religion und Demokratie auch hätte unserer sein sollen – hätten Sie ihn nicht vor uns angefragt: Navid Kermani. Da bleibt mir nur, Ihnen zu gratulieren: zu diesem wichtigen, zeitgemäßen Tagungsthema, den hervorragenden Referenten und einem spannenden Rahmenprogramm!

Ich wünsche allen Gästen einen angenehmen Aufenthalt in Weimar und der Hauptversammlung einen guten Verlauf.

Vorträge während der 83. Hauptversammlung

NAVID KERMANI

*Gott-Atmen. Goethes Religionen**

Stellen wir uns vor, wir würden nichts tun. Wir lägen bequem, die Hände neben dem Körper, hätten die Augen geschlossen, ringsum keinerlei Geräusche, fühlten keinen Schmerz, nicht einmal die Verspannung dieses oder jenes Muskels, fröhen weder, noch schwitzten wir. Wir würden sofort merken, dass wir nicht nichts tun können. Wir würden immer noch atmen. Wir hörten, wie die Luft hauchend in die Nasenlöcher oder mit einem leisen Zischen zwischen Lippen und Zähne strömt; wir bemerkten, wenn wir genau darauf achteten, das Kribbeln in der Kehle beim Durchzug der Luft; wir spürten je nachdem, wohin wir atmen, die Brust oder den Bauch sich weiten, bevor der Atem wendet und die Kehle hinauf wieder aus dem Mund oder der Nase strömt, Brust oder Bauch sich senken. Wir könnten die Luft anhalten, allerdings nur für einige Sekunden, bei sportlicher Konstitution etwas länger, eine Minute vielleicht oder zwei. Danach atmeten wir umso kräftiger wieder aus. Wir bestimmen nicht den eigenen Atem – nicht einmal über den eigenen Atem bestimmen wir. Über die elementarste Tätigkeit des Lebens haben wir – ich will nicht sagen: keine, aber nur minimale, nur einige Sekunden oder ein, zwei Minuten Verfügungsgewalt. Sind wir es dann überhaupt selbst, die atmen?

Es gibt wahrscheinlich keine andere Frage, an der sich der Unterschied zwischen einem religiösen und einem Bewusstsein, das die Welt rein immanent erklärt, präziser, anschaulicher, auch grundlegender festmachen ließe als die Frage nach dem eigenen Atem. Gott ist im Vergleich ein nachrangiger, vor allem ein zu abstrakter, letztlich nicht erklärbarer Begriff – man kann religiös sein, ohne Gott im Munde zu führen; man muss das Wort nicht einmal kennen oder mag es für den Sprachgebrauch verwerfen. Erst recht amorph sind alle anderen Begriffe, die die monotheistischen Traditionen der Religion zuweisen: die Offenbarung, das Heilige, die Schöpfung. Selbst wenn wir uns, etwa auf der Grundlage langjähriger Spekulation oder einer spirituellen Erleuchtung, im Klaren darüber zu sein meinten, was genau wir darunter verstehen, hätten wir keinen Anhalt, dass andere dasselbe verstehen oder – etwa vor zweihundert oder zweitausend Jahren – verstanden haben. Es sind Begriffe, die eine lange, nicht nur in den Glaubens-, mehr noch in den Sprach-

* Erweiterte Fassung des Festvortrags, gehalten auf der 83. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

gemeinschaften je spezifische Geschichte angereichert haben, mithin weit davon entfernt sind, etwas unmittelbar Angeschautes zu bezeichnen, wie man es für das Wort ›Holz‹ sagen könnte oder für ›Milch‹, selbst für das Kulturgut ›Brot‹. Einen Laib Brot, ein Stück Holz, ein Glas Milch könnten wir jedem Menschen auf der Welt zeigen und er wüsste es in aller Regel präzise in seine Sprache zu übersetzen – nicht so mit der Offenbarung, dem Heiligen, der Schöpfung, erst recht nicht mit Gott. Den Atem hingegen fühlen wir in den Nasenlöchern oder zwischen Lippen und Zähnen, als Kribbeln in der Kehle, in der Brust und im Bauch als eine äußere Einwirkung, von der unser Leben abhängt – von dem wir abhängen. Der Atem ist die grundlegende religiöse Erfahrung, die wir bestreiten oder anerkennen können:

Im Athemholen sind zweyerley Gnaden:
 Die Luft einziehn, sich ihrer entladen.
 Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
 So wunderbar ist das Leben gemischt.
 Du danke Gott, wenn er dich preßt,
 Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.
 (MA 11.1.2, S. 12)

Wer atmet? Das immanente Bewusstsein würde den Atem als Folge einer rein physiologischen Kausalität erklären. Es würde die menschliche Autonomie zwar ebenfalls relativieren, die Ursache für das Einholen und Ausströmen der Luft jedoch körperlichen Funktionen zuschreiben: Muskelsträngen, Stoffwechseln, Gehirnströmen, Blutbahnen, Herzschlägen und so weiter. Gleichwohl vermag der Atem – vermag nichts so sehr wie der Atem – selbst das nüchternste Gemüt metaphysisch zu erschüttern. Vielleicht nehmen wir diese Erschütterung im Alltag nicht wahr, vielleicht vergessen wir sie auch rasch. Sie muss keine Umkehr bewirken, sie kann im Gedächtnis eine bloße Irritation hinterlassen oder vollständig folgenlos bleiben. Aber dass es im Leben Atemwenden gibt, welche die Frage nach dem Grund des Daseins grundsätzlicher aufwerfen, als die Naturwissenschaft sie beantworten könnte, werden auch Menschen zugeben, die sich dennoch als religiös vollständig unmusikalisch bezeichnen würden:

Stellen wir uns einen Kreißsaal vor, als Mutter, als Vater. Wir sähen das eigene Kind zum ersten Mal nach Luft schnappen, sähen seinen kleinen Bauch auf- und niedergehen, der mit Blut und einem bräunlichen Gewebe wie von flüssig gewordenem Ton verschmiert ist, sähen die Nabelschnur, die das Kind nicht mehr zu versorgen braucht, und nähmen in unserem zugegeben hormonell stimulierten Glücksrausch den Atem nicht als bloße physiologische Gesetzmäßigkeit wahr, sondern unwillkürlich als Geschenk, als Gnade, wie es in Goethes *Talismane* heißt – Gnade meinetwegen der Natur, des Schicksals oder des Zufalls. Ohne dafür theologische Systemsprache bemühen zu müssen, bin ich mir sicher, dass Gott für den Menschen entstanden ist in ebensolchen Situationen wie der Geburt des eigenen Kindes, in denen das Bedürfnis einen überwältigt, seinen Dank auszusprechen. Denn zu danken bedeutet: jemandem oder etwas zu danken. In *Wilhelm Meisters Lehrjahren* heißt es: »Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Atemholen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen: daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sei. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das ists,

was ich mit geflissentlicher Vermeidung aller theologischen Systemsprache mit größter Wahrheit sagen kann« (MA 5, S. 389). Oder zu bitten: Wir sehen die eigene Mutter, den eigenen Vater auf dem Sterbebett atmen, sehen sie oder ihn fahl geworden, abgemagert, die Augen geschlossen, nicht mehr ansprechbar, sehen die Brust bei aller Kraftlosigkeit genauso stürmisch wie bei einem Baby auf- und niedergehen, hören den Puls womöglich durch das Piepen des Herzfrequenzmessers überlaut, registrieren, dass der Puls sich verlangsamt, erschrecken über die lang und länger werdende Stille, die der Atem nach dem Luftholen braucht, um zu wenden, Zehntel- oder volle Sekunden der völligen Reglosigkeit, während derer wir uns jedes Mal bang fragen, nein, während derer selbst die Robustesten unter uns bitten und flehen, dass die eingeatmete Luft aus der Brust auch wieder ausströmen möge. Auch wenn wir die Mutter, den Vater noch so sehr anflehen, so erkennen wir spätestens am Sterbebett, dass sie – dass nicht einmal unsere eigenen Eltern, die uns als Kindern so mächtig zu sein schienen, über ihren Atem verfügen. Wer oder was dann? Ich bin mir sicher, dass Gott für den Menschen auch aus der Notwendigkeit entstanden ist, sich an eine Mutter, einen Vater zu wenden, die unsterblich sind. Seiner *Elegie* hat Goethe folgende Zeilen vorangestellt:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
 Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.
 (MA 13.1, S. 94)

Goethe selbst vermied konsequent den Anblick von sterbenden oder bereits gestorbenen Menschen, die ihm nahestanden. Als seine Frau Christiane im Sterben lag, erkrankte er selbst, nur um prompt wieder aufzustehen, als die Leiche aus dem Haus getragen wurde. Genauso verfolgte er Schillers Ende aus der entschuldigten Ferne des eigenen Krankenbetts. Nach dem Tod seiner geliebten Schwester Cornelia blieb er tagelang stumm, gegen alle Etikette entzog er sich dem Begräbnis des Großherzogs und Todesnachrichten wurden ihm häufig mit jener Verzögerung überbracht, die Angehörige seit jeher als schonend missverstehen. Die Scheu vor der Begegnung, zumal der physischen Begegnung mit dem Tod, die die Forschung auch schon als Todesneurose diagnostizierte, mutet umso merkwürdiger an, als Goethe in der Anatomie genau unterrichtet war und als Student an mehreren Autopsien teilgenommen hatte. Liest man die entsprechende Stelle in *Dichtung und Wahrheit*, wird allerdings klar, dass die anatomischen Lektionen nicht nur der Mehrung des Wissens dienten, sondern fast mehr noch der Befreiung von der »Apprehension gegen widerwärtige Dinge« (MA 16, S. 404). Im Seziersaal wollte Goethe sich bewusst unempfindlich machen für den Tod – und brachte es wirklich so weit, »daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte« (MA 16, S. 405). Der Begriff »Apprehension« ist dabei nicht nur im Sinne einer »Besorgnis«, einer »Abneigung« zu verstehen, wie Goethe ihn vordergründig verwendet, sondern ebenso gut wörtlich als »Sinneseindruck«. Auf fremde, auf namenlose Leichen blickend, mochte es gelingen, sich »nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft« zu stählen (ebd.). Etwas völlig anderes war es, blieb es bis ins Alter, einen geliebten Menschen sterben zu sehen. Gerade weil sein Gottglaube in der empirischen Erfahrung gründete, muss Goethe die Erschütterung gefürchtet haben, die die Anschauung des Todes bereitet.

Seine religiöse Bewusstwerdung, erinnert sich Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, setzte mit zwei furchteinflößenden Naturereignissen ein. Das eine war fern, aber beispieillos in seiner Zerstörungsgewalt: das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755; es »verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken« (MA 16, S. 32). Das andere Ereignis im darauffolgenden Jahr nahm sich im Rückblick des Sechzigjährigen vergleichsweise gewöhnlich aus, durchfuhr dafür die eigenen Sinne mit tosendem Lärm und grellem Leuchten, mit Kälte, Nässe und Angstschweiß: ein nächtlicher Hagelschlag über Frankfurt, der einige Spiegelscheiben des elterlichen Hauses zerstörte, die Vorsäle und Treppen mit Wasser überflutete und für die Kinder umso beängstigender war, »als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunklen Gang mit fort riß, und dort auf den Knien liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte« (MA 16, S. 34). Die beiden Erfahrungen einer übermächtigen, den Menschen wahllos umherschleudernden Natur – das Hagelwetter über dem eigenen Haus eindrücklicher noch als die bloß berichtete Katastrophe von Lissabon – gaben dem Kind erste Gelegenheiten, »den zornigen Gott, von dem das alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen« (MA 16, S. 33).

Fast so schnell, wie sich die Nachrichten aus Lissabon verbreitet hatten oder das Gewitter über Frankfurt hinweggegangen war, vergaß das Kind allerdings die »Zorn-Äußerungen« Gottes schon wieder und sah »die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu Teil wird« (MA 16, S. 48). Bereits Goethes früheste Gotterfahrungen sind Erfahrungen der Natur. Aber nicht nur das: In der Natur offenbart sich Gott dem Siebenjährigen als jemand oder etwas, das mal bedrängt, mal erfrischt. Und schließlich: So wie der altgewordene Goethe im *Divan* den Wechsel positiv als Dialektik deutet, auch die Bedrängnis als notwendige Voraussetzung einer Befreiung für wunderbar erklärt, so überwiegt schon bei dem Kind das Vertrauen die Furcht:

Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne, und für denselben eben so wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Tiere Sorge tragen werde. (MA 16, S. 48)

Goethes religiöse Entwicklung hat viele Wendungen genommen und ihn zu scheinbar oder tatsächlich widersprüchlichen Äußerungen über das Christentum, ja über beinahe alle Religionen geführt, die seinerzeit überhaupt zu studieren waren. Er hat gegenüber Herder die »ganze Lehre Von Christo« als »Scheisding« beschimpft,¹ dem Theologen Lavater offen bekannt, »ein dezidirter Nichtkrist« zu sein,² und wider das Christentum einen »wahrhaft *Julianische[n] Haß*« gehegt.³ Gleichwohl legte er Wert auf die »heilige Handlung« der Taufe bei August und den anderen,

1 Goethe an Johann Gottfried Herder, etwa 12.5.1775 (WA IV, 2, S. 262).

2 Goethe an Johann Kaspar Lavater, 29.7.1782 (WA IV, 6, S. 20).

3 Friedrich Heinrich Jacobi an Goethe (Entwurf), November 1815 (Gespräche, Bd. 2, S. 21).

früh verstorbenen Kindern,⁴ bezeichnete die christliche Religion als »ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte« (MA 17, S. 388), und antwortete auf die selbst gestellte Frage, wer denn heutzutage noch ein Christ sei, wie Christus ihn haben wollte: »Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet«.⁵ Was er zu anderen Religionen bemerkte, liest sich kaum weniger paradox: Bezeichnenderweise wurde Goethe sowohl des Antisemitismus als auch des Philosemitismus bezichtigt. Er übersetzte Voltaires anti-islamisches Mohammed-Stück und verfasste selbst eine Hymne auf den Propheten des Islams, liebte die Veden, aber bescheinigte den Indern die »abstruseste Philosophie« und die »monstroseste Religion« (WA I, 42.2, S. 50), polemisierte gegen Spinoza und näherte sich dem Pantheismus Schritt für Schritt an. Und trotzdem weisen die Grundzüge der Goethe'schen Religiosität vom ersten bis zum letzten Lebensjahrzehnt eine bemerkenswerte Kontinuität auf: Es ist eine Religiosität der unmittelbaren Anschauung und der allmenschlichen Erfahrung, der präzisen Beobachtung und der naheliegenden, schon dem Kind notwendig erscheinenden Schlüsse. Sie kommt ohne Spekulation und fast ohne Glauben aus, insofern Goethe sie auf den natürlichen, von Erziehung und Denken allenfalls verschütteten Instinkt des Menschen zurückführt, sich selbst als Geschöpf und die Natur als Schöpfung zu betrachten:

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung dringt sich einem Jeden auf; ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. (MA 16, S. 150)

Wohlweislich fügt Goethe an, dass es sich mit der besonderen Religion ganz anders verhalte, »die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme«:

Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich sein muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist tödlich. Zur Überzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. (MA 16, S. 150)

In allen Glaubenstraditionen erkannte er – hier mehr, dort weniger – die allgemeine, die natürliche Religiosität wieder, die das Kind beim Anblick der Natur unwillkürlich fühlte und der Greis unerschütterlich hochhielt. Wo sich die Glaubenstraditionen jedoch unterschieden – und man könnte hinzufügen, je mehr sie sich von der gleichsam anthropologischen Religiosität des Menschen entfremdeten –, unterschied sich auch Goethes Urteil. Deshalb hob er nicht nur systematisch und historisch das Kirchenchristentum, das er für ein »Produkt des Irrtums und der Gewalt« (Gespräche, Bd. 3.1, S. 603) hielt, von einer ursprünglichen, reinen Bot-

4 Goethe an Christian Gottlob Voigt, 27.12.1789 (WA IV, 9, S. 171).

5 Gespräch mit Friedrich von Müller, 7.4.1830 (*Kanzler von Müller: Unterhaltungen mit Goethe*. Hrsg. von Ernst Grumach. Weimar 1956, S. 188).

schaft des Evangeliums ab, sondern es widerstrebte »dem Wahrheitsgefühl [s]einer Seele« bis in die letzten Lebensjahre, als er sich dem Christentum längst wieder zugewandt oder sich sogar ausdrücklich als Christ bekannt hatte, »daß Drei Eins sei und Eins Drei«. ⁶ Goethe hielt das Christentum insofern für »ewiglich«, als er es seinem biblischen Ursprung nach »tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet« sah (Gespräche, Bd. 2, S. 724). Er lehnte es insofern ab, als es bald nach seiner Entstehung das »ursprünglich Reine« eingebüßt habe und in der Gegenwart nur noch wie »verworrener Quark« sei. ⁷

›Glaube‹ ist ja überhaupt ein unpassendes Wort für Goethes Religiosität. Subjektiv glaubte Goethe nicht an Gott – er erkannte ihn, sah, hörte, roch, fühlte, erlebte, atmete und begriff im doppelten Sinne des Wortes, dass es einen einigen Gott geben müsse:

Den teleologischen Beweis vom Dasein Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen; was aber nicht als Beweis gilt soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Nivetheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, in Blütenduft und lauem Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen? (MA 17, S. 863, Nr. 808)

Wo andere aus der Religion eine Weltanschauung ableiteten, leitete Goethe umgekehrt aus der Anschauung der Welt religiöse Grundsätze ab: »Denn das Einfache verbirgt sich im Mannichfaltigen, und da ist's, wo bey mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist«. ⁸ Goethes Frömmigkeit und seine naturwissenschaftlichen Forschungen widersprechen sich nicht, sind nicht einmal beziehungslos, nein: Glaube und Wissenschaft, Poesie und Naturkunde bedingen und ergänzen einander. Das hat Albrecht Schöne am Beispiel der *Farbenlehre* aufgezeigt, die deutlich der Versuch ist, eine theologische Lehre in Einklang mit der empirischen Wirklichkeit zu bringen; das lässt sich dank Hendrik Birus' kommentierter Neuausgabe des *Divan* nun bis in die einzelnen Verszeilen der *Talismane* verfolgen. Die ›zweierlei Gnaden des Atemholens‹ etwa nimmt Goethe direkt aus dem ›Rosengarten‹ des persischen Dichters Saadi auf, dessen Werk er in Olearius' barocker Übersetzung kannte:

Ein jeglicher Athem, den man in sich zeucht, hilft zur Verlängerung des Lebens und der wieder aus uns geht, erfreuet den Geist. Darumb seynd im Athemholen zweierlei Gnaden und für jegliche soll man Gott im Herzen danken. ⁹

Zugleich jedoch entspricht der Atem als ein Bild des Lebens seiner eigenen, naturwissenschaftlichen Beobachtung, und Goethe schrieb beinahe zwei Jahrzehnte vor

6 Zu Eckermann, 4.1.1824 (MA 19, S. 492).

7 Goethe an Karl Ludwig von Knebel, 22.8.1817 (WA IV, 28, S. 227).

8 Goethe an Sulpiz Boisserée, 25.2.1832 (WA IV, 49, S. 250).

9 Johann Wolfgang Goethe: *West-östlicher Divan*. Neue, völlig revidierte Ausgabe. Hrsg. von Hendrik Birus. 2 Teilbände. Frankfurt a. M. 2010, Bd. 2, S. 909.

der Entstehung des *West-östlichen Divans* im Zusammenhang mit Kants *Kritik der reinen Vernunft*: »[...] die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend« (MA 12, S. 95).

Die Systole, um das vor einer literarischen Gesellschaft in Erinnerung zu rufen, ist nicht nur ein Begriff aus der antiken Metrik. Sie bezeichnet in der Medizin das Zusammenziehen des Herzmuskels, das sich mit dessen Erweiterung, der Diastole, rhythmisch abwechselt: »Die Luft einziehen, sich ihrer entladen« oder, wie Goethe in der *Farbenlehre* »das Pulsieren, in welchem sich Leben und Empfinden ausspricht«, außerdem nannte: »Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Fesseln, Lösen, rétrécir und développer etc.« (MA 10, S. 555). Auch auf anderen Gebieten der empirischen Forschung – in der Witterungslehre, der Tonlehre, der Wissenschaftslehre, der Morphologie –, außerdem in der Ethik und der Schöpfungsgeschichte entdeckte Goethe regelmäßig die »abwechselnde Wirkung der Zusammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt« (MA 12, S. 44). Selbst im Zusammenhang mit der Psychologie stellte er fest:

Es ist immerfort Systole und Diastole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf. (MA 17, S. 766, Nr. 278)

Dass wir den Atem anhalten, wenn wir erschrecken, und ausatmen, wenn wir über etwas erleichtert sind, ist jedem Menschen unmittelbar evident. Seltener wird uns bewusst, dass der Zusammenhang auch umgekehrt gilt: dass das Einatmen den Körper in Spannung versetzt, während das Ausatmen uns körperlich erleichtert. Man beobachte es genau: Wenn wir Luft holen, spüren wir bereits bei leicht gesteigerter Aufmerksamkeit, dass die Muskelstränge im Brustkorb oder unter der Bauchdecke – ich möchte nicht sagen: sich verkrampfen, aber doch fest werden, kontrahieren. Die Anspannung ist unter gewöhnlichen Umständen nicht unangenehm. Gleichwohl vermag jedes Luftholen die Ahnung zu erzeugen, dass der Atem schmerzhaft, sogar unerträglich werden könnte, wenn er nicht schon im selben Augenblick wendete und die Kehle hinauf wieder aus dem Mund oder der Nase strömte. Und merken wir ebenso aufs Ausatmen: Bereits bei leicht gesteigerter Aufmerksamkeit spüren wir, dass die Muskelstränge sich – ich möchte nicht sagen: befreien, aber doch nachgeben, expandieren. Die Entspannung ist zugegeben minimal. Gleichwohl müssen wir die Luft nur einige Sekunden oder bei sportlicher Konstitution ein, zwei Minuten anhalten, um die Erlösung zu empfinden, die im Ausatmen liegt. Der Atem, der entweicht, erleichtert physisch, indem er das Luftvolumen in der Brust verringert, genauso wie im übertragenen Sinne, indem er die Ahnung vertreibt, dass die Luft im Körper stillstehen könnte:

So setzt das Einatmen schon das Ausatmen voraus und umgekehrt; so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert. (MA 10, S. 36)

Als Goethe in der Übersetzung des ›Rosengarten‹ von den zweierlei Gnaden des Atemholens las, kann ihm das also keine neue Erkenntnis verschafft haben – es muss ein Wiedererkennen gewesen sein. Nur geringfügig verallgemeinert, ließe sich das von seiner gesamten Beschäftigung mit dem Islam sagen: Dessen Grund-

aussagen überzeugten ihn nicht, nein: Sie bestätigten, was ohnehin, was mehr empfunden als durchdacht schon mit sieben Jahren seine religiöse Gewissheit war.

Ich glaube einen Gott, dies ist ein schönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden. (MA 17, S. 864, Nr. 809)

Der Islam kennt das Wort ›Bekenntnis‹ nicht. Was im Deutschen mit ›Bekenntnis‹ übersetzt wird, etwa im Ausdruck des islamischen Glaubensbekenntnisses, ist genau genommen ein Bezeugen, *schahâda*: »Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt als Gott«. Die Differenz wirkt unscheinbar, ist in der Sache jedoch höchst gewichtig: Bekenntnis ist die Erklärung, einer spezifischen Lehre oder einer spezifischen Gruppe anzugehören; es ist immer ein Bekennen *von* etwas oder ein Eintreten *für* etwas, ein öffentlich gemachter Ausdruck der Gesinnung also, des Glaubens. Ich kann mich nur dann zu etwas bekennen, wenn auch andere Bekenntnisse möglich wären. Bezeugen hingegen ist eine für tatsächlich erklärte, öffentlich anerkannte Beobachtung, beruht somit auf einer empirischen Wahrnehmung oder Erfahrung, die objektiv vielleicht irreführend, subjektiv hingegen so eindeutig ist wie ein Laib Brot, den man vor sich sieht, ein Stück Holz, ein Glas Milch. »Bin ich nicht euer Herr?«, fragt Gott in Sure 7:171 die Menschen am Tag ihrer Schöpfung: »Ja, wir bezeugen es«, antworten die Menschen.¹⁰ Und Gott bekräftigt, dass es hier konkret um eine Zeugenaussage geht, also eine Tatsachenaussage vor einem Gericht:

Nun nehmen wir zu Zeugen euch,
Daß ihr nicht sagt am Tag der Auferstehung:
Wir waren dessen ungewahr!

Bekennen bedeutet: Unter verschiedenen Möglichkeiten bekenne ich mich zu dieser besonderen. Bezeugen hingegen ist die Verifizierung von etwas Gesehenem beziehungsweise Erlebtem, das so und nicht anders war. Die Alternative dazu ist nicht ein anderes Zeugnis – dafür ist das Angeschaute nach koranischer Lesart zu deutlich –, die Alternative zum Bezeugen ist Leugnung. Entsprechend haben die Ungläubigen im Koran nicht die falsche von mehreren möglichen Überzeugungen, sondern sind einfach nur »taub, stumm und blind – also verstehen sie nicht«, wie es in einer vielfach wiederkehrenden Formulierung des Korans heißt; und nicht verstehen, *lâ ya^cqilûna*, bedeutet hier tatsächlich: nicht wahrnehmen, nicht mit den Sinnen aufnehmen und deshalb nicht erkennen. »Von ihnen ist wohl mancher, der dir zuhört«, spricht Gott in Sure 10:43 zum Propheten über die Ungläubigen:

Doch kannst du hören machen Taube,
Auch wenn sie nichts verstehen?
Von ihnen ist auch mancher, der dich ansieht;
Doch kannst du leiten Blinde, auch wenn sie nicht sehn?

¹⁰ Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Koran-Übersetzungen von mir. Angelehnt habe ich mich an die Übersetzungen von Friedrich Rückert und Max Henning.

Die Gläubigen hingegen sind im Koran diejenigen, die das Selbstverständliche tun, nämlich sehen, hören, riechen, fühlen und ihren Verstand im Sinne Goethes gebrauchen, der an Friedrich Heinrich Jacobi schrieb:

Wenn du sagst man könne an Gott nur glauben [...] so sage ich dir, ich halte viel aufs schauen. (WA IV, 7, S. 214)

Auch im Koran glauben die Menschen nicht an Gott, sondern wissen um ihn; sie sehen, hören, fühlen und erkennen seine Existenz als eine offensichtliche Tatsache an. »Er hat Zeichen genug davon gegeben«, lautet Sure 2:159 in Goethes eigener Bearbeitung:

in der Schöpfung der Himmel und der Erden in der Abwechsl[un]g der Nacht und des Tags. pp. in diesem allem sind Zeichen genug seiner Einigkeit und Gütigkeit, vor die Völker, so sie mit Aufmerksamkeit betrachten wollen. (MA 1.2, S. 443 f.)

Dass die Natur voller Zeichen sei, durch die Gott sich den Menschen offenbare, hatte Goethe schon als Kind im Alten Testament gelesen und bis hin zu den *Maximen und Reflexionen* immer wieder bedacht:

Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung. (MA 17, S. 864, Nr. 810)

Der Islam nimmt das biblische Motiv von den Zeichen Gottes auf, um es zu einer wahrhaft semiotischen Theorie nicht nur der Schöpfung, vielmehr der gesamten Zivilisation zu erweitern, wie es am erstaunlichsten das außerkoranische Gotteswort sagt: »Ich war ein Schatz und wollte erkannt werden. Deshalb schuf ich die Welt«. Nicht nur durch seine Propheten, umfassender noch, selbst Kindern, Naturvölkern einleuchtend, offenbart Gott sich in der Natur, ja, in der gesamten Zivilisation, in der Geschichte, in der menschlichen Erfahrung, den sinnlichen Genüssen, vor allem der Liebe, im Atem natürlich, in allem Menschengemachten:

Siehe, in der Schöpfung der Himmel und der Erde
Und im Wechsel von Tag und Nacht
Und in den Schiffen, welche das Meer durchheilen
Mit dem, was den Menschen nützt,
Und im Wasser, das Gott vom Himmel niedersendet,
Um die Erde zu beleben nach ihrem Tod,
Und im Getier von allerlei Art,
Das er auf ihr ausgebreitet hat,
Und im Wechsel der Winde und der Wolken,
Die dienen müssen zwischen Himmel und Erde:
Wahrlich, darin sind Zeichen für ein Volk, das erkennt.
(Sure 2:165)

Goethe erkennt nicht bloß in der Natur, sondern auch in der Zivilisation, im »Tun und Treiben der Menschen seit Jahrtausenden [...] die geheimnisvolle Mitgabe einer höhern Macht ins Leben« (Gespräche, Bd. 3.1, S. 63). Die Welt ist in beiden Fällen ein Medium oder eben ›Organ‹, durch das Gott zum Menschen spricht. »Er

hat euch die Gestirne gesetzt, als Leiter in der Finsterniß zu Land und See«, lautet Sure 98:21 in der Hammer'schen Übersetzung, die Goethe vorlag. Den Vers aus dem Koran eignete er sich im *West-östlichen Divan* so an:

Er hat euch die Gestirne gesetzt
 Als Leiter zu Land und See;
 Damit ihr euch daran ergötzt,
 Stets blickend in die Höh.
 (MA 11.1.2, S. 11).

Einige der grundlegenden Schwierigkeiten, deretwegen Goethe mit dem Christentum rang, fand er im Islam nicht vor. Religion und Wissenschaft mussten nicht erst versöhnt werden, weil der Koran den Glauben direkt aus der menschlichen Vernunft ableitet – daher die Abweisung von Wundern durch Mohammed (die biblischen Prophetenwunder werden zwar anerkannt, jedoch dogmatisch zu selbstverständlichen Äußerungen der göttlichen Allmacht ohne weitere Beweiskraft herabgestuft), daher außerdem in der klassischen islamischen Erziehung die Bezeichnung der Theologie als ›Wissenschaft‹, die im Zusammenhang mit den anderen Geistes- und Naturwissenschaften gelehrt wurde. »Du hältst das Evangelium wie es steht für die göttlichste Wahrheit«, wendet sich Goethe in einem Brief an Lavater gegen alle übernatürlichen Beweise für Gottes Wirken,

mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästereien gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.¹¹

Der Mensch wird im Islam nicht sündhaft geboren, ist daher auf keine zusätzliche Gnade angewiesen, bedarf lediglich der Einsicht in seine naturgegebene Ausrichtung auf Gott. »Es preisen Ihn die sieben Himmel und die Erde und wer immer darin ist«, spricht Gott in Sure 17:44 die Ungläubigen an: »Nichts lebt, was Ihn nicht lobpreist. Doch ihr versteht ihre Lobpreisung nicht. Siehe, er ist milde und verzeihend«. Indem Goethe die angeborene Ausrichtung auf Gott gerade im Zusammenhang mit der *Farbenlehre* hervorhebt, spielt er bewusst oder unbewusst auf die zahlreichen Vergleiche des göttlichen Wesens mit dem Licht an, auf die er in denselben Jahren im Koran stieß. Dass der Sucher selbst ein Fünkchen des Lichts ist, das er sucht, ist eine Grundlehre des Sufismus. In der *Farbenlehre* begegnet sie einem zufällig oder eher nicht zufällig in einem Gedanken Plotins wieder, der seinerseits stark auf die islamische Lichtmystik eingewirkt hat:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
 Wie könnten wir das Licht erblicken?
 Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
 Wie könnt' uns Göttliches entzücken?
 (MA 10, S. 20)

11 Goethe an Johann Kaspar Lavater, 9.8.1782 (WA IV, 6, S. 36).

Mit der Gottausrichtung in direktem Zusammenhang steht der Rang, den der Koran dem Menschen innerhalb der Schöpfung zuweist, wenn er ihn statt zum Ebenbild ausdrücklich zum Stellvertreter beziehungsweise Nachfolger Gottes ernannt, zum *chalifa*, ihm damit die Verantwortung überträgt, die Schöpfung zu vollenden. Gerade Hafis, den Goethe zum Zwilling erkor, weist an mehreren Stellen auf die prometheische Bürde des Menschen hin:

Dem Himmel wurde die anvertraute Last zu schwer;
ich, der Närrische,
bin ausersehen, sie zu tragen.¹²

Überhaupt ist das Spannungsverhältnis, in welches der Koran die Abhängigkeit und Autonomie des Menschen setzt, der Antagonismus von Vorhersehung und Willensfreiheit, ein beherrschendes Thema der islamischen Theologie. Goethe hat dies ganz im Geiste der rationalistischen Schulen aufgelöst, wenn er schreibt:

Betrachten wir uns in jeder Lage des Lebens, so finden wir, daß wir äußerlich bedingt sind, vom ersten Athemzug bis zum letzten; daß uns aber jedoch die höchste Freyheit übrig geblieben ist, uns innerhalb unsrer selbst dergestalt auszubilden, daß wir uns mit der sittlichen Weltordnung in Einklang setzen und, was auch für Hindernisse sich hervorthun, dadurch mit uns selbst zum Frieden gelangen können.¹³

Mehr noch als das Menschenbild des Korans war es freilich die Weltzugewandtheit, die Goethe faszinierte, die Wertschätzung des Diesseits als Schauplatz einer allgegenwärtigen Offenbarung, der Vorrang des tätigen Glaubens vor dem bloß rechten Glauben und die Aufhebung des Gegensatzes von heilig und profan. Das erinnert natürlich und erinnerte Goethe sofort an den Pantheismus, der ihn nicht minder begeisterte. Anders jedoch als bei Spinoza ist die Natur im Islam nicht identisch mit Gott, sondern ein ›Organ‹, durch das Gott zum Menschen spricht. Die Differenz zwischen Pantheismus und Monotheismus nahm Goethe mit zunehmendem Alter immer ernster. Im Islam sah er die Lehre von der Allgegenwart Gottes, die ihn zum Pantheismus zog, mit dem Glauben an den einen einigen Gott versöhnt. Nur scheinbar paradox könnte deshalb gerade die Wertschätzung des Islams die Rückbesinnung auf das protestantische Christentum befördert haben. Kanzler von Müller berichtet von einem Gespräch mit Goethe am 28. März 1819, in dem dieser geäußert habe:

Zuversicht und *Ergebung* seien die echte Grundlage jeder bessern Religion, Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begriffen, eben weil er höher als unsre Vernunft und unser Verstand sei. Der Islam und die reformierte Religion seien sich hierin am ähnlichsten. (Gespräche, Bd. 3.1, S. 108)

¹² Zit. nach: *Die schönsten Gedichte aus dem klassischen Persien*. Übers. von Cyrus Atabay. München 1998, S. 141.

¹³ Goethe an Graf Moritz von Brühl, 23.10.1828 (WA IV, 45, S. 32).

Soweit ich sehe, gib es keine Textstelle, die einen kausalen Zusammenhang von Goethes islamischen Studien mit seiner Annäherung an den Protestantismus belegen würde. Das wäre bei einem so eigenwilligen, eigenständigen Geist wohl auch zu simpel gedacht. Und doch enthält eben dieser Gedanke, was unsere Zeit, was wir gerade in Deutschland, im religiös zunehmend vielfältigen und zugleich ungeübten Europa von Goethe zu lernen hätten: dass wir uns auf das Fremde einlassen müssen, um uns selbst zu entdecken. Wie sehr die Lektüre des Korans seine Lektüre der Bibel befruchtete, liegt angesichts der gemeinsamen Motive auf der Hand. Denn einerseits knüpft der Koran erklärtermaßen an die biblischen Religionen an, beglaubigt sie also, andererseits überwindet der Koran genau das, was für Goethe als Verfechter einer universalen Religiosität am schwierigsten zu akzeptieren war: den Anspruch auf Ausschließlichkeit. Mit den Worten »es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt, als in seiner Sprache« verwies Goethe auf das koranische Offenbarungskonzept,¹⁴ wonach der Islam die letzte, aber keineswegs die einzig gültige Religion sei. In den tausendfältigen Religionen sah Goethe »tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft«:¹⁵

Beim Glauben, sagte ich, komme alles darauf an, *daß* man glaube; *was* man glaube, sei völlig gleichgültig. (MA 16, S. 653)

So problematisch ihm speziell die Christologie blieb, die er mit seinem strengen Monotheismus nicht in Einklang zu bringen vermochte, sah Goethe mit zunehmendem Alter im Christentum mehr und mehr eine und eben die vertraute, die eigene Ausformung einer ›Weltfrömmigkeit‹, um Goethes eigenen Begriff aus *Wilhelm Meisters Wanderjahre* zu übernehmen:

Die Geschichte aller Religionen und Philosophien lehrt uns, daß diese große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der Beschränktheit gemäß überliefert worden; genug wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbstgenötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen. (MA 16, S. 381)

Wenn Goethe sich in manchen Äußerungen zum Islam zu bekennen scheint – er lehne z. B. »den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselman sey«¹⁶ –, dann ist dies stets im wörtlichen Sinne der Gottergebenheit gemeint: »Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Muth machen«,¹⁷ nicht als Identifikation mit der besonderen Religion, die der Prophet Mohammed begründet hat. »Und so müssen wir denn wieder im Islam (das heißt: in unbedingter Hingebung in den Willen Gottes) verharren«, schreibt Goethe in einem Brief an Johann Heinrich

14 Goethe an Adolf Oswald Blumenthal, 28.5.1819 (WA IV, 31, S. 160).

15 Goethe an Johann Kaspar Lavater, 4.10.1782 (WA IV, 6, S. 66).

16 Goethe (Anm. 9), Bd. 1, S. 549.

17 Goethe an Adele Schopenhauer, 19.9.1831 (WA IV, 49, S. 87).

Meyer vom 29. Juli 1816 (WA IV, 27, S. 123), um seine augenblickliche Stimmung zu beschreiben, und am 20. September 1820, als er sich ernsthaft um die Gesundheit seiner Schwiegertochter sorgt, schreibt er an Zelter: »Weiter kann ich nichts sagen, als daß ich auch hier mich im Islam zu halten suche« (WA IV, 33, S. 240).

Goethe befindet sich hier durchaus im Einklang mit den islamischen Quellentexten, die er studierte. Auch wenn es jenen Muslimen nicht bewusst zu sein scheint, die Goethes Äußerungen als Beweis für seine Konversion anführen, verwenden der Koran und der Prophet Mohammed das Wort ›Islam‹ und das davon abgeleitete Partizip ›Muslim‹ an vielen Stellen ebenfalls wörtlich und damit im Sinne jener allgemeinen, natürlichen Geisteshaltung oder eben ›Weltfrömmigkeit‹, die Goethe im Menschen angelegt sah: »[...] im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns Allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden« ist, sagt er am 11. April 1827 in einem Gespräch mit Eckermann über den Islam und fährt fort:

Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht, und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen, und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge hält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann. (MA 19, S. 222)

Gegen Ende des Gesprächs folgert Goethe, »daß dieser Lehre nichts fehlt und daß wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann« (ebd.). Aber eben hier, im höchsten Lob, das Goethe dem Islam je gemacht hat, wird auch deutlich, dass sich die Frage nach einer Konversion nie ernsthaft für ihn stellte. Gerade weil er die grundlegenden Lehren des Islams für universal hält, fand er sie in anderen und also auch in der eigenen, der christlichen Religion ebenso gut wieder:

Jenes philosophische System der Mohamedaner ist ein artiger Maßstab, den man an sich und Andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Tugend man denn eigentlich stehe. (MA 19, S. 223)

Hat Goethe den Islam, den er anpries, überhaupt richtig verstanden? Mit der Orthodoxie, also den großen sunnitischen Lehrinstitutionen wie der Azhar-Universität etwa oder der tunesischen Zaytouna, die die Dogmen, Verhaltensnormen und kultischen Regeln in den Mittelpunkt stellen, steht seine Deutung an vielen Stellen im Widerspruch. Fundamentalisten, die ausnahmslos alle Andersgläubigen zu Ungläubigen erklären, müssten gegen Goethes Belobigung sogar heftig protestieren. Hingegen mit der mystischen Tradition innerhalb des Islams korrespondiert seine Lesart bis in Details, die ihm selbst nicht bewusst sein konnten. Mögen die Autoren, zu denen er sich hingezogen fühlte, in der Geschichte des Islams bisweilen verketzert worden sein, sahen sie sich selbst doch als fromme Muslime und werden als solche bis heute verehrt. Tatsächlich berufen sich die Mystiker nicht weniger systematisch als die Fundamentalisten auf die islamischen Quellentexte – man erinnere nur mit Goethe daran, dass etwa Hafis kein Eigenname, sondern ein Ehrentitel für besonders Fromme war, die den gesamten Koran auswendig beherrschten,

»um bey jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können« (MA 11.1.2, S. 163). Im Unterschied zu den Fundamentalisten betonen die Mystiker allerdings den Geist und die universale Botschaft der Buchstaben. Nicht, weil Goethe ein paar Lektionen Arabisch gelernt hatte – nein, weil er wie Hafis selbst ein Dichter war, bewies er ein ähnliches Gespür für die poetische Struktur der koranischen Sprache, die einer wörtlichen Auslegung offenkundig entgegensteht. Mit welcher Sensibilität er zentrale Aussagen des Islams erfasste, sie teils wörtlich übernahm, teils weiterdachte, teils mit seinen eigenen poetischen Bildern verflocht, lässt sich zumal an den *Talismanen* ablesen, deren letzten ich eingangs zitierte:

Gottes ist der Orient!
 Gottes ist der Occident!
 Nord- und südliches Gelände
 Ruht im Frieden seiner Hände.
 (MA 11.1.2, S. 12)

Die ersten beiden Zeilen sind ein fast unverändert übernommenes Zitat aus der Hammer'schen Koran-Übersetzung, das in der dritten und vierten Zeile nicht nur geographisch ergänzt wird, sondern mit dem irdischen Frieden und den göttlichen Händen zwei weitere Motive aufnimmt, die für den Koran wesentlich sind:

Er der einzige Gerechte
 Will für jedermann das Rechte.
 Sey, von seinen hundert Namen,
 Dieser hochgelobet! Amen.
 (MA 11.1.2, S. 12)

Hier führt Goethe die Namen Gottes, zu denen es in der islamischen Gelehrsamkeit eine weitverzweigte Literatur gibt, nicht etwa nur allgemein ein, sondern entscheidet sich offenbar bewusst für die rationalistische Schule der Mutaziliten und Schiiten, die die Gerechtigkeit über alle anderen Attribute Gottes stellen und sogar zu einem der fünf Glaubenssätze erklären, die für jeden Muslim verbindlich seien:

Mich verwirren will das Irren;
 Doch du weißt mich zu entwirren.
 Wenn ich handle, wenn ich dichte,
 Gieb du meinem Weg die Richte.
 (MA 11.1.2, S. 12)

Die Verse beziehen die letzten beiden Zeilen der Fatiha, der ersten Sure des Korans, auf Goethes eigene Dichtung und treffen dabei, obwohl Goethe das arabische Original nicht lesen konnte, exakt den koranischen Gehalt des Ausdrucks ›Irren‹, *ḍalāl*, im Sinne eines ziel- und planlosen Umherschweifens. Die ›Richte‹ wiederum, im Sinne von ›Richtung‹, entspricht dem koranischen Gebrauch des Wortes ›Scharia‹ als Weg der göttlichen Leitung:

Ob ich Ird'sches denk' und sinne
 Das gereicht zu höherem Gewinne.

Mit dem Staube nicht der Geist zerstoßen
 Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.
 (MA 11.1.2, S. 12)

Hier wird verwiesen auf den Doppelsinn aller mystischen Dichtung, die das Irdische sehr wohl konkret meint und es im selben Moment als Gleichnis für das Überirdische begreift. Der Geist, der in sich selbst gedrängt nach oben steigt, verbindet die koranische Auferweckung der Seele nach dem leiblichen Tod mit der Goethe'schen Vorstellung der Monaden, die zur Weltseele emporstreben. Schließlich der letzte und längste der *Talismane*:

Im Athemholen sind zweyerley Gnaden:
 Die Luft einziehn, sich ihrer entladen.
 Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
 So wunderbar ist das Leben gemischt.
 Du danke Gott, wenn er dich preßt,
 Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.
 (MA 11.1.2, S. 12)

Ich kenne kein Gedicht – auch kein orientalisches –, das leichter Hand das Wesentliche des Islams so prägnant, poetisch elegant und zugleich vieldeutig erfasst wie Goethes *Talismane*. Allein diese letzte Strophe enthält eine Bibliothek muslimischer Gelehrsamkeit. Dabei war Goethe in den Quellen, die ihm zugänglich waren, bestenfalls auf Andeutungen gestoßen, dass seine eigene Beobachtung von der Systole und Diastole des menschlichen Geistes einer der zentralen Topoi des sufisch-theologischen Denkens ist. Terminus technicus hierfür ist im Arabischen der Ausdruck *qabḍ wa-baṣṭ*, der sich mit »Kontraktion und Expansion« übersetzen lässt, aber genauso gut goethesch mit »Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Fesseln, Lösen, rétrécir und développer etc.« (MA 10, S. 555). Ausgehend von Sure 2:245 – »Gott zieht zusammen und dehnt aus« – haben die Sufis dem Wechsel von Kontraktion und Expansion einen festen Platz in der Abfolge der Zustände zugewiesen, die ein Mystiker in der vierzigstägigen oder auch vierzigjährigen Versenkung durchläuft. Was Furcht und Hoffnung für die Schüler ist, das ist Kontraktion und Expansion für die Meister – nicht die Erwartung von etwas, das eintreten könnte, vielmehr die Erfahrung Gottes, die in der Gegenwart stattfindet, ohne dass der Mystiker darauf mehr Einfluss hätte als der Atmende auf den Atem. Das Herz zieht sich zusammen, wenn sich das Ich weitet, und weitet sich aus, wenn das Ich sich zusammenzieht, sagte der große Mystiker Bayazid Bestami, der auf der letzten Stufe der Erleuchtung so von Gott erfüllt war, dass er rief: »Preis sei mir!« Bayazid hatte die Stufe nach Kontraktion und Expansion erreicht: Entwerdung und Sein; nicht mehr Einschnürung, sondern vollständige Leere des Ich, nicht mehr Ausdehnung, sondern vollständige Erfüllung in Gott.

Der Unterschied von Kontraktion und Expansion wird häufig mit einer Anekdote von Johannes dem Täufer und Jesus illustriert: Während Johannes niemals lachte, weinte Jesus niemals, denn in der Brust des einen zog sich alles zusammen, in der des anderen dehnte das Herz sich aus. Als sie sich begegneten, fragte Johannes: »O Jesus, bist du dir sicher, dass du niemals von Gott abgeschnitten wirst?«.

Jesus antwortete: »O Johannes, hast du an Gottes Barmherzigkeit gezweifelt? Dein Weinen wird nichts am urewigen Urteil ändern, noch wird sich mein Lachen auf die Vorhersehung auswirken«. Widersprüchlich wirkende Selbstzeugnisse des Propheten Mohammed werden damit erklärt, dass er sich mal im Zustand der Expansion, mal im Zustand der Kontraktion befand, mal der Begeisterung, mal der Selbstzweifel. Ganz im Einklang mit Goethes letztem Talisman sind wohlgemerkt beide Zustände eine Gnade, weil der eine den anderen voraussetzt und die Ausdehnung nicht möglich wäre ohne die vorangehende und nachfolgende Einschnürung. Manche Sufis favorisieren sogar die Kontraktion, weil in ihr die Bedürftigkeit und mit der Bedürftigkeit das Verlangen nach Gott stärker empfunden werde. In jedem Fall ist die erwartete, einzig angemessene Reaktion, Gott genauso zu danken, wenn er den Menschen presst wie wenn er ihn wieder entlässt. Die Ungläubigen, das sind in der Sprache des Korans die *kuffâr*, was wörtlich übersetzt bedeutet: die Undankbaren. Unglaube wird also im Kern als Akt des Undanks eines Geschöpfes verstanden. In den Worten, die Goethe in seinem Fragment *Mahomet* dem Propheten in den Mund legt, drückt sich präzise die Weltanschauung des Islams aus:

an jeder stillen Quelle, unter jedem Blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe. Wie dank ich ihm er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, daß ich sein Nahen empfinden kann.
(MA 1.1, S. 517)

Die zentrale Bedeutung, die dem Dank beziehungsweise Preis Gottes im Islam zukommt, ergibt sich aus dem koranischen Weltbild, wonach die Schöpfung nicht nur im Ursprung gut *war*, sondern zu allen Zeiten, an allen Orten gut *ist*. Das heißt, der Koran steigert die biblische Aussage »Und siehe da, es war sehr gut« (1. Mose 1, 31) zu einer jederzeit überprüfbaren, jedem verständigen Menschen einsichtigen, ja, sichtbaren, hörbaren, riechbaren und eben nicht zuletzt mit jedem Atemzug im Körper spürbaren Realität:

Du siehst in der Schöpfung
Des Allerbarmers keinen Riß;
Und wende deinen Blick! siehst du wohl einen Sprung?
Dann wende nochmals deinen Blick und nochmals!
Es kehrt dein Blick zu Dir zurück,
Erliegend also, daß er müd hinfällt.
(Sure 67: 3 f.)

Dass die Schöpfung selbst bei genauester und nochmaliger und abermaliger Untersuchung nicht den geringsten Riss aufweise, ist ein gewaltiger Anspruch. Einerseits wirft er, angesichts des Leidens in der Welt, unabweislich die Frage nach der Theodizee auf, die zum Auslöser überhaupt des theologischen Nachdenkens im Islam wurde. Andererseits entspricht er ganz und gar dem Weltbild Goethes: Dass ausnahmslos jedem Phänomen auf Erden »eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne« (MA 10, S. 222), zugrunde liege, also eine nicht nur prästabilisierte, sondern jederzeit an jedem Ort gegenwärtige Harmonie, gibt er in der *Farbenlehre* nicht nur als eigene Überzeugung aus. Goethe geht so weit zu behaupten, dass jeder »[t]reue

Beobachter der Natur« zwingend zu derselben Einsicht kommen müsse – »wende nochmals deinen Blick und nochmals«: »[...] dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind« (ebd.).

Dass die Sufis die Systole und Diastole genau wie Goethe als Bild für die ewige Formel des Lebens verwenden, gründet in der koranischen, aus Genesis 2,7 übernommenen Schöpfungsvorstellung, dass Gott dem Menschen seinen Atem einhaucht. So heißt es in Sure 15 : 28:

Und damals sprach dein Herr zu den Engeln:
Sehet, einen Menschen will ich erschaffen,
Ihn formen aus trockenem Lehm.
Und wenn ich ihn gebildet habe;
Eingehaucht ihm von meinem Geist,
So fallet nieder anbetend vor ihm.

Im arabischen *rûḥ*, das gewöhnlich mit ›Geist‹ oder auch ›Seele‹ übersetzt wird, ist schon lexikalisch der Atem mitgesagt, insofern die Radikale r-û-ḥ mitsamt ihren unzähligen Ableitungen das Bedeutungsfeld ›frische Luft‹, ›Windhauch‹, ›Kühlung‹ oder eben auch ›Atmung‹ umfassen. »Wer den göttlichen Atem kennenlernen will, betrachte die Welt«, schrieb deshalb der *schayḥ al-akbar* oder größte Meister der islamischen Mystik, der Andalusier Ibn Arabi, an der Wende zum 13. Jahrhundert:

Die Welt manifestiert sich im Ausatmen des Erbarmers, mit dem Gott die in den göttlichen Namen enthaltenen Möglichkeiten erweiterte, indem Er sie vom einschnürenden Zustand der Nicht-Manifestation befreite.¹⁸

Ibn Arabi mag an die antike Vorstellung vom Küssen als einem Seelentausch gedacht haben, die in der islamischen Kultur geläufig war, als er das Einhauchen des Geistes oder eben auch Atems als die Urzärtlichkeit beschrieb: Gott als der Liebende erweckt den Menschen als seinen Geliebten, indem er ihn küsst. Die eingangs gestellte Frage lautete: Wer atmet? Sie beantwortet sich in einer solchen Schöpfungstheorie beinahe von selbst: Gott ist mit jedem Atemzug im Menschen gegenwärtig, atmet durch ihn hindurch, füllt ihn aus, zieht sich zurück, füllt ihn wieder aus. Mehr noch: Das ganze Universum ist ›der Atem des Barmherzigen‹, wie einer der häufigsten Ausdrücke Ibn Arabis lautet:

Durch seinen allbarmherzigen Atem erlöst Gott seine Geschöpfe von ihrer Anspannung. Die Kontraktion, die den Kosmos erfasste, rührt von der Tatsache her, dass alle Geschöpfe ursprünglich in sich zusammengezogen waren. Alles Beengte wird beengt, und alles Eingeschnürte wird eingeschnürt. Aber sowie der Mensch von Gott geformt wird, empfindet er die Einschnürung als unerträglich. Da erlöst ihn Gott durch seinen allbarmherzigen Atem, da Sein Atem ein Bestandteil der Liebe ist, mit der Er sich in dem Satz beschreibt: Ich liebte es, erkannt zu werden. Wenn Gott den Menschen durch seinen allbarmherzigen Atem

18 Muhyiddin Ibn Arabi: *Die Weisheit der Propheten (Fuṣūṣ al-ḥikam)*. Übers. von Titus Burckhardt u. Wolfgang Herrmann. Zürich 2005, S. 101.

erlöst, ist der Göttliche Atem eins mit der Existenz des Universums, und das Universum erkennt Ihn, wie Er es sich gewünscht hat. Deshalb ist das Universum mit der Barmherzigkeit eins, mit nichts anderem.¹⁹

Indes sieht Ibn Arabi nicht nur in der göttlichen Schöpfung einen Akt der Liebe, sondern umgekehrt auch in der körperlichen Liebe der Menschen einen Schöpfungsakt, der sich mimetisch zur Erschaffung des Menschen verhält. Dabei bezieht er das Stöhnen, das Mann und Frau bei ihrer Vereinigung ausstoßen, so konkret wie nur irgend denkbar auf die Systole und Diastole des menschlichen Geistes. Ibn Arabi analysiert nämlich phonetisch die beiden Buchstaben, die im Arabischen das Stöhnen lautmalerisch wiedergeben: das *hamza*, mit dem das arabische Alphabet den Glottisschlag bezeichnet, und das *hâ'*, das im Arabischen stets hörbar gesprochen wird, als ein Hauchen oder Aushauchen.

Stellen also auch wir uns ein Liebesbett vor: In schnellen, heftigen Zügen wird der Atem tief in die Brust oder in den Bauch gezogen, wo er Zehntel- oder ganze Sekunden länger als im gewöhnlichen Zustand verharrt und die Muskeln sich so heftig zusammenziehen, dass sie tief in der Kehle einen Knacklaut auslösen, den Glottisschlag. Die Kontraktion im Brustkorb oder in der höchsten Verzückung sogar unter der Bauchdecke entlädt sich in einem lauten, stimmhaften Aushauchen. Wenn wir so stöhnen, gleitet der Atem nicht bloß die Kehle hindurch zurück aus dem Mund oder der Nase – wie durch fremden Antrieb wird der Atem aus dem Körper gepumpt. Selbst das rein immanente Bewusstsein dürfte in solcher Verzückung schon einmal von der Ahnung befallen worden sein, sich nicht nur mit dem oder der Geliebten zu vereinigen, sondern mit der Umgebung, vielleicht sogar dem Universum:

Wenn zwei Liebende sich innig küssen, atmet jeder den Speichel des anderen, der in ihn eindringt. Der Atem des einen verbreitet sich somit beim Küssen oder Umarmen im anderen, und was so ausgeatmet wird, geht jedem der beiden Liebenden durch und durch.²⁰

Nicht nur für Ibn Arabi ist es Gottes Atem, den wir in der Liebe und ganz konkret in dem Augenblick fühlen, der im Französischen »la petite mort« genannt wird, obwohl er uns doch zugleich das Leben in höchster Intensität erfahren lässt, goethesch gesprochen: ein Stirbundwerde also ist. Ist der Zusammenhang von Schöpfung und Sexualität, kühlendem Atem und göttlichem Licht jemals schöner, prägnanter in Verse gefasst worden als in Goethes *Seliger Sehnsucht*, über dessen wörtlich zunehmende Bedeutung die meisten Deutschen prüde hinweggesehen haben?

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung
Wenn die stille Kerze leuchtet.
(MA 11.1.2, S. 21)

19 Zit. nach William C. Chittic: *The Sufi Path of Knowledge. Ibn al-'Arabi's Metaphysics of Imagination*. Albany NY 1989, S. 130 (Übersetzung N.K.).

20 Muhyiddin Ibn Arabi: *Abhandlung über die Liebe* (Aus den *Futûḥât al-makkiya*). Übers. von Maurice Gloton u. Wolfgang Hermann. Zürich 2009, S. 97.

Mit der »Kühlung, / Die dich zeugte, wo du zeugtest,« trifft Goethe mit geradezu traumwandlerischer Sicherheit den Gehalt des arabischen *rûḥ*, den Gott in den Menschen einbläst. Was Goethe offenbar nicht wusste, nicht gewusst haben kann – sonst hätte er es mindestens in seinen *Noten und Abhandlungen* erwähnt –, ist der Beiname, der Jesus im Islam zukommt: *rûḥu llâh*, Geist oder eben auch Atem Gottes. Als einziger Prophet trägt Jesus diesen Ehrentitel, weil sein Atem die Toten wiederbeleben konnte. Dahinter steht die Vorstellung, dass die Seele, von der man schon in der Antike annahm, dass sie im Atem enthalten sei, auf die Lippe tritt, wenn man stirbt. Sie kann jedoch in den Körper zurückgeführt werden durch den lebensspendenden Atem des Liebenden, der mit seinem Kuss den beinahe toten Geliebten erweckt. Jesus gilt in der islamischen Mystik als Prototyp des Menschen, der kraft seiner beispiellosen Liebe selbst zum Schöpfer und damit Gott unter allen Menschen am ähnlichsten wurde.

Goethe hat von der Stellung, die speziell dem christlichen Propheten in der islamischen Mystik zukommt, allenfalls in Andeutungen gewusst. Dass Jesus den Sufis der Geist oder Atem Gottes ist, *rûḥu llâh*, hätte ihn vielleicht zu einem neuen, eigenen Verständnis der Trinität geführt und mit dem Christentum endgültig versöhnt. Die Radikalität der Hingabe, die Jesus in der sufischen Lehre allen Liebenden zum Vorbild gibt, verstand Goethe jedenfalls sehr genau:

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen
Das nach Flammentod sich sehnet.
(MA 11.1.2, S. 21)

Stellen wir uns vor, *wir* würden sterben. Wenn ich das Wenige verallgemeinern darf, was ich vom Tod gehört und mit eigenen Augen gesehen habe, hauchen wir unseren Geist gar nicht aus, wie es die Redensart sagt. Der Atem, den wir schöpfen, wendet nicht mehr, er bleibt in der Brust – das ist der Tod, soweit ich es bezeugen kann: Die Luft einziehen, aber sich ihrer nie mehr entladen. Womöglich war es das, was auch Goethe, den Naturbeobachter, den Naturforscher, den Studenten der Medizin am Anblick der Sterbenden ängstigte: dass der Mensch in der Einschnürung zu enden scheint, nicht in der Ausdehnung. Bei Ibn Arabi fand ich eine Erklärung, die Goethe mehr als nur gefallen, die ihn metaphysisch beruhigt haben könnte. Sie stützt sich auf Sure 39:68, wonach Gott am Jüngsten Tag in die Trompete bläst oder genau gesagt: nicht bläst, vielmehr atmet, *nafacha* – »da stürzt hin, wer im Himmel und auf Erden«. Ibn Arabi, der den Prophetenspruch kennt, dass jeder Tod wie ein Jüngster Tag sei, weist darauf hin, dass *nafacha* an dieser Stelle nicht Ausatmen bedeuten muss, sondern lexikalisch genauso gut ein Einatmen bezeichnet: Im Augenblick des Todes atmet Gott den Geist, *rûḥ*, des Menschen ein; deshalb scheint der Mensch den letzten Atemzug an sich zu halten, also in der Bedrängnis zu sterben. Tatsächlich entlädt sich sein Atem wieder, jedoch in Gott, also unsichtbar für die Lebenden, die Umstehenden, die Angehörigen, und die Erfrischung ist nun ewiglich. Denn wenn Gott ausatmet – »dann wird geblasen [wörtlich: geatmet, *nafacha*] das andre Mal« –, stehen alle Geschöpfe auf und warten. Folgt man Ibn Arabi, ist es also Gott selbst, der sich bei unserem Tod presst und sich erst entlässt,

wenn er uns wiedererweckt, und Systole und Diastole wären mehr als die ewige Formel des Lebens, nämlich die Formel des ewigen Lebens.

»Ich möchte beten wie Moses im Koran«, schrieb Goethe einundzwanzigjährig in seiner ersten überlieferten Äußerung zum Islam an Herder: »Herr mache mir Raum in meiner engen Brust!«²¹

21 Goethe an Johann Gottfried Herder, Mitte Juli 1772 (WA IV, 2, S. 17).

WOLFGANG FRÜHWALD

Goethe und das Christentum. Anmerkungen zu einem ambivalenten Verhältnis

Seinen Artikel zu den Stichworten *Religion/Religiosität* im *Goethe-Handbuch* beginnt Hans-Jürgen Schings mit wenigen erhellenden Sätzen, die eine entschiedene Antwort auch auf die Frage nach Goethes Verhältnis zum Christentum geben:

G. war kein »wahnsinniger Religions-Verächter«, wie der Straßburger Professor Elias Stöber 1771 [richtig: 1772] den Verfasser der verwegenen Dissertation *De Legislatoribus* nannte [...], doch auch kein homo religiosus, den man an die Seite Augustins oder Dantes rücken könnte (Flitner, S. 23), ebensowenig der Religionsstifter für ein gebildetes Neuheidentum. G.s Religiosität und sein Begriff von Religion bilden sich in den Kampfzeiten des aufgeklärten Jahrhunderts aus. Sie tragen die Zeichen des Sieges der mündigen Vernunft über den alten Glauben: Emanzipation und Säkularisation.¹

Dabei hat die schon zu Goethes Lebenszeit umstrittene und von ihm selbst widersprüchlich beantwortete Frage, ob er ein Christ oder ein Heide oder – in seinen späten Lebensjahren – gar »ein zum Islam bekehrter Heide« sei,² bis heute an Aufmerksamkeit nichts verloren. Eine große Zahl anregender und zum Teil umfangreicher Studien aus jüngerer Zeit gibt davon Zeugnis.³ Die Zeitgenossen Goethes

- 1 Hans-Jürgen Schings: Art. *Religion/Religiosität* (Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 892-898; hier S. 892). Schings bezieht sich auf Elisabeth Genton (Hrsg.): *Goethes Straßburger Promotion*. Basel 1971. Das Zitat von Elias Stöber bezieht sich auf dessen Brief aus Straßburg vom 4. und 5. Juli 1772 an den Geheimen Hofrat Friedrich Dominicus Ring, Prinzenenerzieher in Karlsruhe, der beginnt: »Der Herr Goethe hat eine Rolle hier [in Straßburg] gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht« (*Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Zusammengestellt von Wilhelm Bode. Bd. 1: 1749-1793. Berlin, Weimar 1982, S. 29). Die erste Auflage des von Schings nach der 3. Aufl. zitierten Buches von Wilhelm Flitner: *Goethe im Spätwerk. Glaube, Weltsicht, Ethos*. Paderborn 1983, erschien in Hamburg 1947.
- 2 Heinrich Heine berichtet in seiner Schrift *Die romantische Schule*, dass Goethe so von August Wilhelm Schlegel »mit gläsernem Aerger« genannt worden sei (Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Bd. 8.1. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Hamburg 1979, S. 162); der Nachweis des von Heines Wortlaut abweichenden Originalzitats ebd., Bd. 8.2, S. 1332.
- 3 Siehe z. B. Martin Bollacher: Art. *Christentum* (Goethe-Handbuch, Bd. 4.1, S. 165-175); Jörg Baur: Art. *Theologie* (Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 1044-1048); Hans-Joachim Simm (Hrsg.): *Goethe und die Religion. Aus seinen Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen zusammengestellt*. Frankfurt a.M. 2000; Peter Hofmann: *Goethes Theologie*. Paderborn u. a. 2001; Christoph Perels: *Goethe und das Christentum*. In: Jb. des Freien Deutschen Hochstifts 2006, S. 25-53; Ernst Feil: *Religio*. Bd. 4: *Die Geschichte eines neuzeitlichen Grundbegriffs im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Göttingen 2007,

allerdings scheinen überwiegend der Überzeugung gewesen zu sein, dass er auf einem Parnass des modernen Heidentums einen prominenten Platz einnehmen könnte. So hat Heinrich Heine wenige Jahre nach Goethes Tod in der *Roman-tischen Schule* (1835) davon gesprochen, dass in Deutschland unterschiedliche Parteien »gegen Goethe laut geworden« seien. Dabei waren die »Orthodoxen [...] ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt; sie fürchteten seinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unscheinbarsten Liederchen, seine Weltansicht einflößte«.⁴ Auf einem Altarbild im St. Clara-Spital in Basel hat der Bildhauer und Maler Konrad Eberhard 1833 Goethe unter jenen Heiden dargestellt, »die sich vom Apostel Paulus nicht bekehren lassen wollen«. Christoph Perels hat darauf in einem informativen Vortrag verwiesen und zugleich betont, dass der Maler auf dem Altarbild Goethe »mit einem Blatt der ›Propyläen‹ in der Hand abgebildet« habe. Dies lässt darauf schließen, dass die Nazarener vor allem Goethes klassizistisches Kunstprogramm als heidnisch empfunden haben.⁵

Die Krise, in die Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geraten ist und die ihre Höhepunkte in der Französischen Revolution (1789) sowie der Auflösung einer tausendjährigen politischen Ordnung – des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (1806) – erreichte, war nicht zuletzt auch eine Krise der christlichen Religion, ihrer Lehrsätze, ihres Werte-Kanons, ihrer kirchlichen Verfassung. In den grausamen und blutigen Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten die christlichen Konfessionen mit der Plausibilität auch einen großen Teil ihrer sozialen und weltanschaulichen Bindungskräfte verloren. Franz Schnabel berichtet dazu in seiner *Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert* über den Geschichtsschreiber Droysen: »Als Johann Gustav Droysen 1842 jene ›wüsten Jahre‹ seit 1789 schilderte, in denen die alte deutsche Ordnung versank, da sprach er es aus, daß wir ›gleich Auswanderern aus der Heimat ihrer Väter zwar leichter, freier und rühriger, aber auch um tausend sittliche Bande und rechtliche Wehre ärmer zu unserer Gegenwart gekommen sind‹«.⁶ Droysen benannte eine kollektive Erfahrung, an der auch Goethe seit der Rückkehr aus Italien teilhatte und der sich niemand von den Mitlebenden entziehen konnte. So überließ der Geschichtsschreiber die für das Ende der alteuropäischen Ordnung signifikanten Bilder der

²2012 (das Goethekapitel S. 614-642); Werner Keller: *Altersmystik? Der späte Goethe und das Christentum seiner Zeit. Ein Fragment in Skizzenform*. In: ders.: »Wie es auch sei, das Leben ...«. *Beiträge zu Goethes Dichten und Denken*. Göttingen 2009, S. 415-434 (Erstdruck der Studie 1996); Günter Niggel: »In allen Elementen Gottes Gegenwart«. *Religion in Goethes Dichtung*. Darmstadt 2010; Johannes Anderegg: *Transformationen. Über Himmlisches und Teuflisches in Goethes ›Faust‹*. Bielefeld 2011. Ich verweise außerdem auf meine Studie *Weltfrömmigkeit: Johann Wolfgang Goethe*. In: Wolfgang Frühwald: *Das Gedächtnis der Frömmigkeit. Religion, Kirche und Literatur in Deutschland vom Barock bis zur Gegenwart*. Frankfurt a. M., Leipzig 2008, S. 91-114, die sich in einigen Passagen mit dem hier vorgelegten Text überschneidet.

⁴ Heine (Anm. 2), Bd. 8.1, S. 155.

⁵ Perels (Anm. 3), S. 27, 45.

⁶ Franz Schnabel: *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Die vormärzliche Zeit*. Freiburg i. Br. u. a. 1964, S. 11 (Herder-Taschenbuch Nr. 206).

Sehnsucht, der Erinnerung, der Kindheit und der ›alten, schönen Zeit‹ der zeitgenössischen Poesie und bediente sich im Bild der Auswanderer eines Phänomens, das die soziale Situation des 19. Jahrhunderts realistischer beschrieb als alle literarischen Metaphern zusammen. Goethe sah die christliche Religion in eine von der Dynamisierung aller Wert- und Lebensbereiche ausgelöste Krise verstrickt. Symptom dafür ist, dass seit Lessings Veröffentlichung der *Reimarus-Fragmente* (seit 1774) die in den Evangelien lange gesuchte historische Gestalt Jesu immer mehr verblasste, bis sie in dem von David Friedrich Strauß kritisch bearbeiteten *Leben Jesu* (1835) im Nebel der Mythenforschung entschwand.⁷ Einen ihm gleichrangigen theologischen Gesprächspartner hatte Goethe, wenn man von Herder einmal absieht, nicht. Er ist ähnlich wie Hegel »kein Freund der historischen Kritik gewesen, die so viele Illusionen zerstörte oder die Heroengestalten zernagte«.⁸ Aber er konnte nicht umhin, im Scheitern der Leben-Jesu-Forschung, deren rationalistische Auswüchse er schon in den *Leiden des jungen Werthers* (1774) satirisch behandelt hatte,⁹ ein Abbild jenes abendländischen Glaubensverlustes zu sehen, den Margarete im Religionsgespräch mit Faust in *Marthens Garten* »ahnungsvoll« durchschaut (FA I, 7.1, S. 523 u. 151). Als er mit dem Kanzler von Müller über die damals entstehenden Gruppen der »Denkgläubigen« diskutierte, meinte Goethe 1830, die Menschheit stecke jetzt »in einer religiösen Krisis; wie sie durchkommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen«.¹⁰

Goethe hat über weite Strecken seines Lebens versucht, die meist unerquicklichen theologischen Dispute der Zeit ebenso von sich fernzuhalten wie die politischen Konflikte. Zu Johannes Daniel Falk soll er gesagt haben: »Religion und Politik sind ein trübes Element für die Kunst. Ich habe sie mir immer so weit als möglich vom Leibe gehalten«.¹¹ Falk, der sich im Krieg von 1813 um die Nöte der verwaisten und verlassenen, auf Schlachtfeldern und Rückzugsstraßen herumirrenden und kampierenden Kinder kümmerte, hat – auch durch das eigene Schicksal näher am Elend der Zeit als Goethe positioniert –¹² zu diesem Gespräch kritisch bemerkt: »Nun traf es sich aber gerade, daß Religion und Politik, Kirche und Staat die beiden Pole wurden, zwischen denen sich das Jahrhundert, worin er [Goethe]

7 Franz Schnabel: *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*. Bd. 4: *Die religiösen Kräfte*. Freiburg i. Br. 1937, spricht von einem »Zerstörungswerk ohnegleichen; der seit langem so emsig gesuchte, vom Dogma befreite ›geschichtliche Jesus‹ entschwand im Nebel« (S. 512).

8 Ebd.

9 Vgl. im *Zweyten Theil* der *Leiden des jungen Werthers* den Brief vom 15. September mit der Beschreibung der Frau des neuen Pfarrers: »Eine Frazze, die sich abgiebt gelehrt zu seyn« und sich durch die Knaben, die nach den reifen Nüssen mit Steinen werfen, »in ihren tiefen Ueberlegungen« gestört fühlt, »wenn sie [die historisch-rationalistisch argumentierenden Bibelexegeten] [Benjamin] Kennikot, [Johann Salomo] Semler und [Johann David] Michaelis, gegen einander abwägt« (FA I, 8, S. 168, 170).

10 Gespräche, Bd. 3.2, S. 640.

11 Schnabel (Anm. 7), S. 405.

12 Innerhalb weniger Monate starben im Kriegsjahr 1813 vier von Falks Kindern an einer Seuche.

lebte, neu gestalten sollte«. ¹³ Auch wenn Falk die Entwicklung der Moderne vereinfacht haben mag, ist aus dieser Kritik doch zu erkennen, dass Goethes Verhältnis zu Religion und Christentum spätestens seit der Weimarer Zeit ein elitärer Zug anhaftete, der ihn nicht nur seinen romantischen Schülern, sondern auch langjährigen Freunden wie Johann Gottfried und Caroline Herder, Charlotte von Schiller oder Fritz Jacobi entfremdete. Erst nach Goethes Tod aber hat seine zugleich naturwissenschaftlich wie auch ästhetisch geprägte Perspektive auf das Christentum Anknüpfungspunkte für die Entstehung einer stadtbürgerlichen Humanitätsreligion geboten, welche die Weltanschauung des Bildungsbürgertums wurde und die niederen Schichten der Bevölkerung von Predigt- und Gottesdienstverständnis ausgeschlossen hat. Franz Schnabel berichtet von ganzen Generationen urbaner Pfarrer, »die mit solidem bürgerlichem Fleiß die moderne Bildung sich aneigneten und Goethe nicht minder häufig zitierten als die Bibel«. ¹⁴

Trotz aller Skepsis gegenüber den christlichen Lehrsätzen, gegenüber der Kirchenzucht und sogar gegenüber der Person Jesu hat Goethe zeitlebens, auch in den Jahren, in denen er, wie zum Beispiel in den *Venezianischen Epigrammen*, die Kritik an der christlichen Orthodoxie auf eine blasphemische Spitze trieb, ¹⁵ die Kasualienfrömmigkeit, das heißt die Orientierung des sozialen Lebens an kirchlichen Übergangsritualen, bewahrt. »[...] eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts« in der Kindheit und damit der Überlieferung des kirchlich verfassten Christentums hat er sich freilich nur als einer Art von trockener Morallehre erinnert, die ohne »geistreichen Vortrag [...] weder der Seele noch dem Herzen zusagen« konnte (FA I, 14, S. 50). Doch hat er im eigenen Leben wie in dem seiner Frau, seiner Kinder (auch der früh verstorbenen) und der Enkelkinder Kasualien wie Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Begräbnisriten beachtet. Das Christentum war für den von Spinoza – im Besonderen dessen Pantheismus und Ethik (seit wenigstens 1784/85) – faszinierten Goethe keine Quelle des Glaubens und der Lebensführung, aber eine soziale Ordnungsmacht, die er respektierte und die er respektiert sehen wollte. Darüber hinaus war ihm die Bibel (das Alte wie das Neue Testament) noch vor der *Ethik* des Spinoza, die er 1812 sein »altes Asyl« nannte und die er als ein Lebensbrevier mit sich führte und benutzte, ¹⁶ eine kulturelle Schatzkammer, aus der er sich in seinen Werken, seinen Briefen und Gesprächen ganz selbstverständlich bediente, deren Sprachmelodie und deren Inhaltskenntnis er bei seinem Publikum voraussetzte.

Es gibt im Leben Goethes eine kurze Phase, in der er sich im Widerstreit zwischen der »gesetzlichen Kirche« und pietistischem Separatismus auf die Seite der Minderheit geschlagen hat, auch wenn er meinte, dass »die Stillen im Lande [...] bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein

¹³ Schnabel (Anm. 7), S. 405.

¹⁴ Ebd., S. 501.

¹⁵ Vgl. u. a. Epigramm 66 (FA I, 1, S. 457) sowie die Epigramme aus dem Nachlass (FA I, 1, S. 465–468).

¹⁶ Martin Bollacher: Art. *Spinoza, Baruch de* (Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 999–1003; hier S. 1001 f.).

schien« (FA I, 14, S. 50). Doch ist diese pietistische Phase in Goethes Entwicklung weniger durch Theorie und Überlegung geleitet als durch die Zuneigung zu Menschen, denen er wie Susanna Katharina von Klettenberg im Freundeskreis der Mutter oder wie Ernst Theodor Langer in der Universitätsstadt Leipzig und in Krankheitsnöten begegnet ist. Auffallend ist dabei, wie selbstverständlich und offen Goethe den Seelendialekt des Pietismus gesprochen und geschrieben hat, so dass ihm dessen säkularisierende und individualisierende Übernahme in Werthers Briefe wenige Jahre später nicht schwergefallen ist. Vom 17. Januar 1769, Goethe war erst neunzehn Jahre alt, ist der Bekenntnisbrief an Langer datiert, dessen pietistisches Kernvokabular für die religiöse Entwicklung Goethes zwar umstritten, aber völlig kenntlich ist:

Sehen Sie lieber Langer es steht kurios mit uns; Mich hat der Heiland endlich erhascht, ich lief ihm zu lang und zu geschwind, da kriegt er mich bey den Haaren. Ihnen jagt er gewiss auch nach, und ich wills erleben dass er Sie einhohlt, für die Art nur möchte ich nicht gut sagen. Ich binn manchmal hübsch ruhig darüber, manchmal wenn ich stille ganz stille binn, und alles Gute fühle was aus der ewigen Quelle auf mich geflossen ist. Wenn wir auch noch so lange irre gehn, wir beyde, am Ende wirds doch werden. (FA II, 1, S. 150)

Im 15. Buch von *Dichtung und Wahrheit* aber berichtet er, weshalb er sich noch im selben Jahr 1769 auf der Synode von Marienborn von der Herrnhuter Brüdergemeine abgewandt hat. Die Brüder nämlich wollten ihn »so wenig als Fräulein von Klettenberg [...] für einen Christen [...] gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete«. Den »Unterscheidungsgrund« für das schroffe Urteil der Frommen über seine Weise, Christ zu sein, will er mehr durch Zufall als durch Recherche erfahren haben. Die Ablehnung war in seinem Pelagianismus begründet, der »zwar die erblichen Mängel« der menschlichen Natur zugestand, aber – im Unterschied zu einer strengen, der dauerhaften Buße und Askese bedürftigen Erbsündenlehre – »der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehn [wollte], welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne« (FA I, 14, S. 690f.). Da er von dieser Überzeugung, ohne es zunächst noch selbst zu wissen, »auf's innigste durchdrungen« war (FA I, 14, S. 691), zersetzten seine Zweifel an der Erbsündenlehre, also die Leugnung einer verderbten Natur des Menschen in radice, auch den Glauben an die Notwendigkeit der Erlösungstat Jesu, seines Todes und seiner Auferstehung und damit den Glauben an dessen gott-menschliche Natur. Werner Keller hat 1996 die Gründe, die Goethe seither und vor allem in der Mitte seines Lebens von den christlichen Glaubenssätzen trennten, knapp, aber zutreffend zusammengefasst:

Seine Vorbehalte und Einwände ergeben sich – konzentriert und dadurch auch reduziert – in dreierlei Gestalt: Die Kreuzessymbolik war für Goethe ein Ärgernis, die Lehre von der Erbsünde eine Entwürdigung der Schöpfung, Jesu Vergottung in der Trinität eine Blasphemie des *einen* Gottes.¹⁷

17 Keller (Anm. 3), S. 417.

In der Autobiographie hat Goethe die Entwicklung seines Verhältnisses zum Christentum aus jenem Abstand dargestellt, den ihm die Zeit dadurch geschenkt hat, dass er sich selbst historisch werden konnte. Begradigungen¹⁸ lebensgeschichtlicher Umwege waren dabei unvermeidlich, doch ist die Goethe-Philologie den von ihm in *Dichtung und Wahrheit* vorgezeichneten Bahnen gefolgt, weil diese Entwicklung, wann immer sie auch eingesetzt hat, eine Erklärung für jene Lebenshaltung zu bieten scheint, die Goethe nach seiner Trennung von der zinzendorfischen Frömmigkeit »ein Christentum zu meinem Privatgebrauch« genannt hat (FA I, 14, S. 692). Bei einem solchen Christentum ging es nicht mehr um die Betrachtung und die Nachfolge leidender, sondern um die Nachfolge tätiger Menschen, so dass diese Art der Pflichtethik durchaus mit dem übereinkommt, was Goethe seit der Arbeit an dem Altersroman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* seine ›Weltfrömmigkeit‹ genannt hat. Die Goethe-Philologie hat sich mit Begriff und Praxis dieser Weltfrömmigkeit immer wieder kritisch auseinandergesetzt. Unter anderen haben Werner Keller und Peter Hofmann sie als den Goethe eigenen Lebens- und Glaubensweg beschrieben, der im Gegensatz zur ›Hausfrömmigkeit‹ seiner Mutter und ihrer Freunde stand. In Begriff und Praxis der Weltfrömmigkeit aber geht es um mehr als um »die Sicherheit des Einzelnen«; sie reiche, schreibt der Abbé an Wilhelm im Zweiten Buch (7. Kapitel) von *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, »nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug in's Weite setzen, und nicht nur unsre Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen« (FA I, 10, S. 514).¹⁹ Auch Christoph Perels hat, Dietrich Bonhoeffer folgend, Goethes Verhältnis zum Christentum »nicht unter dem Aspekt des Bekenntnisses, sondern unter dem Aspekt der Lebensgestaltung und des praktischen Handelns neu« formuliert und dabei gesehen, dass Goethes Religiosität »mit dem, was zu seiner Zeit ›Christentum‹ hieß«, nicht zu vereinbaren war; keinesfalls aber sei ihm abzusprechen, »daß es ihm sein Leben lang mit Gretchens Frage ›Wie hast du's mit der Religion?‹ tief ernst« gewesen sei.²⁰ Vielleicht ist daher Goethes Weltfrömmigkeit, eine dem tätigen Augenblick zugewandte Lebenshaltung von Menschen, »die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden« lassen (FA I, 14, S. 691), am deutlichsten in einem Stammbucheintrag vom April des Jahres 1825 aufbewahrt. Emilie von Spiegel hat in diesem Monat eine Sentenz des von Goethe wenig geschätzten Jean Paul in das Stammbuch seines Enkels Walther geschrieben:

Der Mensch hat hier dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Offenkundig zornig erregt hat der 75 Jahre alte Goethe unter Jean Pauls Sentenz, die den eigenen Lebensmaximen diametral widersprach, geschrieben:

18 Vgl. Schings (Anm. 1), S. 893 f.: »Das Entwicklungsschema von *Dichtung und Wahrheit* begründet die tatsächlichen biographischen Verhältnisse«.

19 Vgl. dazu auch Keller (Anm. 3), S. 426 f.

20 Perels (Anm. 3), S. 31, 51. Zu neueren Deutungen des Religionsgesprächs zwischen Faust und Margarete in *Marthens Garten* vgl. u.a. Perels (Anm. 3), S. 32-35; Niggel (Anm. 3), S. 26 f.; Frühwald (Anm. 3), S. 105-112.

Ihrer sechzig hat die Stunde,
 Über tausend hat der Tag.
 Söhnchen! werde dir die Kunde
 Was man alles leisten mag.
 (FA I, 2, S. 807 u. S. 1300)

Ähnlich hat sich Goethe im Gespräch mit Eckermann noch am 11. März 1832, wenige Tage vor seinem Tod, geäußert. »Auch werden wir Alle«, soll er gesagt haben, »nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen« (FA II, 12, S. 749). Ob eine solche Tätigkeitsreligion, welche Kerngeheimnisse der christlichen Glaubenslehre – den Kreuzestod Jesu, seine Auferstehung, die gott-menschliche Natur – strikt von sich abhält, noch Christentum zu nennen ist, scheint mir ebenso problematisch wie Goethes zwiespältiges Verhältnis zu Jesus dem Christus. Goethe hat die Weltfrömmigkeit »sein« Christentum auch deshalb genannt, weil sie ihm seine »Neigung zu den heiligen Schriften so wie zu dem Stifter und den früheren Bekennern« nicht geraubt hat (FA I, 14, S. 692).

Aus dem Begriff der Tätigkeit schließlich ist ihm die Überzeugung eines Lebens über das Leben hinaus entsprungen. Zu Eckermann soll er am 4. Februar 1829 gesagt haben: »Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag« (FA II, 12, S. 301). Wenn dies eine religiöse Aussage ist, dann ist es keine, die in der Dogmatik des Christentums einen Ort hätte, wohl aber eine, die mit Genie auf das Leben hier, nicht so sehr auf ein persönliches Leben dort bezogen ist. Eckermann hat dies sogleich bemerkt und hinzugefügt, es sei »nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edlen Taten reizt, als diese. Denn wer will nicht bis an sein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet« (ebd.). In den regen Unsterblichkeitsdiskurs des 18. und frühen 19. Jahrhunderts eingeordnet, wie dies in dem gelehrten Buch von Johannes Anderegg geschieht, verliert Goethes Bekenntnis zu einem Leben nach dem Tod das Überraschende. Schließlich haben auch Kant, Lessing und Herder davon gesprochen, dass Jenseits und Unsterblichkeit wohl zu denken, aber nicht zu beweisen seien.²¹ Wenn Goethe betont, dass der Mensch ein Recht dazu habe, an Unsterblichkeit zu glauben, dass es seiner Natur gemäß sei und er auf religiöse Zusagen bauen dürfe (FA II, 12, S. 300), so nähert er sich Lessings Vorstellung, dass »künftig die Unsterblichkeit als Vernunftwahrheit fassbar sein werde«.²² Zwar hat Goethe mit der Vorstellung gespielt, dass unser Ich gerettet werden könnte, doch hat er in dem für das Unsterblichkeitsspiel paradigmatischen *Divan*-Gedicht *Höheres und Höchstes* die Entsinnlichung und auch die Entpersonalisierung des Menschen als Voraussetzung jener *Visio beatifica* gesehen,²³ die eine das irdische Leben überschreitende Verheißung für den auf Erden unermüdlich tätigen Menschen ist:

²¹ Anderegg (Anm. 3), S. 227-235.

²² Ebd., S. 232.

²³ Vgl. Frühwald (Anm. 3), S. 104 f.; Hofmann (Anm. 3), S. 344; Niggel (Anm. 3), S. 121 f.

Ungehemmt mit heissem Triebe
 Lässt sich da kein Ende finden,
 Bis im Anschau ewiger Liebe
 Wir verschweben, wir verschwinden.
 (FA I, 3.1, S. 445)

Das ist, mit der Betonung auf dem doppelten ›wir‹, jenes Hoffnungsszenarium, das Johannes Anderegg an der Bergschluchtenszene des *Faust II* belegt hat. Ihm ist »jenes ›Vielleicht‹ [eingeschrieben], das, im Gegensatz zur Glaubensgewissheit, sich der Intoleranz entgegenstemmt«. ²⁴

Goethe, der sich – in der Auseinandersetzung mit Johann Kaspar Lavaters schwärmerischer Christusbefolgung – in einem Brief vom 29. Juli 1782 (FA II, 2, S. 436 f.) aus der Reihe der von diesem aufgezählten Glaubenstypen den »Nichtchristen« auswählte und sich als »dezidierter Nichtkrist« bezeichnet hat, ²⁵ ist nicht davor zurückgeschreckt, sich bei unterschiedlichen Gelegenheiten zu einem modernen Heidentum zu bekennen. Trotzdem konnte er schneidend satirisch werden, wenn er in denunziatorischer Absicht ein Heide genannt wurde. Sein Roman *Die Wahlverwandtschaften* (1809), schon von zeitgenössischen Lesern als der *Werther* seines Alters verstanden, ²⁶ wurde damals als ein Ehebruchsroman gelesen, als die Darstellung, wie Fritz Jacobi meinte, einer »Himmelfahrt der bösen Lust«. ²⁷ Goethe wurde nun auch von einstigen Freunden offen als Heide bezeichnet. »Ich heidnisch?«, soll er auf diesen Vorwurf hin geantwortet haben, »ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verhungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug? was wollen sie noch Christlicheres?« (Gespräche, Bd. 2, S. 575). Härter konnte die Kritik am rigiden Moralkodex der christlichen Orthodoxie nicht formuliert werden. Zugleich aber hat er über den Roman gesagt: »Der sehr einfache Text dieses weitläufigen Büchleins sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren pp. Ich weiß nicht, ob irgend jemand sie in dieser Paraphrase wieder erkannt hat« (WA IV, 35, S. 74). Wie in seinen Äußerungen über das Christentum hat sich Goethe auch bei der Selbstinterpretation seiner Werke nicht festgelegt. Ein »Gottesschwätzer« ²⁸ ist er nie gewesen. Und darüber, was er im Innersten von den Geheimnissen des Schöpfers und der Schöpfung gedacht und geglaubt hat, hat er letztlich geschwiegen. Die »heitere Stille« (FA I, 8, S. 542) gehört zu den Kernworten seines Werkes – und seines Lebens.

²⁴ Anderegg (Anm. 3), S. 257.

²⁵ Vgl. FA II, 2, S. 988 (Kommentar), sowie Hofmann (Anm. 3), S. 380, 406, 418–420 u. ö.

²⁶ So z. B. von Jean Paul (1814) in einer Rezension von *De l'Allemagne par M^{me} la Baronne de Staël*. In: Heinz Härtl (Hrsg.): »Die Wahlverwandtschaften«. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang. Göttingen 2013, Nr. 475 (SchrGG, Bd. 76). Darin wird von Ottilie gesagt: »Dieser mehr als weibliche Werther erweckt mehr Anteil an seiner Liebe als der männliche«.

²⁷ Härtl (Anm. 26), Nr. 305.

²⁸ Herder an Lavater, 18.12.1773; zit. nach Anderegg (Anm. 3), S. 229.

HENDRIK BIRUS

Goethe – »ein Muselmann«?

War Goethe »ein Muselmann«? Eine sonderbare Idee. So mögen schon Goethes Zeitgenossen gedacht haben, als sie in der ›Ankündigung‹ im *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 24. Februar 1816 über den Dichter des *West-östlichen Divans* lasen: »Er freut sich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen, ja er lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sey« (FA I, 3.1, S. 549).¹

Wie viel befremdlicher mag dies aber erst uns erscheinen – und das schon allein der Formulierung wegen. Denn wo begegnet uns überhaupt noch das Wort ›Muselmann‹? Am ehesten wohl in Carl Gottlieb Herings nach wie vor populärem, doch zunehmend als xenophob beargwöhntem Kaffee-Kanon:

C-A-F-F-E-E, trink nicht so viel Kaffee!
Nicht für Kinder ist der Türkentrunk,
Schwächt die Nerven, macht dich blaß und krank,
Sei doch kein Muselmann, der ihn nicht lassen kann.

Oder in KZ-Berichten, denen zufolge die bereits ganz apathischen Häftlinge ›Muselmänner‹ genannt wurden. Ja, zur Erweiterung des Bedeutungsspektrums stieß ich jüngst auf die Zeitungsmeldung, dass ausgerechnet in einer mit militanten Islamisten befassten Verfassungsschutzabteilung »Begriffe wie ›Herrenrasse‹, ›Muselmann‹ oder ›Ölauge‹ gefallen sein sollen.² Ansonsten Fehlanzeige.

Dass das Wort ›Muselmann‹ so völlig aus der Mode gekommen ist und nur noch scherzhaft, wenn nicht gar abschätzig gebraucht wird, mag damit zusammenhängen, dass es wohl als eine Parallelbildung zu dem inzwischen obsoleten Ausdruck *Franzmann* (engl. *frenchman*) empfunden wurde, der nach dem Ausweis von Grimms *Deutschem Wörterbuch* ebenfalls über eine sehr respektable Vergangenheit verfügt.³ Für diese pejorative Assoziation gibt es etymologisch keinen Grund, da ›Muselmann‹ (wie ital. *musulmano* oder frz. *musulman*) auf das persische Wort für ›Muslim‹ zurückgeht: *مسلمان* (*mosalmān*).⁴ Da dieses Wort – mit der Aussprache

1 Darauf beruft sich Hadayatullah Hübsch in seinem polemischen ›letzten Brief‹ an Thilo Sarrazin: *Islam ist nicht Fanatismus: Goethe und Sarrazin, der Koran und wir*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ), Nr. 6, 8.1.2011, S. 31. Jürgen Link (*Aber Mohammed war doch der Prototyp des prophetischen Genies! Das war einmal die Leitkultur: Goethes symbolische Lektüre heiliger Schriften*. In: FAZ, Nr. 10, 13.1.2011, S. 29) schließt sich ihm ausdrücklich an. Zum politischen Kontext vgl. Patrick Bahners: *Die Panikmacher. Die deutsche Angst vor dem Islam. Eine Streitschrift*. München 2011.

2 Hans Leyendecker, Tanjev Schultz: *Die Kreuzritter vom Verfassungsschutz*. In: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 69, 22.3.2013, S. 5.

3 Vgl. DWb 12, Sp. 2737 (Muselmann), und DWb 4, S. 61 (Franzmann).

4 Vgl. Elmar Seebold (Bearb.): *Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24., durchgesehene u. erweiterte Aufl. Berlin, New York 2002, S. 639 (Muselman[n] – mit fehlerhafter pers.-türk. Herleitung).

müslüman – auch im Türkischen als Bezeichnung für ›Muslim‹ entlehnt worden ist und die Türken die Majorität der Muslime in Deutschland darstellen, verstieße es keineswegs gegen die Political Correctness, es – anders als ›Mohammedaner‹ – auch weiterhin zu verwenden.

Doch dies dahingestellt: Welches Licht könnten die sporadischen heutigen Verwendungsweisen auf jenes Goethe'sche Diktum werfen, der *Divan*-Dichter lehne den Verdacht nicht ab, »daß er selbst ein Muselmann sey«? Zunächst einmal, dass er im Gegensatz zum Kaffee-Kanon – oder auch zu Herrn Schlendrian in Bachs Kaffeekantate (BWV 211) – keineswegs orientalischen Sitten wie dem Kaffeetrinken abhold ist; gleich im Eröffnungsgedicht *Hegire* heißt es ja von seinem Sprecher, dass er mit »Schawl, Caffee und Moschus handle« (FA I, 3.1, S. 12, V. 22). Doch dass es dabei mit solcher Freude an »Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen« des Orients nicht sein Bewenden haben soll, zeigt die Klimax des Satzes: »ja er lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sey«.

Und die zunächst ganz abwegig erscheinende KZ-Assoziation? Dass die »verhältnismäßig große Schicht« der Häftlinge, »die schon längst den echten Lebenswillen verloren hatte«, als »›Muselmänner‹, also Leute von bedingungslosem Fatalismus«, bezeichnet wurden,⁵ weist in die Richtung des orientalischen Fatalismus, wie er sich vor allem in der späteren islamischen, freilich noch nicht koranischen Vorstellung des *kismet* (türk., aus arab. *قسمة* *qisma* ›Zuteilung, Schicksal‹)⁶ kristallisiert hat. Darauf bezieht sich Goethe, wenn er in der *Campagne in Frankreich* schreibt:

mir stellte sich, sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zur Hand und ich habe bemerkt daß Menschen die ein durchaus gefährlich Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die Mahomedanische Religion gibt hievon den besten Beweis. (FA I, 16, S. 469)⁷

Durch den Filter der Aufklärung gegangen, war Goethe diese Vorstellung vor allem durch Denis Diderots Roman *Jacques le fataliste et son maître* (1773-1775) ver-

5 Eugen Kogon: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*. München 422004, S. 400. Vgl. auch Primo Levi: *Ist das ein Mensch? Erinnerungen an Auschwitz. Mit einem Nachwort des Autors zur Neuauflage*. Übers. von Heinz Riedt. Erweiterte Neuauflage. Übers. von Christina Viragh. Reinbek 242010, S. 154, 163 u. 190. Weitere Zeugnisse in Giorgio Agamben: *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge*. Übers. von Stefan Monhardt. Frankfurt a.M. 2003, S. 36-75 (Kap. 2: *Der »Muselmann«*); vgl. schon Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Übers. von Hubert Thüring. Frankfurt a.M. 2002, S. 194 f. – Vgl. hierzu neuerdings Kathrin Wittler: »Muselmann«. *Anmerkungen zur Geschichte einer Bezeichnung*. In: *Zs. für Geschichtswissenschaft* 61 (2013), S. 1045-1056.

6 Der koranische Begriff *قدر* (*qadar* ›Vorherbestimmung‹) meint dagegen keinen blinden Fatalismus, sondern räumt der Eigenverantwortlichkeit des Menschen einen Spielraum ein.

7 Hierzu und zum Folgenden vgl. auch Katharina Mommsen: »Gottes ist der Orient! Gottes ist der Occident!« *Goethes Blick auf die Islamische Welt*. In: Katharina Mommsen: »Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen«. *Goethe und die Weltkulturen*. Göttingen 2012 (SchrGG, Bd. 75), S. 87-103; hier S. 100f.

traut. Doch obwohl er *Jacob der Fatalist* zu den »herrlichsten Arbeiten Diderots« zählte,⁸ war die Maxime Fausts, »im Anfang war die Tat!« (FA I, 7.1, S. 61, V. 1237), für Goethe doch stets ein Gegengewicht zu dem Satz von Jacques' Hauptmann: »[...] alles, was uns hienieden Gutes oder Böses begegne, stehe dort oben geschrieben« und: »jede Kugel, die aus einem Musketenlauf abgeschossen wird, hat ihre Adresse«.⁹

Schließlich der anti-islamistische Gebrauch der Bezeichnung »Muselmann«: Sollte Goethe wirklich den Verdacht nicht ablehnen, ein solcher »Glaubensheld«¹⁰ gewesen zu sein? Dazu eine ganz persönliche Erinnerung: Zehn Tage nach dem 11. September 2001 war ich nach Shirāz geflogen, um dort zwei Vorträge zu halten: *Religion und Aufklärung in Goethes »West-östlichem Divan«* und *Das »heutige Bild des Glaubens« in Goethes »Hafis Nameh«*. Als ich in dem erstgenannten Vortrag¹¹ zunächst Goethes respektvolle Äußerungen über den Koran, den Propheten Mohammed und die islamische Kultur referierte, um dann seine Kritik des Machtanspruchs der Kirche und sein Bekenntnis zu Reformation und Aufklärung darzustellen, fragte einer der aus Teheran eingeflogenen Studierenden seinen Professor: »War Goethe etwa ein Hizbollah?« (arab. حزب الله *ḥizbu'llāh* »Partei Gottes« war die Selbstbezeichnung von Chomeini-Anhängern in der islamischen Revolution und seither der militanten Schiiten im Libanon). Worauf der Professor erwiderte: »Wart's ab!«

Die verblüfften Leser der »Ankündigung« im *Morgenblatt für gebildete Stände* mochten dagegen jene virtuelle Selbststilisierung »Muselmann« als poetisches Rollenspiel, wenn nicht gar als bloße Koketterie des alten Goethe missverstehen. Doch ähnliche Sympathieerklärungen für den Islam finden sich auch in ganz ernsthaften privaten Äußerungen Goethes, etwa wenn er nach dem (zum Abbruch seiner dritten Rhein-Main-Reise führenden) Kutschenunfall seinem kunsthistorischen Mentor Heinrich Meyer im Brief vom 29. Juli 1816 rät: »Und so müssen wir denn wieder im Islam, (das heißt: in unbedingter Hingebung in den Willen Gottes) verharren« (WA IV, 27, S. 123). Oder wenn er ein halbes Jahr vor seinem Tod Adele Schopenhauer, der Schwester des Philosophen, im Hinblick auf ihre Umzugspläne schreibt: »Hier kann niemand dem andern rathen; beschließe was zu thun ist jeder bey sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Muth machen«

8 Goethe: *Urtheilsworte französischer Kritiker [II]* (FA I, 20, S. 425).

9 Denis Diderot: *Jakob und sein Herr*. Übers. von Wilhelm Christelf Siegmund Mylius, durchgesehen, ergänzt u. mit einem Nachwort versehen von Horst Günther. Frankfurt a. M. 1999, S. 7. – Von Goethes Sympathie mit diesem Fatalismus, unter Anspielung auf das letztgenannte Diderot-Zitat, berichtet Eckermanns Aufzeichnung eines Gesprächs vom 11. April 1827 (FA II, 12, S. 241). Katharina Mommsen geht noch einen entscheidenden Schritt weiter, wenn sie schreibt: »Goethe glaubte in der Tat so fest wie ein Muslim an die Vorherbestimmung des Schicksals durch Gott« (Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988, S. 239; entsprechend dies.: *Goethe und der Islam*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Peter Anton von Arnim. Frankfurt a. M., Leipzig 2001, S. 96).

10 *Berechtigte Männer*, V. 51 (FA I, 3.1, S. 129).

11 Hendrik Birus: »Im Islam leben und sterben wir alle«. *Religion und Aufklärung in Goethes »West-östlichem Divan«*. In: *Études Germaniques* 60 (2005), S. 265-282.

(WA IV, 49, S. 87). Wie grundsätzlich dies Goethe verstanden hat, zeigt seine Äußerung am 28. März 1819 gegenüber Kanzler von Müller:

Zuversicht und *Ergebung* seien die echte Grundlage jeder bessern Religion, Unterordnung unter einen höhern die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begriffen, eben weil er höher als unsre Vernunft und unser Verstand sei. Der Islam und die reformierte Religion seien sich hierin am ähnlichsten. (FA II, 8, S. 258)¹²

Während Goethe aber vom Calvinismus oder anderen Spielarten der reformierten Konfession keinerlei poetische Inspiration erhielt, empfing er diese in reichem Maße vom Islam, waren doch schon seinem fragmentarischen Dramenentwurf *Mahomet* (1772) eine intensive Lektüre und eine Neuübersetzung einzelner Verse des Korans (FA I, 12, S. 361–364) vorausgegangen. Diese wiederholte Beschäftigung mit dem Koran fand nun im *West-östlichen Divan* ihren Höhepunkt.

Um jene Frage des persischen Studenten am kürzesten und zugleich am differenziertesten zu beantworten, sollten wir uns einen Vierzeiler aus dem *Hikmet-Nameh* – *Buch der Sprüche* näher anschauen, dessen Schlussvers gern von denen ins Feld geführt wird, die Goethe als Vorreiter eines Euro-Islam reklamieren wollen.¹³ Das Spruchgedicht lautet:

Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meynung preißt!
Wenn *Islam* Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir alle.
(FA I, 3.1, S. 65)

Ausgangspunkt ist also die nicht zu schlichtende Meinungsvielfalt der modernen Gesellschaft. Ihr wird die Allgemeingültigkeit des Islams entgegengesetzt – freilich nicht bedingungslos; denn das einleitende »Wenn« hat durchaus auch die Bedeutungskomponente »sofern«: *Wenn* ›Islam‹ im Sinne seiner ursprünglichen arabischen Wortbedeutung (اسلام *islām* ›Ergebung [in Gottes Willen], Versöhnung‹) zu verstehen ist, vermag er ein universell einigendes Prinzip zu sein. Dies wird durch einen intertextuellen Bezug zum Neuen Testament noch bekräftigt, verweist doch Goethes letzter Vers auf den Römerbrief des Apostels Paulus (14, 8), in dem es heißt: »Leben

¹² Link (Anm. 1) führt dies zu Recht gegen Sarrazin ins Feld.

¹³ »Man möchte sich wünschen, daß bei den vielen Debatten über die Integration von Ausländern in Deutschland [...] einmal ein türkischer Deutscher aufstehen und den deutschen Spießbürgern mit ihrer Deutschtümelei entgegenhalten würde: Ihr kennt eure eigenen Klassiker nicht! Der größte deutsche Dichter hat sich mehrmals zum Islam bekannt!« (Peter Anton von Arnim: *Nachwort: Goethe als Leitfigur eines deutschen Islam?* In: Mommsen: *Goethe und der Islam* [Anm. 9], S. 431–454; bes. S. 445–447, Zitat S. 445). Diese Tendenz hat ein Jahrzehnt später in der aufgeregten Debatte um Thilo Sarrazins *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen* (München 2012) die wunderlichsten Blüten getrieben. Klärend hierzu Wolfgang Frühwald: *Viel Dichtung, wenig Wahrheit. Goethes Lyrik taugt nicht zur Beschreibung eines dogmatischen Islam*. In: FAZ, Nr. 12, 15.1.2011, S. 31.

wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn«.

Das Schlüsselwort der ›Gottergebenheit‹ lässt sich zugleich auf Lessings *Nathan der Weise* zurückbeziehen. In dessen zentraler ›Ring-Parabel‹ wird ja gerade die »Ergebenheit / in Gott« in Verbindung mit der »unbestochnen / Von Vorurteilen freien Liebe [...], mit Sanftmut, / Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun« von Nathan aufs höchste gerühmt.¹⁴ Diese Gottergebenheit ist aber für ihn die Frucht bitterster Lebenserfahrungen, denn die Christen hatten – wie er später berichtet – im palästinensischen Gath alle Juden ermordet und dabei auch seine Frau und »sieben hoffnungsvolle Söhne« verbrannt. Daraufhin, so Nathan:

hatt' ich drei Tag' und Näch't' in Asch'
 Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. –
 Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
 Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
 Der Christenheit den unversöhnlichsten
 Haß zugeschworen –
 [...]
 Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
 Sie sprach mit sanfter Stimm': »und doch ist Gott!
 Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
 Komm! übe, was du längst begriffen hast;
 Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
 Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
 Steh auf!« – Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
 Willst du nur, daß ich will!¹⁵

Wohlgemerkt: Am Anfang des Entschlusses zur Gottergebenheit steht – ähnlich wie im alttestamentlichen Buch Hiob – eine persönliche Katastrophe, die Nathan mit Gott hadern lässt. Was ihn aber daraus erlöst, ist nicht etwa ein irrationales Gefühl der Scheu, der Hoffnung oder des Glaubens, sondern die Vernunft selbst: einerseits ein ganz subjektives Vermögen, andererseits eine überpersönliche, alle Vernunftwesen verbindende Instanz. Anders als gemeinhin der Aufklärung unterstellt wird, steht diese Vernunft nun nicht etwa im Gegensatz zum Glauben, sondern es ist geradezu die »sanfte Stimm'« der Vernunft, die dem Verzweifelten ganz von innen und zugleich wie ein persönliches Gegenüber versichert: »und doch ist Gott! / Doch war auch Gottes Ratschluß das!« Und indem sie an ihn appelliert: »Steh auf!«, reagiert Nathan darauf zwar mit einer individuellen Willenshandlung (»Ich stand!«), aber diese resultiert nicht etwa aus einer Selbstermächtigung, sondern weiß sich gerade in ihrer Autonomie letztlich in Gottes Willen begründet – daher Nathans Gottesanruf: »ich will! / Willst du nur, daß ich will!«

¹⁴ Lessing: *Nathan der Weise* (III, 1, V. 74 f., u. III, 7, V. 525-531). In: Lessing: *Werke und Briefe in zwölf Bänden*. Hrsg. von Wilfried Barner u. a. Bd. 9: *Werke 1778-1780*. Hrsg. von Klaus Bohnen u. Arno Schilson. Frankfurt a.M. 1993, S. 483-627; hier S. 559 u. 543.

¹⁵ Ebd., S. 596 f. (IV, 7, V. 668-681).

Wie sich hier der Gegensatz von Vernunft und Glauben aufgehoben findet, so auch der zwischen den verschiedenen Religionen. Denn wie hierauf sein christlicher Zuhörer, der Klosterbruder, ausruft:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! – Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie!

So erwidert Nathan:

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!¹⁶

Analog dazu wird man sagen dürfen: Wenn seine ›Gottergebenheit‹ den *Divan*-Dichter zum ›Muselmann‹ macht, so macht sie ihn nicht minder zum Juden oder Christen.

Doch das Bekenntnis zum Islam beschränkt sich keineswegs auf dessen Wortbedeutung ›Ergebenheit in Gott‹, denn außer dem Glauben an die Vorherbestimmung sind für den Muslim noch fünf weitere Glaubensartikel verpflichtend, wie sie in Sure 4, 136 formuliert sind:

O ihr, die ihr glaubt!
Glaubt an *Gott* und seinen *Gesandten*
und an das *Buch*, das er auf ihn herabgesandt,
und an das Buch, das er zuvor herabgesandt.
Denn wer an Gott nicht glaubt und seine *Engel*,
seine Bücher, seine Gesandten und den *Jüngsten Tag*,
der ist schon sehr weit abgeirrt.¹⁷

Außer dem Glaubensbekenntnis (*šahāda*) umfassen die ›Fünf Pfeiler des Islam‹ (*arkān*) allerdings noch vier weitere kultische und moralisch-ethische Pflichten: das rituelle Gebet (*ṣalāh*), die Almosensteuer (*zakāh*), das Fasten im Ramadan (*ṣaum*) und die Pilgerfahrt nach Mekka (*ḥaǧǧ*). Sich über die Gottergebenheit hinaus zu allem zu bekennen, lag aber Goethe ebenso fern, wie er sich früher von Lavaters proselytenmachendem Christusglauben mit seinem Anti-Bekenntnis als »dezidirter Nichtkrist«¹⁸ abgegrenzt hatte und er nun in einem *Divan*-Gedicht spielerisch die Rolle eines *Rabbi* (»Das will mir so recht nicht ein«)¹⁹ zurückweist.

Wie er einst Faust auf Gretchens Frage: »Glaubst du an Gott?« erwidern ließ: »Wer darf ihn nennen? / Und wer bekennen: / Ich glaub' ihn?« (FA I, 7.1, S. 148 f., V. 3426 u. 3432-3434), so schreibt Goethe ein Jahr vor seinem Tod an Boisserée, er habe »von Erschaffung der Welt an, keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen«. Nun aber erfahre er

16 Ebd., S. 597 (IV, 7, V. 688-692).

17 *Der Koran*. Aus dem Arabischen neu übertragen von Hartmut Bobzin unter Mitarb. von Katharina Bobzin. München 2010, S. 86 (Hervorhebungen H.B.).

18 Goethe an Lavater, 29.7.1782 (FA II, 2, S. 436).

19 »Volk und Knecht und Ueberwinder«, V. 21 f. (FA I, 3.1, S. 85).

von einer Sekte der *Hypsistarien*, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarien zu qualifizieren; das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beschränkung seiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?²⁰

Wenn Goethe als *Divan*-Dichter nicht den Verdacht ablehnen will, »daß er selbst ein Muselmann sey«, so meint dies kein weiterreichendes Bekenntnis als das zu einem Islam im überkonfessionellen Sinne einer »Ergebenheit in Gott«. Sollte dies »der stärkste »Trumpf« der Vertreter eines islamophilen Goethe« sein, den deren Gegner keinesfalls hätten unterschlagen dürfen (so Jürgen Link im Anschluss an Hadayatullah Hübsch),²¹ dann ist mit ihm kein großer Stich zu machen.

Ebenso wird man es schwerlich als Beleg dafür werten können, dass Goethe »den Islam insgesamt höher [wertete] als das Christentum« (so wiederum Jürgen Link),²² wenn sich in dem sekretierten *Divan*-Gedicht »Süsses Kind, die Perlenreihen« die Strophe findet:

Jesus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte
Kränckte seinen heiligen Willen.
(FA I, 3.1, S. 509)

Dies ist lediglich eine Paraphrase der Koran-Sure 5, 116 f., die nicht mit einer Positionsbestimmung Goethes verwechselt werden sollte. Andererseits ist aus Goethes erstem *Talisman*-Gedicht:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.
(FA I, 3.1, S. 15)

keineswegs (wie Thilo Sarrazin unterstellt) der »umfassende Machtanspruch des Islam« herauszulesen.²³ Genauso wenig verträgt sich Sarrazins Behauptung, Goethe »wusste, durch das Schicksal des Hafis als Poet, dass er in der islamischen Glaubenswelt nicht die geistige Freiheit genossen hätte, die er als abendländischer

20 Goethe an Sulpiz Boisserée, 22.3.1831 (FA II, 11, S. 381 f.); vgl. auch den Kommentar in HA Briefe, Bd. 4, S. 653 f.

21 Zu Link und Hübsch siehe Anm. 1.

22 Link (Anm. 1), S. 29.

23 Thilo Sarrazin: *Ich hätte eine Staatskrise auslösen können*. In: FAZ, Nr. 300, 24.12.2010, S. 33.

Dichter in Weimar besaß«, ²⁴ mit dem Text der Gedichte *Beyname* (FA I, 3.1, S. 28) und »Uebermacht, Ihr könnt es spüren«. In letzterem findet sich die bittere Strophe:

Hafis auch und Ulrich Hutten
 Mußten ganz bestimmt sich rüsten
 Gegen braun' und blaue Kutten;
 Meine gehn wie andre Christen.
 (FA I, 3.1, S. 54)

Statt solcher Vereinnahmungen und Abgrenzungen geht es Goethe im *West-östlichen Divan* vielmehr um zwischen Empathie und Skepsis oszillierende wechselseitige Spiegelungen von Islamischem und Christlichem, Orient und Okzident, Shirāz und Weimar. Um derentwillen ist dieses Goethe'sche Spätwerk in seinem Gedicht- wie in seinem Prosa-Teil so überreich gesättigt mit Details der Geschichte, Religion und Poesie des Vorderen Orients. Das macht Goethe zu einer der wenigen westlichen Identifikationsfiguren in Edward Saids *Orientalism* (1978); ²⁵ und in diesem Sinne braucht der *Divan*-Dichter den Verdacht nicht abzulehnen, »daß er selbst ein Muselmann sey«. ²⁶

24 Thilo Sarrazin [Leserbrief]: *Ich bin ein Laie, der Goethe-Deutsch versteht*. In: FAZ, Nr. 15, 19.1.2011, S. 32.

25 Vgl. Edward W. Said: *Orientalismus*. Übers. von Hans Günter Holl. Frankfurt a.M. 2009; bes. S. 33, 67 f., 122, 195 f.; vgl. auch sein *Vorwort von 2003*. In: ebd., S. 404-420; bes. S. 413 f.; sowie Saids *Introduction to the Fiftieth-Anniversary Edition* der englischen Übersetzung von Erich Auerbach: *Mimesis. The Representation of Reality in Western Literature*. Übers. von Willard R. Trask. Princeton, Oxford 2003, S. ix-xxxii; bes. S. xv f.

26 Wie einst Hellmut Ritter (vgl. Hendrik Birus: *Vergleichung. Goethes Einführung in die Schreibweise Jean Pauls*. Stuttgart 1986, S. 115, Anm. 42) nutze ich diese Gelegenheit, um einen Druckfehler zu korrigieren, den ich auch in der revidierten Neuausgabe meiner *Divan*-Edition (Berlin 2010) übersehen hatte: Die zweite Strophe von *Hochbild* (FA I, 3.1, S. 94) schließt ohne Satzzeichen (freundlicher Hinweis von Jürgen Bay). S. 785, Z. 7 v.u., lies: S. 1697-1699; ferner muss S. 457, Z. 20, denselben Einzug wie die vorangehende Zeile haben.

TERENCE JAMES REED

Der säkulare Goethe und seine Religion

Religion zu haben ist Pflicht gegen sich selbst –
aber nicht einen Religionsglauben zu haben.

*Immanuel Kant*¹

»Du hältst das Evangelium wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht, vielmehr halte ich dieses für Lästereien gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur«. So schrieb Goethe am 9. August 1782 an Johann Kaspar Lavater (HA Briefe, Bd. 1, S. 403). Die Äußerung enthält auf den ersten Blick eine radikal vernichtende Kritik am Christentum, wie man sie von Voltaire oder Diderot gewohnt ist.² Sie fußt auf dem klassischen Argument von der Beständigkeit empirischer Erfahrung, wie es David Hume bereits 1748 in seinem Essay *Of miracles* angewendet hat, um angebliche Wunder auf den »menschlich-allzumenschlichen« Faktor in all seinen Varianten zurückzuführen: Illusion, Betrug, Leichtgläubigkeit, unzuverlässige Überlieferung.

Bei Goethe jedoch folgt der aufgeklärten Skepsis ein durchaus positives Moment auf dem Fuße. Jungferzeugung und Auferstehung seien nicht bloß für den gesunden irdischen Verstand an sich unglaubwürdig; er beruft sich auf seinen eigenen »großen Gott«, gegenüber dessen Offenbarung sich Lavater mit seinen Glaubenssätzen »Lästereien« zuschulden kommen lässt. Goethe hat mit herkömmlich christlichen Begriffen den Spieß gegen den christlichen Freund umgedreht.

Wir haben es bei Goethe also keineswegs mit einem Atheisten zu tun – oder doch nur in dem ungenauen Sinn, dass »Atheist« als gleichbedeutend aufgefasst wurde (und gelegentlich noch wird) mit Nicht-Christ-Sein. Auch der Buhmann der damaligen Orthodoxie, der tief fromme Spinoza, konnte nur in diesem Sinn für einen Atheisten gehalten werden. So ist es nicht einmal paradox, wenn sich Goethe gegenüber Friedrich Heinrich Jacobi zu Spinoza mit den Worten bekennt: »Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten [...] und überlasse euch alles was ihr Religion heisst«.³ Wieder wird ein christlicher Begriff – »Gottesverehrung« – gegen den orthodoxen Glauben gesetzt. Warum auch nicht? Keine Orthodoxie darf die Begrifflichkeit der geistigen Impulse und Vorstellungen der Menschen für sich pachten.

1 *Kant's gesammelte Schriften*. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 23. Berlin 1955, S. 399.

2 »Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich« (1 Kor 15, 14).

3 An Jacobi, 5.5.1786 (HA Briefe, Bd. 1, S. 508).

Aber auch schon der Begriff ›Glaube‹ ist für Goethe schwach bis nichtssagend. Er schlägt einen sinnlicheren Weg ein: »Wenn du sagst«, so weiter an Friedrich Heinrich Jacobi, »man könne an Gott nur glauben [...] so sage ich dir, ich halte viel aufs schauen«. Wieder ist Spinoza sein Gewährsmann, der ihm mit dem Begriff einer ›scientia intuitiva‹ – einer anschauenden Wissenschaft – den »Muth« gebe, »[s]ein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen«.⁴ Das ist nur konsequent, denn seit der frühesten Lyrik geht Goethe vom leidenschaftlichen Schauen aus; es war die Grundlage seiner Epistemologie, die er freilich nicht so anspruchsvoll benennt. Er drückt sich lieber konkret aus. Als Antwort auf Lavaters Behauptung christlicher Wahrheiten entgegnet Goethe, er »dencke auch aus der Wahrheit zu seyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher«.⁵ Noch einmal wird der Religion von dort und damals ein eigenmächtiges Lebensgefühl entgegengesetzt, das durchaus einen Gott umfasst.

Den christlichen Freunden war Goethes irdisches Selbstvertrauen zusehends ein Ärgernis. Sie wollten ihn partout bekehren, denn in einer Zeit, in der man Abweichler nicht mehr einfach verbrennen durfte, bedrohte ein Naturtalent im Selbstdenken vom Format eines Goethe eher die Sicherheit der Gläubigen als umgekehrt. Diese hatten ein ganzes Konstrukt von Mythen und Dogmen zu verteidigen, er hingegen lediglich das feste Stück Boden, auf dem er stand. Er polemisiert von dort aus selten gegen die Freunde,⁶ obwohl er ihre Schwächen brieflich diagnostiziert: Lavater zum Beispiel möchte er »einige Tropfen Selbstständigen Gefühls einflößen«; dessen »krancker Körper und ein schweifender Geist« hätten ihn »der besten Freude, des Wohnens in sich selbst beraubt«.⁷ Das ist im Umkehrschluss eindeutig ein Selbstbildnis Goethes. Ansonsten wehrt er die Angriffe der Freunde zumeist sanft ab. Er vermeidet es bewusst, ihnen seine eigene Religion intolerant zu predigen;⁸ er schlägt Lavater vielmehr einen »Friedens- und Toleranzbund« vor, denn »in unsers Vaters Apotheke sind viel Recepte«.⁹ Es »erfreut« Goethe sogar, dass »die allmütterliche Natur« solch »zärtliche[n] Seelen« wie derjenigen eines dritten Christen, Friedrich Leopold Stolberg, als Trost beim Verlust seiner Frau ein »Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt«, wohingegen er selber »an der Lehre des Lukrez« hänge und alle seine »Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe«.¹⁰ Auch Lukrez gehört insofern wie Spinoza zu den Menschen, die

4 Ebd., S. 508 f.

5 An Lavater, 28.10.1779 (HA Briefe, Bd. 1, S. 279).

6 Er lässt nur gelegentlich bei sich Dampf ab, etwa in einem Kommentar zu Lavaters *Lied eines Christen an Christus*: »Du bist! du bist! sagt Lavater. Du bist!! / Du bist!!! du bist!!!! du bist Herr Jesus Christ!!!! / Er wiederholte nicht so heftig Wort und Lehre, / Wenn es ganz just mit dieser Sache wäre« (FA I, 1, S. 274).

7 An Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, 8.6.1774 (HA Briefe, Bd. 1, S. 163).

8 »Ja ich gestehe dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest du eher Ursache, mich der Toleranz manglend zu schelten, als ich jetzo dich« (an Lavater, 9.8.1782; HA Briefe, Bd. 1, S. 404).

9 An Lavater, 4.10.1782 (HA Briefe, Bd. 1, S. 408).

10 An Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, 2.2.1789 (HA Briefe, Bd. 2, S. 109).

Goethe in einem späten Brief – wiederum mit religiöser Terminologie – die »Gemeinschaft der Heiligen« nennt, zu der er sich bekenne.¹¹

Goethe zu bekehren also, keine Chance: Er war, wie er 1782 sagt, »ein dezidierter Nichtkrist«. Das gern aus dem Zusammenhang zitierte Wort, noch einmal an Lavater adressiert, hört sich im Kontext weniger schroff und viel interessanter an. Denn da sind drei Koordinaten, die Goethes Position präzise zu verorten erlauben. Er sei, heißt es, »zwar kein Widerkrist, kein Unkrist aber doch ein dezidierter Nichtkrist«.¹² »Widerkrist« wäre wohl, wer in der Art der französischen Aufklärer Kirche und Religion attackierte, nach der Losung Voltaires »écrasez l'infâme«. »Unkrist« wäre im Sinne der Redensart »unchristlich« jemand, der kein angenehmer, kein bequemer Mitmensch ist. »Nichtkrist« jedoch ist, wer dem Christentum unbeteiligt gegenübersteht, ohne dafür noch dagegen, ja ohne groß daran interessiert zu sein, weil er sich zutraut, von ganz anderen eigenen Prämissen auszugehen. Er macht einen völlig selbständigen Neuanfang.

Ganz neu ist allerdings nichts unter der Sonne. Abgesehen von dem Konformismus, demzufolge die Menschen die jeweilige Lokalreligion bekennen, in die sie hineingeboren wurden – alle sogenannten Weltreligionen sind in dem Sinn eigentlich Lokalreligionen –, gibt es drei Hauptmotive für den transzendenten Glauben: Furcht vor einem richtenden-rächenden Gott, Gunsterwerbung durch Gebet und Dankbarkeit für irdisches Glück und die Schönheit der Welt. Bei einem aufgeklärten Menschen im späten 18. Jahrhundert mussten die ersten beiden Motive entfallen: die Gottesfurcht als schlichtweg primitiv,¹³ die Gunsterwerbung als logisch unhaltbar (auf wessen Gebet würde Gott hören, wenn zwei gegeneinander Krieg führende christliche Nationen ihn um Hilfe anflehten?). blieb aber noch das dritte Motiv der Dankbarkeit, das erst recht beim Lyriker wirksam ist: »Wie herrlich leuchtet / Mir die Natur!«; »Wie im Morgenrot / Du rings mich anglühst / Frühling Geliebter!«; »Auf der Welle blinken / Tausend schwebende Sterne«; »Fetter grüne, du Laub' / Am Rebengeländer / Hier mein Fenster herauf«; »Füllest wieder 's liebe Tal / Still mit Nebelglanz«; »Über allen Gipfeln / Ist Ruh«; »Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert«; »Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde«; »Dämmerung senkte sich von oben, / Schon ist alle Nähe fern«; »Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten / Nebelschleiern sich enthüllen« – die so festgehaltenen Augenblicke sind ebenso Gründe zur Dankbarkeit wie sie Beispiele für die Praxis des Schauens sind. Der Dankesimpuls entspringt geradezu der Intensität und Eigentümlichkeit dieses Schauens. Es ist kein einfaches Hinsehen auf eine passiv daliegende Welt, sondern ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit: »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken / Und Welt und ich wir schwelgten im Entzücken«, so ein Rückblick Goethes auf seine frühen Zeichnungen.¹⁴ Die Welt war

11 An Zelter, 18.6.1783 (HA Briefe, Bd. 4, S. 430).

12 An Lavater, 29.7.1782 (HA Briefe, Bd. 1, S. 402).

13 Vgl. *Dichtung und Wahrheit* I, 1: »[...] dessen frühere Zorn-Äußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu Teil wird, vergessen waren« (FA I, 14, S. 50f.).

14 *Einsamste Wildnis* (FA I, 2, S. 523).

dem jungen Beobachter entgegengekommen, sie schien seine Emotion zu erwidern. Später, in Italien, wird das Präfix ›entgegen‹ zu einem förmlichen Leitmotiv seiner Erlebensweise.

Goethes Schauen gilt auch nicht nur solchen Phänomenen, die gemeinhin für herausragend schön gehalten werden. Sein liebender Realismus – man darf es ruhig so nennen – erstreckt sich auf die alltäglichsten Gegenstände: »Geb Gott dir Lieb zu deinem Pantoffel / Ehr jede krüpliche Kartoffel / Erkenne jedes Dings Gestalt / Sein Leid und Freud Ruh und Gewalt / Und fühle wie die ganze Welt / Der große Himmel zusammenhält«.¹⁵ Diese schlecht und recht gezimmerten Zeilen schaffen den steilen Anstieg vom Küchenalltag zum Weltblick. Durch das Thema ›erkennen‹ und die Reimworte »Welt« und »zusammenhält« klingen sie an Fausts Eingangsmonolog an; durch den Blick für bescheidene Details erinnern sie an die Aussage Santa Teresas von Avila, man finde Gott unter den Küchentöpfen, oder an Jakob Böhmes Erleuchtung über das Universum beim Erblicken einer zinnernen Schüssel. Letzteres zitiert Goethe 1786 ja auch in Venedig im Tagebuch,¹⁶ um fünf Tage danach noch in Venedig eine ähnliche Erleuchtung zu erleben, als er einen Taschenkrebs am Strand erblickt: »Was ist doch ein lebendiges, für ein köstlich herrliches Ding. Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr! wie seyend!«¹⁷ Man kann von einer Sakralisierung der irdischen Wirklichkeit, sogar von einer säkularen Mystik sprechen, die von keinem Gedanken an Transzendenz überschattet oder untergraben ist. Sie lädt dazu ein, sich ebenso ehrfürchtig-liebevoll auf die Gegenstände einzulassen. Andere Dichter und Künstler sind Goethe darin gefolgt¹⁸ – das ist ein wesentlicher Strang der modernen säkularen Kultur schlechthin.

Fragt sich nur, an wen sich der Dank eines säkularen Dichters richten soll. Es handelt sich um kein ›irdisches Vergnügen in Gott‹ wie bei Barthold Hinrich Brockes, der am Schluss von jeder seiner schönen Naturbeschreibungen mit dem obligaten Lob seines Gottes auftrumpft – das Gespenst des physikotheologischen Gottesbeweises geht in dieser Zeit noch um. Bei Goethes häufigen Rufen hingegen: an seine Götter,¹⁹ an einen »hundertköpfigen Gott«²⁰ oder an den Genius, der ihn in *Wandrers Sturmlied* nicht im Stich lassen soll und den er noch bei der Ankunft

15 »Hier schick ich dir ein teures Pfand« – 1774 an den Freund Johann Heinrich Merck gesandt, zu Goethes Lebzeiten nicht publiziert (FA I, 1, S. 189 f.). Vgl. im selben Geist das Wort des großen englischen Malers John Constable, dass er »nie ein hässliches Ding gesehen habe«.

16 Venedig, 4.10.1786 (GT I, 1, S. 263).

17 Venedig, 9.10.1786 (GT I, 1, S. 281).

18 ›Gefolgt‹ im chronologischen Sinn, nicht unbedingt in dem des Einflusses – der von Fall zu Fall auch sehr wohl bestanden haben mag. Siehe z.B. die Ästhetik von Georg Büchners *Lenz*: »Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder [...] Nur eins bleibt: eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andre tritt« (Georg Büchner: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Werner Lehmann. Hamburg [1967], Bd. 1, S. 87).

19 Vgl. Klaus Weimar: »Ihr Götter!« In: *Unser commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*. Hrsg. von Wilfried Barner u. a. Stuttgart 1984, S. 303–327.

20 An Charlotte von Stein, 6.9.1780 (HA Briefe, Bd. 1, S. 315).

in Rom dankbar »verehrt«, ²¹ oder bei dem Stoßgebet »fiat voluntas«, ohne dass gesagt wird, wessen Wille damit gemeint ist ²² – stets bleibt der Adressat unbekannt und ungenannt. Entsprechend fallen 1823 eben diese Worte in der berühmtesten Formulierung des Dankimpulses, der späten Marienbader *Elegie*:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!
(FA I, 2, S. 460, V. 79-83)

Freilich erklärt der in eine junge Frau verliebte alte Mann, nur dann dieses Gefühls teilhaftig zu sein, »wenn ich vor ihr stehe« – wiederum ein sehr irdischer Grund fürs Frommsein, der obendrein im Moment des Schreibens wegen fehlgeschlagener Beziehung bereits zunichte geworden ist, und zwar mit radikalen Folgen. Lediglich seinen »Weggenossen«, heißt es im Gedicht weiter, sei »die Welt erschlossen, / Die Erde weit, der Himmel hehr und groß«, ihm selber nicht mehr; ihm ist geradezu »das All [...] verloren« (FA I, 2, S. 460-462, V. 84, 127-129, 133).

Dieser Zustand gilt allerdings nur vorübergehend. Eine Lebensanschauung mit so stabilen Fundamenten, wie sie Goethe über Jahrzehnte gelegt hatte, konnte durch die eine späte Erschütterung nicht endgültig über den Haufen geworfen werden. Das zeigen tiefschürfende Gedichte aus den späteren Jahren. ²³ Auch der Dankimpuls konnte nicht auf Dauer bei einem Menschen verschwinden, dem es in seiner Haut und in der Welt immer wohl gewesen war. So kehrt der Dank ausdrücklich in dem Dornburger Gedicht vom September 1828 wieder, und zwar implizit als Lebenspraxis verallgemeinert wie verklärt. Nach zwei mit Naturphänomenen dicht gefüllten Strophen wird ein letztes Phänomen in Aussicht gestellt – unter der Bedingung, dass gedankt wird, für die soeben evozierten Schönheiten dieses einen Herbsttages, aber wohl auch für die Freuden der Welt schlechthin, die der Dichter und Wissenschaftler in einem langen Leben genossen, erforscht und gefeiert hat. Diese Tätigkeiten waren gewissermaßen schon ein Leben als Dank. ²⁴ Jetzt wird der Dank quasi zeremoniell vorgeführt:

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, rötlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.
(FA I, 2, S. 701)

21 »Ich fange nun erst an zu leben, und verehere meinen Genius« (Rom, 29.10.1786; GT I, 1, S. 318).

22 An Herder, etwa 12.5.1775 (HA Briefe, Bd. 1, S. 183).

23 »Im ernsten Beinhaus« von 1826, »Wenn im Unendlichen« von 1827, *Vermächtniß* von 1829.

24 »Man kann nicht dankbarer leben, als Goethe gelebt hat«, schrieb Max Kommerell (*Gedanken über Gedichte*. Frankfurt a. M. 1943, S. 76).

Wer als ›Große, Holde‹ angeredet wird, ist offenkundig die Natur. Der erhoffte prächtige Sonnenuntergang wird als zart symbolische Andeutung darauf empfunden, dass ein solches Dichter- und Forscherleben Wohlgefallen bei ihr gefunden hat.²⁵

Goethe war kein Religionsphilosoph, höchstens ein distanzierter anthropologischer Beobachter des universalmenschlichen Phänomens Religion, ob Christentum oder Islam. Das hindert aber nicht daran, dass seine Blicke auf die Welt als eine eigene Religion, als eine ans Sakramentale grenzende Vertiefung ins Irdische, als eine Mystik der Immanenz gelten dürfen. Der Ertrag war aber Dichtung – wir wären sonst nicht hier versammelt. Ich stelle daher zum Schluss die rein poetologische Frage, ob nicht diese im breitesten Sinn religiöse Sichtweise auch dem Begriff des ›Ästhetischen‹ einen ganz anders reichen Inhalt geben kann, als er ihn in der kantischen Tradition hat. Diese setzt eine Ausschaltung aller Wirklichkeitsbezüge voraus. Sie verlangt den Verzicht auf ›Interessen‹, als da sind Begehren, Besitzen, Benutzen. Wir sollen von der *Existenz* der Gegenstände um ihrer Form willen ganz absehen. Nur ist solche Interesselosigkeit bloß eine Leere, bei der unsere Erfahrung von Kunst und Literatur entschieden zu kurz kommt. Denn wir sind ja gerade an der Existenz der Gegenstände, die uns umgeben und die uns in Bild und Gedicht potenziert nahegebracht werden, brennend interessiert! Nicht etwa nur, weil wir sie begehren, besitzen oder benutzen wollten – sondern weil sie die Welt ausmachen, die unsere einzige Heimat ist.

25 Von Unsterblichkeit kein Wort! Weniger bescheiden dagegen ist, dass Goethe die Natur für »verpflichtet« hielt, ihm nach dem Tod »eine andere Form des Daseins anzuweisen«, da sein rastloses Wirken unverbraucht sei (zu Eckermann, 4.2.1829; FA II, 12, S. 301).

ECKART FÖRSTER

»Zum Schauen bestellt« – Goethes Naturreligion*

I.

Aus philosophischer Sicht gehört die Beziehung zu Friedrich Heinrich Jacobi zweifellos zu den interessantesten Freundschaften, die Goethe zu einigen seiner Zeitgenossen unterhielt. Wie kaum eine andere gewährt sie Einsicht ins Innerste von Goethes Denken, besonders was seine Naturbeziehung angeht.

Im Sommer 1774 hatten sie sich kennengelernt und schnell eine starke geistige Affinität bemerkt, die sie sich gegenseitig überschwänglich gestanden. Bis spät in die Nacht tauschten sie sich über ihre tiefsten Bedürfnisse, ihre Leidenschaften und Ideen aus. Dabei kreisten die Gespräche auch immer wieder um Spinoza, den Goethe im Vorjahr für sich entdeckt und dessen »leidenschaftliche[r] Schüler« und »entschiedenste[r] Verehrer« er geworden war (FA I, 14, S. 681). Jacobi, schrieb Goethe später in *Dichtung und Wahrheit*,

der in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären. Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu, und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mitteilung. [...]

[...] Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzu sehr offenbarte. (FA I, 14, S. 682-684)

II.

Wie entgegengesetzt ihre Auffassungen gerade hinsichtlich Spinozas waren, wurde ein Jahrzehnt später deutlich, als Jacobi *Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn* (1785) veröffentlichte. Das Buch enthielt seine Aufzeichnung eines Gesprächs mit Lessing, in dem er auf dessen Frage hin den »Geist des Spinozismus« mit dem Prinzip »a nihilo nihil fit« identifizierte. Deshalb habe Spinoza eine Schöpfung aus Nichts oder eine Emanation der Dinge aus Gott für unmöglich gehalten und statt einer ersten Ursache ein immanentes En Sof angenommen und Gott mit der nach notwendigen Gesetzen ablaufenden Natur gleichgesetzt.

Jacobi fasst seine Ablehnung Spinozas in den folgenden Thesen zusammen:

- (1) »Spinozismus ist Atheismus.«
- (2) »Jeder Weg der Demonstration geht in den Fatalismus aus.«

* *Faust II* (FA I, 7.1, S. 436, V. 11289).

- (3) »Wir können nur Aehnlichkeiten demonstrieren; und jeder Erweis setzt etwas schon Erwiesenes voraus, wovon das Prinzipium **Offenbarung** ist.«
 (4) »Das Element aller menschlichen Erkenntniß und Würksamkeit, ist Glaube.«

Und schließlich:

- (5) »Wofür ich aber stand und stehen bleibe, das ist nicht Spinoza und sein Lehrgebäude: es sind jene Worte des Paskal: *La nature confond les Pyrrhoniens, & la raison confond les Dogmatistes.*« (JWA I, 1, S. 120, 123, 124, 125, 54)¹

Damit konnte Goethe sich nicht einverstanden erklären. Nach Erhalt des Buches schrieb er am 5. Mai 1786 an Jacobi:

[...] wie wir von einander abstehn hab ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehn. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten [d.h. Spinoza; E.F.] [...] und überlasse euch alles was ihr Religion heisst und heissen *müsst* [...]. Wenn du sagst man könne an Gott nur *glauben* [...] so sage ich dir, ich halte viel aufs *schauen*, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht, und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum [Diese Gattung des Erkennens schreitet von der adäquaten Idee der formalen Wesenheit einiger Attribute Gottes fort zu der adäquaten Erkenntnis der Wesenheit der Dinge. – E.F.]; so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann [...]. (FA II, 2, S. 629).

Die »Scientia intuitiva«, der Goethe sein ganzes Leben widmen möchte, ist die höchste von drei Erkenntnisarten, die Spinoza in seiner *Ethik* unterschieden hatte.

Die erste Erkenntnisart basiert auf Hörensagen oder auf Sinneswahrnehmung. Sie ist keine Erkenntnis im strengen Sinn, sondern drückt die vorwissenschaftlichen Meinungen oder Vorstellungen unserer Lebenspraxis aus. Die zweite Erkenntnisart entspringt aus dem Bedürfnis, die Dinge zu erklären. Sie schließt von den Eigenschaften der Dinge auf deren *äußere* Ursachen und versucht alles aus der Verbindung mit anderen Dingen zu verstehen. Die dritte Erkenntnisart, scientia intuitiva, erkennt die Eigenschaften eines Dinges dagegen aus dessen Wesen oder aus seiner *inneren* Ursache. Von ihr sagt Spinoza nicht nur, »um wieviel mächtiger sie ist, als die allgemeine Erkenntnis, die ich als die der zweiten Gattung bezeichnet habe« (E5p36s),² sondern auch, dass es die höchste Tugend der Seele sei, die Dinge in der dritten Erkenntnisart einzusehen (E5p25), und dass, je mehr wir die Einzeldinge auf diese Art erkennen, wir umso mehr Gott erkennen (E5p24).

Erstaunlicherweise spielt diese dritte Erkenntnisart in Jacobis Spinoza-Rekonstruktion gar keine Rolle. Warum?

1 Friedrich Heinrich Jacobi: *Werke*. Hrsg. von Klaus Hammacher u. Walter Jaeschke. Hamburg 1998 ff. (im Folgenden JWA).

2 Baruch Spinoza: *Die Ethik nach geometrischer Methode dargestellt*. Übers. von Otto Baensch. Hamburg 1967. Ich benutze die übliche Zitierweise: E5 = Buch 5 der *Ethik*, p36 = propositio 36, s = scholium.

III.

Im Juni 1805 traf Jacobi auf der Durchreise nach München zu einem Besuch in Weimar ein. Seit dreizehn Jahren hatten sich die Freunde nicht gesehen, doch das Wiedersehen wurde für beide eine zweischneidige Begebenheit. Goethe hat das so beschrieben: »Als wir uns wiederfanden zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit [...]; allein es zeigte sich bald anders wir liebten uns ohne uns zu verstehen.«³ Was damit gemeint ist, wird aus einem Brief Jacobis an Friedrich Köppen deutlich, in dem er den Besuch bei Goethe schildert:

Sein großes Anliegen war, meine Philosophie ganz zu erfahren und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern dartun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, *ce qui passe la géométrie, nous surpasse*, und deswegen eine spekulative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngespinnst sein könne. Er erholte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte und die Gründlichkeit meines Dualismus gegen alle neuere Identitäts-Systeme ins Licht stellte. (Gespräche, Bd. 2, S. 20 f., vgl. S. 19)

Damit sind wir im Zentrum des Disputs angelangt. Warum glaubt Jacobi, dass sich mit Pascal zeigen lässt, dass eine Naturlehre im Sinne Goethes ein Hirngespinnst ist? Der von ihm zitierte Satz steht in Pascals *De l'esprit géométrique*, wo es heißt:

Ich kann das Verfahren, das man befolgen muß, um die Beweise überzeugend zu machen, nicht besser erklären, als wenn ich jenes Verfahren darlege, das die Geometrie befolgt, und dies kann ich nicht vollständig erreichen, wenn ich nicht zuvor die Vorstellung von einer noch erhabeneren und vollkommeneren Methode vermittele, zu der jedoch die Menschen nie gelangen können: *Denn was über die Geometrie hinausgeht, das geht über uns hinaus*; und gleichwohl ist es notwendig, etwas darüber auszusagen, wenn es auch unmöglich ist, es anzuwenden [...].⁴

Eine vollkommene Methode, zu der Menschen jedoch nie gelangen können, würde Pascal zufolge darin bestehen, dass man keinen Begriff benutzt, den man nicht definiert hat, und keinen Lehrsatz aufstellt, den man nicht aus bereits bekannten Wahrheiten bewiesen hat. Dies ist jedoch unmöglich und würde in einen unendlichen Regress führen, da alle Definitionen andere Begriffe, alle Lehrsätze andere Lehrsätze voraussetzen.

Tatsächlich gelangen wir bei solchen Versuchen auch zwangsläufig zu Wörtern und Sätzen (Axiomen), die so klar sind, dass sie nicht durch andere, noch klarere erhellt werden können. Grundworte dieser Art sind z.B. ›Sein‹, ›Raum‹, ›Zeit‹,

³ *Verhältniss zu Jacobi* (FA I, 17, S. 355 f.).

⁴ Blaise Pascal: *Kleine Schriften zur Religion und Philosophie*. Übers. von Ulrich Kunzmann. Hamburg 2005, S. 70 (Hervorhebung E.F.).

›Bewegung‹, ›Zahl‹. Wir alle wissen unmittelbar, auch ohne vorherige Erklärung, was mit diesen Ausdrücken gemeint ist. Das bedeutet allerdings nicht, dass wir auch das Wesen oder die Natur der damit bezeichneten Sache kennen, sondern nur, dass wir uns bei Nennung des Wortes unweigerlich auf denselben Gegenstand beziehen.

Ist das Ideal einer vollkommenen Methode folglich unerreichbar, so kommt die Geometrie (womit Pascal Mathematik überhaupt meint) dem doch am nächsten. Sie setzt nur undefinierte Sachverhalte voraus, die unmittelbar klar und beständig sind – die Geometrie den Raum, die Arithmetik die Zahl, die Phoronomie die Bewegung –, und beweist daran anschließend alle Sätze, die daraus folgen:⁵

Daher kommt es, daß diese Wissenschaft, wenn sie nicht alle Sachverhalte definiert oder beweist, dies aus dem einzigen Grunde unterläßt, daß uns dies unmöglich ist. Da jedoch die Natur für alles sorgt, was diese Wissenschaft nicht bietet, gibt uns ihre Ordnung zwar keine Vollkommenheit, die über das Menschliche hinausgeht, aber sie hat die ganze Vollkommenheit, zu der die Menschen gelangen können.⁶

Damit wird deutlich, warum Pascal für Jacobi so wichtig ist.⁷ Wie er in seinem Spinozabuch ausgeführt hatte: Jede Erklärung ist eine Ableitung aus Bedingungen oder Gründen. Da jede Bedingung selbst wiederum bedingt ist, ist ein erster Anfang unbegreiflich und der Spinozismus lediglich die unvermeidliche Konsequenz einer jeden Philosophie, die für alles Bedingte die Bedingung sucht und eine Erklärung des Endlichen erstrebt. Eine solche Philosophie muss aber auch einen Anfang einer Handlung aus Freiheit leugnen. Das macht sie für Jacobi unerträglich. Pascal zeigt ihm, wie sie vermieden werden kann:

Jedes Streben nach Gewissheit muss von etwas ausgehen, das nicht mehr begründet werden kann, sondern unmittelbar gewiss ist. Dazu gehört für Jacobi z. B. die Gewissheit, dass wir einen Körper haben und dass außer uns andere Körper und andere denkende Wesen vorhanden sind. Eine solche ursprüngliche Gewissheit nennt Jacobi »Glauben« oder »Offenbarung« – eine Offenbarung, »welche nicht allein befiehlt, sondern alle und jeden Menschen zwingt zu glauben, und durch den Glauben ewige Wahrheiten anzunehmen« (JWA I, 1, S. 116). Bei Pascal heißt es entsprechend von solchen Wahrheiten: »[...] sie stehen unendlich hoch über der Natur: Gott allein kann sie der Seele eingeben [...]. Ich weiß, daß sie nach seinem Willen aus dem Herzen in den Geist eingehen und nicht aus dem Geist ins Herz«. ⁸

5 »Das Herz spürt, daß es drei Dimensionen im Raume gibt und daß die Zahlen unendlich sind; und die Vernunft beweist dann, daß es nicht zwei Quadratzahlen gibt, von denen die eine doppelt so groß ist wie die andere. Die Prinzipien werden erfahren, die Lehrsätze erschlossen; und das alles mit Gewißheit, wenn auch auf verschiedenen Wegen« (Blaise Pascal: *Le Cœur et ses Raisons. Pensées / Logik des Herzens. Gedanken.* Auswahl, Übersetzung u. Nachwort von Fritz Paepke. München 1982, Nr. 282/2).

6 Pascal (Anm. 4), S. 79.

7 Zu Jacobis Pascal-Rezeption vgl. Nicole Schumacher: *Friedrich Heinrich Jacobi und Blaise Pascal.* Würzburg 2003.

8 Pascal (Anm. 4), S. 93; vgl. JWA 3, S. 1.

IV.

Damit kann ich zu Jacobis Bericht über seinen Besuch bei Goethe zurückkehren. Wir können jetzt verstehen, was mit dem Dualismus gemeint ist, den er gegen Goethe »ins Licht« gestellt zu haben glaubt: Es ist ein Dualismus – wie er kurz darauf in *Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung* schreiben wird –, der »außer dem Seyn der Nothwendigkeit in der Natur, noch ein Seyn der Freyheit über ihr annimmt« (JWA 3, S. 110). In der Natur herrscht blinde Nothwendigkeit; sie »verbirgt Gott, weil sie überall nur Schicksal, eine ununterbrechbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart«. Der Mensch dagegen offenbart Gott, indem er ein Übernatürliches in sich erkennt und »mit dem Geiste sich über die Natur erhebt« (JWA 3, S. 117). Klar ist nun auch geworden, warum Jacobi glaubt, dies folge aus den Überlegungen Pascals.

Der zweite Satz seines Berichts ist jetzt ebenfalls verständlich: Was Jacobi mit Naturerkenntnis meint, ist die zweite Erkenntnisart Spinozas, auf die er ja auch dessen Philosophie reduziert. Da die dritte Erkenntnisart die zweite impliziert, aber nicht umgekehrt (so wie Zwecke die Mittel zu ihrer Realisierung implizieren, aber nicht umgekehrt), muss Goethe, da er von der Möglichkeit dieser Erkenntnisart überzeugt ist, annehmen, dass es Jacobis System an einigen seiner Wahrheiten mangele, nicht aber umgekehrt.

V.

Damit stehen sich zwei Überzeugungen unversöhnlich gegenüber wie These und Antithese einer Antinomie.

These: Eine spekulative Naturlehre ist unmöglich.

Antithese: Eine spekulative Naturlehre ist möglich.

Beweis der These: Jedes Ding ist in eine unendliche Kette von Bedingungen und Bedingtem eingefügt. Einzeldinge könnten wir nur dann wirklich erkennen, wenn wir das Ganze des empirischen Bedingungsgefüges überschauen könnten, was natürlich unmöglich ist – oder wie Jacobis Gewährsmann Pascal schreibt: »[...] ich [halte] es für unmöglich, die Teile zu erkennen, ohne das Ganze zu erkennen, und ebensowenig das Ganze zu erkennen, ohne im einzelnen die Teile zu erkennen«.⁹

Beweis der Antithese: Einzeldinge können in ihrem Wesen erkannt werden, da uns eine völlig andere Art Ganzes zugänglich ist, nämlich eines, das die Erscheinungen von innen heraus regelt. In dem berühmten Gespräch mit Schiller vom Juli 1794 hat Goethe dies so formuliert, »daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, *aus dem Ganzen in die Teile strebend* darzustellen«.¹⁰

Bekanntlich gab Schiller darauf die Antwort: »[...] das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee« (FA I, 24, S. 437), wobei Idee für ihn etwas bezeichnet, das in keiner Erfahrung darstellbar ist. Auch Schiller bezweifelte also, genauso wie Jacobi, dass eine solche Idee, ein solches ideelles Ganzes, »schon aus der Erfahrung hervorgehe«

⁹ Pascal (Anm. 5), Nr. 72/5.

¹⁰ *Glückliches Ereignis* (FA I, 24, S. 436; Hervorhebung E.F.).

(FA I, 24, S. 436). Soll es nicht bei bloßen Behauptungen bleiben, muss Goethe also eine Methode angeben können, *wie* in der Erfahrung eine solche Idee, die von dem Ganzen in die Teile strebt, auszumachen ist. Das hat er auch getan und dieser Methode möchte ich mich nun zuwenden.

VI.

»Alles kommt in der Wissenschaft [...] auf ein Gewährwerden dessen [an], was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt.«¹¹

(1) Daraus ergibt sich der erste Schritt der Methode: Um gewahr zu werden, was den Erscheinungen zugrunde liegt, muss ich zuerst die Erscheinungen aufsuchen, die zusammengehören, denn im vorwissenschaftlichen Alltag treten sie normalerweise vereinzelt und verstreut auf. Das Erstellen solcher Reihen zusammengehöriger Phänomene hat Goethe deshalb auch als die erste Pflicht des Naturforschers bezeichnet. Er hat viel Energie in Sammlungen und Kabinette der verschiedensten Arten investiert, um eine ganzheitliche Anschauungsart der Phänomene zu ermöglichen: »Welche Reihe von Anschauung und Nachdenken verfolgt ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging!«¹²

(2) Damit ist bereits ein zweiter Schritt angesprochen: das Nachdenken. Denn Vollständigkeit der Reihen ist nicht um ihrer selbst willen angestrebt, sondern um zu sehen, ob sich daran eine *innere* Ursache der Erscheinungen zeigt. Mit »Nachdenken« ist folglich nicht das gemeint, was wir gewöhnlich mit diesem Wort bezeichnen, sondern ein *Nachdenken* dessen, was die Natur *vorgemacht* hat. Es meint ein Nachvollziehen von bereits vollzogenen Übergängen und ist damit von jedem Nachdenken, das von einem eigenen Standpunkt aus über die Erscheinungen reflektiert, grundsätzlich verschieden. Entscheidend ist also die Frage: »Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht?«¹³

(3) »[...] ich raste nicht bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegen trägt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe.«¹⁴

Liegt den Erscheinungen eine Idee zugrunde, dann kann das Befolgen der ersten beiden Schritte dazu führen, dass sich die Reihe der Erscheinungen plötzlich als von innen heraus organisiert zeigt. Goethe hat einen solchen Umschlagspunkt, eine solche »Sinnesänderung«, ein *Aperçu*¹⁵ genannt, wobei es ihm auf das Wort selbst

¹¹ *Zur Farbenlehre* (FA I, 23.1, S. 689).

¹² *Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort* (FA I, 24, S. 597).

¹³ *Sprüche in Prosa* (FA I, 13, S. 50).

¹⁴ *Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort* (FA I, 24, S. 598).

¹⁵ Zu Goethes *Aperçubegriff* vgl. auch Hermann Schmitz: *Goethes Altersdenken im problemgeschichtlichen Zusammenhang*. Bonn 1959, S. 168-179, 394-416; Larissa Kritschil: *Zwischen »schöpferischer Kraft« und »selbstgeschaffenem Wahn«*. *Die Imagination in Goethes Romanen*. Würzburg 1999, S. 132-135; Peter Hofmann: *Goethes Theologie*. Paderborn 2001, S. 286-329, 440-442; Stefan Blechschmidt: *Goethes lebendiges Archiv*. Heidelberg 2009, S. 182-193; Peter Matussek: »Es ist das Höchste, wozu es der Mensch

nicht ankam.¹⁶ Worauf es ihm ankam, ist der Wechsel in der Auffassung des Zusammenhangs. Im historischen Teil seiner *Farbenlehre* hat Goethe ein solch schlagartiges Sehen des Allgemeinen im Besonderen am Beispiel Galileis illustriert, der »schon in früher Jugend« gezeigt habe, »daß dem Genie Ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte« (FA I, 23.1, S. 689). An anderer Stelle – im 16. Buch von *Dichtung und Wahrheit* – hat Goethe das *Aperçu* auch ein »Gewahrwerden einer großen Maxime« genannt und hinzugefügt, dass dies

immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Überlieferung. [...]

Ein solches *aperçu* gibt dem Entdecker die größte Freude weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet, es bedarf keiner Zeitfolge zur Überzeugung, es entspringt ganz und vollendet im Augenblick [...]. (FA I, 14, S. 743)

Damit ist ein Vierfaches ausgesprochen:

a. Man kann nicht kausal erklären, wie es zu dieser Einsicht kommt. Das bedeutet aber gerade nicht, dass sie willkürlich ist; vielmehr verdankt sie sich »einer gesetzmäßig-freien, lebhaften aber regulierten Vorstellungsart« (FA I, 24, S. 271). »Unbestimmt aber doch einhellig« hatte Kant eine solche Vorstellungsart in der *Kritik der Urteilskraft* (§ 9) genannt und damit das freie Spiel der Erkenntnisvermögen charakterisiert, das auch das künstlerische Genie ausmacht.

b. Das *Aperçu* ist keine Schlussfolgerung oder etwas, das sich diskursiv vermitteln lässt, sondern entspringt der konkreten Anschauung: »[...] im ganzen läßt sich aussprechen, aber nicht beweisen, im einzelnen läßt sich wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig«.¹⁷

c. Das *Aperçu* ist nicht gemacht, sondern wird als etwas Gegebenes, Geschenktes erlebt, das »nach dem Unendlichen hindeutet«. Es ist, als ob die Natur sich bereit-erkläre, ihr Geheimnis zu verraten, indem sie selbst den Schlüssel zu ihrer Erkenntnis liefert. Dies ist Goethe zufolge mit derjenigen »größte[n] Freude« verbunden, die auch Spinoza als charakteristisch für die *scientia intuitiva* bezeichnet hat (E5p27).

d. Das Gewahrwerden ist kein graduelles, sondern ein plötzliches. Es entspringt dem Augenblick und ist sofort einsichtig, wie das nur bei intuitivem Wissen der Fall ist. In dieser Hinsicht ist es vergleichbar dem »*exaiphnes*«, mit dem Platon den Moment der höchsten Einsicht bezeichnet hat: Es entsteht »plötzlich [*exaiphnes*; E.F.] – wie ein Feuer, das von einem überggesprungenen Funken entfacht wurde – in der Seele und nährt sich dann schon aus sich heraus weiter« (*Epistolai* 341c-d; vgl. *Symposion* 210e).

bringt«: Das *Aperçu* bei Goethe. In: »Wie alles sich zum Ganzen webt«. Fs. für Yoshito Takahashi zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Akio Ogawa, Kazuhiko Tamura u. Dieter Trauden. Tübingen 2010, S. 103-115.

¹⁶ »*Aperçu*, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag« (FA I, 24, S. 504).

¹⁷ Ebd.

(4) ›Es nährt sich aus sich heraus weiter‹ – das führt mich zum vierten Schritt der goetheschen Methode. Denn generell gilt: Das *Aperçu* selbst ist noch nicht das Gesetz der Erscheinungen oder die ihnen zugrundeliegende Idee.

Genauso wenig, wie Galileis *Aperçu* im Dom von Pisa bereits das Pendelgesetz war, so wenig war z. B. Goethes *Aperçu* »Alles ist Blat« (WA II, 7, S. 282) bereits die Erkenntnis, dass die Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter sich notwendig in sechs Schritten wechselnder Ausdehnung und Konzentration vollzieht. Auch Goethes schlagartige Einsicht beim Blick durch das Prisma, dass zur Farbentstehung »eine Grenze notwendig sei«,¹⁸ war noch nicht das Gesetz der Farbentstehung, sondern lieferte nur den Schlüssel dazu. Diese Gesetzmäßigkeiten konnten aber im Anschluss an das *Aperçu* durch gewissenhaftes Nachvollziehen der Übergänge zwischen den Phänomenen konstruiert werden.

(5) Nach dem Aufstieg zum Allgemeinen kommt schließlich der Abstieg zum Besonderen, an dem sich die gewonnene Einsicht bewahrheiten muss. Wenn die Idee richtig gefasst ist, muss sie sich auch an der Erfahrung belegen lassen. Mit anderen Worten: Haben wir uns bis zur Idee erhoben, müssen wir uns »sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das, in seiner Einfalt, Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend mannigfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart«.¹⁹

VII.

Dies ist Goethes naturgemäße Methode, so wie ich sie verstehe. Abschließend möchte ich noch kurz auf eine ihrer fruchtbarsten Konsequenzen hinweisen.

Wir haben gesehen, dass Jacobis Besuch 1805 in Weimar überschattet war von dem Gefühl gegenseitigen Nichtverstehens. Goethe nahm das zum Anlass, über die Eigenart ihrer Freundschaft nachzudenken und darüber, warum sie sich, trotz herzlicher Verbundenheit und ausgeprägter Denkkraft, nicht anzunähern vermochten.²⁰ Sicher gilt auch hier, was Goethe Friedrich Wilhelm Riemer gegenüber zum Ausdruck brachte: »[...] wir wissen nur zu sehr, daß die Überzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt; daß *niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist* und was er deswegen zugeben mag« (Gespräche, Bd. 2, S. 166). Das heißt, jeder Mensch hat durch seine ihm eigenen Anlagen und die Weise, wie er ins Leben gestellt ist, eine Zugangsweise zur Welt entwickelt, die weniger auf Einsicht und Gründen basiert, als dass sie umgekehrt ein ursprüngliches Licht auf das wirft, was ihm dann als ›zwingende Gründe‹ erscheinen kann.

Die daraus resultierende Überzeugung kann natürlich richtig sein und mit trefflichen Argumenten verteidigt werden. Damit hört sie allerdings nicht auf, Teil eines lebendigen Erkenntnisganzen zu sein, in dem jeder Teil auf die anderen verweist wie

18 *Konfession des Verfassers* (FA I, 23.1, S. 976).

19 *Karl Wilhelm Nose* (FA I, 25, S. 580).

20 »Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Antheil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Ueber unsere späteren Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechselt« (*Verhältniß zu Jacobi*; FA I, 17, S. 356).

die Glieder eines höheren Organismus. Jacobis Überzeugung, könnte man sagen, wirft ein besonderes Licht auf die zweite Erkenntnisart, die ganz seiner Natur gemäß ist, Goethes dagegen auf die dritte, die seiner »reinen tiefen angeboren und geübten Anschauungsweise«²¹ entspricht. Keine Überzeugung gibt das Ganze wieder und so wenig ein einzelnes Organ bestehen kann ohne den Organismus, dem es angehört und den es seinerseits erhält, genauso wenig lässt sich die Welt von *einem* Standpunkt her erkennen: »Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen«.²²

Ist das richtig und ist jeder Standpunkt, was er ist, nur durch das Ganze, dessen Teil er ist, dann lernt man auch das eigene Erkenntnisstreben erst wirklich kennen dadurch, dass man es in anderen gespiegelt findet:

Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. [...]

Am aller fördersamsten aber sind unsere Nebenmenschen, welche den Vorteil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntnis von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen mögen.²³

Seine tiefste Enttäuschung über den langjährigen Freund erlebte Goethe, als Jacobi 1811 sein Buch *Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung* mit der These, dass die Natur Gott verberge, veröffentlichte. Über dieses »ungöttliche Buch«, in dem er seine »besten Überzeugungen« angegriffen fand, hat Goethe sich gelegentlich mit einer Schärfe ausgesprochen, die wir sonst nur aus seiner Polemik gegen Newton kennen.²⁴ Doch gerade an diesem Buch hat er sich auch zu einer höheren Anschauung durchgerungen. So schrieb er am 31. Januar 1812 an den Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften in München, Friedrich von Schlichtegroll: »[Jacobi] setzt die Überzeugung und das Interesse der Seite auf der er steht mit so großer Einsicht als Liebe und Wärme auseinander, und dieß muß ja auch demjenigen höchst erwünscht seyn, der sich von der andern Seite her in einem so treuen, tief und wohlndenken Freunde bespiegelt«. Und weiter:

Nach seiner Natur, und dem Wege, den er von jeher genommen, muß sein Gott sich immer mehr von der Welt absondern, da der meinige sich immer mehr in sie verschlingt. Beydes ist auch ganz recht: denn gerade dadurch wird es eine Menschheit, daß, wie so manches andere sich entgegensteht, es auch Antinomien der Überzeugung gibt. Diese zu studiren macht mir das größte Vergnügen, seitdem ich mich zur Wissenschaft und ihrer Geschichte gewandt habe. (WA IV, 22, S. 254 f.)

Goethe hat den Ausdruck »Antinomien der Überzeugung« mit Bedacht gewählt.²⁵ Denn im Gegensatz zum bloßen Widerspruch, dessen Glieder sich gegenseitig auf-

21 *Tag- und Jahres-Hefte* zu 1812 (FA I, 17, S. 246).

22 Goethe an Jacobi, 6.1.1813 (FA II, 7, S. 147).

23 *Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort* (FA I, 24, S. 595 f.).

24 Goethe an Knebel, 8.4.1812 (FA II, 7, S. 44 f.).

25 Vgl. *Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten*. Hrsg. von Momme Mommssen. Berlin 2006, Bd. 1, S. 104-107.

heben, ist es das Besondere einer Antinomie, dass deren Glieder als unabhängig gerechtfertigt bestehen. Im gegenwärtigen Fall sind die sich entgegenstehenden Positionen dadurch gerechtfertigt, dass sie wesentliche Glieder eines höheren Ganzen – »eine[r] Menschheit« – sind, das sich in diesen darstellt.

So kann gerade das Studium der »Antinomien der Überzeugung« dazu führen, den Blick über alles Individuelle hinaus auf dasjenige Ganze zu lenken, das solchen Polaritäten zugrunde liegt. Auch in diesem Punkt können wir heute noch von Goethe lernen.

HANS-GEORG KEMPER

*Bildung zur Gottähnlichkeit.
Transformationen pietistischer und hermetischer
Religiosität zur klassischen Kunst-Religion in
Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*

I. Einleitung

Ein Satz aus Goethes 1795/96 erschienenem Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* erweist sich als Schlüsselsatz des Jahrhunderts der Aufklärung zur Selbstbestimmung des modernen Individuums.¹ Er fällt im 6. Buch, den *Bekenntnissen einer schönen Seele*, das uns hier vorrangig beschäftigen soll:

Es muß [...] in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unsrer Gottähnlichkeit bestätigen können. (FA I, 9, S. 776f.)

Diesen Satz formuliert der Oheim der »schönen Seele« und er zieht damit einen anthropologischen Schlüsseltopos der christlichen Religion, nämlich die – eigentlich verlorene – »imago Dei«, zur Begründung einer Kunst-Religion heran. Die Brisanz des Satzes erschließt sich erst aus dem kultur- und frömmigkeitsgeschichtlichen Kontext der Frühen Neuzeit. 1496 und damit genau 300 Jahre vor Goethes Roman hatte Giovanni Pico della Mirandola in seiner »Oratio« über die »Würde des Menschen« diesen Diskurs kühn als Vermächtnis der Renaissance eröffnet: Gott, der

1 Goethes Roman wird nach der Frankfurter Ausgabe (FA I, 9, S. 355-992) zitiert. Der Text folgt, leicht modernisiert, dem Erstdruck von 1795/96. – Zur kaum überschaubaren Literatur über diesen Roman bis etwa 1990 verweise ich auf die Kommentare von Wilhelm Voßkamp (FA I, 9, S. 1226-1502) und Hans-Jürgen Schings (MA 5, S. 711-856; vgl. auch MA 5, S. 613-643). Vgl. ferner den Forschungsbericht von Thorsten Valk: *Melancholie im Werk Goethes. Genese – Symptomatik – Therapie*. Tübingen 2002, S. 162 ff. Zur neueren Literatur vgl. auch Elke Dreisbach: *Kommentierte Bibliographie zur Goethe-Literatur (Bibliographien, Periodika, Editionen, Nachschlagewerke; Forschungsliteratur zu Goethes erzählenden Werken)*. In: *Johann Wolfgang Goethe. Romane und theoretische Schriften. Neue Wege der Forschung*. Hrsg. von Bernd Hamacher u. Rüdiger Nutt-Kofoth. Darmstadt 2007, S. 217-237; hier S. 228 ff. – Zum 6. Buch des Romans, den *Bekenntnissen einer schönen Seele*, vgl. den partiellen Forschungsüberblick von Hellmut Ammerlahn: *Imagination und Wahrheit. Goethes Künstler-Bildungsroman »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. Struktur, Symbolik, Poetologie. Würzburg 2003, S. 211 ff.

»optimus opifex« (der »größte Bildner«), habe dem Menschen als einzigem Lebewesen die Freiheit geschenkt, als »plastes et factor« (als »Former und Bildner«) seiner selbst »zum Tierischen [zu entarten]« oder »in die Höhe, ins Göttliche wiedergeboren [zu] werden«.² Umfassende Bildung wurde von daher zur Hauptaufgabe des Menschen. Pico proklamierte als Ziel, »unter Anspannung aller Kräfte« »das Höchste zu erreichen« und »in die Nähe der erhabenen Gottheit zu eilen«.³ Gleich zu Beginn berief sich Pico auch auf den heidnischen Gott Hermes Trismegistos, den sagenhaften Autor des *Corpus Hermeticum*, einer Sammlung von Offenbarungs-Traktaten, die man damals irrtümlich für älter als die Offenbarungen des Moses hielt. Hermes habe den Menschen wegen seiner Sonderstellung unter allen erschaffenen Wesen ein »magnum miraculum« genannt:⁴

Denn der Mensch ist ein göttliches Lebewesen und läßt sich auch nicht mit den anderen Lebewesen vergleichen, die auf der Erde leben, sondern nur mit denen oben im Himmel, die Götter genannt werden. [...] Deshalb muß man es auszusprechen wagen, daß der irdische Mensch ein sterblicher Gott und der Gott am Himmel ein unsterblicher Mensch ist.

Der Papst verbot Picos Schrift und auch für die protestantischen Konfessionen war ein solches Menschenbild reine Häresie. Erst im Zuge der Aufklärung – nach den Selbstvergottungsphantasien der Genie-Religion des *Sturm und Drang*⁵ – belebte sich die Diskussion um die göttliche Würde des Menschen in Deutschland. »Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen«, fragte Schiller ein Jahr vor dem Erscheinen von Goethes Roman in seinem mythologisierenden Gedicht *Das Reich der Schatten*,⁶ und Novalis bejahte diese Frage mit seinem Konzept einer die christ-

2 Giovanni Pico della Mirandola: *De dignitate hominis. Lateinisch und deutsch*. Eingeleitet von Eugenio Garin. Bad Homburg v. d. H., Berlin, Zürich 1968, S. 28f. Zur problemgeschichtlichen Bedeutung dieser Rede im Kontext der Renaissance vgl. Hans-Georg Kemper: *Gottebenbildlichkeit und Naturnachahmung im Säkularisierungsprozeß. Problemgeschichtliche Studien zur deutschen Lyrik in Barock und Aufklärung*. 2 Bde. Tübingen 1981, Bd. I, S. 184–188.

3 Pico della Mirandola (Anm. 2), S. 34.

4 Ebd., S. 26. Der nachfolgend zitierte Beleg in: *Das Corpus Hermeticum Deutsch. Übersetzung, Darstellung und Kommentierung in drei Teilen*. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften bearbeitet u. hrsg. von Carsten Colpe u. Jens Holzhausen. Teil I: *Die griechischen Traktate und der lateinische »Asclepius«*. Übers. u. eingel. von Jens Holzhausen. Stuttgart-Bad Cannstatt 1997, S. 113. Zur Bedeutung des *Corpus Hermeticum* für die frühneuzeitliche Literaturgeschichte vgl. zuletzt Peter-André Alt: *Imaginäres Geheimwissen. Untersuchungen zum Hermetismus in literarischen Texten der Frühen Neuzeit*. Göttingen 2012.

5 Vgl. dazu Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit*. Bd. 6/II: *Sturm und Drang: Genie-Religion*. Tübingen 2002, S. 36–65.

6 Friedrich Schiller: *Gedichte*. Hrsg. von Georg Kurscheidt. In: *Werke und Briefe in 12 Bänden*. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1992, S. 425. Vgl. dazu Karl Pestalozzi: »Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen«? Schillers »Das Reich der Schatten« und Lavaters »Aussichten in die Ewigkeit«. In: *Literatur und Theologie im 18. Jahrhundert. Konfrontationen – Kontroversen – Konkurrenzen*. Hrsg. von Hans-Edwin Friedrich, Wilhelm Haefs u. Christian Soboth. Berlin, New York 2011, S. 310–322.

liche Religion überbietenden romantischen Kunstreligion unter der Devise »Gott will Götter!«.⁷

Goethe aber irritierte die Zeitgenossen nun geradezu mit einer anachronistisch anmutenden Behandlung dieses Epochen-Themas im *Wilhelm Meister*. In diesem modernen fiktionalen Roman erschien mit dem 6. Buch eine erstmals im Pietismus beliebte, authentisch wirkende Autobiographie. Texte dieser Art gehörten zu den geistlichen »Exempeln«, die mit der Beschreibung eines vorbildlichen Lebens einen »Anreiz zum nachahmenden Verhalten« bieten wollten.⁸ Diese »schöne Seele«, eine Stiftsdame, beschreibt nun ausgerechnet ihre Entwicklung zur Anhängerin des – als historische Figur porträtierten – Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, des Begründers der Herrnhuter Brüdergemeine; dieser hatte sich mit seinem Blut- und Wundenkult um das »Seitenhöhlchen« Jesu zum Gespött der Geistlichkeit und der Aufklärer gemacht.⁹ – Und doch greift Goethe hier die Diskussion um den gottähnlichen Menschen auf, aber nicht im poetisch gefälligen Gewand der Mythologie, sondern in der authentisch anmutenden Konfrontation mit der christlichen Religiosität.

In seiner Autobiographie merkte Goethe an, er habe mit den *Bekenntnissen einer schönen Seele* seiner Jugendfreundin Susanna Katharina von Klettenberg und zugleich seiner eigenen religiösen Bildungsgeschichte ein Denkmal setzen wollen (FA I, 14, S. 369 f.). Entsprechend hat er dieses Buch im Vergleich zu früheren geistlichen »Exempeln« sprachlich, stilistisch, thematisch und konzeptionell zu einer Identitätsbildungsgeschichte und nach dem Modell von *Dichtung und Wahrheit* modernisiert. Trotzdem gilt die »schöne Seele« bis heute als kaum modifiziertes »Abbild« des klettenbergischen Frömmigkeitsprofils.¹⁰ Das wird zu revidieren sein.

7 Novalis: *Schriften*. Bd. 2: *Das philosophische Werk I*. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz. Darmstadt 1965, S. 584.

8 Hans Schneider: *Kommentar*. In: Gottfried Arnold: *Die Erste Liebe*. Hrsg. von Hans Schneider. Leipzig 2002, S. 128-184; hier S. 129. Die Kommentierung bezieht sich auf Arnolds Untertitel: »aus der ältesten und bewährtesten Kirchen=Scribenten eigenen Zeugnissen / Exempeln und Reden«; ebd., S. 5. Vgl. dazu auch Hans-Jürgen Schrader: *Nachwort des Herausgebers*. In: Johann Henrich Reitz: *Historie Der Wiedergeborenen. Vollständige Ausgabe der Erstdrucke aller sieben Teile der pietistischen Sammelbiographie (1698-1745) mit einem werk-geschichtlichen Anhang*. Hrsg. von Hans-Jürgen Schrader. Bde. I-IV. Tübingen 1982; hier Bd. IV, S. 127*-203*.

9 Zum Zinzendorf-Komplex im *Wilhelm Meister* vgl. Hans-Georg Kemper: *Zinzendorf – klassisch. »Herrnhut« als »Lerngut« in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. In: Pietismus und Neuzeit. Bd. 39. Göttingen 2014, S. 25-45. – Zu Zinzendorfs literaturgeschichtlicher Bedeutung und der skandalträchtigen »Sichtungszeit« der Herrnhuter Brüdergemeine mit dem Kult um das »Seitenhöhlchen« Jesu vgl. Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit*. Bd. 6/1: *Empfindsamkeit*. Tübingen 1991, S. 19-57; bes. S. 42-44. Vgl. ferner Hans-Jürgen Schrader: *Zinzendorf als Poet*. In: *Neue Aspekte der Zinzendorf-Forschung*. Hrsg. von Martin Brecht u. Paul Peucker. Göttingen 2006, S. 134-162, sowie *Goethe und der Pietismus*. Hrsg. von Hans-Georg Kemper u. Hans Schneider. Halle, Tübingen 2001.

10 Vgl. Burkhard Dohm: *Radikalpietistin und »schöne Seele«: Susanna Katharina von Klettenberg*. In: Kemper, Schneider (Anm. 9), S. 111-134; bes. S. 126.

Goethe will – das ist meine These – in diesem Buch sein Konzept klassischer Bildung als Extrakt aus der radikalsten Position protestantischer Frömmigkeit destillieren und seine Kunst als deren konsequentes Erbe historisch legitimieren.¹¹

II. Vergottungssehnsucht im radikalen Pietismus: Zinzendorf und Klettenberg

Ausgerechnet Goethes eigene Konfession, das Luthertum, hatte – mit den Worten des Oheims – »wie der Advokat des bösen Geistes« die erbsündigen »Blößen und Schwächen« des Menschen geradezu zum Eckstein seiner Heilslehre (»sola fide« und »sola gratia«) erhoben (FA I, 9, S. 777).¹² Aber gerade deshalb war auch im Luthertum die Frage nach der Wiederherstellung der »imago Dei« am unerbittlichsten wieder aufgebrochen, und zwar ein Jahrhundert nach Pico in Johann Arndts »Bestseller« *Wahres Christentum*. »Das ganze Christenthum«, lautete Arndts Hauptthese, »stehet in der Wiederaufrichtung des Bildes Gottes im Menschen«.¹³ Als Weg dazu empfahl er analog zur katholischen Frömmigkeit und Mystik, dass Christi »heiliges lebendiges Exempel die rechte Regel und Richtschnur unseres Lebens ist«.¹⁴ Vor allem im sog. radikalen Pietismus¹⁵ steigerte sich die »imitatio Christi« bereits zu einem »stufenweisen Prozeß wahrer Christwerdung«,¹⁶ also eines Eingehens in Christus und Einswerdens mit ihm schon im Diesseits. Zu dieser Gruppierung gehörten u.a. Gottfried Arnold, Autor der für den jungen Goethe

11 Möglicherweise sah Goethe sich hier auch durch Herders klassisches Hauptwerk – die zwischen 1784 und 1791 unter seiner lebhaften Anteilnahme entstandenen und erschienenen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* – ermutigt; denn für Herder offenbarte sich Gott nicht nur in Bibel und Natur, sondern auch im Gang der Geschichte, in der sich durch Gottes Fügungen der Weg des Menschen zur wahren Humanität vollenden sollte. Vgl. Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Hrsg. von Martin Bollacher. In: *Werke in 10 Bänden*. Frankfurt a. M. 1989, S. 630 f. Eine detaillierte Analyse der strukturellen Verknüpfung des nur scheinbar als erratischer Block im Roman platzierten 6. Buches bietet Ammerlahn (Anm. 1), S. 211–248.

12 Vgl. den Abschnitt *Erbsündenlehre/Anthropologie* im Kapitel *Kleine Konfessionskunde* in: Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit*. Bd. 4/1: *Barock-Humanismus: Krisen-Dichtung*. Tübingen 2006, S. 359–361.

13 Johann Arndt: *Sämtliche geistreiche Bücher Vom wahren Christentum [...]. Von neuem sorgfältig übersehen, mit nöthigen Anmerkungen gottseliger Theologen bewähret, und nützlichen Summarien über jedes Capitel [...]*. Hrsg. von Christoph Matthäus Pfaff. Tübingen 1733, S. 9. Die Rechtgläubigkeit des Theologen Arndt, der paracelsische Medizin (und nicht Theologie) studiert hatte, war von Anfang an und ist bis heute heftig umstritten. Beiträge zur Hermetik Arndts verzeichnet Alt (Anm. 4), S. 17.

14 Arndt (Anm. 13), *Vorrede*, unpag. u. ö.

15 Vgl. dazu Hans Schneider: *Gesammelte Aufsätze I. Der radikale Pietismus*. Hrsg. von Wolfgang Breul u. Lothar Vogel. Leipzig 2011; bes. den *Forschungsbericht* (S. 9–80) u. den *Rückblick und Ausblick* (S. 405–423). – *Der radikale Pietismus. Perspektiven der Forschung*. Hrsg. von Wolfgang Breul, Marcus Meier u. Lothar Vogel. Göttingen 2011.

16 Schneider (Anm. 8), S. 133.

bedeutsamen *Unpartheiischen Kirchen= und Ketzer=Historie*,¹⁷ Zinzendorf und auch Klettenberg sowie Goethes langjähriger Schweizer Jugendfreund Johann Kaspar Lavater.¹⁸

Faszinierend waren die radikalpietistischen Mittel zur Erlangung der als psychophysische Vereinigung verstandenen Christusförmigkeit. Die Frommen griffen hierbei auch auf die vielgestaltige, von Pico, Paracelsus, Arndt selbst oder Jacob Böhme in ein christliches Gewand gehüllte hermetische Tradition zurück.¹⁹ Insbesondere die Künste der Magie und Alchimie boten das ›Know-how‹ für die Inanspruchnahme der sympathetischen Kräfte auf dem Weg zur Christusförmigkeit.

Das galt zunächst für die hermetische Lehre von der magischen Wirkung der Imagination.²⁰ Das magische Weltbild lebte von dem Glauben an die Ähnlichkeit von Makrokosmos und Mikrokosmos, aus der die auch als Liebe gedeutete Anziehungskraft zwischen beiden erwuchs, und diese Kraft war dem Magier vor allem in der Einbildungskraft als Mittel zur Rückkehr aus der materialisierten subluna-

17 Vgl. dazu Hans Schneider: »Mit Kirchengeschichte, was hab' ich zu schaffen?« *Goethes Begegnung mit Gottfried Arnolds »Kirchen- und Ketzerhistorie«*. In: Kemper, Schneider (Anm. 9), S. 79-110.

18 Zu Lavater und seiner Beziehung zu Goethe vgl. u.a. Horst Weigelt: *Johann Kaspar Lavater und Goethe – Zwischen Nähe und Distanz*. In: Kemper, Schneider (Anm. 9), S. 135-156.

19 Wie diese Namen bereits zeigen, war die hermetische Tradition ein äußerst heterogenes Gebilde. Es bestand aus Kerndisziplinen, die sich mit Hermes' Beinamen ›Trismegistos‹ (der dreimal Größte) verbanden: aus Magie, Alchimie und Astrologie. Aus dem *Corpus Hermeticum* selbst entwickelte sich ferner eine Naturphilosophie, deren zentrale Ideen Jacob Böhme übernahm und sie zugleich zu seinem originellen pansophischen Weltbild ausgestaltete. Noch wirkungsmächtiger hatte zuvor Paracelsus, der ›deutsche Hermes‹, Kernideen für sein bis heute nachwirkendes Konzept einer ganzheitlichen Medizin adaptiert und durch empirische Naturforschung weiterentwickelt. Zuallererst allerdings – das ist meine These – fußte die Hermetik auf dem *Corpus Hermeticum* als einer Quelle von Offenbarungs-Traktaten und war damit dem Anspruch nach eine Offenbarungs-Religion. In ›reinem‹ Zustand dieser in sich nicht widerspruchsfreien, eklektischen Quellentexte stand sie in wesentlichen Lehren in Opposition zum Christentum, kannte keine Lehren von Sündenfall oder Erbsünde und von daher notwendiger göttlicher Erlösung, somit keine Vorstellungen von Hölle und ewiger Verdammnis, dafür ein panentheistisches Gottesbild, wonach Gott aus Liebe zur Welt in diese emaniert sei und ihr seine vitalen Kräfte hinterlassen habe, mit deren Hilfe sie sich aus der Materialisierung wieder in das göttlich-geistige Ureine zurückentwickeln könne. Folglich gab es auch keinen Tod in der Schöpfung; Sterben war Medium der Wiedergeburt. Es war also eine Selbsthelfer-Religion, die deshalb viele Intellektuelle der Frühen Neuzeit faszinierte. – Einen Forschungsbericht zur aktuellen Diskussion um die historische Bestimmbarkeit und Bedeutung der hermetischen Tradition bietet zuletzt Kristine Hannak: »Geist=reiche Kritik«. *Hermetik, Mystik und das Werden der Aufklärung in spiritualistischer Literatur der Frühen Neuzeit*. Berlin 2013, S. 16-36.

20 Gott selbst hatte nach Überzeugung einiger Hermetiker die Welt nicht aus seinem Wort, sondern aus seiner Einbildungskraft ins Leben gerufen und sich damit zugleich mit Geist und Kraft in sie hineingewirkt. Vgl. Hans-Georg Kemper: *Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit*. Bd. 3: *Barock-Mystik*. Tübingen 1988, S. 83-86 u.ö.

rischen in eine vollkommene himmlische Welt überantwortet. Von der schwarzen Magie beherrschte Gegenkräfte versuchten diesen Aufstieg zu revidieren. Die Imagination galt demnach als reale Kraft, der man – auch im Teufelsglauben – physische Wirkungen zusprach.²¹ Aus diesem Wissen schrieb Klettenberg an Lavater:

[...] daß die Imagination unß zur Quelle des Verderbens wird – ich weis es auß erfahrung – wann Nun die Imagination mit Bilder solcher Dinge angefült wird die unß réelle Seeligkeit schaffen – solte sie da nicht auch unßere Heiligung befördern?²²

Genau dies war das Ziel Zinzendorfs, von dem sich Klettenberg deshalb auch stark angezogen fühlte. Er hat in seiner radikalsten Phase zwischen 1742 und 1750 den imaginativen Christuskult zu einem unübertroffenen Höhepunkt getrieben. Die ganze Gemeinde sollte nach dem Willen des charismatischen Grafen in unentwegtem Umgang mit dem Heiland als Schmerzens- und Wundenmann leben. Zinzendorf entwickelte dazu eine phantasiereiche Festkultur mit Liebesfeiern und Liederpredigten. Er gruppierte sie um das Zentrum einer hochemotionalen Gesangskultur und dichtete zahlreiche Lieder in genialer Inspiration während der Feste und Feiern sogar aus dem Stegreif. Von der Einbildung des »schönen Schmerzensmannes« erhoffte er sich eine reale physiognomische und wesensmäßige Angleichung an den Erlöser.²³ In derselben Überzeugung schreibt Klettenberg: »[...] ich [...] sage Ihm [= Jesus] mit gebeugtem Herzen: Bleib Du mir nur stets im Gesicht mit Deinen Wunden Rizen«. ²⁴ Ihre wenigen, in der Bildwelt Zinzendorfs ver-

21 So hielt sich beispielsweise – bis hin zu Herder und Goethe – in medizinischen Lehrbüchern die Überzeugung, Schwangere könnten ihrem Fötus durch schreckhafte Einbildungen schaden oder, wenn sie im Zeugungsakt statt des Ehemannes einen Geliebten imaginierten, dem dabei gezeugten Kind die Gesichtszüge des Geliebten physiognomisch imprägnieren. Eben dies hat Goethe in seinem Roman *Die Wahlverwandtschaften* dargestellt.

22 *Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg*. Hrsg. von Heinrich Funck. Leipzig 1911, S. 251. Vgl. dazu Dohm (Anm. 10), S. 117. Vor allem die Frauen seien wegen ihrer höheren Empfindungsfähigkeit und Sinnlichkeit – und damit verbunden (wie vor allem die Teufelsbücher lehrten) – hinsichtlich ihrer sexuellen Begierlichkeit durch die Einbildungskraft gefährdet. Der beste Schutz dagegen sei deshalb, wie Klettenberg schreibt, die »Anfüllung« der Einbildungskraft mit »solche[n] Dinge[n]«, die »réelle Seeligkeit schaffen«; das war der ständige imaginative Umgang mit der Mensch gewordenen Person des Erlösers.

23 Die Herrnhuter seien, betont Zinzendorf in der *Achten Homilie*, »so verändert und mit Jesu durchzogen [...], dass [...] unser Blick den Eindruck von seiner Irrdigkeit und Natürlichkeit immer mehr verliert, und die JEsushaftigkeit, die Lammhaftigkeit, die ganze Gemüths=Art des Bräutigams, unsre Augen, das ganze Antlitz, die Stirne, die Backen, den Mund, die ganze Stellung und Signatur unserer Person einnimmt«; zit. in: Dohm (Anm. 10), S. 118. Zur Bedeutung der Alchimie für Zinzendorfs Religiosität und seine Lied- und Festkultur vgl. Burkhard Dohm: *Poetische Alchimie. Öffnung zur Sinnlichkeit in der Hohelied- und Bibeldichtung von der protestantischen Barockmystik bis zum Pietismus*. Tübingen 2000, S. 281–357.

24 *Die schöne Seele* (Anm. 22), S. 239; vgl. Dohm (Anm. 10), S. 118.

fassten Lieder beschwören die sinnliche Nähe des Erlöser-Bräutigams; sie glaubt, in imaginativer Verschmelzung in ihn einzugehen und »die Ewigkeit im Diesseits zu antizipieren«:²⁵

Ich bin mit Ihm ans Kreuz gehenkt,
Ich bin in Seinen Tod versenkt,
Ich steh in Seinem Blute; [...] Seine Wunden
Sind, als wann ichs selbst empfunden.²⁶

Die zweite Idee zu einer Vereinigung mit Christus schon im Diesseits wurde durch die spirituelle Alchimie beflügelt. Ihr lag die Überzeugung von der psychophysischen Einheit aller Lebensprozesse zugrunde.²⁷ Daraus ergab sich die Annahme einer von leiblicher Verklärung begleiteten Sublimierung ins Geistig-Göttliche. Die alchimiekundige Klettenberg vermutete schon unter dem sichtbaren Kleid von Fleisch und Blut eine Art »extractum« ihres irdischen Körpers. Dieses deutete sie als ihren verklärten Lichtleib, der ihre Unsterblichkeit garantierte, auch wenn die äußere Hülle einmal zu Grabe getragen würde.²⁸ – Der junge Goethe war von diesen Ideen anhaltend fasziniert. Bei den Vorarbeiten zu seiner Autobiographie notierte er für das Jahr seiner Krankheitsphase 1769 genau diesen Zusammenhang: »Mystik. Chemie Herrnhutianism. Arnolds Kirchen und Ketzer-geschichte« (FA I, 14, S. 865). – Was also wird er aus dieser *Sturm und Drang*-Welt des radikalen Pietismus den Bekenntnissen der »schönen Seele« noch in die Feder schreiben?

III. Zum emanzipatorischen Bildungsweg der »schönen Seele«

Entscheidende Stationen auf ihrem Weg zur religiösen Autonomie erreicht die Stiftsdame vor der Begegnung mit den Herrnhutern. Doch dabei durchlebt sie selbst schon deren phantasiereichen Umgang mit Gott, und das erweckt ihre als »großen Umweg« bezeichnete vorübergehende Sympathie mit Zinzendorf und seiner Gemeinde (FA I, 9, S. 767). Ich hebe *sechs* Aspekte hervor:

Bei ihr setzt sich *erstens* das – im radikalen Pietismus geförderte und auch von Klettenberg vermittelte – Bild einer selbstbewussten, ebenso empfindsamen wie

25 Dohm (Anm. 10), S. 116.

26 *Die schöne Seele* (Anm. 22), S. 199. Vgl. dazu Dohm (Anm. 10), S. 116. Zu Klettenberg und ihren Liedern vgl. auch Kemper (Anm. 5), S. 298 f.

27 Vgl. Allison Coudert: *Der Stein der Weisen. Die geheime Kunst der Alchimisten*. Bern, München 1982, S. 12–39.

28 So schrieb sie an Lavater anlässlich seiner dreibändigen *Aussichten in die Ewigkeit*: »Ich sterbe nicht [...]. [Denn] schon bey Leibes Leben hat der Herr [...] in meine Hütte [den] [...] Schöpffenden Geist [gegeben], der [...] die erste materie bewegte – dadurch [wurde] auß dem verweßlichen Fleisch [ein Extractum] ausgezogen, das die Seele [auf ewig] bekleidet. / So weiß ich Nun – [...] dass wenn das Laimen Hauß meiner Hütte zerfällt – auß seinen Ruinen gleich die materialien zu dem Neuen Bau genomen werden, der so gleich und Ewig [...] besteht« (*Die schöne Seele* [Anm. 22], S. 268 f.; zit. in: Dohm [Anm. 10], S. 125).

intellektuellen Frau fort,²⁹ teilweise sogar mit androgynen Zügen.³⁰ Dieses Bild ist jedoch nicht mehr an eine besonders fromme Sozialisation, an Wiedergeburt oder ›Heiligung‹ und auch nicht mehr an die Bibel als zentrale Offenbarungsquelle gebunden. Stattdessen schildert sie ausführlich ihre schon als Kind ausgeprägte »Wißbegierde« und ihren »heftigen Hang zu Büchern« (FA I, 9, S. 730). Die Bibel wird dabei zu einem Lehr- und Bildungsbuch, aus deren »Bedenkliche[n] Stellen« sie sogar ihre sexuelle Aufklärung bezieht.³¹

Zweitens emanzipiert sie sich aus dem Blut- und Wundenkult bereits durch die Episode mit ihrem durch zwei Wundmale an Haupt und Hand blutig verletzten Verlobten Narciß. Sie wird bei der Hilfeleistung vom Blut dieses irdischen ›Schmerzensmannes‹ »überströmt« und bei der anschließenden Reinigung bemerkt sie, »daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum erstenmal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte« (FA I, 9, S. 738 f.). Ebenso wenig wie der Blut- und Wundenkult spielt für sie die – in Anspielung auf den Narziss-Mythos – entdeckte eigene Schönheit noch eine Rolle, die aber den Wert des Verzichts auf einen irdischen Bräutigam erhöht. In

29 Im radikalen Pietismus wird das pejorative Frauenbild eines dem Mann durch und seit Eva physisch und intellektuell unterlegenen, für den Sündenfall verantwortlichen, triebhaften Wesens umgewandelt in eine besondere Hochschätzung der Frau. Einige wurden sogar als Prophetinnen und geistliche Schriftstellerinnen zu verehrten Leitfiguren der Wiedergeborenen. Auch Klettenberg hat von dieser Aufwertung der Frau mit einem beachtlichen Selbstwertgefühl profitiert.

30 Androgynität spielt in der hermetischen Tradition eine bedeutende Rolle. Der »gebärende« Gott wird schon im *Corpus Hermeticum* als »mannweiblich« gedacht. Zur Auswirkung dieser Lehre auf Böhme und seine spiritualistischen Anhänger, darunter vorübergehend auch Arnold, die im Prozess ihrer Heiligung auf die Ehe verzichteten, vgl. Kemper (Anm. 20), S. 138–147. Vgl. dazu auch Achim Aurnhammer: *Androgynie. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur*. Köln, Wien 1986, S. 164–176 (zu Mignon und der »schönen Amazone« Natalie als »Projektionsfiguren« Wilhelms in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*). Aber auch die von Aurnhammer unbeachtete Stiftsdame reiht sich in die Sammlung der anderen androgynen Figuren des Romans ein. Ihr Vater, ein Arzt, pflegt sie z. B. wegen ihres Interesses am »Buch der Natur« »oft mit inniger Freude seinen mißratenen Sohn zu nennen« (FA I, 9, S. 731). Noch öfter wird sie ihre Männlichkeit unter Beweis stellen (vgl. FA I, 9, S. 750 f.). Durch die Lösung des Verlöbnisses mit Narciß emanzipiert sie sich aus den Verstrickungen irdischer Sexualität und Erotik und je enger sie den Bund mit dem himmlischen ›Freund‹ schließt, desto mehr nähert sie sich dem hermetischen Ziel rein geistiger ›himmlischer‹ Androgynie schon im Diesseits.

31 »[...] ich wußte übrigens von der natürlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts mehr als ich merken ließ, und hatte es meistens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen die mir vor Augen kamen zusammen, und brachte bei meiner Wißbegierde und Kombinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, so hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müssen« (FA I, 9, S. 730). Aus diesen »Stellen« – daran erinnert der Text – hatten einst Sprenger und Institoris in ihrem *Malleus Maleficarum* das Bild der Frau als Hexe biblisch begründet. So wird hier aus der Erinnerung an ein verhängnisvolles Kapitel christlicher Frömmigkeitsgeschichte eine ironische Pointe, die das Selbstbewusstsein der Stiftsdame gerade da demonstriert, wo das frühneuzeitliche Frauenbild am stärksten herabgewürdigt war.

einem Klärungsprozess entscheidet sie sich für den himmlischen »Freund« (FA I, 9, S. 764). Für ihn ist sie schön als »schöne Seele«!

Dabei lernt sie *drittens* auch zwei verschiedene Wahrnehmungsarten zu unterscheiden, die aus der Meditationsliteratur stammen. Hier wird differenziert zwischen äußeren sinnlichen Wahrnehmungen einschließlich der Phantasie, die der Sterblichkeit unterliegen, und den intelligiblen »sensus interiores«, die der unsterblichen Seele angehören.³² Die Entscheidung der »schönen Seele« fällt ohne »Mittelweg« zugunsten der »erquickenden innerlichen Empfindungen« aus (FA I, 9, S. 750). Solche Differenzierung nutzt sie auch bei der Beschreibung ihres einmaligen Erweckungserlebnisses, bei dem sich ihr das bislang unverstandene lutherische Glaubens-Dogma vom bloßen Wissen zu einer übersinnlichen Empfindung verlebendigt. Noch einmal – nach zehnjähriger Gewohnheit – führt sie ein Liebes-»Zug« (FA I, 9, S. 766) zur Imagination des »Schmerzensmannes« am Kreuz, aber zugleich darüber hinaus und hinauf zum lebendigen Unsichtbaren, und für diesen »Zug« ins nicht mehr beschreibbare, bildlose, unsinnliche, aber keineswegs empfindungslose Geistige kann die an konkrete Bildhaftigkeit gebundene Phantasie nur noch ein allegorisches Analogon für eine bei der geistigen Schau versagende Sprache sein:

Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und im Kurzen war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt. (FA I, 9, S. 766)

Der »Zug« verweist auf die – in der Hermetik als magisch verstandene – »attractio« als jene himmelanziehende Liebes-»Kraft«, welche die Stiftsdame im Kirchenkultus, aber dann auch in dem bloß »ergötzenden« Gemeindeleben der Herrnhuter vermisst.³³ Glauben ist also analog zur Himmelfahrt ein Aufschwingen des Geistes in eine übersinnliche Dimension, für die folglich auch die Imagination des irdischen Erlösers nicht mehr wesentlich ist.³⁴

32 Vgl. dazu Günter Butzer: *Soliloquium. Theorie und Geschichte des Selbstgesprächs in der europäischen Literatur*. München 2008, S. 230-276.

33 Zu den Einzelheiten ihrer Annäherung an Zinzendorf und zu ihrer allmählichen Lösung von ihm, den Herrnhutern und der orthodoxen Kirche vgl. Kemper: *Zinzendorf* (Anm. 9), S. 31-34.

34 Bei ihrer Auseinandersetzung mit der herrnhutischen »Phantasie«-Religion und deren bildhaftem Wundenkult lässt die »schöne Seele« deshalb die Einbildungskraft allenfalls als didaktisches Mittel und als hilfreiche Durchgangsstation zur eigenen Frömmigkeit gelten: »denn schädliche Bilder und ihre bösen Folgen werden dadurch abgehalten. [...] So lange man nichts besseres hat, ist doch diese Übung nicht ganz zu verwerfen« (FA I, 9, S. 767f.). Diese innere Distanzierung trifft auch Zinzendorf selbst, von dem sie sich wegen seines »kühnen Fluge[s] der Einbildungskraft« zunächst angezogen und dann abgestoßen fühlt (FA I, 9, S. 769).

Von dieser Vergeistigung ihrer Gottesbeziehung her wird *viertens* verständlich, warum die Stiftsdame den himmlischen Geliebten, mit dem sie immer innigere Freundschaft schließt, den »unsichtbaren Freund« oder den »treuen unsichtbaren Führer« nennt (FA I, 9, S. 761). Mit dieser Formulierung schützt sie ihn vor allen Zudringlichkeiten der Einbildungskraft. Zugleich vereint sie implizit die Personen der Trinität zu *einer* Person (oft ist auch von Gott allgemein die Rede und für ihn gilt ohnehin das alttestamentliche Bilderverbot 2. Mos. 20, 4). Das wiederum bahnt – hier noch versteckt – den Übergang vom Ideal der Christusförmigkeit zur Gottähnlichkeit an.

Aus Kritik an der religiösen Sinnlichkeit distanziert sich die Stiftsdame *fünftens* auch von der Sehnsucht nach einem psychophysischen Vereinigungsprozess mit Christus. Beim Versuch ihrer Seele, »Gott [...] immer näher zu kommen« (FA I, 9, S. 787), bemerkt sie:

Es war als wenn meine Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte, sie sah den Körper selbst als ein, ihr fremdes, Wesen an, wie man etwa ein Kleid ansieht. Sie stellte sich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle diese Zeiten sind dahin, was folgt wird auch dahin gehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin. (FA I, 9, S. 788)

Mit einer Reminiszenz an Descartes' »Cogito, ergo sum« wird hier die Seele mit dem auf sie bezogenen »sensus interior« zum Zentrum der menschlichen Existenz erhoben. Dieses körperlose ewige Ich *ist* schon bei Gott und damit in seiner unverlierbaren Existenz.³⁵ Zugleich werden von diesem Status her auch in das Gewand ihrer Zeit gekleidete Frömmigkeitsformen aus dem »Gedächtnis« der Religion und Kultur als Übergangsphänomene relativiert, wobei die Stiftsdame hier selbst am Pietismus eine solche Transfer- und Selektionsleistung vollzieht und bewusstmacht.

In diesem Zusammenhang lässt *sechstens* ein Arzt die Stiftsdame »den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnden«. Und sie ergänzt: »Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug, wie interessant war mir das Werk seiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Atem seines Mundes hatte beleben wollen« (FA I, 9, S. 788). So wie die Stiftsdame statt einer psychophysischen Christusförmigkeit nur die Seele als Ort der Gottesbegegnung gelten lässt, so weist sie analog eine magisch-alchemistische »imitatio naturae« ab, weil die leiblichen und vitalen Kräfte auf dem Weg zur Vereinigung mit Gott für sie keine Rolle mehr spielen. Immerhin aber verehrt sie Gott in der Natur als Schöpfer auch ihres Lebens und hält dabei an einer spirituellen Lehre der Hermetik fest; denn der »Atem seines Mundes« verweist auf das göttliche Pneuma, das sich ätherhaltig als Lebensluft und -geist in den Menschen senkt und das spirituelle Prinzip in der Schöpfung betont, ebenso auf das kosmogonische »Gott atmen«: Nach Böhme hatte Gott Adam

35 Jedenfalls entzieht sich dieser nach der einmaligen geistlichen Initiation im Unterschied zu den Erfahrungen der mittelalterlichen Mystik, bei der sich die »unio« nach dem Willen Gottes ereignete (»ubi et quando visum est Deo«), nicht mehr den psychischen »Aufschwüngen« des Ich.

durch den »Hauch« oder »Atem« erschaffen und ihm damit sein tat-kräftiges »Wort« eingsprochen.³⁶

Was also hier von dem bild- und gefühlsstarken, phantasiereichen radikalen Pietismus sowie von der magisch-alchemistischen, panentheistischen hermetischen Tradition übrigbleibt, stellt die Renaissance einer ganz introvertierten, bildlosen, meditativen, von Empathie beflügelten Konzentration auf die Vereinigung mit einer geistigen Kraft dar, die auf Kernelemente christlicher und neuplatonischer Mystik zurückgreift. Der Name »schöne Seele« bezieht sich von daher am ehesten auf Plotins Lehre, wonach der göttliche Geist als die Schönheit selbst die Seelen als schöne formt und sich dadurch ähnlich macht, so dass diese sich nach der göttlichen Schönheit zurücksehnen und in dieser Sehnsucht selbst schon in der Schönheit sind.³⁷

IV. Verlust der Erbsünde – Gewinn der Gottähnlichkeit

Bei dem Umgang der Stiftsdame mit dem »unsichtbaren Freund« werden zugleich zentrale christliche Dogmen »unsichtbar«, weil überflüssig. Darin wird nun die zweite Strategie der verdeckten Rede vom Freund offenkundig: Sie dient dazu, die Verschiebung des Gewichts von der für den christlichen Glauben zentralen Person des Retters auf Gott den Schöpfer und Erhalter vorzubereiten. Der Opfertod Christi wäre ohnehin überflüssig, wenn der Mensch ohne Sünde wäre.

Wesentliche Voraussetzungen des Dogmenbestandes erkennt die »schöne Seele« nicht an, weil sie die jeweilige Erfahrung nicht besitzt. So ist ihr eine Furcht vor der Hölle unbekannt – hier greift sie eine im radikalen Pietismus und in der Aufklärung verbreitete Position auf: »[...] ja die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keinesweges in dem Kreise meiner Ideen Platz finden« (FA I, 9, S. 760). Menschen, die Gott eine solche Ewigkeit der Höllenstrafen zutrauten und nicht in Liebe zu ihm lebten, schienen ihr unglücklich und bestraft genug. Zunehmend zweifelt sie deshalb an den Lehren von der Sünde und von den letzten Dingen und sie kennt auch kein Sündenbewusstsein – solche Lehren, bekennt sie, machten die Menschen nur »elend« (ebd.).³⁸ Der Mensch, so erkennt sie an David, ist nicht von angeborener Erbsünde, sondern von korrigierbarer konstitutioneller Schwäche geprägt, und diese Entdeckung führt sie bei der Frage nach einem »reinen Herzen« zu der für sie entscheidenden Erkenntnis:

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den symbolischen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. [...] Endlich glaubte ich bei

³⁶ Vgl. Alt (Anm. 4), S. 154 f.

³⁷ Vgl. Plotin: *Ausgewählte Schriften*. Hrsg., übers. u. kommentiert von Christian Tornau. Stuttgart 2001, S. 168, 178-180, 184. Zu weiteren Verwendungen und Bedeutungen des Begriffs »schöne Seele« bei Wieland, Schiller und Goethe vgl. die Belegsammlung im Kommentar von Voßkamp (Anm. 1), S. 1455-1458.

³⁸ Zur in diesem Punkt abweichenden Interpretation Ammerlahns (Anm. 1), S. 226, vgl. Kemper: *Zinzendorf* (Anm. 9), S. 31 f.

einem Schimmer zu sehen, daß das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Worts, durch das alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. Daß der Uranfängliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmal als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältnis von Stufe zu Stufe von der Empfängnis und Geburt bis zu dem Grabe durchgegangen sei, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu sein: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart. [...] Und eben darum ist er uns ähnlich geworden, weil wir sonst keinen Teil an ihm haben könnten. (FA I, 9, S. 765 f.)

Das ist eine grundlegende Umdeutung der christlichen Heilslehre: Nicht der Tod des Gottessohns als Opfertat rettet den Christen aus dem Verderben, sondern die Menschwerdung Gottes macht Gott zunächst selbst den Menschen ähnlich und eröffnet ihnen durch seine Rückkehr ins Himmlische den ›Zug‹ zum Göttlichwerden, zur ›Teilhabe an der göttlichen Natur‹ (vgl. 2. Petr. 1, 4). Damit knüpft die ›schöne Seele‹ auch an eine Grundposition des *Corpus Hermeticum* an, das keine Erbsünde und keinen durch den Tod sich opfernden Gottessohn kennt, sondern nur die physische Einschränkung der sublunaren Welt und die Befreiung daraus durch Rückkehr in das Geistig-Göttliche. Gottähnlichkeit wird damit ein Ziel, das ein Individuum ohne Gnadenmittel und Kultus einer Kirche in der Orientierung an inneren Empfindungen und ›höheren Freuden‹ selbsttätig anstreben kann. Analog summiert Goethes Autobiographie seine jugendliche ›Privatreligion‹: Die Menschwerdung Gottes ist notwendige Bedingung zum Umschlag von der Kontraktion zur (liebenden) Expansion: »Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit teilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern« (FA I, 14, S. 385).

V. ›Schöne Seele‹ und schöpferischer Künstler auf dem Weg zur Gottähnlichkeit

Diese Einsicht ermöglicht einen Glanzpunkt des Romans. Der vermögende Oheim der Stiftsdame, ein Stiefbruder ihres Vaters, der zur Hochzeit ihrer Schwester auf sein kunstreiches Schloss eingeladen hat, knüpft in Formen eines Kunstgesprächs³⁹ an ihre Einsicht an und entfaltet daraus – wie z. T. schon eingangs zitiert – sein Verständnis vom autonomen, selbstgewissen und schöpferischen Menschen:

Wenn wir uns, sagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Kreatur angenommen, und auf ihre Art und Weise sich eine Zeitlang auf der Welt befunden habe; so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch

39 Vgl. zu dieser diskursiven Kunstform (mit einer Analyse auch von Goethes Kunstnovelle *Der Sammler und die Seinigen*) Joachim Knappe: *Kunstgespräche. Zur diskursiven Konstitution von Kunst*. Baden-Baden 2012, S. 41–43.

mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unsrer Gottähnlichkeit bestätigen können. (FA I, 9, S. 776f.)

So entsteht ein Bild des Künstlers, das aus der Ähnlichkeit von Gott (als ›opifex‹ im Sinne Picos) und Mensch als Schöpfer erwächst und im Künstlertum seine reinste Ausprägung findet:

Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen, ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammen stellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns auf eine oder die andere Weise dargestellt haben. (FA I, 9, S. 777)

Eben dies ist dem Oheim in seiner Lebensgestaltung gelungen, wie die ›schöne Seele‹ beim Hochzeitsfest erlebt. Sie begegnet einem ganz auf diesseitige Tätigkeit gerichteten Lebensentwurf und einem auf strenger harmonischer Proportionalität beruhenden Kunstkonzept, das der Oheim von der Architektur und Ausstattung der Wohnräume, Möbel und Gegenstände bis zu den streng komponierten Feierlichkeiten wie ein ästhetisches Analogon zur frommen ›Heiligung‹ inszeniert. Er verkörpert, so Voßkamp, »das Bildungsideal der ›Lehrjahre‹«;⁴⁰ in seinen Charakter habe Goethe, so Schiller, »am meisten ›von seiner eigenen Natur gelegt‹«.⁴¹ An den Malereien und Skulpturen lehrt der Oheim die Stiftsdame, auch die Geschichte der Kunst und die Mechanik des Handwerklichen nicht zu verachten, um das jeweils Geniale umso mehr würdigen zu können. Er postuliert – wie Schiller – die harmonische Ausbildung von Moral und Sinnlichkeit, damit auch die »regellose Phantasie« gezügelt werde und niemand »in Gefahr komme [...], seine edlere Natur durch Vergnügen an geschmacklosen Tändeleien, wo nicht an was schlimmerem herab zu würdigen« (FA I, 9, S. 781). Hierbei fühlt die Stiftsdame verschämt, »daß unter den Liedern, die mich erbauet hatten, manches abgeschmackte mochte gewesen sein, und daß die Bildchen, die sich an meine geistlichen Ideen anschlossen, wohl schwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben« (ebd.). Immerhin aber hat ihre Teilnahme an der herrnhutischen Fest-Kultur sie vorgebildet und empfänglich gemacht für die Überbietung der phantasie-reich-naiven Stegreif-Gesänge durch einen eingeübten Chor reiner Menschenstimmen ohne Instrumentalbegleitung:

⁴⁰ Voßkamp (Anm. 1), S. 1449.

⁴¹ Zit. ebd., S. 1468.

Ich hatte bisher nur den frommen Gesang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiserer Kehle, wie die Waldvögelein, Gott zu loben glauben, weil sie sich selbst eine angenehme Empfindung machen [...]. Nun vernahm ich eine Musik aus dem tiefsten Sinne der trefflichsten menschlichen Naturen entsprungen, die, durch bestimmte und geübte Organe in harmonischer Einheit wieder zum tiefsten, besten Sinne des Menschen sprach und ihn wirklich in diesem Augenblicke seine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateinische, geistliche Gesänge, die sich, wie Juwelen, in dem goldnen Ringe einer gesitteten weltlichen Gesellschaft ausnahmen, und mich, ohne Anforderung einer so genannten Erbauung, auf das geistigste erhoben und glücklich machten. (FA I, 9, S. 783)

Zum Erstaunen der Stiftsdame bewirkt gerade die durchgebildete Form des Gesangs ihr das »geistigste« Vergnügen, erreicht also den »sensus interior« und lässt sie deshalb ihre »Gottähnlichkeit lebhaft empfinden«. Damit kündigt sich die Überlegenheit des neuen, formbewussten Kunstverständnisses an. Aber Friedrich Schlegels Urteil, dass die Religion sich in diesem Roman »stufenweise zur Kunst vollendet«,⁴² bedarf von der Gottähnlichkeits-Erfahrung der Stiftsdame her der Ergänzung: Diese Kunst als »goldne[r] Ring« einer »gesitteten weltlichen Gesellschaft« erweckt ihrerseits religiöse Gefühle, ist dabei aber keineswegs eine Surrogatreligion, weil sie das Gefühl der Gottesnähe in der eigenen Gottähnlichkeit vollkommener hervorzurufen vermag als die bisher von der »schönen Seele« erlebten Andachtsformen. Zugleich kann sich diese Empfindung der Gottähnlichkeit – wie schon der junge Herder verkündet hatte – auch an und in anderen Künsten entzünden; jede Kunst, die das Gefühl der Gottähnlichkeit vermittelt, reicht damit in die Sphäre des Geistlichen.⁴³ Letztlich allerdings bleibt die Stiftsdame ihrem religiösen Autonomie-Ideal treu. Dieses transzendiert alle Kunst, aber auch alle geschichtliche Religion und Religiosität. Deshalb hat sie durch die Erfahrung eines klassischen Kunst-Konzepts ein Ziel klassischer ästhetischer Erziehung erreicht, wie es Schiller proklamiert und Goethes *Iphigenie* praktiziert hat:⁴⁴ »Ich erinnere mich kaum eines Gebotes, nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes, es ist ein Trieb der mich leitet und mich immer recht führt; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen, und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue« (FA I, 9, S. 793).

Für den Oheim hat seine Nichte bereits ihr sittliches Wesen in einem Prozess der Verähnlichung »mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu

42 Friedrich Schlegel: *Über Goethes Meister*; zit. in: Schings: Kommentar (MA 5, S. 688).

43 Vgl. dazu Johann Gottfried Herder: *An Prediger. Fünfzehn Provinzialblätter* [1774]. In: *Theologische Schriften*. Hrsg. von Christoph Bultmann u. Thomas Zippert. In: *Werke in 10 Bänden*. Bd. 9.1. Frankfurt a.M. 1994, S. 67–138; hier S. 126–128. – Dies begründet auch die für Goethe und Schiller so bedeutsame Ästhetik des erfüllten Augenblicks. Vgl. dazu Bruno Hillebrand: *Ästhetik des Augenblicks. Der Dichter als Überwinder der Zeit – von Goethe bis heute*. Göttingen 1999, S. 14–34, 54 f.

44 Vgl. dazu auch Bernhard Greiner: *Weibliche Identität und ihre Medien. Zwei Entwürfe* (*»Iphigenie auf Tauris«*, *»Bekenntnisse einer schönen Seele«*). In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 35 (1991), S. 33–56. Ders: *Dialogisches Wort als Medium autobiographischer Rede: Die »Bekenntnisse einer schönen Seele« im »Wilhelm Meister« und die Friederiken-Episode in »Dichtung und Wahrheit«*. In: ders: *Eine Art Wahnsinn. Dichtung im Horizont Kants: Studien zu Goethe und Kleist*. Berlin 1994, S. 56–73.

machen gesucht« (FA I, 9, S. 777). Als Aufgabe für sich selbst aber bestimmt er die schöpferische Formung des sinnlichen Menschen und seiner Umwelt. Trotz dieses Gegensatzes kommen sie in der zentralen Orientierung an einer *Idee* überein, die sie umzusetzen suchen. Bei der Stiftsdame ist es der sichere, auf Höheres gerichtete Instinkt, »daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe« (FA I, 9, S. 792 f.); die Idee ist also der Prozess der Angleichung an das Göttliche in der eigenen Innerlichkeit. Der Oheim verlegt die Idee des Göttlichen ebenfalls in die – für ihn autonome – schöpferische Kraft im Menschen, die er aber in der Welt zu betätigen sucht und dabei seiner Gottähnlichkeit gewahr und bewusst wird. Aber ohne eine bildende Idee vermag der Mensch aus dieser Sicht seinen Lebensweg nicht zur sinnlichen und moralischen Vollkommenheit zu formen.

VI. Die »Bekenntnisse einer schönen Seele« im Roman- und Werkzusammenhang

Das 6. Buch erweist sich aus der hier entwickelten Perspektive als Eckstein der Kunst-Religion im Roman. Das sei kurz an fünf Aspekten aufgezeigt. *Erstens* bestimmte Herder Religion »als die ›höchste Humanität‹ [...] die exponierte Sphäre, die alle anderen Kultursphären aus sich herausgesetzt hat«. ⁴⁵ Das gilt auch für das 6. Buch. Natürlich hat die christliche Religion selbst eine reiche und vielfältige Kunst inauguriert. Im *Wilhelm Meister* aber werden nun mittels eines geistlichen Exempels die *Bekenntnisse* zum Gründungsdokument einer sich aus christlich-konfessioneller Religiosität befreienden Kunst-Religion. Jede Religion braucht einen ›heiligen‹ Text. Die *Bekenntnisse* begründen den Bildungs-Weg zu eigenen Erfahrungen der Gottähnlichkeit.

Im Roman verwirklicht sich *zweitens* die Idee des Oheims vom Künstler als einem gottähnlichen »Baumeister«, der ein seinem Geist entsprungenes »Urbild« formt. Dabei erweist sich das 6. Buch als Dreh- und Angelpunkt des Romans. Es begründet poetologisch die ›Bildungs-Idee, stiftet durch das Erzählen der Gründungsverhältnisse der Familie und die verwandtschaftlichen, durch physiognomische Ähnlichkeiten und damit verknüpfte Sympathien unterstützten Verhältnisse der Hauptakteure die entscheidenden, in den vorherigen Büchern großenteils vorerhaltenen erzählerischen Zusammenhänge des Romans.

Nachahmung und Verähnlichung sind *drittens* schon Hauptmotive der ersten fünf Bücher des sog. Theaterromans. ›Imitatio‹ ist gleichsam der Hauptberuf des Schauspielers und der von Shakespeare verzauberte Wilhelm Meister (FA I, 9, S. 545 ff.) imitiert Hamlet so sehr, dass er »glaubte nach und nach mit meinem

45 Zit. in: Claas Cordemann: *Herders christlicher Monismus. Eine Studie zur Grundlegung von Johann Gottfried Herders Christologie und Humanitätsideal*. Tübingen 2010, S. 176. In seinen *Ideen* hat Herder Picos hier einleitend zitierte These, Gott habe den Menschen zum ›Former seiner selbst‹ bestimmt, kulturhistorisch begründet und zur Erfüllung gebracht, wenn er einem entscheidenden Kapitel (III, 15,1) die Überschrift gibt: »Humanität ist der Zweck der Menschen-Natur und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben« (Herder [Anm. 11], S. 630).

Helden zu einer Person zu werden« (FA I, 9, S. 579). Wilhelm reflektiert die soziale Implikation solcher Nachahmung als »Treue«-Verhältnis »einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden«, doch kleide diese Tugend eigentlich nur die Dienerschaft, aber nicht den nachgeahmten höheren Stand (FA I, 9, S. 574).⁴⁶ Der Bildungswert der Nachahmung wird nun im 6. Buch im Streben nach Gottähnlichkeit polar gesteigert. Aus der Kontraktion auf die eigene Innerlichkeit der Stiftsdame entfaltet sich der Roman so (im Sinne von Goethes ›Privatreligion‹) mit dem Streben nach Tätigkeit von Oheim und Natalie wieder zur Expansion.

Das zeigt sich *viertens* auch am Bildungswert der *Bekenntnisse* im Roman selbst, den Natalie gegenüber Wilhelm so formuliert:

[...] wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Und doch sind die Menschen dieser Art, außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. (FA I, 9, S. 898)

So ist in Natalie das Erbe der Tante in seiner radikalen ›Überbildung‹ relativiert und doch in der Idee des Nachstrebens nach einem eigenen Ideal im Sinne des Oheims als Vorbild akzeptiert.⁴⁷ Wilhelm begegnet im 8. und letzten Buch in Natalie, der Erbin des Oheims, der Kunst als neuer Religion: »So bin ich denn, rief er aus, in dem Hause des würdigen Oheims! Es ist kein Haus, es ist ein Tempel, und Sie sind die würdige Priesterin, ja der Genius selbst« (FA I, 9, S. 899). Über Natalie urteilte der poetische Religionsstifter Novalis: »Die individuelle Religion der Tante ist in Natalien zur wohlthätigen praktischen Weltreligion geworden«.⁴⁸

Fünftens ist es eine Ironie der Literaturgeschichte, dass sich mit den *Bekenntnissen einer schönen Seele* eine geistliche Prosagattung, die den Pietisten als Alternative zu den schädlichen weltlichen Romanen galt, in das moderne Medium des Bildungsromans einschreibt und eine nicht mehr christliche Kunst-Religion begründet. Wenn Religion die Erfahrung des Göttlichen ermöglicht, dann ist auch die Er-

46 Nachahmung gilt im Roman entsprechend einer anthropologischen Grundüberzeugung auch der Aufklärung als angeborene – pädagogisch zu nutzende – Neigung des Menschen: »Denn freilich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige was er sieht, nachzuahmen« (FA I, 9, S. 434). Allgemeiner fasst diese Einsicht auch der vielfach rätselhafte *Lehrbrief*, der Wilhelm in einer kunst-religiösen Feier der Turmgesellschaft ausgehändigt wird: »Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachahmende wird nicht leicht erkannt« (FA I, 9, S. 874). In der Münchner Ausgabe heißt es wohl richtiger: »das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt« (MA 5, S. 497).

47 Diese Kunst-Religion wagt sich sogar an die Verarbeitung der Nachtseiten der Psyche wie beim Wahnsinn des Harfners sowie an die ästhetische Bewältigung der ›letzten Dinge‹, so von Tod und Beerdigung der verschönten mumifizierten Leiche Mignons im mythologischen Gewand altägyptischer Sepulkralkunst im »Saal der Vergangenheit« (FA I, 9, S. 955-959). – Jede Religion will im Übrigen Proselyten machen, um möglichst ›Weltreligion‹ zu werden, und neigt deshalb zur Mission. Vgl. dazu auch Bernd Auerochs: *Was ist eigentlich Kunstreligion? Reflexionen zu einem Phantasma um 1800*. In: *Literatur und Theologie* (Anm. 6), S. 323-335. Zu den an Zinzendorf orientierten Plänen zur Amerika-Mission der Turmgesellschaft vgl. Kemper: *Zinzendorf* (Anm. 9), S. 43-45.

48 Zit. in: Schings: Kommentar (MA 5, S. 693).

fahrung der Gottähnlichkeit in der Kunst Religion! Bei Goethe heißt dies aber nicht, wie Schiller befürchtet, ›Göttern gleichen‹, oder wie Novalis postuliert, ›Götter werden‹ zu wollen. Der Mensch bedarf – auch mit dem Beistand der Kunst – für seine Selbstverwirklichung der Form, der Regeln und des Maßes. Zudem sind Gott und Religion, auch im 6. Buch, ernst,⁴⁹ die Kunst zum Glück – zumal in den anderen Büchern dieses Romans – ironisch und heiter; wenngleich der Erzähler uns bisweilen »wie der Advokat des bösen Geistes« mephistophelisch und des Dämonischen im Menschen eingedenk mit den »Blößen und Schwächen unserer Natur« unterhält, so inspiriert er auch dadurch die Hauptfiguren (und vielleicht auch die Leser), sich umso mehr ›immer strebend‹ um die Vollkommenheiten ihrer Gottähnlichkeit zu bemühen.

Diese Idee vertritt Goethe – daran sei abschließend erinnert – bis ins Alterswerk hinein. »Vollkommenheit ist die Norm des Himmels«, verkünden die *Sprüche in Prosa* 1829, »vollkommenes Wollen die Norm des Menschen« (FA I, 13, S. 286). Das ermöglicht Individualität und bindet sie an eine sakrale überindividuelle Werte-Ordnung:

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei Jeder dem Höchsten.

Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

(FA I, 2, S. 243)

Solche Angleichung geschieht nicht mit Hilfe der ›ratio‹, sondern der Sinne – so in den *Xenien* von 1796:

Ewig strebst du umsonst, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,

Hast du das Göttliche nicht erst zu dem deinen gemacht.

Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlst,

Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

(FA I, 1, S. 516)

Für dieses Gefühl, das sich besonders ›heilig‹ auch in der Liebe – zwischen der Stiftsdame und dem »unsichtbaren Freund« oder zwischen Wilhelm und Natalie – äußert, ist nicht nur die Religion, sondern auch die Kunst zuständig. So kann sich

49 Ob die gängige Lesart der Forschung, der Roman weise sich steigernde »Formen des ironischen Distanzierens im Erzählen« auf, auch für das 6. Buch gilt – so Voßkamp (Anm. 1), S. 1365 ff. –, muss offenbleiben. Vgl. dazu Kemper: *Zinzendorf* (Anm. 9), S. 26 f. Jedenfalls ist diese Selbstverwirklichung der Stiftsdame gerade eine Bestätigung der Aufwertung des Frauenbildes im radikalen Pietismus. Goethe, der die *Bekenntnisse* gegenüber Schiller als das »religiöse Buch meines Romans« bezeichnet (zit. in: Voßkamp [Anm. 1], S. 1449), sowie Schiller und andere Leser, darunter die Romantiker, haben das 6. Buch keineswegs ironisch verstanden, wie die Kommentare von Voßkamp und Schings belegen. Vgl. Schings (MA 5, S. 658, 686-688, 693-695). Dennoch ließe sich von Ironie – weniger als Stilmittel denn als kulturgeschichtlicher Pointierung – insofern sprechen, als der Erzähler in der Begegnung zwischen der Stiftsdame und dem Oheim verdeutlicht, in welchem Maße das neue klassische Konzept der Bildung und das damit verbundene Welt- und Menschenbild zumindest für Goethe, wie er auch in seiner Autobiographie erläutert, durch pietistisch-herrnhutische Positionen gerade mit ermöglicht und vorbereitet wurden.

im Genuss des dargestellten Göttlichen und des göttlich Dargestellten die fromme Andacht einer Kunst-Religion entfalten – wie in der Schlussstrophe des *Künstler-Liedes* aus den *Wanderjahren*:

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.
(FA I, 2, S. 514)

ANDREA POLASCHEGG

Ex oriente religio.
Schrift und Sinn(lichkeit) im »West-östlichen Divan«

Wann immer das Thema *Goethe und die Weltreligionen* in den Horizont von Wissenschaft und Medien tritt, nimmt der *West-östliche Divan* eine prominente Stellung ein. Und wo immer der *West-östliche Divan* zur Verhandlung steht, ist es vor allem der Islam, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht.¹ Angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Debatten kann das freilich nicht wundernehmen. Schließlich ist der öffentliche Diskurs seit Beginn dieses Jahrhunderts zunehmend von der Tendenz geprägt, Orient und Religion zusammenzudenken und den Islam als kulturelles Wesensmerkmal des Ostens zu begreifen. Wenn eine Auskoppelung aus Katharina Mommsens Standardwerk *Goethe und die arabische Welt*,² das 2001 seine dritte Auflage erlebte, im selben Jahr unter dem Titel *Goethe und der Islam*³ publiziert werden konnte, dann legt das beredte Zeugnis von der Bannkraft ab, welche das Label des ›Islamischen‹ heute besitzt.

Goethes *West-östlicher Divan*⁴ indes gibt wenig Anlass zur Verengung des orientalistischen Fokus auf den Islam. Seine Auffassung von ›Orient‹ greift denkbar weit aus. Sie reicht geographisch von Spanien bis an den Indus, historisch von der ältesten Vorzeit über die Antike bis zum Spätmittelalter und umfasst ganze fünf Religionskulturen: das Judentum, das Christentum und den Islam, ferner den Hinduismus und schließlich etwas, was Goethe ›der alten Parsen Gottes-Verehrung‹⁵ nennt und auf die ›früheste Zeit‹⁶ datiert. Dieser Licht-Religion widmet er als einzigem religiösem Kultus sogar ein eigenes Buch: das *Parsi Nameh. Buch des Parsen*, das vorletzte des *Divan*. Es enthält das längste Gedicht der gesamten Sammlung, und dessen Titel *Vermächtniß alt persischen Glaubens*⁷ deutet bereits

1 Vgl. z. B. Yomb May: *Goethe, Islam, and the Orient. The Impetus for and Mode of Inter-cultural Encounter in the »West-östlicher Divan«*. In: *Encounters with Islam in German Literature and Culture*. Hrsg. von James Hodkinson. Rochester 2009, S. 89-107; Hendrik Birus: ›Im Islam leben und sterben wir alle‹. *Religion und Aufklärung in Goethes »West-östlichem Divan«*. In: *Études germaniques* 60 (2005), S. 265-282; Johann Christoph Bürgel: *Die Idee des Reinen. Zu einem Schlüsselwort im »West-östlichen Divan« und seinem islamischen Kontext*. In: *Spuren, Signaturen, Spiegelungen. Zur Goethe-Rezeption in Europa*. Hrsg. von Bernhard Beutler. Köln u. a. 2000, S. 45-56.

2 Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988.

3 Katharina Mommsen: *Goethe und der Islam*. Frankfurt a. M. 2001.

4 Wo nicht anders angegeben, zitiere ich aus Johann Wolfgang Goethe: *West-östlicher Divan*. Neue, völlig revidierte Ausgabe. Hrsg. von Hendrik Birus. 2 Teilbände. Frankfurt a. M. 2010; unter dem Kürzel ›Goethe: *West-östlicher Divan*‹ mit arabischer Seitenzahl.

5 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 148.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 122-124.

den in jeder Hinsicht testamentarischen Gestus an, in dem es geschrieben ist und der symbolträchtig überleitet zum finalen *Buch des Paradieses*.

Von der Gesamtkomposition des *West-östlichen Divan* aus betrachtet, lässt Goethe im Parsismus also Momente von Anfang und Ende, von Ursprung und Ewigkeit zusammenfallen. Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, bildet sich darin der zentrale Stellenwert ab, den Goethe dem altpersischen Licht- und Reinheitskult insgesamt zuweist und den er im *Vermächtniß alt persischen Glaubens* auf die Formel bringt: »*Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, / Sonst bedarf es keiner Offenbarung*«. ⁸ Der erste Teil dieses Verspaares ist im Erstdruck der einzige gesperrt gedruckte des *Divan*, ⁹ die Verse sind mithin unübersehbar – und doch werden sie in aller Regel überlesen, sobald das Thema *Goethe und der Islam* die Aufmerksamkeit absorbiert. Das ist verständlich. Nimmt man nämlich das gesamte Spektrum der Religionen des *Divan* in den Blick, dann zeichnet sich ein deutliches Spannungsverhältnis ab, dem dieser Beitrag nachspüren will. Denn dem prominent gesetzten Naturkult des Parsismus stehen hier die drei großen Offenbarungsreligionen gegenüber, die für Goethes west-östliche Sammlung eine nicht weniger wichtige Bedeutung besitzen.

1. Das Buch der Bücher

Entscheidend für die drei großen Offenbarungsreligionen ist ihre Eigenschaft als Buchreligionen, als Religionen der Heiligen oder geheiligten Schrift(en), die – nicht allein in Herders Lesart – selbst aus morgenländischer Dichtung bestehen. ¹⁰ So heißt es im Kapitel *Hebräer*, dem ersten der *Noten und Abhandlungen*:

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des Alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an. ¹¹

Die Schriften der Buchreligionen sind eine wesentliche Quelle des *West-östlichen Divan*; sie dienen aber auch als medienpoetisches Vorbild der Sammlung, die sich so programmatisch wie kein anderes Werk Goethes tatsächlich als Buch präsentiert, sogar als Buch der Bücher – und zwar ganz im Sinne des griechischen Plurals, von dem sich das deutsche Wort ›Bibel‹ herschreibt. Schließlich ist auch Goethes west-östliche Sammlung in Bücher gegliedert. Er beleiht sich damit bei Hafis, übernimmt aus dessen *Diwan* die Titel zweier »Bücher« sogar wörtlich – das *Moganni Nameh* und das *Saki Nameh* –, die allerdings jeweils nur ein einziges Langgedicht

⁸ Ebd., S. 123.

⁹ In der Erstausgabe durchbricht der Vers durch seinen Sperrdruck sogar den Satzspiegel und ragt rechts deutlich aus dem Text des Gedichts heraus. Vgl. *West-östlicher Divan von Goethe*. Stuttgart 1819, S. 218.

¹⁰ Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Konzeptionalisierung der hebräischen Bibel als »morgenländische Poesie« vgl. grundlegend Daniel Weidner: *Bibel und Literatur um 1800*. München 2011; bes. S. 110–122; Jonathan Sheehan: *The Enlightenment Bible. Translation, Scholarship, Culture*. Princeton 2005; bes. S. 148–181.

¹¹ Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 140.

enthalten.¹² Außerdem greift Goethe mit seiner Einrichtung von »Büchern«, die jeweils mehrere Gedichte umfassen, auf die hebräische Bibel in ihrer Eigenschaft als Sammlung ›orientalischer Poesie‹ mit ihren fünf Büchern Moses, dem Buch Hiob oder dem von Goethe so geschätzten Buch Ruth zurück.¹³ Verstärkt wird diese biblisch-orientalische Formsemantik durch den Umstand, dass Goethe seinem Buch der Bücher überdies einen Kommentar zu *Besserem Verständniß* beigibt, einschließlich eines Registers »dunkle[r] Stellen«.¹⁴ Damit macht der Verfasser Anleihen bei den zahlreichen zeitgenössischen Kommentaren und Einführungen zum Alten Testament, verfasst unter anderem von seinem Berater Johann Gottfried Eichhorn, der seine *Einleitung ins Alte Testament* (1781) mit dem erklärten Ziel schreibt, diese »Schriften aus dem uns so fremden Asien und aus so frühen Zeiten« den Nicht-Fachleuten aufzuschließen.¹⁵ In der Einleitung zu Goethes *Noten und Abhandlungen* liest sich das ganz analog: »Ich entschlöße mich«, so heißt es dort, »zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind«.¹⁶ Wenn Goethe also das Kapitel *Hebräer* mit den Worten beschließt: »Und so dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deßhalb gegeben sey, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen«¹⁷ – dann konnte er darauf rechnen, dass das Publikum nicht mehr genau zu sagen wusste, auf welches Buch der Bücher sich diese Einlassung eigentlich bezieht: auf das biblische oder auf das, was sie gerade in Händen hielten.

Der *West-östliche Divan* ist somit ohne die Buchreligionen nicht zu denken: Einerseits umfassen deren Schriften morgenländische Poesie, in Gestalt des Alten Testaments sogar deren »älteste Sammlung«, andererseits *verkörpern* sie als Bücher im Wortsinne das Medienmodell ›Heilige Schriften‹, das Goethe für sein west-östliches Dichtungsprojekt in Dienst nimmt. Umso dringlicher aber stellt sich die Frage, wie diese starke Akzentuierung der Offenbarungsreligionen zusammengeht mit der gleichzeitigen Emphasisierung des alt-persischen Licht-Kults, den Goethe ihnen explizit entgegensetzt. Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, gilt es indes, sowohl den poetischen als auch den spielerischen Charakter des Goethe'schen Projekts im Bewusstsein zu behalten. Dabei sind drei Momente relevant, die von der Forschung bereits umfassend untersucht worden sind: Zunächst ist der Umstand entscheidend, dass es sich beim *West-östlichen Divan* um ein Alterswerk

12 *Der Diwan von Mohammed Schamsed-din Hafis*. Aus dem Persischen zum ersten Mal ganz übersetzt von Joseph von Hammer. Zweiter Theil. Stuttgart, Tübingen 1813, S. 484-504.

13 Es ist der dezidiert poetische Charakter der Goethe'schen Sammlung, der ihren »Büchern« die hier skizzierte Formsemantik verleiht, während die Gliederung von *Dichtung und Wahrheit* oder des *Wilhelm Meister* ganz andere Implikationen besitzt, die in die Antike und Renaissance verweisen.

14 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 139.

15 *Einleitung ins Alte Testament*. Von Johann Gottfried Eichhorn. Erster Theil. Zweyte, verbesserte u. vermehrte Ausgabe. Leipzig 1787, S. 13.

16 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 138.

17 Ebd., S. 141.

handelt, entstanden in einer Zeit der Rückschau auf die eigene schöpferische Vergangenheit. Goethe arbeitet während der *Divan*-Jahre nicht nur an seiner *Italienischen Reise*, bereitet seine Werkausgabe vor und treibt *Dichtung und Wahrheit* voran, sondern er befasst sich auch ausführlich mit seiner jugendlichen Orientbegeisterung: mit seinen frühen bibelkritischen Versuchen (vgl. FA I, 14, S. 140-155), seiner Nachdichtung des *Hohelieds* (1775)¹⁸ und dem *Mahomet*-Projekt (1772/73),¹⁹ die sämtlich Eingang in den *West-östlichen Divan* finden. Zweitens gilt es zu bedenken, dass Goethe mit seinen *Noten und Abhandlungen* das orientkundliche Feld des frühen 19. Jahrhunderts als bekennender Dilettant betrat, was vor allem bedeutet, dass er keine orientalische Sprache beherrschte.²⁰ Diese fehlende Sprachkompetenz hat Goethe zum Dritten indes gerade nicht davon abgehalten, sich intensiv mit der arabischen Schrift zu beschäftigen.²¹ So fertigte er während seiner *Divan*-Jahre zwei aufwendige Kalligraphien an und vollzog außerdem eifrig die Schriftzüge arabischer und persischer Wörter und Namen nach.²² Schrift ist für den Goethe des *West-östlichen Divan* nicht allein ein bloßes Mittel zur Notation von Rede, sondern sie besitzt »magische Präsenz«,²³ einen Eigensinn und eine Eigensinnlichkeit, die über das Geschriebene hinausweisen und dabei selbst kultische Macht entfalten können. Vor diesem wissens- und medienpoetischen Hintergrund präsentiert sich das Spannungsverhältnis zwischen Buchreligionen und persischem Lichtkult also als ein mindestens ebenso stark ästhetisches wie weltanschauliches. Daher seien zunächst die potentiell religiösen Implikationen ausgelotet, die das Medium Schrift in Goethes Projekt seines west-östlichen Buchs der Bücher besitzt.

18 Vgl. Anne Bohnenkamp: *Goethe und das Hohe Lied*. In: *Goethe und die Bibel*. Hrsg. von Johannes Anderegg u. Edith Anna Kunz. Stuttgart 2005, S. 89-110.

19 Vgl. z.B. Kevin Hillyard: *Goethe and the Cure for Melancholy. »Mahomets Gesang«, Orientalism, and the Medical Psychology of the 18th Century*. In: *Oxford German Studies* 23 (1994), S. 71-103.

20 Vgl. dazu ausführlich Andrea Polaschegg: *Doppelter Dilettantismus? Zur Spannung von Poetik und Philologie im deutschen Orientalismus um 1800 und ihrer Auflösung im »West-östlichen Divan«*. In: *Dilettantismus um 1800*. Hrsg. von Stefan Blechschmidt u. Andrea Heinz. Heidelberg 2007, S. 161-184.

21 Vgl. Andrea Polaschegg: »diese geistig technischen Bemühungen ...«. *Zum Verhältnis von Gestalt und Sinnversprechen der Schrift: Goethes arabische Schreibübungen und E. T. A. Hoffmanns »Der goldene Topf«*. In: *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. Hrsg. von Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer. München 2005, S. 279-304.

22 Vgl. die umfangreiche Quellenpräsentation und differenzierte Darstellung in Anke Bosse: »Meine Schatzkammer füllt sich täglich ...«. *Die Nachlaßstücke zu Goethes »West-östlichem Divan«*. *Dokumentation – Kommentar*. 2 Bde. Göttingen 1999.

23 Vgl. Anke Bosse: *Magische Präsenz. Zur Funktion von Schrift und Ornament in Goethes »West-östlichem Divan«*. In: *Arcadia. Zs. für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft* 33 (1998), S. 314-336; Lutz Köpnick: *Goethes Ikonisierung der Poesie. Zur Schriftmagie im »West-östlichen Divan«*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 66 (1992), H. 2, S. 361-389.

2. Heilige Schriften

Wie offensiv Goethe seine Poetik der Schrift wirkungsästhetisch eingesetzt hat, kann heutigen Lesern des *West-östlichen Divan* leichter entgehen als denen der Erstausgabe mit ihrer Titelgestaltung (Abb. 1).

So fiel der Blick der zeitgenössischen Leser zunächst auf den kalligraphisch umwölkten Schriftzug *West-oestlicher DIVAN. von GOETHE* und auf eine von prachtvollen Ornamenten eingefasste, arabische und für den deutschen Betrachter entsprechend unlesbare Schrift. Für alle Orientkundigen steht dort zu lesen: *Ad-dīwān uš-šarkī lil-mu'allif il-ġarbi* – *Der östliche Divan des westlichen Verfassers*. Goethe selbst hat die ornamentale Rahmung gestaltet und sich dabei an den Koran- und Gedicht-Handschriften der Weimarer Bibliothek orientiert,²⁴ während der arabische Titel aus der Feder Johann Gottfried Kosegartens stammt. Eigentlich signifikant aber ist das typographische Vorbild dieser Titelgestaltung, die von Joseph von Hammer herausgegebenen *Fundgruben des Orients* (Abb. 2).

Die *Fundgruben* waren ein ausgewiesen orientwissenschaftliches Periodikum und konnten somit auf Leser rechnen, die – im Gegensatz zu den Lesern des *West-östlichen Divan* – des Arabischen kundig waren. Wenn Goethe dieses bi-skripturale Titelformat also auf seine deutsche Gedichtsammlung überträgt, dann zeitigt er damit einen dreifachen Effekt. Zunächst inszeniert er sich als philologisch Initiierter des Ostens, insofern allein sein Name auf dem west-östlichen Titelblatt steht: Wer, wenn nicht Goethe – so die kalkulierte Schlussfolgerung –, sollte also der Verfasser der arabischen Zeilen sein?²⁵ Zudem konfrontiert er seine Leser bereits vor Beginn der Lektüre mit einem sichtlichen orientalischen Rätsel, wohl wissend, dass nichts so geheimnisvoll und tiefsinnig anmutet wie eine Schrift, die man nicht lesen kann. Und drittens schließlich führt er den Betrachtern seines Titelkupfers diese rätselhaften Schriftzüge als einen Text vor Augen, dem durch die opulente ornamentale Rahmung ein besonderer Wert zugemessen wird. Dies jedenfalls war der Eindruck, den Goethe aus der Betrachtung der aufwendigen Ornamentik in den orientalischen Manuskripten der Weimarer Bibliothek gewann, als er 1815 an Christian Gottlob von Voigt schrieb: »Die unendliche Verehrung gegen ihre Dichter, Weltweisen und Gottesgelehrten [...] drück[t] sich in diesen Handschriften aus«.²⁶

Was Goethe hier erkennt, ist eine am *unlesbaren* Schriftbild *sichtbare* Verehrung, die keinen Unterschied macht zwischen poetischen, philosophischen und religiösen Texten, deren Sphären im Auge des sprachunkundigen Betrachters entsprechend ineinander übergehen. Diese Ununterscheidbarkeit von Sakralem und Profanem, von Dichtung und Gelehrsamkeit, von Weisheit und Kunst in ihrer gleichermaßen »unendliche[n]« Adelung durch die ornamentale Schriftgestalt lässt der Verfasser

24 Vgl. die Materialpräsentation in *Goethes Morgenlandfahrten. West-östliche Begegnungen*. Hrsg. von Jochen Golz. Frankfurt a. M. 1999, S. 194–200.

25 Diese biskripturale Strategie rahmt den gesamten *Divan*, denn Goethe lässt die *Noten und Abhandlungen* mit dem deutsch-arabischen Widmungsgedicht *Sylvestre de Sacy* und dem deutsch-persischen »Wir haben nun den guten Rath gesprochen« enden (Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 298 f.). Die Übersetzungen stammen von Kosegarten (vgl. ebd., S. 1610 f.).

26 Goethe an Voigt, 10.1.1815 (WA IV, 25, S. 141).

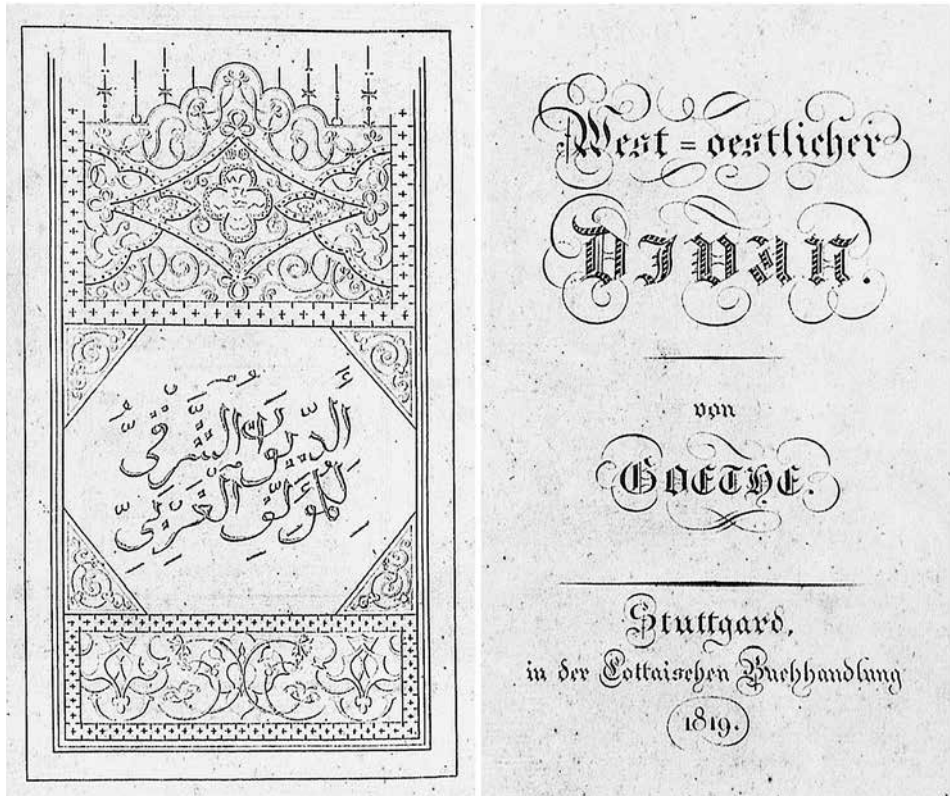


Abb. 1

Titelkupfer und Titelblatt des Erstdrucks des *West-östlichen Divan* (1819)

auch seine eigenen Leser erfahren, sobald sie vor der schriftmagischen Pforte des Titelblatts stehen. Wie kalkuliert Goethe dieses Überblendungsspiel mit dem Heiligen und Profanen im Medium der Schrift betreibt, mag ein letzter Blick auf die *Fundgruben des Orients* illustrieren. Just auf dem deutsch-arabischen Titelblatt dieser wissenschaftlichen Publikation war Goethe nämlich auf das Koranzitat gestoßen »Sag: Gottes ist der Orient, und Gottes ist der Occident; / Er leitet, wen er will, den wahren Pfad« (Abb. 2). Doch anstatt in der Koranübersetzung von George Sale und Theodor Arnold nach diesem Vers zu suchen,²⁷ verarbeitet Goethe die Koranworte in der Hammer'schen Fassung weiter und dichtet sie zu dem berühmten Vierzeiler um:

²⁷ Hier lautet die Übersetzung von Sure 2:142, die Hammer überträgt: »Sage, Gottes gehört Osten und Westen. Er leitet, wen er will, auf dem rechten Weg« (*Der Koran, Oder insgemein so genannte Alcoran des Mohammeds*. Unmittelbar aus dem Arabischen Original in das Englische übersetzt [...] von George Sale. Aufs treulichste wieder ins Teutsche verdollmetschet von Theodor Arnold. Lemgo 1746, S. 24).

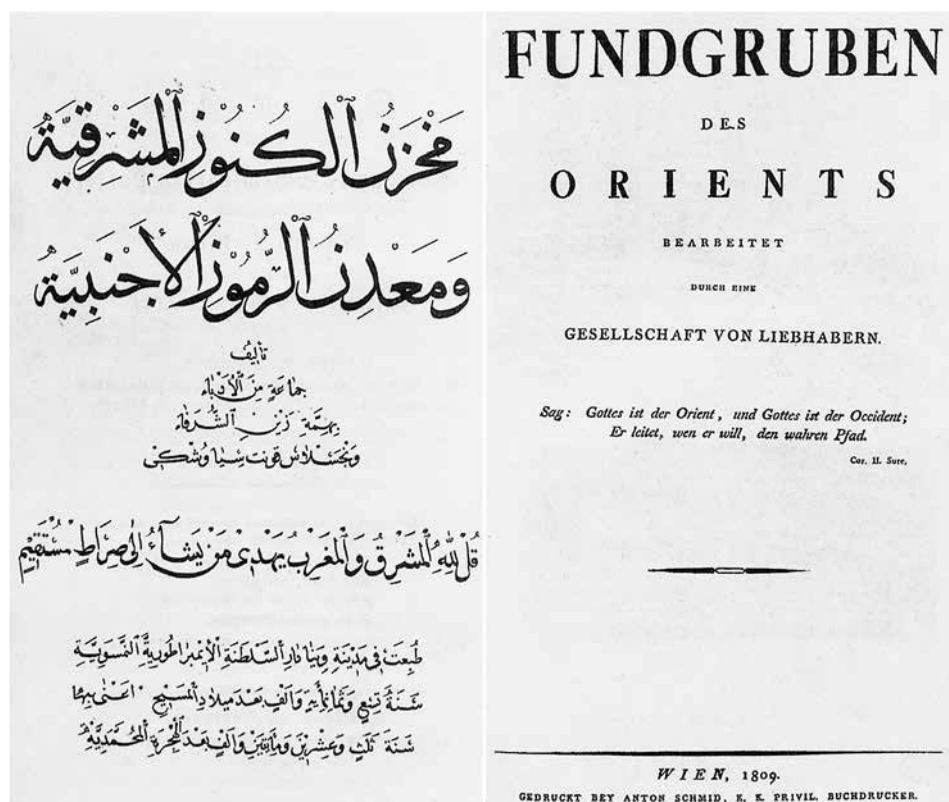


Abb. 2

Frontispiz und Titelblatt der *Fundgruben des Orients* (1809)

Gottes ist der Orient!
 Gottes ist der Occident!
 Nord- und südliches Gelände
 Ruht im Frieden seiner Hände.²⁸

Diese Verse stellt er an den Anfang des vierten *Divan*-Gedichts, das er ausgerechnet mit dem Titel *Talismane* überschreibt, nachdem er im zweiten Gedicht – *Segenspfänder* – allen Lesern mitgeteilt hat, was geschriebene Talismane sind:

Talisman in Carneol
 Gläubigen bringt er Glück und Wohl,
 Steht er gar auf Onyx Grunde
 Küß ihn mit geweihtem Munde!
 Alles Uebel treibt er fort,
 Schützet dich und schützt den Ort:

²⁸ Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 15.

Wenn das eingegrabne Wort
 Allahs Namen rein verkündet,
 Dich zu Lieb' und That entzündet.²⁹

Goethe nimmt also einen Vers der islamischen Offenbarungsschrift vom Titelblatt eines wissenschaftlichen Werkes, verwandelt ihn in eigene Spruchdichtung und weist ihn schließlich als ›Talisman‹ aus, der nicht allein über religiöse Implikationen, sondern sogar über schriftmagische Qualitäten verfügen soll. Diese magische Potenz verknüpft Goethe nun aufs engste mit dem *West-östlichen Divan* als Buch und als Alterswerk. Seine ›Talismane‹ bleiben nicht auf die zitierten ›Segenspänder‹ beschränkt, vielmehr heißt es zum Auftakt des *Buchs der Sprüche* mottohaft:

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
 Das bewirkt ein Gleichgewicht.
 Wer mit gläubiger Nadel sticht
 Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.³⁰

Das daktylische Metrum der »gläubige[n] Nadel« des dritten Verses bricht mit den Trochäen des Gedichts und lenkt die Aufmerksamkeit auf jene rituelle Praxis, die Goethe im Kapitel *Buch-Orakel* der *Noten und Abhandlungen* ausführlich erörtert.³¹ Es ist die sogenannte Bibliomantie, also das Versenken einer Nadel zwischen die Blätter eines geschlossenen Erbauungsbuches, um auf der entsprechenden Seite Weisung, Rat oder Trost zu finden. Wie Goethe die Leser des Kapitels wissen lässt, existiert »diese Sitte« auch im Orient, wo sie indes – und hier liegt die Pointe – nicht allein auf religiöse Schriften angewandt werde, sondern eben auch auf den *Divan* des Hafis. Und so schließt Goethe seine Ausführungen mit dem Satz: »Der westliche Dichter spielt ebenfalls auf diese Gewohnheit an und wünscht daß seinem Büchlein gleiche Ehre wiederfahren möge«.³² Wer also den *West-östlichen Divan* anstelle eines Erbauungsbuches bibliomantisch befragt, der ist der Verheißung gewiss: »Ueberall soll gutes Wort ihn freuen«, denn der Verfasser will in seinem Buch »Talismane« in Gestalt jener Spruchdichtung »zerstreuen«, die weite Teile des *Divan* poetisch prägt.

Über diese Eigenart seiner Sammlung hat sich Goethe im Laufe ihrer Entstehung mehrmals gegenüber Carl Friedrich Zelter geäußert und dabei immer wieder betont, dass »diese Dichtungsart zur Reflexion hintreib[e]«,³³ und zwar »nach orientalischer Art«.³⁴ Am 11. März 1816 schreibt er ausführlich:

Der *Divan* ist angewachsen und stark. Die Dichtart [...] hat das Eigene, daß sie fast, wie das Sonett dem Gesang widerstrebt; auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen ihre Lieder durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen.

29 Ebd., S. 13.

30 Ebd., S. 62.

31 Ebd., S. 208 f.

32 Ebd., S. 209.

33 Goethe an Zelter, 17.5.1815 (WA IV, 25, S. 330).

34 Goethe an Zelter, 29.10.1815 (WA IV, 26, S. 123).

Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobey sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu seyn, als nur immer die Jugend.³⁵

Zur intimen Verbindung von Orient und Schriftlichkeit tritt hier also noch das Alter des Dichters im Zeichen seiner morgenländisch-amourösen Verjüngung. Alle drei Aspekte finden in einer Spruchdichtung ihre Umsetzung, die sich nicht nur nicht singen lässt, sondern deren Verse überdies zum mehrmaligen Lesen und Nachsinnen einladen,³⁶ was verliebte »Albernheiten« keineswegs ausschließt. Im Horizont biblisch-orientalischer Poesie inszeniert sich Goethe hier letztlich als ein zweiter König Salomo – nach traditioneller Auffassung der Verfasser sowohl des erotikschwangeren *Hobelieds* als auch der weisheitlichen *Sprüche* –, bezieht in seine talismanische Poetik allerdings Korantexte ebenso selbstverständlich mit ein wie biblische Texte. Wie unverkrampft das zugehen kann, zeigt das letzte Gedicht im *Buch des Unmuths*. Es enthält kaum bearbeitete Verse aus Sure 22, die Goethe der Muhammad-Biographie Karl Ernst Oelsners entnommen hat,³⁷ der sie seinerseits als Beleg dafür angeführt hatte, dass einige Suren des Koran durchaus Passagen »von komischer Laune« enthielten.³⁸ Bei Goethe schließt das *Buch des Unmuths* entsprechend:

Aergert's jemand daß es Gott gefallen
Mahomed zu gönnen Schutz und Glück,
Um den stärksten Balken seiner Hallen
Da befestig' er den derben Strick,
Knüpfe sich daran! das hält und trägt,
Er wird fühlen daß sein Zorn sich legt.³⁹

Handfeste Ironie mit polemischem Einschlag spricht aus diesen Zeilen, deren koranische Quelle wohl die wenigsten zeitgenössischen Leser ausgemacht haben werden.⁴⁰ Doch der Name Muhammads weist diese Verse unmissverständlich als »islamisch« aus. Wie an zahlreichen anderen Stellen des *West-östlichen Divan* trans-

35 Goethe an Zelter, 11.3.1816 (WA IV, 26, S. 288 f.).

36 Hendrik Birus hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Goethes *Divan* eine ebenfalls dominante Mündlichkeitssemantik aufweist. Dem will ich mit meinen Überlegungen keineswegs widersprechen, jedoch die Auffassung vertreten, dass Goethe die Schriftlichkeit nicht allein thematisiert, sondern sie auch medienpoetisch in Dienst nimmt. Vgl. Hendrik Birus: *Mündlichkeit und Schriftlichkeit im »West-östlichen Divan«*. In: *Die Gabe des Gedichts*. Hrsg. von Gerhard Neumann u. David E. Wellbery. München 2008, S. 95–111.

37 Vgl. dazu den Stellenkommentar in Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 1125 f.

38 Karl Ernst Oelsner: *Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters*. [...] Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen des Verfassers vermehrt von E. D. M[ieg]. Frankfurt a. M. 1810, S. 217.

39 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 60.

40 Vgl. dazu die Übersetzung dieses schwer zu deutenden Verses durch Rudi Paret, in welcher – dem Arabischen entsprechend – Balken und Suizid ebenso fehlen wie die Nennung des Propheten: *Der Koran*. Übersetzung von Rudi Paret. Stuttgart, Berlin, Köln 1989, S. 232.

formiert Goethe auch hier ›Heilige Schrift‹ in einen poetischen Text, der in seiner Wirkmächtigkeit weit weniger auf den Transfer einer religiösen Semantik setzt als vielmehr auf die Sakralisierung der Schrift als Schrift. Dafür stehen die morgenländischen Buchreligionen Pate, ohne deren multiple Schriftästhetiken, Schrifthermeneutiken und Schriftpraktiken das Projekt des *West-östlichen Divan* medienpoetisch in sich zusammenfiel.

3. Theologische Folklore und Lichtkult

In den bislang diskutierten Beispielen hat sich bereits die Tendenz des Dichters angedeutet, bei der *Thematisierung* des Sakralen auf Stoffbereiche zuzugreifen, die man im Anschluss an Bernd Auerochs »theologische Folklore« nennen kann.⁴¹ Darunter fallen nicht allein das Bibelstechen oder der Gebrauch von Amuletten und Talismanen, sondern auch die islamischen Paradiesesjungfrauen⁴² oder die Siebenschläferlegende.⁴³ Folkloristisch ist all dies insofern, als es zwar religiöses Kolorit transportiert, dabei aber einen deutlichen Abstand zu dem hält, was man als theologischen Kernbestand der Offenbarungsreligionen bezeichnen kann. Rücken solche Kernbestände doch einmal in den Fokus, dann werden sie entweder ins Universale verschoben – »Wenn *Islam* Gott ergeben heißt, / Im Islam leben und sterben wir alle.«⁴⁴ – oder aber naturphilosophisch eingefasst und poetisch aufgehoben.

Besonders eindrücklich zeigt sich das im berühmten Gedicht *Wiederfinden* aus dem *Buch Suleika*, in dem der Anfang der ersten Schöpfungserzählung der Bibel mit der Liebesthematik überblendet und metaphorisch in der Farbenlehre aufgelöst wird.

WIEDERFINDEN

- Ist es möglich, Stern der Sterne,
 Drück' ich wieder dich ans Herz!
 Ach! was ist die Nacht der Ferne
 Für ein Abgrund, für ein Schmerz.
 5 Ja, du bist es! meiner Freuden
 Süßer, lieber Widerpart;
 Eingedenk vergangner Leiden
 Schaudr' ich vor der Gegenwart.
 Als die Welt im tiefsten Grunde
 10 Lag an Gottes ew'ger Brust,
 Ordnet' er die erste Stunde
 Mit erhabner Schöpfungslust,

41 Bernd Auerochs: *Goethe als Muslim. Zum Spiel mit den positiven Offenbarungsreligionen im »West-östlichen Divan«*. In: *Goethe und die Weltliteratur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003, S. 279-288; hier S. 284 f.

42 Besonders prominent im *Buch des Paradieses* des *Neuen Divan* (Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 434-443).

43 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 133-136.

44 Ebd., S. 65.

- Und er sprach das Wort: Es werde!
 Da erklang ein schmerzlich Ach!
- 15 Als das All, mit Machtgebärde,
 In die Wirklichkeiten brach.
- Auf that sich das Licht! sich trennte
 Scheu die Finsterniß von ihm,
 Und sogleich die Elemente
- 20 Scheidend auseinander fliehn.
 Rasch, in wilden wüsten Träumen,
 Jedes nach der Weite rang,
 Starr, in ungemessnen Räumen,
 Ohne Sehnsucht, ohne Klang.
- 25 Stumm war alles, still und öde,
 Einsam Gott zum erstenmal!
 Da erschuf er Morgenröthe,
 Die erbarmte sich der Quaal;
 Sie entwickelte dem Trüben
- 30 Ein erklingend Farbenspiel
 Und nun konnte wieder lieben
 Was erst auseinander fiel.
- Und mit eiligem Bestreben
 Sucht sich was sich angehört,
- 35 Und zu ungemessnem Leben
 Ist Gefühl und Blick gekehrt.
 Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
 Wenn es nur sich faßt und hält!
 Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
- 40 Wir erschaffen seine Welt.
- So, mit morgenrothen Flügeln
 Riß es mich an deinen Mund,
 Und die Nacht mit tausend Siegeln
 Kräftigt sternenhell den Bund.
- 45 Beyde sind wir auf der Erde
 Musterhaft in Freud und Quaal
 Und ein zweytes Wort: Es werde!
 Trennt uns nicht zum zweytenmal.⁴⁵

Das Siebentagewerk der Schöpfung wird programmatisch auf *einen* Tag reduziert und die Lichtwerdung durch das wirkende Wort – noch eng am biblischen Text – als Eintrag einer Differenz gefasst: biblisch »und Gott schied« (Gen 1, 4), goethesch »Auf that sich das Licht! sich trennte / Scheu die Finsterniß von ihm« (V. 17f.). Allerdings inszeniert Goethe diese Genesis gerade nicht als creatio ex nihilo, denn

45 Ebd., S. 96f.

»die Welt« (V. 9) lag ja von Anbeginn »an Gottes ew'ger Brust« (V. 10). Den Anfang aus dem Nichts schafft in *Wiederfinden* allein das wirkende Wort des Dichters, der die ersten Verse schreibt. Weil am Anfang der hier nachvollzogenen Schöpfung die Vereinigung von Gott und Welt steht, erscheint der göttliche Eintrag der Differenz als gewaltsame Trennung, die im »schmerzlich Ach!« (V. 14) des Alls ihr Echo findet und nur durch einen kompensatorischen Akt aufgehoben werden kann. Es ist die Erschaffung der »Morgenröthe« (V. 27), die einmal mehr Goethe selbst unternimmt. In der biblischen Schöpfungserzählung sucht man die Morgenröte vergeblich; dafür gemahnt sie umso mehr – zumal in direkter Nachbarschaft zum »Trüben« und dem »erklingend Farbenspiel« – an die *Farbenlehre*, die im naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Assoziationsraum des *ex oriente lux* metaphorisiert wird. Goethe nimmt also dem Schöpfergott, kaum hat der es »Licht« werden lassen, das wirkende Wort aus dem Mund und die Gestaltung der Schöpfung aus der Hand. Das Wort überträgt er auf die Dichtung, die weitere Schöpfung auf Farben und Liebe, weist entsprechend jedes »zweyte Wort: Es werde!« (V. 47) kategorial zurück und erhebt das Prinzip der Vereinigung zur Universalie kosmischer und anthropologischer Provenienz: »Allah braucht nicht mehr zu schaffen, / Wir erschaffen seine Welt« (V. 39 f.).

In *Wiederfinden* zeichnen sich somit zwei für Goethes inhaltliche Ordnung der religiösen Dinge entscheidende Momente ab: zum einen die Rücknahme eines personalisierten Gottes zugunsten eines Prinzips, das die kosmische Ordnung und die menschliche Lebenspraxis gleichermaßen umfasst und füreinander durchlässig macht, zum anderen die zentrale Bedeutung, die dem Licht dabei zukommt. Diese beiden Momente sind nun nirgends so konsequent realisiert wie in Goethes Entwurf einer altpersischen Ur-Religion,⁴⁶ der er im Langgedicht *Vermächtniß alt persischen Glaubens* und dem Kapitel *Aeltere Perser* aus den *Noten und Abhandlungen* Gestalt verleiht. Hier heißt es:

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottes-Verehrung. Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunktelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich jeder, auch der Geringste täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religiöseste aller Functionen war vollbracht.⁴⁷

Dieser Kultus liegt, wie die ältesten Perser selbst, für Goethe vor aller Zeit und damit auch jenseits aller historischen Quellen. Goethe schafft sich »der alten Parsen Gottes-Verehrung« nach dem Bilde seines idealen Religionsmodells, unbeschränkt von jeder Überlieferung, dafür umso stärker angeregt durch Herders *Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts*, deren Kapitel *Religion Zoroasters* er die wesent-

46 Ansätze zu deren Analyse finden sich in Hamid Tafazoli: *Goethes Persien-Bild im »West-östlichen Divan«*. In: *Jb. der Österreichischen Goethe-Gesellschaft* 111-113 (2007-2009), S. 66-84.

47 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 148 f.

lichen Züge seiner altpersischen Religion entnommen hat.⁴⁸ Der Logik von Goethes Entwurf folgend, bildet das »Anschauen der Natur« den Kern des Kultus, in dessen Zentrum die Sonne als dasjenige Element steht, dessen »Erscheinung« nicht allein die größte Macht und Präsenz besitzt, sondern dem vor allem eine strukturgebende Funktion für alle Alltagspraktiken zukommt, deren Vollzug somit bereits Gottesdienst ist. Schließlich beginnt jeder Tag mit dem Aufgang der Sonne. Wenn sich der Gottesdienst an dieser Sonnenerscheinung ausrichtet, dann gilt angesichts der »Morgenröthe« zwangsläufig: »Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religiöseste aller Functionen war vollbracht«. Ausgehend von diesem Zusammenfall von alltagsweltlichem Tun und Gottesdienst entwickelt Goethe seinen Entwurf der altpersischen Religion – stets entlang der Bahn des Lichts – weiter, und zwar bis in jene Sphären und Zeiten hinein, die in die kulturgeschichtliche Fassbarkeit rücken:

Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bey allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhielten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gräzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundnen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich seyn und bleiben sollten.⁴⁹

Die zu Goethes Zeit in Dichtung und Gelehrsamkeit vieldiskutierten Feueranbeter werden hier in die Morphologie des altpersischen Sonnenkultes integriert, wobei der Akzent deutlich auf der ›Stellvertreterschaft‹ des Feuers liegt, das als bloßes Abbild des Sonnenaufgangs und dessen ›Reinlichkeit‹ präsentiert wird.⁵⁰ Zugleich ist über das Feuer die Brücke geschlagen vom Naturereignis, welches das Leben auf grundlegender Ebene strukturiert, hin zur menschlichen Kulturtechnik und Alltagspraxis der »angenehme[n] fromme[n] Pflicht[en]«, was im *Vermächtniß alt persischen Glaubens* zur eingangs zitierten Formel komprimiert wird: »*Schwerer Dienste tägliche Bewahrung*«. Die ersten Strophen des Gedichts münden in diesen Versen und setzen den erwähnten testamentarischen Charakter des Poems eindrucksvoll ins Wortbild.

48 Johann Gottfried Herder: *Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts*. In: ders.: *Schriften zum Alten Testament*. Hrsg. von Rudolf Smend (*Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Günter Arnold u. a. Bd. 5). Frankfurt a. M. 1993, S. 466-476.

49 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 149.

50 Darin folgt Goethe Herders Darstellung, der ebenfalls auf das Moment des Lichts und der Reinheit abstellt (Herder: *Aelteste Urkunde* [Anm. 48]; bes. S. 470-473). Das Verständnis der altpersischen Alltagspraxis als kultische Handlung, die vom Sonnenlauf strukturiert wird, ist dagegen eine genuine Idee Goethes, der im Gegenzug signifikanterweise das bei Herder zentrale Moment der Schöpfung durch das wirkende Wort (ebd., S. 470f.) aus dem altpersischen Kontext streicht.

VERMÄCHTNISS
alt persischen Glaubens

Welch Vermächtniß, Brüder, sollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen?
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet.

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein auf ihn und seine Großen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen.

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob. Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal in so viel Lebenstagen
Mich mit ihr, der kommenden, getragen.

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsterniß geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sey ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.⁵¹

Hier zieht Goethe die christliche Ikonographie vom Thron Gottes, das Psalmwort von den »Flügeln der Morgenröte« (Ps 139,9), die islamische Gebetshaltung und das Gebirge »Darnawend« aus der persischen Mythologie in einem *Kultus der Sonne* als des universellen »Lebensquells« zusammen. Dabei ist die »Offenbarung« weder Schrift noch überhaupt Lehre. Sie ist eine lebensweltliche Alltagspraxis, die durch die Sonne und ihre Reinheit dann geheiligt ist, wenn sie – und das buchstabieren die folgenden Strophen aus – diese Reinheit zur Maxime des eigenen Handelns erhebt, das sich stets im Angesicht der Sonne vollzieht. In Goethes Entwurf der persischen Ur-Religion führt die Naturerscheinung der Sonne also unmittelbar zu lebenspraktischer Sittlichkeit, ohne Umweg über Wort, Schrift, Lehre

51 Goethe: *West-östlicher Divan*, S. 122 f.



Abb. 3

Titelkupfer der ›Taschenausgabe‹ des *West-östlichen Divan*
in der Ausgabe letzter Hand (1827)

und ausdifferenzierten Ritus. Das einzige Testament, dessen es dann noch bedarf, ist Goethes *Vermächtniß alt persischen Glaubens* selbst, ohne das der Gottesdienst des reinen Sonnenkultes schließlich auch nie das Licht der literarischen Welt erblickt hätte.

Von dieser Warte aus betrachtet, lässt sich Johann Heinrich Rambergs vielgescholtenes Titelkupfer zum *West-östlichen Divan* für die Ausgabe letzter Hand von 1827 womöglich doch als Illustration des Verhältnisses von Schrift und Religion in Goethes Sammlung ernst nehmen (Abb. 3). Während das Titelkupfer zur Erstausgabe die ›geheiligte Schrift‹ als medienpoetisches Grundprinzip des *Divan* im Zeichen der Buchreligionen sichtbar macht, setzt Rambergs Stich, freilich denkbar plakativ, das exakt gegenläufige Religionsmodell ins Bild, das Goethes west-östliches Alterswerk explizit proklamiert: Vom Licht der reinen Sonne altpersischer

Ur-Religion beschienen, die auf der Brust des Dichters prangt, löst sich alle Schrift zur bloßen Dekoration auf, weil sie im Einschlag des primären Sonnenstrahls nichts mehr gilt. In der Bildlogik Rambergs tritt an ihre Stelle freilich das universelle – weil fünffache – Sinnlichkeitsversprechen aus Blick, Duft, Haptik, Geschmack und Klang, das sich gegen weltreligiöse Fragen effektiv abschottet. Gänzlich deplatziert ist die altpersische Sonne in diesem Umfeld gleichwohl nicht. Denn auch wenn Goethes Entwurf des altpersischen Gottesdienstes von jeglichem Hedonismus denkbar weit entfernt ist – schließlich steht hier ›*schwerer* Dienste tägliche Bewahrung‹ im Mittelpunkt –, so garantiert doch die sinnliche Erfahrbarkeit des Naturereignisses das Wesentlichkeitsversprechen dieser idealen Ur-Religion, für deren poetische Fassung allerdings allein die Buchreligionen Pate stehen können.

JOHANNES ANDEREGG

*Zum Teufel mit dem »heiligen Original«.
Überschreibungen biblischer Vorlagen
in Goethes »Faust«*

Es gibt wohl kaum ein anderes literarisches Werk, dessen Charakter so sehr durch die Vernetzung mit religiösem Schrifttum – insbesondere, aber keineswegs ausschließlich mit christlichem – geprägt ist wie Goethes *Faust*. Von herausragender Bedeutung ist dabei zweifellos die Bibel, auf die schon die *Historia von D. Johann Fausten* mehrfach Bezug nimmt, doch erstreckt sich das intertextuelle Netzwerk auch auf große religiöse Werke der Weltliteratur wie Dantes *Göttliche Komödie* und Calderóns *Großes Welttheater* sowie auf Legenden und Sagen. Die Verzahnungen mit religiösen Texten sind von ganz unterschiedlicher Art – das Spektrum der in diesem Drama realisierten intertextuellen Bezüge ist kaum überschaubar –, aber sie sind strukturbestimmend und für das Verständnis buchstäblich Grundlegend. Das soll im Folgenden an sechs ausgewählten Beispielen gezeigt werden.¹

I.

Es gehe nicht darum, so der Theologe Ingolf U. Dalferth, das Unbegreifliche zu begreifen, vielmehr müsse man »sich *selbst* angesichts des Unbegreiflichen [...] begreifen«.² Dalferths pointierte Formulierung, die er allerdings primär auf die Auseinandersetzung mit dem Bösen bezieht, liest sich wie eine komprimierte Kommentierung der Verschiebung, die Faust zwischen der Szene *Nacht*, die die »Tragödie« eröffnet, und der Studierzimmerszene (I) vollzieht. Bei seinem ersten Auftritt will er sich physisch und gedanklich aus der Enge seiner spätmittelalterlichen Studierstube befreien, sich das Unbegreifliche des Alls erschließen, das, »was die Welt / Im Innersten zusammenhält« (V. 382 f.); er will »die Quellen alles Lebens« (V. 456) fassen.³ Aber das faszinierende Bild des Makrokosmos, das er im »geheimnisvolle[n] Buch / Von Nostradamus eigner Hand« (V. 419 f.) findet, ist nicht eine Erklärung des Unbegreiflichen, sondern stellt das Unbegreifliche als ebensolches dar: »ein Schauspiel nur!« (V. 454). Weder das Bild des Erdgeists, das Faust in der Folge zu begeistern und zu einer Geisterbeschwörung zu stimulieren vermag, noch dessen erschreckende Erscheinung »in der Flamme« (vor V. 482) öffnen den erhofften Zugang zum Unbegreiflichen. Vielmehr sieht Faust sich zurückgeworfen auf das

1 Für eine ausführlichere Darstellung dieser Beispiele und ihres Stellenwerts in umfassenderem Zusammenhang siehe Johannes Andereg: *Transformationen. Über Himmlisches und Teufliches in Goethes »Faust«*, Bielefeld 2011.

2 Ingolf U. Dalferth: *Das Böse. Essay über die kulturelle Denkform des Unbegreiflichen*. Tübingen 2006, S. VII; Hervorhebung J. A.

3 Zitate aus *Faust* und Verszählung nach FA I, 7.1.

Wenige, was er als Mensch – in seinen Worten: »als Zwerg« (V. 613) – zu begreifen vermag. Auch Fausts dritter Versuch, »Zu neuen Ufern« aufzubrechen und »sich Auf neuer Bahn« aus der menschlichen Beschränkung zu befreien, scheitert: Entschlossen zum Suizid, der die »neuen Sphären« eröffnen soll, setzt er zwar »die Schale an den Mund«, aber der Glockenklang und der österliche Chorgesang aus der nahegelegenen Kirche halten ihn vom »letzten, ernstesten Schritt zurück« (V. 701-705; nach 736, 782).

Es ist freilich nicht die biblische Botschaft, die Fausts Sinneswandel bewirkt – »Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube« (V. 765) –, sondern der aus Jugendzeiten vertraute Klang des Chorgesangs. Wenn er aber in der übernächsten Szene, nach dem österlichen Spaziergang und dem weit ausholenden Gespräch mit Wagner, nunmehr begleitet von Mephistopheles in Pudelgestalt, in sein »Studierzimmer« zurückkehrt, wo er sich erneut »nach Offenbarung« sehnt, ist es dann doch das »heilige Original«, das Neue Testament, mit dem er sich auseinandersetzen will (V. 1217, 1222). In dieser Auseinandersetzung vollzieht sich eine entscheidende, für den Fortgang der Tragödie grundlegende Verschiebung, an der der unerkannt anwesende Mephistopheles nicht unbeteiligt ist. Zwar nimmt sich Faust vor, den »Grundtext« in sein »geliebtes Deutsch zu übertragen« (V. 1220, 1223), doch diesem Grundtext begegnet er in ganz anderer Weise als den Bildern im Konvolut des Nostradamus. Er stockt schon beim ersten Vers des Johannes-Evangeliums und – schreibt ihn um:

Geschrieben steht: »im Anfang war das Wort!«
 Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
 Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
 Ich muß es anders übersetzen,
 Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
 Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
 Bedenke wohl die erste Zeile,
 Daß deine Feder sich nicht übereile!
 Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
 Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft!
 Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
 Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
 Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
 Und schreibe getrost: im Anfang war die Tat!
 (V. 1224-1237)

Selbstbewusst bringt Faust sich hier ins Spiel: »Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen«. Indem er ›Wort‹ wie auch die Alternativen ›Sinn‹ und ›Kraft‹ als Übersetzung des freilich vieldeutigen ›logos‹ verwirft, macht er den christologischen Zusammenhang von logos / Wort – Leben – Licht – Fleischwerdung Christi (1, 1-1, 14), der das Evangelium nach Johannes programmatisch eröffnet, ebenso zunichte wie den Bezug von Joh 1, 1 auf Gen 1 und die Nachklänge dieser Verse beispielsweise im *Buch Jesus Sirach*.⁴

4 Siehe beispielsweise Sir 37,16; 43, 5; 43, 24.

Fragt man danach, wie religiöse Texte in das Drama eingebunden werden, so gibt die Studierzimmerszene zumindest vordergründig eine vergleichsweise einfache Antwort: Fausts Auseinandersetzung mit Joh 1, 1 geschieht explizit als Teil der auf der Bühne sichtbaren Handlung. Im Rückblick zeigt sich dann allerdings, dass in der kurzen Szene Grundlegendes geschieht: Indem Faust »getrost« – auch das ein Zeichen neu gewonnenen Selbstbewusstseins – »das Wort« durch »die Tat« ersetzt, geht er mit dem »heilige[n] Original« buchstäblich zum Teufel. Seine Überschreibung von Joh 1, 1 wird zu einem der Zeit freilich vorgreifenden Bekenntnis zu sich selbst, zum Ausdruck seines von Mephistopheles gesteuerten Bestrebens, angesichts des Unbegreiflichen sich *selbst* zu begreifen, sich *selbst* zu bestimmen: als Mann der Tat. Nachdem Faust von Mephistopheles aus dem »dumpfe[n] Mauerloch« (V. 399) hinausgeführt, recht eigentlich befreit worden ist, wird er sich im Laufe des Dramas vielfach verändern. Da sich die Existenz dieser Figur über Jahrhunderte erstreckt, wird man ihr nicht einen psychologisch deutbaren Charakter zusprechen wollen. Doch eine erstaunliche Konstanz in Bezug auf Tatendrang und Tatkraft ist ihr eigen: »Die Tat ist alles« (V. 10188) wird bis zum Ende der Tragödie Fausts Devise sein, dass der Erdkreis »noch Raum zu großen Taten« gewähre, seine Überzeugung (V. 10182).

II.

Anders als Faust, der sich auf die Bibel und allgemeiner auf religiöse Haltungen bezieht, um sich davon zu distanzieren, definiert sich Mephistopheles, ein Kenner par excellence sowohl des Alten wie auch des Neuen Testaments, indem er biblische Bilder und Aussagen auf sich bezieht, was ihn, der seine Erscheinungsweise fast unbeschränkt zu wechseln versteht,⁵ freilich nicht (be)greifbarer macht. So ordnet er sich beispielsweise gleich zweimal, zuerst im *Prolog im Himmel* und dann noch einmal, nachdem er dem Schüler den »alten Spruch« – »Eritis sicut Deus [...]« – ins Stammbuch geschrieben hat, der paradiesischen Schlange als seiner »Muhme« zu (V. 2045–2050), womit er in der lang andauernden theologischen Debatte über das Verhältnis von Satan und Paradiesschlange eine prononcierte, aber nicht unproblematische Position einnimmt.⁶

Wichtiger und grundlegend für das Verständnis von Mephistopheles als einer allegorischen Figur ist seine groteske, vorerst keineswegs biblische Schilderung der befreienden Höllenexplosion zu Beginn des vierten Akts im zweiten Teil. Erst die letzten Verse dieses »Berichts« stellen, nun aber mit Nachdruck, einen Bezug zum Neuen Testament her: Gleich zweifach wird auf den *Brief an die Epheser* angespielt; bibelunkundige Leser werden durch eine Randglosse – »EPHES. 6. 12« – auf einen dieser Bezüge aufmerksam gemacht.

5 Siehe dazu Edith Anna Kunz: *Zur Darstellung des Ungreifbaren. Goethes Mephistopheles*. In: *Colloquium Helveticum* 36 (2005), S. 143–164.

6 Die Gleichsetzung des neutestamentlichen Satans mit der Paradiesschlange erfolgt erst in Offb 12, 9.

Als Gott der Herr – Ich weiß auch wohl warum –
 Uns, aus der Luft, in tiefste Tiefen bannte,
 Da, wo zentralisch glühend, um und um,
 Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
 Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung,
 In sehr gedrängter unbequemer Stellung.
 Die Teufel fingen sämtlich an zu husten,
 Von oben und von unten aus zu pusten;
 Die Hölle schwoll von Schwefel-Stank und Säure,
 Das gab ein Gas! Das ging ins Ungeheure,
 So daß gar bald der Länder flache Kruste,
 So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
 Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
 Was ehemals Grund war ist nun Gipfel.
 Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
 Das Unterste ins Oberste zu kehren.
 Denn wir entrannen knechtisch-heißer Gruft,
 Ins Übermaß der Herrschaft freier Luft.
 Ein offenbar Geheimnis wohlverwahrt
 Und wird nur spät den Völkern offenbart.
 (V. 10075-10094)

Der mittelalterliche Teufel, der seinen eigentlichen Sitz in der Hölle hatte – das demonstriert Mephistopheles mit seinem nur oberflächlich amüsanten Bericht –, ist Geschichte. Das hindert ihn allerdings nicht, in Gestalt eben dieses Sagen-Teufels immer wieder aufzutauchen, auch noch – mit durchaus komischem Effekt – in den vorletzten Szenen der Tragödie, die in der Neuzeit spielen. Der neuzeitliche Teufel dagegen hat sein Wirkungsfeld nicht *unter*, sondern *auf* der Erde, als Herrscher in »freier Luft«: Im Anschluss an Eph 6, 11 – wo es heißt, es gelte den »listigen anlauff des Teufels« zu bekämpfen⁷ – handelt Eph 6, 12 von den bösen Geistern, die als »Herrn der Welt / in der finsternis dieser Welt herrschen«, und Eph 2, 2 beschreibt den Bösen als Fürsten, »der in der lufft herrschet / nemlich / nach dem Geist«. Dass Mephistopheles mit seinem – wenn man so will: vulkanistischen – Bericht und dem abschließenden Verweis auf den *Brief an die Epheser* sein eigenes Wirkungsfeld und seine Macht – nämlich auf der Erde – beschreibt, begreift Faust allerdings nicht; er sieht in Mephistos Ausführungen nur eine aus seiner Sicht abwegige These zur Erdentstehung und findet es bestenfalls »bemerkenswert [...] wie Teufel die Natur betrachten« (V. 10122 f.). Erstaunlicherweise haben manche *Faust*-Interpreten sich diese eingeeengte Sichtweise Fausts zu eigen gemacht.

Mephistopheles macht sich den *Epheser*-Brief zunutze, um sich selbst und sein machtvolleres irdisches Wirken zur Darstellung zu bringen; er fügt denn auch verdeutlichend an, dass mit ihm »Großes zu erreichen« (V. 10126) sei. Aber darüber hinaus entwirft er mit wenigen Worten ein eigentliches Gegenbild zur paulinischen

7 Bibelzitate hier nach D. Martin Luther: *Die gantze Heilige Schrifft Deudsch*. Wittenberg 1545. Hrsg. von Hans Volz. Darmstadt 1972.

Theologie. Der *Brief an die Epheser* beschäftigt sich mit dem Kampf gegen den Bösen; Mephistopheles aber spricht von seiner eigenen ungebrochenen Herrschaft. Und während der *Brief an die Epheser* vom Geheimnis Christi und vom Geheimnis des Evangeliums handelt,⁸ bezieht sich Mephistos Rede vom offenbaren Geheimnis auf *seine* irdische Präsenz. Mephistos Spiel mit einer halb verborgenen Gegenbildlichkeit geht weit: Der *Epheser*-Brief handelt vom Herabsteigen des Christus »in die vntersten Orter der erden« (Eph 4, 9), während Mephisto deutlich macht, dass er in die obersten gelangt ist: in die »Herrschaft freier Luft«. Geradezu erschreckend ist die freilich nicht ausgesprochene, wohl aber mitzudenkende Pointe, dass nämlich, wie der *Brief an die Epheser* darlegt, Christus sich wieder von der Erde gelöst hat – er ist »in die Höhe« aufgefahren (Eph 4, 8) –, Mephisto aber hier geblieben ist; nach wie vor hat er die Herrschaft auf der Erde inne. Dem paulinischen Glaubensbild setzt Mephisto ein ganz anderes Bild entgegen: das einer von ihm – vom Mephistophelischen – beherrschten Menschheit.

III.

Mit Anspielungen auf Bibelstellen oder mit Bibelzitaten betreibt der bibelfeste Mephistopheles ein ausgedehntes und oft verwirrendes Spiel, das zu einem guten Teil der Selbstdarstellung und der Darstellung seiner Macht dient. Aber seine Reden gelten nicht nur der eigenen Person und dem eigenen Ränkespiel; während des gesamten Dramas profiliert er sich auch als Kommentator dessen, was auf der Bühne oder auch außerhalb dieser sich ereignet – er hat dabei freilich häufig die Hände im Spiel –, und auch bei diesen Kommentaren bezieht er sich immer wieder auf die Bibel. Wie es die folgenden Beispiele zeigen, wirkt Mephistopheles maßgeblich mit an jenem für die Tragödie charakteristischen intertextuellen Geflecht, das die traditionellen Werkgrenzen porös werden lässt: Zuschauende und Lesende sehen sich aufgefordert zu einem gedanklichen Hin und Her zwischen Texten, insbesondere zwischen dem *Faust*-Drama und biblischen Texten.

Bevor Mephistopheles Fausts Anordnung, Philemon und Baucis beiseite zu schaffen, mit seinen drei allegorischen Gewaltigen in die Tat umsetzt, kommentiert er »AD SPECTATORES« eben diese Anordnung:

Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da.
(V. 11286 f.)

Indem Mephistopheles – ausgerechnet er! – die Geschichte von Nabots Weinberg aus dem *Ersten Buch der Könige* aufruft und an die Habsucht König Ahabs erinnert, der auf verbrecherische Weise in den Besitz von Nabots Weinberg gelangt, charakterisiert er Fausts buchstäblich grenzenlosen und rücksichtslosen Drang nach »Herrschaft« und »Eigentum« (V. 10187). Das ist insofern ein paradoxer Vorgang, als er, Mephisto, ja diesen Drang entschieden fördert und, wenn man im Vergleich bleiben will, die Rolle der verbrecherischen Isabel übernehmen wird: So

8 Eph 1,9; 3,3-3,13; 5,32.

wie Isebel für Ahab vollbringt Mephistopheles die böse Tat für Faust.⁹ So macht der Vergleich auch darauf aufmerksam, dass der reiche Faust sich so wenig wie Ahab bei der widerrechtlichen Aneignung von fremdem Besitz die eigenen Hände schmutzig machen muss.

IV.

Lesenden hilft eine Randglosse, die Geschichte von Nabots Weinberg aufzufinden: »REGUM I. 21.«. Neben dem ersten der beiden zitierten Verse – »Auch hier geschieht was längst geschah« – findet sich keine Randglosse; so wird oft übersehen, dass auch dieser als Anspielung auf ein biblisches Buch zu lesen ist, genauer: als nahezu wörtliche Nachbildung von zentralen Versen aus dem *Buch Kohelet*.¹⁰ Im ersten Kapitel von *Kohelet* liest man:

Was einmal geschah, wird wieder geschehen,
und was einmal getan wurde, wieder getan[.]

(Koh 1,9)¹¹

Eine fast wörtliche Wiederholung findet sich sodann im 3. Kapitel nach den berühmten Versen über »Zeit und Stunde«: »Was einmal geschah, ist längst wieder geschehen, und was geschehen wird, ist längst schon geschehen« (Koh 3,15).

Freilich kann man der Meinung sein, Mephistopheles bediene sich hier, um dem repetitiven Charakter allen Geschehens Ausdruck zu geben, ohne tiefere Absicht einer naheliegenden, weithin bekannten Redewendung. Wer aber, durch Mephistos auffallende Formulierung veranlasst, sich das *Buch Kohelet* vergegenwärtigt, wird die Erinnerung daran in die unmittelbar folgende Szene *Tiefe Nacht* als eine Art zweite Stimme hineinragen. Die Oberstimme gehört dort dem Türmer Lynceus, der, hoch oben »auf der Schloßwarte« (vor V. 11288), jenes wohlklingende und berühmte Lied singt, das oft – meist mit dem Hinweis, dass Goethe ein Augenmensch gewesen sei – so gelesen wird, als handle es sich um Goethes eigenes Bekenntnis zum Leben, und dessen Schlussverse vor allem ältere Menschen sich gern aneignen, wenn es gilt, rückblickend das Erfahrene ins Versöhnliche zu transformieren:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
Ich seh in der Näh,
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

9 Von Isebel ist auch in der *Offenbarung* die Rede. Mit diesem Namen wird dort eine allegorische, dem Satan nahestehende Figur bezeichnet (Off 2, 20-2, 24).

10 Zu *Kohelet* siehe insbesondere Thomas Krüger: *Kohelet (Prediger)*, (*Biblischer Kommentar Altes Testament*, Bd. XIX). Neukirchen-Vluyn 2000.

11 Bibelzitate hier und im Folgenden nach der neuen *Zürcher Bibel*, Zürich 2007.

So seh ich in allen
 Die ewige Zier
 Und wie mir's gefallen
 Gefall ich auch mir.
 Ihr glücklichen Augen,
 Was je ihr gesehn,
 Es sei wie es wolle,
 Es war doch so schön!
 (V. 11288-11303)

Der Türmer besingt die Schönheiten des Lebens, die »ewige Zier«, und versichert, dass ihm »die Welt« gefalle und mit ihr auch er sich selbst. Sein Lied bezeugt zugleich, in welcher Weise er »die Welt« und ihre »ewige Zier« wahrnimmt: Er ist auf seinem Turm zum »Schauen bestellt«; in sieben von sechzehn Versen ist davon die Rede, dass sein Wahrnehmen ein Sehen ist.

Auch für Kohelet ist das Sehen grundlegend; in den wenigen und kurzen Kapiteln seines Buchs – es umfasst in gängigen Bibelausgaben kaum mehr als zehn oder zwölf Seiten – berichtet er zwanzigmal, was er *sah*. Aber Kohelet ist, anders als Lynceus, nicht passiver Beobachter, sondern nimmt aktiv am Leben teil.¹² Was er – nicht auf Turmeshöhe, sondern unter und bei den Menschen – erfährt, ist von ganz anderer Art als das, was der Türmer wahrnimmt. Kohelet sieht nicht »die ewige Zier«, wohl aber, dass das Unrecht Recht und Gerechtigkeit verdrängt (3, 16; 5, 7); er sieht, dass Menschen unterdrückt werden, und er sieht deren Trostlosigkeit (4, 1; 8, 9); er sieht, dass Missgunst die Menschen beherrscht (4, 4), sieht das Heuchler- und Anpassertum (4, 15), sieht, dass Gerechte nicht besser leben und nicht besser sterben als Ungerechte (7, 15; 8, 10). Selbst, wenn er sieht, was erfreulich ist, nämlich »Gutes zu genießen«, ist seine Sichtweise geprägt von der »Mühe und Arbeit unter der Sonne« (5, 17).

Solche Erfahrungen sind dem Türmer verwehrt. Da er dem »Turme geschworen« ist, beschränkt sich seine Wahrnehmung von Welt und Leben auf ein passives Gewahrwerden. Von seiner erhabenen Position aus erblickt Lynceus den Mond, die Sterne, den Wald, vielleicht auch ein Reh, aber von dem, was Menschen bewegt, von ihrem Tun und Erleiden, ist er ebenso weit entfernt wie von Teilhabe und Anteilnahme. Wer beim Lied des Türmers Kohelet mithört, erkennt die Problematik einer Weltsicht, der die Nähe fehlt, und die Fragwürdigkeit eines Lebenslobs, das sich der Distanz verdankt.¹³ Die vermeintlich heile Welt des Türmers stürzt denn auch ein: Nach einer Pause, die den Umbruch markiert, wird Lynceus – freilich wiederum aus der Ferne und also zur Passivität gezwungen – Zeuge jenes von Faust

12 Kohelet stellt sich selber als Regent (1, 12) und als tätiger Unternehmer (2, 4-11) dar und wird im Nachwort als Gelehrter und als Lehrer (12, 9 f.) beschrieben.

13 Vgl. dazu das Schöpfungslob der Erzengel im *Prolog im Himmel*. Auch die Erzengel sind weit entfernt von dem, was Menschen bewegt. Aus ihrer Sicht ist sogar lobenswert, was die Menschen in Not bringt: Stürme und »blitzendes Verheeren« (V. 259-264). Es ist Mephisto, der weiß, wie es auf der Erde zugeht: »Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen, / Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen« (V. 279 f.).

angeordneten Verbrechens, das Philemon und Baucis und ihren anwesenden Gast das Leben kostet und das zum Bild wird für eine neuzeitliche Katastrophe, bei der viel mehr zugrunde geht als eine Hütte und ein Kirchlein:

Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.
(V. 11336 f.)

V.

Was die für *Faust* strukturbestimmende Vernetzung mit religiösen Texten betrifft, so sind es – selbst wenn der Fokus auf im weitesten Sinne Christliches beschränkt wird – nicht nur biblische Schriften, die als Prätext erkennbar werden, sondern auch andere religiöse Quellen wie Legenden und Sagen oder auch Narrative, deren Ursprung im Schriftlichen oft kaum nachzuweisen ist. Nicht immer wird die Intertextualität an eigentlichen Zitaten festgemacht; als ein wichtiges Medium der Verknüpfung fungieren Anspielungen auf die religiöse Kunst, wobei nicht auf einzelne Werke, wohl aber auf bekannte Motivtraditionen – teils durch sprachliche Äußerungen, teils durch die szenische Darstellung – Bezug genommen wird.¹⁴ Dominant sind diese Aspekte in den zwei vorletzten Szenen des Dramas.

Wenn sich der Vorhang zur Szenenfolge *Grosser Vorhof des Palasts* und *Grablegung* hebt, bietet sich den Zuschauenden ein seltsam heterogenes, geradezu groteskes Bild:¹⁵ Zu sehen ist die repräsentative Front des Palasts; unmittelbar davor, im »Vorhof des Palasts« – da also, wo, wenn man realistisch argumentieren wollte, die Karossen vorfahren und die Gäste empfangen werden –, sind die Lemuren damit beschäftigt, das Faust zuge dachte Grab zu schaufeln. Etwas später tut sich neben Palast und Grab auch noch der »gräuliche Höllenrachen« (vor V. 11644) auf, eine Pappkulis, die unterschiedlich geartete Teufel, dem Kommando Mephistos folgend, auf die Bühne zerren. Die Vorstellung eines Höllenrachens lässt sich auf alttestamentliche Bilder des abgründigen Totenreichs zurückführen – insbesondere auf die Wehrufe in *Jesaja*:

Darum hat das Totenreich seinen Rachen weit geöffnet
und sein Maul masslos aufgesperrt,
so dass hinunterfahren wird ihre Pracht und ihr Getümmel
und ihr Lärmen und wer darin frohlockt.
(Jes 5, 14)

¹⁴ Auf die Bedeutung der bildenden Kunst für Goethes *Faust* ist schon früh und immer wieder hingewiesen worden, allerdings fast ausschließlich im Zusammenhang mit der produktionsgeschichtlichen Frage nach Goethes Vorlagen und Anregungen; siehe dazu den Überblick in Andereg (Anm. 1), S. 151 f. Hier und im Folgenden geht es dagegen darum zu zeigen, welche Motive durch die Darstellung und durch den Text für die Zuschauenden und Lesenden aufgerufen werden.

¹⁵ Die Modernität der Struktur des *Faust*-Dramas lässt sich mit dem Begriff des Grotesken verdeutlichen. Siehe dazu Edith Anna Kunz u. a. (Hrsg.): *Figurationen des Grotesken in Goethes Werken*. Bielefeld 2012.

In mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Schriften und Spielen fungiert der Höllenrachen als warnendes Angstbild.¹⁶ Aber bekannt ist er vor allem aus der bildenden Kunst. Bis auf den heutigen Tag ist er als Drohung oder Warnung auf den Wänden ungezählter Kirchen präsent. Mephistos Beschreibung des Höllenschlunds – wie so häufig ein Kommentar dessen, was ohnehin zu sehen ist oder imaginativ das Sichtbare ergänzen soll – könnte ebenso gut die Bildbeschreibung einer tatsächlich vorhandenen Kirchenmalerei sein:¹⁷

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wut,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh ich die Flammenstadt in ewiger Glut.
Die rote Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
Doch kolossal zerknirscht sie die Hyäne
Und sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
(V. 11644-11653)

Palast, Grab und Höllenschlund zusammengedrängt in ein einziges (Bühnen-)Bild: Konventionelles Theater kennt ein solches Komprimat nicht, aber bekannt ist eine derartige Simultanisierung¹⁸ aus der bildenden Kunst, nicht ausschließlich, aber vorwiegend aus der religiösen Malerei. So komprimiert beispielsweise Lucas Cranach in *einem* Werk die Stationen der biblischen Geschichte vom Sündenfall im Paradies bis zur Kreuzigung und zur Himmelfahrt Christi, und Hans Memling vereint auf *einem* Bild eine kaum überschaubare Zahl verschiedener Stätten, in denen jeweils Szenen aus dem Leben der Maria zur Darstellung kommen.¹⁹

Ungewöhnlich ist aber nicht nur die Szenerie, sondern auch das, was sich in ihr abspielt. Zwischen Sterben und Begrabenwerden besteht gewöhnlich sowohl eine räumliche wie auch eine zeitliche Distanz. Nicht so in dieser Szene. Faust steht unter der Tür des Palastes, holt noch einmal aus zu einem letzten enthusiastischen Wunsch-Bild – und stirbt: vom Palast gewissermaßen unmittelbar ins Grab. Eine Bühnenanweisung präzisiert: »Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf den Boden« (vor V. 11587). Für einen kurzen Augenblick erstarrt der Vorgang zum Bild: Unübersehbar wird das aus der bildenden Kunst bekannte Motiv der Grablegung aufgerufen, das sich durch Werke großer Künstler wie

16 Siehe dazu den Kommentar von Albrecht Schöne in FA I, 7.2, S. 769.

17 Verblüffend ist beispielsweise die Übereinstimmung von Mephistos Kommentar mit dem Bild des Höllenrachens in der Pfarrkirche *Mariä Himmelfahrt* in Amras. Siehe die Abb. 5 in Anderegg (Anm. 1).

18 Zum Begriff der Simultanisierung siehe Kurt Weitzmann: *Illustrations in Roll and Codex. A Study of the Origin and Method of Text Illustration*. Princeton 1970.

19 Lucas Cranach: *Sündenfall und Erlösung* (Gotha, Landesmuseum); Hans Memling: *Szenen aus dem Leben der Maria* (München, Alte Pinakothek).

Tizian und Caravaggio unserem Gedächtnis eingeprägt hat.²⁰ Verdeutlicht wird die visuelle Bezugnahme auf ein Moment aus der Passionsgeschichte durch den Kommentar Mephistos, der die letzten Worte des Gekreuzigten wiederholt – »[...] es ist vollbracht« –, sowie durch den folgenden Szenentitel *Grablegung*.

Mephistos Kommentar ist blasphemisch, aber der szenische Bezug auf die Passionsgeschichte ist es nicht. Vielmehr bildet diese einen über die religiöse Kunst vermittelten Hintergrund, der das Verständnis dessen, was sich auf der Bühne abgespielt hat und noch abspielt, nachhaltig beeinflusst. Von besonderer Bedeutung ist dabei die enge Verbindung der Passionsgeschichte mit dem Thema der Gottesknechtschaft: Die Evangelisten und Apostel haben – wie Jesus selbst – das Passionsgeschehen als Nachvollzug jener Gottesknechtschaft begriffen, die die sogenannten *Gottesknechtlieder* in *Deuterocesaja* ausführlich zur Darstellung bringen.²¹ Auf eben dieses Thema der Gottesknechtschaft wird auch in *Faust* hingewiesen, und zwar nicht erst in der Sterbeszene des Titelhelden, sondern schon im *Prolog im Himmel*. Nach dem Vorbild der Rede des Herrn im Prolog zum *Buch Hiob* bezeichnet der Herr in der Auseinandersetzung mit Mephistopheles Faust mit Nachdruck als seinen »Knecht«:

DER HERR

Kennst du den Faust?

MEPHISTOPHELES

Den Doktor?

DER HERR

Meinen Knecht! (V. 299)

Indem beim Sterben Fausts durch Bild und Sprache die Passion Christi aufgerufen wird, entwickelt sich das Thema Gottesknechtschaft zu einem Kontrastbild, vor dem das von Faust repräsentierte neuzeitliche Handeln und Wollen in scharfer Konturierung erkennbar wird: Vom Gottesknecht heißt es in der Bibel, er befreie Gefangene (Jes 42, 7); Faust dagegen sieht die »Menge« der Arbeiter, die sein Projekt realisieren, als Sklaven: Von Mephisto, den er für einen »Aufseher« hält, fordert er »Bezahle, locke, presse bei!« (V. 11551–11554). Der Gottesknecht hat sich keiner Gewaltanwendung schuldig gemacht (Jes 53, 9); Faust dagegen weiß – wie es der Befehl zur Beseitigung von Philemon und Baucis illustriert – seine Interessen mit allen Mitteln, auch mit verbrecherischen, durchzusetzen. Der Gottesknecht wurde verachtet und geschmäht (Jes 50, 6; 53, 3); Faust lebt von seiner Umwelt unangefochten in einem Palast. Vom Gottesknecht heißt es, er sei Heilsbringer und trage das Recht in die Nationen hinaus (Jes 42, 1; 49, 6); das Rechtsverständnis Fausts wird von Mephisto bestimmt, der es unüberhörbar in klare Worte fasst: »Man hat Gewalt, so hat man recht« (V. 11184). Germaine de Staël hat, als sie 1810 ihr Buch *Über Deutschland* veröffentlichte, nur den ersten Teil von *Faust*

²⁰ Tizians *Grablegung* im Louvre, Paris; Caravaggios *Grablegung* in der Vaticana, Rom.

²¹ Siehe dazu Jes 42, 1–7; 49, 1–10; 50, 4–9; 52, 13–53 sowie im *Neuen Testament* Mt 12, 17–21; Apg 13, 47. Was die neuere Literatur zum Thema betrifft, siehe Bernd Janowski, Peter Stuhlmacher (Hrsg.): *The Suffering Servant. Isaiah in Jewish and Christian Sources*. Cambridge (U.K.) 2004.

gekannt. Aber ihre Beschreibung dieses ersten Teils liest sich wie ein Kommentar zu der von Faust in den vorletzten Szenen repräsentierten Welt der Neuzeit: »Nicht allein die moralische Welt« werde »vernichtet«, schreibt de Staël; es scheine, »als sei die Regierung der Welt den Händen des Teufels anvertraut«.²²

VI.

Wer nicht so sehr an der Literarizität von Goethes Werken interessiert ist, sondern historisch oder biographisch orientiert nach Goethes persönlicher Religiosität fragt, findet in den autobiographischen Schriften, in seinen Briefen und in den Aufzeichnungen von Gesprächspartnern zahlreiche Hinweise. Weil wichtige literarische Werke Goethes ihren spezifischen Charakter der intertextuellen Vernetzung mit religiösem Schrifttum verdanken, sehen sich manche Leser veranlasst, auch in diesen nach Zeugnissen von Goethes persönlicher Religiosität zu suchen. Das gilt auch, ja wohl sogar in erster Linie, für *Faust*. Die überraschende letzte Szene, *Bergschluchten*, entfaltet dabei eine besondere Anziehungskraft: Hier wird die theologisch und religionsgeschichtlich zentrale Frage nach Unsterblichkeit oder – um bei der Sprache der Engel zu bleiben – nach Erlösung zum vorherrschenden Thema.

Was man Fausts Himmelfahrt zu nennen pflegt, steht im Gegensatz nicht nur zur Höllenfahrt, mit der das Volksbuch und zahlreiche Nachdichtungen enden, sondern auch zu dem, was die vorangegangene Darstellung von Fausts Denken und Handeln erwarten lässt. Wie schon der spätmittelalterliche Faust in der bereits erwähnten Studierzimmerszene distanziert sich der neuzeitliche, greise Faust kurz vor dem Ende der Tragödie von allen Jenseitsspekulationen:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt:
Tor! Wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines gleichen dichtet;
(V. 11442–11444)

Nach Meinung zahlreicher Interpreten hebt sich die Szene *Bergschluchten* auch unter ästhetischem Aspekt von den vorangehenden Szenen ab: Auf Mephistos letzten possenhaften Auftritt in *Grablegung* folge in *Bergschluchten* eine Darstellung des Sublimen; es gehe nun um »Höheres und Höchstes«.²³ Unversehens wird so der letzten Szene ein Sonderstatus zugeschrieben: Sie wird als autobiographisches Zeugnis gelesen. In dieser Szene, so lautet eine weit verbreitete Ansicht, habe Goethes Neigung zum Neuplatonismus, insbesondere zur Wiederbringungslehre des Origenes, ihren Niederschlag gefunden.²⁴ Andere formulieren

22 Germaine de Staël: *Über Deutschland. Vollständige [...] Fassung der deutschen Erstausgabe von 1814*. Hrsg. von Monika Bosse. Frankfurt a. M. 1985, S. 351 f.

23 So Schöne in FA I, 7.2, S. 765; ähnlich schon Emil Staiger in *Goethe*. Bd. 3: 1814–1832. Zürich 1959, S. 465. Es handelt sich um einen Titel aus dem *West-östlichen Divan* (MA 11.1.2, S. 123).

24 Siehe dazu insbesondere die ausführliche Darlegung von Schöne in FA I, 7.2, S. 786–795. Zur Auseinandersetzung mit der Auffassung, der Szene *Bergschluchten* liege die Wiederbringungslehre des Origenes zugrunde, siehe auch Anderegg (Anm. 1); bes. S. 240–242.

weniger spezifisch, es komme in *Bergschluchten* Goethes »eigene Kunstreligion« zur Darstellung.²⁵

Man kann – und ich meine: man sollte – die Szene *Bergschluchten* auch ganz anders wahrnehmen. Von der vorausgehenden Szene *Grablegung* unterscheidet sie sich nämlich keineswegs so radikal, wie dies zuweilen behauptet wird. Die Rettung Fausts, seine Erlösung, vollzieht sich ja schon dort; dort schon dringt Jenseitiges in das freilich keineswegs realistisch gezeichnete Diesseitige ein, dort schon gelingt es den rosenstreuenden Engeln, Mephisto zu erotisieren und »FAUSTENS Unsterbliches« (vor V. 11934) zu entführen. In *Bergschluchten* werden diese Engel berichten, dass ihnen das »hohe Werk« (V. 11945) gelungen sei. Dabei erfahren wir, dass die Rosen, die Mephistopheles vor seinem Abgang »hiobsartig« (V. 11809) zu-gesetzt haben, aus den Händen der Büsserinnen stammen, die dann in der zweiten Hälfte von *Bergschluchten* ins Spiel kommen. Da die Rosen ikonographisch zur Marienverehrung gehören, stiften sie eine Verbindung zum visuellen Höhepunkt von *Bergschluchten*, dem Erscheinen der Mater Gloriosa.

Ähnlich wie die Szene *Grablegung*, in der Mittelalterliches und Neuzeitliches, Diesseitiges und Jenseitiges, Biblisches und Sagenhaftes auf- und gegeneinander stoßen, zeichnet sich auch die letzte Szene durch eine für das Theater der Goethezeit durchaus ungewohnte Heterogenität aus. Hält man sich an die Benennungen der auftretenden Figuren und an ihre Selbstbeschreibungen, so sind sie – oder doch ihre Vorbilder – durchaus verschiedenen Zeiten und verschiedenen geographischen oder imaginativen Räumen zuzuordnen. Um aus der Fülle möglicher Beispiele einige wenige herauszugreifen: Als Anachoreten werden die Einsiedler bezeichnet, die im 3. Jahrhundert in Ägypten gelebt haben; aber wenn Pater Profundus zu Wort kommt, beschreibt er die Natur in frühaufklärerischer Weise, die an Barthold Hinrich Brockes erinnert, als eine Art Zweckverband: Der bedrohliche Wassersturz bewässert das Tal, der Blitz reinigt die Atmosphäre (V. 11874–11883). Ein Vorbild für Doctor Marianus, der sich für die Büsserinnen einsetzt, ist die Figur des heiligen Bernhard in Dantes *Comedia*. Und was die Büsserinnen betrifft, so sind Maria Magdalena – hier Magna Peccatrix genannt – und die Samaritanerin aus den *Evangelien* bekannt, während die Geschichte der Maria Egyptiaca aus der *Legenda Aurea* stammt.

Allerdings wird das augenfällig Verschiedene durch die poetologische Konzeption der Szene zu einer Einheit gefügt. Radikaler noch als die beiden vorletzten Szenen erweist sich die letzte, weitgehend statische Szene als eine Aneinanderreihung von Motivzitatzen aus der religiösen Kunst und das heißt auch: als eine

25 Mohsen Mirmehdi: *Thesen zur Bergschluchtenszene*. In: Roswitha Schieb (Hrsg.): *Peter Stein inszeniert »Faust« von Johann Wolfgang Goethe. Das Programmbuch »Faust I und II«*. Köln 2000, S. 281. – Zuweilen führt die Auffassung, es werde in dieser Szene Goethes eigene Religiosität fassbar, auch zu heftiger und einigermaßen kurioser Ablehnung: Ich erinnere mich, dass im Konfirmationsunterricht im Zusammenhang mit der Gnadenlehre von den bekannten Versen der Engel die Rede war und dass uns abschließend ins Konfirmationsheft diktiert wurde: »[...] also ist Goethes Aussage ›Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen‹ eine Irrlehre«. Das Wort ›Irrlehre‹ musste man zweimal rot unterstreichen.

Illustration dessen, was Faust eben noch als töricht bezeichnet hat, dass nämlich der Mensch geneigt ist, »über Wolken seines gleichen« zu erdichten (V. 11443). Aufgerufen werden die Motive zum einen durch das auf der Bühne visuell Dargestellte: Die »Gebirg auf verteilt[en]« Anachoreten (vor V. 11844), die »in der höhern Atmosphäre« (vor V. 11934) schwebenden Engel, die Faustens Unsterbliches tragen, der die Mater Gloriosa anbetende Doctor Marianus und sie selbst, die »Gnadenreiche«, die im Strahlenkranz einherschwebt, schließlich der ihr zugewandte Chor der Büsserinnen – sie alle repräsentieren bekannte religiöse Motive insbesondere aus der Malerei der Renaissance und des Barock.²⁶ Aber nicht weniger wichtig sind jene Bildmotive, die durch die Figurenreden evoziert werden und die als Imaginationen das realiter Anschaubare überlagern oder ergänzen. So rufen die vom einleitenden Chor erwähnten »stumm-[f]reundlich« (V. 11850) herumschleichenden Löwen die Hieronymus-Darstellungen in Erinnerung, während die Verse des Pater Ecstaticus – »Pfeile durchdringet mich, / Lanzen bezwinget mich, / Keulen zerschmettert mich« (V. 11859-11860) – die in der Sebastian-Ikonographie dargestellten Marter vergegenwärtigen. Die jüngeren Engel rühmen sich ihres siegreichen Streits gegen Mephistopheles und seine Helfer – »Böse wichen als wir streuten, / Teufel flohen als wir trafen« (V. 11947-11949) – und bringen damit das vom Mittelalter bis zum Barock in der Kirchenmalerei beliebte Motiv des Kampfes zwischen Engeln und Teufeln um eine Seele als Imagination ins Spiel.²⁷ Die Verse der Magna Peccatrix, der Mulier Samaritana und der Maria Egyptiaca beziehen sich nicht nur auf die entsprechenden Stellen im Lukas- und im Johannes-Evangelium – auf die übrigens zwei Randglossen hinweisen – sowie in der *Legenda Aurea*, sondern erinnern in erster Linie an die berühmten Gemälde von Veronese und anderen, die Momente aus der Geschichte dieser Frauen in eindringlicher Weise festhalten.²⁸ Dass die Engel, einigermaßen mehrdeutig, von den »[l]iebend-heilige[n] Büsserinnen« (V. 11943) sprechen, erinnert daran, dass die drei für das gebüßt haben, was man etwas verkürzt ihre Liebeslust nennen mag, und dass sie nach ihrer Buße heiliggesprochen wurden, vor allem aber auch daran, dass die Künstler der Renaissance und des Barock vergleichsweise wenig Interesse für die Bußfertigkeit und für die Heiligkeit dieser Frauen zeigten, dass sie aber immer wieder mit Meisterschaft deren physische Attraktivität porträtartig zur Darstellung brachten. So werden die auf der Bühne quasi schwerelos schwebenden, aber real sichtbaren Büsserinnen von kunstgeschichtlich bewanderten Lesenden und Zuschauenden mit Imaginationen umgeben, in Erinnerung jener vielen großartigen, durch das Thema

26 Eine Auswahl von Beispielen findet sich in Anderegg (Anm. 1), S. 265-290.

27 Ein besonders schönes Beispiel findet sich im Bildband *Pitture a fresco del Camposanto di Pisa, intagliate da Carlo Lasinio*, Firenze 1812: ein Kupferstich nach Buonamico Buffalmacco: *Il Trionfo della Morte*, wiedergegeben in FA I, 7.2 (Abb. 13), sowie in Anderegg (Anm. 1), S. 266. Von diesem Bildband sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrere Auflagen erschienen; siehe dazu Anderegg (Anm. 1), S. 139 f.

28 Erwähnt seien beispielsweise Veroneses Gemälde *Le repas chez Simon le pharisien* (Paris, Louvre) und *Jesus und die Samariterin* (Wien, Kunsthistorisches Museum). Eine Szene aus dem Leben der Maria Egyptiaca findet sich auf dem Kupferstich *Gli Anacoreti nella Tebaide* aus dem Bildband *Pitture a fresco del Camposanto* (Anm. 27).

der Bußfertigkeit legitimierten Porträts durchaus irdisch gesinnter, faszinierender Frauengestalten.²⁹

Die Aneinanderreihung und Überlagerung von klar umrissenen Motiven aus der religiösen Kunst macht die so häufig diskutierte Frage, wo sich denn die Szene abspiele, hinfällig, und die Heterogenität der Szene erweist sich als sachgerecht, denn am Ende präsentiert uns das Drama weder ein religiöses Bekenntnis noch eine Glaubenslehre; vielmehr werden wir in eine Bildergalerie – genauer: in eine Motivgalerie – versetzt, in der unterschiedliche historisch oder in Kunst und Literatur bezeugte Frömmigkeitshaltungen ihren spezifischen Ausdruck finden. Den Bildmotiven liegen unterschiedliche Narrative zugrunde – Narrative, die auf verschiedenste Quellen zurückzuführen sind. Sie alle kreisen um ein gemeinsames Thema: um den Glauben an Unsterblichkeit, an ein Jenseits und an ein Leben in diesem Jenseits. Allein dieses Themas wegen wäre die Szene nicht überraschend; es ist im Verlaufe des Dramas in unterschiedlichen Kontexten und auf verschiedene Weise vorbereitend angeschlagen worden: Wichtige Momente in der Revue von Jenseitsvorstellungen sind der *Prolog im Himmel*, Fausts Gespräch und Absprache mit Mephisto, Fausts Vorbereitung seines Suizids und die Ostermesse, Fausts Auseinandersetzung mit Joh 1,1, aber auch die Rede vom Hades in der *Klassischen Walpurgisnacht*, der Tod Euphorions und Helenas und auch die Geschichte von Philemon und Baucis und der Auftritt der Lemuren, der unguten Hausgeister von Verstorbenen, die Ovid in seinen *Fasti* beschrieben hat.³⁰ Überraschend ist in der letzten Szene aber die konsequente Ausrichtung der Jenseitsthematik: Das Jenseits kommt hier, im weitesten Sinne christlich geprägt, ausschließlich als das Erwünschte und *Erhoffte*, aus der Sicht der Anachoreten und der Büsserinnen als das *Geglaubte* in Betracht. Dass es dem entsprechen möge, was mit Begriffen wie Erlösung, Rettung, Vergebung, Liebe und Entwicklung zu Höherem angedeutet wird, bringen die Porträts der gläubig Hoffenden ebenso zum Ausdruck wie die Bilder von Erhofftem, von hilfreich-rettenden Engeln, von liebenden Geretteten und einer Vergebung gewährenden Maria. Als Motivgalerie betrachtet, bringt die Szene *Bergschluchten* nicht »Höheres und Höchstes« zur Darstellung, wohl aber illustriert sie vielfältig jenes religiös und kulturell grundlegende Wunschdenken, das die zweite Strophe des so betitelten Gedichts statuiert:

Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.
(MA 11.1.2, S. 123)

29 Ein charakteristisches Beispiel ist etwa Francesco Trevisanis Gemälde *Die büßende Maria Aegyptiaca* (Leipzig, Museum der bildenden Künste).

30 Siehe *Fasti*, fünftes Buch.

Abhandlungen

JOCHEN GOLZ

*Zwischen Pflicht und Neigung. Helmut Holtzhauers Dienst an Goethe und seiner Gesellschaft**

»Es bildet ein Talent sich in der Stille, / Sich ein Charakter in dem Strom der Welt« (MA 3.1, S. 434), so lässt Goethe die weltkluge Leonore von Este in seinem Schauspiel *Torquato Tasso* verkünden. Die Behauptung sei gewagt, dass selten die Wahrheit dieser Sentenz so einsichtig wird wie im Falle von Helmut Holtzhauer.

Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen in der Buchstadt Leipzig, legt Holtzhauer an einer Oberrealschule 1932 das Abitur ab, erlernt den angesehenen Beruf des Buchhändlers und tritt eine erste Stelle an. Noch in seinen *Tagesnotizen* – sie setzen Anfang 1958 ein und begleiten ihn bis wenige Wochen vor seinem Tod¹ – ist zu spüren, was er diesen frühen Jahren verdankt: die Freude am Wandern und Spaziergehen, Gemeinschaftserlebnisse, deren Fehlen er später so lebhaft bedauert, einen starken Bildungsdrang, Liebe zu Kunst und Literatur, die sich in einem ausgeprägten (konservativen) Geschmack, in Urteilsvermögen, eigenem künstlerischen Ausüben und gediegener persönlicher Kultur Geltung verschafft. All dies findet in den Jahren nach 1933 keine oder nur höchst eingeschränkte Entfaltung, denn Holtzhauer, seit Januar 1933 Mitglied der Kommunistischen Partei, schließt sich dem Widerstand gegen die Nazis an und wird im Juli 1934 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. 1941 wird Holtzhauer ein zweites Mal verhaftet, verurteilt und für anderthalb Jahre in Zwickau inhaftiert: Nach seiner Freilassung sucht er erneut Kontakt zu Widerstandsgruppen.

Seine Heimatstadt Leipzig wird nach Kriegsende und Befreiung Schauplatz seines politischen Aufstiegs: 1945 Stadtrat für Volksbildung, 1946 Bürgermeister, 1948 Minister für Bildung und Wissenschaft im Land Sachsen. Als dann durch eine Verordnung vom 12. Juli 1951 die Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten geschaffen wird, scheint Holtzhauer in den Augen der Staatspartei der richtige

* Der Vortrag wurde am 2. Dezember 2012 im Rahmen eines Symposiums von Klassik Stiftung Weimar und Goethe-Gesellschaft anlässlich von Helmut Holtzhauers 100. Geburtstag im Kubus des Studienzentrums der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar gehalten.

1 Als Abschrift des Sohnes Martin Holtzhauer – Eigentümer des Originalmanuskripts – im Goethe- und Schiller-Archiv (GSA) unter der Signatur NZ 1/07 überliefert. Da alle Zitate unter dem jeweils angegebenen Datum leicht aufgefunden werden können, wird im Folgenden auf Signaturnachweise verzichtet.

Mann zu sein, diesem Zensur vollziehenden Steuerungs- und Kontrollorgan vorzustehen. Im Range eines Staatssekretärs wird er als deren Vorsitzender berufen. Ein mehr als hundert Köpfe umfassender Verwaltungsapparat steht ihm zur Verfügung. Nicht alle Künste und Medien werden von diesem Apparat gelenkt. Film und Rundfunk haben eigene Behörden über sich, und über die schreibende Zunft wacht das Amt für Literatur und Verlagswesen. So sind es die Musik, die bildende Kunst, die Museen, die künstlerischen Hochschulen, die Denkmalpflege und die Volkskunst, für die Holtzhauers Behörde zuständig ist. Mit radikaler Energie verfolgt Holtzhauer ein doppeltes Ziel: Formalismus, Modernismus und Kosmopolitismus in der Kunst sollen bekämpft, der sozialistische Realismus soll auf jede Weise gefördert werden. Picasso und Klee nennt Holtzhauer noch in seinen *Tagesnotizen* vom 27. September 1970 »Unkünstler«. Mit seiner dirigistischen Kunstpolitik ist Holtzhauer gescheitert. Gescheitert ist er vor allem am Widerstand der Künstler, unter denen Brecht – als Vizepräsident der Deutschen Akademie der Künste de facto deren Sprecher – besonders zu nennen ist.

Vieles kam zusammen, um bei den Parteinstanzen den Entschluss reifen zu lassen, die Kunstkommission aufzulösen und sie durch ein Ministerium für Kultur zu ersetzen.² Im Zuge solcher struktureller Veränderungen vollzog sich auch die Konstituierung der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (NFG), deren Gründungsurkunde, datiert auf den 6. August 1953, von Holtzhauer mit unterzeichnet wurde. Als er seine Unterschrift leistete, konnte ihm nicht bewusst sein, dass er damit seinen weiteren Lebensweg bestimmte, denn noch zählte er darauf, beim Aufbau eines Kulturministeriums angemessen berücksichtigt zu werden. Tatsächlich existieren Strukturpläne, die ihm die Stelle eines stellvertretenden Ministers zuweisen. Doch es kam anders. Am 7. Januar 1954 beschloss das Politbüro der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), den Genossen Helmut Holtzhauer an die Spitze der NFG zu stellen. Holtzhauer hat diesen Wechsel nach Weimar als Abstieg empfunden. Gleichwohl hat er, dem Auftrag seiner Partei folgend, sich der neuen Aufgabe ohne Wenn und Aber angenommen; eine Rede Holtzhauers vor den Ortsvorständen der Goethe-Gesellschaft aus Ost und West im Frühjahr 1965, die seiner Erkrankung wegen verlesen werden musste, trägt den charakteristischen Titel: *Über die Pflicht, im Geiste Goethes zu wirken*.³

Dies die Pflicht. Wie aber war es um seine Neigung bestellt, um die Voraussetzungen, die ihn für sein Amt geeignet erscheinen ließen? Über fundierte Kenntnisse in klassischer Kunst und Literatur wird Holtzhauer kaum verfügt haben. Als Autodidakt trat er sein Weimarer Amt an. Was ihn aber auszeichnete, war ein geradliniger Bildungswille, waren große Intelligenz, rastlose Energie und der Impuls,

2 Dazu im Einzelnen Dagmar Buchbinder: *Die Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten (1951-1953) – eine Kulturbehörde »neuen Typus«*. In: »Die Eroberung der Kultur beginnt!« *Die Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten der DDR (1951-1953) und die Kulturpolitik der SED*. Hrsg. von Jochen Staadt. Frankfurt a. M. 2011, S. 9-276. In einem Brief vom 4. August 1953 an Paul Wandel forderte Brecht die Auflösung der Kunstkommission.

3 *Die Tagung der Vorstände der Ortsvereinigungen aus Ost und West in Weimar*. In: GJb 1965, S. 352-358; hier S. 354-358.

alte Zustände wegräumen und Neues schaffen zu wollen. Alles in allem ist es eine imponierende Leistung Holtzhauers, in wenigen Jahren die Weimarer Verhältnisse konsolidiert und bereits 1960 ein Goethe-Museum präsentiert zu haben, das im Wesentlichen sein persönliches Verdienst darstellt. Insofern konnte er sich Goethe benachbart fühlen, und dessen Satz »Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!« (MA 9, S. 184), in der *Pandora* Prometheus in den Mund gelegt, war Holtzhauer aus dem Herzen gesprochen. Eine sehr persönliche Goethe-Auslegung gibt sich in den *Tagesnotizen* immer wieder zu erkennen, so in dem am 21. Januar 1968 aufgezeichneten Satz: »Mir scheint, als wenn mein Naturell stets gegen die Zeit gerichtet ist. Da[s] war so in der Periode der Opposition gegen die Weimarer Republik, in der illegalen Arbeit gegen die Nazis und äußert sich in der wechselseitigen Abneigung von Apparat und mir«. ⁴

In Weimar sah sich Holtzhauer mit Traditionen konfrontiert, die er nicht per Dekret aus der Welt schaffen konnte, sondern respektieren musste. Seit ihrer Gründung 1885 hatte die Goethe-Gesellschaft ihren Sitz in Weimar und war von Anfang an mit dem Goethe- und Schiller-Archiv und dem Goethe-Nationalmuseum, den sogenannten Goethe-Instituten, mäzenatisch verbunden. Deren Direktoren hatten Sitz und Stimme im Vorstand der Gesellschaft besessen. Für Andreas Bruno Wachsmuth, Oberstudiendirektor am Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem, der aus den Händen des 1950 verstorbenen Präsidenten Anton Kippenberg die Geschäftsführung der Goethe-Gesellschaft übernommen hatte, war es geradezu eine Selbstverständlichkeit, dass der neue Direktor in Weimar einen Vorstandssitz erhalten müsse. Wachsmuths Werben um Holtzhauer gewann dadurch an Dringlichkeit, dass nach mancherlei politischen Konflikten für das Jahr 1954 die erste Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft nach dem Krieg vorbereitet wurde und dann erst satzungsgemäß Vorstand und Präsident gewählt werden konnten. In einem Gespräch mit Wachsmuth lehnte es Holtzhauer zunächst ab, Mitglied des Vorstands zu werden, und bekräftigte dies in einem Brief an ihn vom 7. Mai 1954. Doch damit gaben sich die politischen Instanzen nicht zufrieden. Theo Piana (Deutsche Akademie der Künste), von Holtzhauers Brief unterrichtet, schrieb am 11. Mai an Karl Kneschke, den für die Goethe-Gesellschaft politisch verantwortlichen Bundessekretär des Deutschen Kulturbunds: »Wegen der Mitgliedschaft des Genossen Holtzhauer ist Genosse Engel [Rudolf Engel, Direktor der Deutschen Akademie der Künste und Holtzhauers Dienstvorgesetzter] der Meinung, daß das ZK [Zentralkomitee der SED] die Sache mit dem Genossen Holtzhauer besprechen und regeln sollte«. ⁵ Drei Tage später schrieb Kneschke an Holtzhauer: »Unsere Meinung ist nach wie vor, daß Du als Direktor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten aus dringendsten kultur-politischen Gründen unbedingt im Vorstand der Goethe-Gesellschaft sein mußt. [...] Ich bitte Dich, aus den nahe liegenden kultur-poli-

4 Zu vermuten ist, dass sich Holtzhauer hier auf Eckermanns *Gespräche mit Goethe* bezieht. Unter dem 14. April 1824 lässt dieser Goethe sagen: »Meine ganze Zeit wich von mir ab« (MA 19, S. 101).

5 Bundesarchiv Berlin, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO), Kulturbund (DY 27), 3666.

tischen Gründen die Kandidatur anzunehmen«. ⁶ Danach trat offenkundig das ZK in Aktion und hat die Sache in Pianas Sinne ›besprochen‹ und ›geregelt‹. Auch hier obsiegte das politische Pflichtbewusstsein.

Warum ein so dringendes Interesse an Holtzhauers Mitwirken im Vorstand der Goethe-Gesellschaft bestand, geht aus dem Bericht über deren Hauptversammlung hervor, den die Bundesleitung des Kulturbunds am 14. Juni 1954 an das ZK schickte. Darin heißt es: »Der einzige Genosse im Vorstand ist der Gen. Holtzhauer. Es ist wichtig, daß er von jeder Sitzung genaue Informationen an das Ministerium für Kultur und die Bundesleitung des Kulturbundes gibt«. ⁷ Dieser Pflicht ist Holtzhauer, so geben es die überlieferten Dokumente zu erkennen, stets pünktlich nachgekommen, Vertraulichkeitsgebote souverän missachtend.

Bei seinem Wirken in der Goethe-Gesellschaft bewies Holtzhauer großes politisches Geschick. Sein persönliches Verhältnis zu Wachsmuth entspannte sich rasch. Rituale wurden gepflegt, mochte es sich um Glückwünsche zu runden Geburtstagen, zu Auszeichnungen oder zu Wachsmuths Wiederwahl im Amt des Präsidenten handeln. Als Wachsmuths Studienband *Geeinte Zwienatur* 1966 im Aufbau-Verlag erschien, verfasste Holtzhauer das Verlagsgutachten, ohne das keine Druckgenehmigung erteilt werden konnte. Umgekehrt nahm Wachsmuth dankbar zur Kenntnis, wie umsichtig Holtzhauer und seine Mitarbeiter in Weimar agierten, so dass zu jeder Hauptversammlung den Teilnehmern ein restauriertes Gebäude oder eine attraktive Ausstellung präsentiert werden konnten.

Gleichwohl wollte Holtzhauer von Anfang an nicht nur informieren und – in Abstimmung mit den zentralen Gremien – die Goethe-Gesellschaft so lange als gesamtdeutsche Gesellschaft bestehen lassen, wie es die politische Situation erforderte, sondern sie auch zu einem Instrument aktiver politischer Einflussnahme in der Bundesrepublik entwickeln. Ihm war aber durchaus bewusst, dass dieses Konzept nur in einer gesamtdeutschen Goethe-Gesellschaft Bestand haben könne. Insofern sah er alle Überlegungen, die auf eine Spaltung der Gesellschaft zielten, mit Skepsis. Es müsse beraten werden, so heißt es in einem Brief an Kneschke vom 2. November 1955, »ob wir tatsächlich die Absicht haben, jetzt oder bei der kommenden Mitgliederversammlung Wachsmuth als Präsidenten weiterhin zu dulden oder nicht. Mir scheint, daß solche Konsequenz im gegenwärtigen Augenblick unweigerlich die Spaltung der Goethe-Gesellschaft nach sich ziehen muß. [...] Allerdings möchte ich, da ich im Auftrage des ZK im Vorstand der Goethe-Gesellschaft tätig bin, bei der Abfassung einer solchen öffentlichen Stellungnahme unbedingt zu Rate gezogen werden«. ⁸ Im Vorstand der Goethe-Gesellschaft war das Parteimitglied Holtzhauer zunächst auf sich allein gestellt. Das änderte sich, als 1958 Wilhelm Girnus, Wolfgang Langhoff, Intendant des Deutschen Theaters in Berlin, und Hans-Günther Thalheim hinzugewählt wurden. Dann erst konnte sich im Vorstand eine sogenannte Parteigruppe konstituieren, die fortan, von den Mitgliedern weithin unbemerkt, auf die Geschicke beträchtlichen Einfluss nahm. Mit Holtzhauer im Bunde war Wilhelm Girnus, der als leitender Kulturredakteur des *Neuen*

⁶ Ebd.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

Deutschlands bereits 1952 in einem beratenden Kollegium der Kunstkommission tätig war und als Parteigruppenorganisator im Vorstand der Goethe-Gesellschaft eine Schlüsselposition einnahm. Nach und nach konnten in den paritätisch besetzten Vorstand außer Thalheim weitere jüngere marxistische Wissenschaftler einrücken.

Eigensinnig und autoritär im Durchsetzen seiner Vorstellungen, stieß Holtzhauer nahezu überall auf Widerstand; letztlich vertraute er nur sich selbst, seiner Frau und seiner Familie. Seine charakterlichen Eigenheiten waren nicht unbemerkt geblieben. Als im Jahre 1951 die Parteidokumente umgetauscht wurden, fällt die Kontrollkommission am 3. August folgendes Urteil: »Klassenbewußter, parteiverbundener Genosse mit etwas Neigung zur Überheblichkeit. Die Partei muß ihn zur Kritik und Selbstkritik stärker erziehen«. ⁹ 1954 waren es Theodor Frings und Ernst Grumach im Vorstand der Goethe-Gesellschaft – beide hochangesehene Gelehrte –, die sich (einem Brief von Rudolf Engel an den stellvertretenden Kulturminister Alexander Abusch zufolge) darüber beklagten, dass Holtzhauer »selbstherrlich als Wissenschaftler auftritt, und sie als Aushängeschilder benutzen will, um ganz und gar in der von ihm für richtig gehaltenen Weise verfahren zu können«. ¹⁰

Zu Holtzhauers bleibenden Verdiensten gehört es, die klassischen Gedenkstätten in Thüringen Zug um Zug seinem Weimarer Imperium eingegliedert und für deren Erhaltung gesorgt zu haben. Sehr bald fasste er den Entschluss, auch die beiden Dornburger Schlösser (das Rokokoschloss und das sogenannte Goethe-Schloss) diesem Imperium einzuverleiben. Beide Schlösser aber befanden sich seit 1923 im Eigentum der Goethe-Gesellschaft, die damals schon schriftlich niedergelegt hatte, dass sie sich dieses Eigentums dann begeben würde, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse ihr dessen Betreuung nicht mehr gewährleisten sollten. Dieser Zeitpunkt war 1954 gekommen, als die Goethe-Gesellschaft einsehen musste, dass sie selbst die Schlösser nicht mehr instand setzen konnte und die DDR ihr Geld und Baumaterial verweigerte – mit dem aus DDR-Sicht korrekten Argument, Vereine erhielten grundsätzlich keine staatlichen Zuschüsse. Dass die DDR-Instanzen – möglicherweise auch Holtzhauer selbst – zusätzlich damit den Hinweis verbanden, wenn die Goethe-Gesellschaft sich einsichtig zeige, sei auch leichter über die Hauptversammlung von 1954 zu verhandeln, kann nur vermutet werden. Wachsmuth, ein realistischer Diplomat von Format, konnte im Frühjahr 1954 im Vorstand der Goethe-Gesellschaft den einstimmigen Beschluss durchsetzen, das Eigentum an den Dornburger Schlössern aufzugeben und damit Holtzhauer freie Hand zu lassen für die Restaurierung der nunmehr den NFG zugehörigen Gebäude.

Im Hinblick auf die Goethe-Gesellschaft gab es noch ein zweites Problem. Als Holtzhauer nach Weimar kam, fand er als Kern der gerade gebildeten NFG das Goethe- und Schiller-Archiv und das Goethe-Nationalmuseum vor. Sehr rasch schuf er in beiden Häusern geordnete Verhältnisse und dekretierte wissenschaftliche Grundaufgaben, die beiden Institutionen eine solide und langfristig sehr ertragreiche Perspektive gaben. Was damals an Bestandsverzeichnissen, Katalogen und Editionen begonnen wurde, zählt noch heute in mancher Hinsicht zu den un-

9 SAPMO, Zentralkomitee der SED (DY 30), IV 2/11/v. 2932.

10 Bundesarchiv Berlin, Ministerium für Kultur (DR 1), 7883; der Brief hat den Eingangsvermerk 24. Dezember 1954.

erledigten Aufgaben der Klassik Stiftung Weimar. Wissenschaftliche Arbeit jedoch, dies war Holtzhauer bewusst, war nur auf der Grundlage einer ausreichenden Versorgung mit Primär- und Sekundärliteratur möglich. Vermutlich richteten sich damals schon seine begehrlichen Blicke auf die Thüringische Landesbibliothek, doch diese war bis 1968 selbständig und wurde erst dann den NFG zugeschlagen. Im Grunde aus dem Nichts dekretierte Holtzhauer die Gründung einer Bibliothek, deren Name allein schon Programm war: Zentralbibliothek der deutschen Klassik. Im Goethe- und Schiller-Archiv befand sich eine reich bestückte Arbeitsbibliothek, die seit 1885 von der Goethe-Gesellschaft großenteils durch mäzenatische Gaben zusammengetragen worden war; aktuelle Schätzungen sprechen von ca. 45.000 Bänden. Diese Bibliothek wurde der Grundstock von Holtzhauers Zentralbibliothek. Im Stadtschloss ließ er entsprechende Räume einrichten, so dass die Bücher übersiedeln konnten – gegen den Widerstand von Wachsmuth, der sich freilich die Frage vorlegen musste, was ein Protest hätte bewirken können. Denn Holtzhauer konnte nachweisen, dass die Bücher – sicher aufgestellt, künftig auch katalogisiert, gepflegt und restauratorisch betreut – im neuen Domizil jene Grundfunktion erfüllten, die ihnen die Goethe-Gesellschaft von Anfang an zudedacht hatte, nämlich die Förderung der Goethe-Forschung. Nolens volens musste sich der Vorstand geschlagen geben.

Über diesen Fundus hinaus musste der Bestand laufend erweitert werden. Durch das schmale Devisenkontingent der Bibliothek konnte auf Dauer keine ausreichende Versorgung mit moderner, d. h. ›westlicher‹ Forschungsliteratur gesichert werden. In einer Arbeitsausschusssitzung der Goethe-Gesellschaft am 28. Februar 1955 stellte Holtzhauer daher die Frage, ob die Goethe-Gesellschaft, so wörtlich im Protokoll, »ihre freundschaftlichen Gesinnungen zum GSA dem neuen Gebilde«¹¹ übertragen werde. Die Goethe-Gesellschaft, so wurde ihm erklärt, sei bereit, im Rahmen ihrer Möglichkeiten beim Ankauf von Büchern und Autographen weiterhin zu helfen; die entsprechenden Summen – Mitgliedsbeiträge und Spenden aus der BRD – wurden von der Geschäftsstelle in Wiesbaden zur Verfügung gestellt. Dank solcher Hilfsbereitschaft konnte die Bibliothek zusätzlich ihren Bestand erweitern.

Für den direkten Import westlicher Literatur galten streng inhaltsbezogene Sondergenehmigungen des Ministeriums für Kultur. Die Goethe-Gesellschaft besaß eine großzügig bemessene Sondergenehmigung, und die in deren Akten aufbewahrten Bücherbestelllisten¹² vermitteln eine Vorstellung davon, was alles sich in Weimar einfand: Wissenschaftliche Untersuchungen zur klassischen Literatur, zur Kunstgeschichte, zur Bau- und Denkmalpflege und zur Geschichte historischer Gärten waren darunter, doch auch geistige Konterbande. Hier ergeben sich Korrespondenzen zwischen den Buchbestellungen der Goethe-Gesellschaft und Holtzhauers in den *Tagesnotizen* festgehaltener persönlicher Lektüre. Dazu gehören zum Beispiel Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob*, Pasternaks *Dr. Schiwago*, Solschenyzyns *Krebsstation* und sein *Erster Kreis der Hölle*, ferner Bücher zur aktuellen geistigen Situation in Westeuropa. Bemerkenswert ist es schon, dass Holtzhauer am 18. Juni 1969 nach der Lektüre von *Krebsstation* notiert: »Das Buch eines Mannes, der infolge seiner persönlichen Erlebnisse mit dem Sozialismus fertig ist.

¹¹ GSA 149/165.

¹² Ebd.

Interessante, ja wichtige Einblicke in den Sowjetstaat aus einem ungewohnten und doch wieder vertrauten Blickwinkel«. Resümierend heißt es zu Solschenyzin am 15. Januar 1972: »Der nationalistische Haß und die kleinbürgerliche Enge von Solschenyzin. Wahrheiten, Halbwahrheiten und Unwahrheiten bei der Analyse des Sowjetsystems«. Am 20. Januar 1972 notiert er: »Solschenyzin: bei allem Haß u. Übertreibung doch den Finger auf eine Wunde«. Bemerkenswert ist aber auch, dass Holtzhauer mit keinem Wort den Umstand bedenkt, dass solche Lektüre nur wenigen Privilegierten in der DDR zuteil wurde, dass die erwähnten Bücher, sofern sie in den Bestand der Zentralbibliothek gelangten, sofort mit dem roten Punkt versehen und damit für die Öffentlichkeit unzugänglich wurden.

Durch eine Verordnung vom 11. Januar 1948 war die Goethe-Gesellschaft dem Deutschen Kulturbund »unterstellt« worden. In den 1950er Jahren hatte der Kulturbund seine Bezirkssekretäre gebeten, Auskünfte einzuholen über die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, die teilweise den unter dem Dach des Kulturbundes angesiedelten Goethe-Kreisen angehörten. So entstand eine auf den 20. Mai 1958 datierte *Einschätzung der Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, wie sie sich aus den Berichten der Bezirke ergibt*, in der folgende Bilanz gezogen wurde: »Die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft, über die Auskunft eingeholt wurde, stammen aus gutbürgerlichen Kreisen, zum Teil scheinen sie reaktionär zu sein. Es gehörte offensichtlich einmal zum guten Ton, Mitglied der Goethe-Gesellschaft zu sein. Ein beachtlicher Teil der Mitglieder ist religiös gebunden«. Es folgt der Satz: »Es muß ernsthaft überlegt werden, in der DDR eine eigene Goethe-Gesellschaft zu gründen«.¹³ Bereits 1957 hatte der Chefideologe der SED Kurt Hager die Goethe-Gesellschaft unter die »Agenturen der westlichen Ideologie bei uns«¹⁴ eingereiht. Holtzhauer wird dies nicht anders gesehen haben, doch er sah es als seine Aufgabe an, diesen Zustand zu verändern. In lakonischer Diktion, nachzulesen in den *Tagesnotizen* vom 10. Februar 1962, hat er sich selbst – im Anschluss an eine Tagung der Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft – geradezu einen Goethe-Befehl erteilt: »Meine Zusammenfassung: GG wird nur florieren, wenn sie neue Mitglieder gewinnt; neue Mitglieder, wenn sie ein neues Goethebild schafft; neues Goethebild durch Dienst am Leben in der DDR und Leben in der DDR durch Aufnahme Goetheschen Geistes«. In der Goethe-Gesellschaft sollten sich »fortschrittliche« Persönlichkeiten aus allen sozialen Schichten zusammenfinden; geeignete Werbemaßnahmen sollten diesen Prozess befördern.¹⁵ Das gelang nur in sehr eingeschränkter Weise. Die Bindung der Arbeiterklasse an die Klassik blieb eine Chimäre.

Holtzhauer schlug noch einen anderen Weg ein, um die Goethe-Gesellschaft stärker seinem Einfluss zu unterwerfen. Der seit zwanzig Jahren nicht mehr tätige Ortsausschuss der Goethe-Gesellschaft sollte nach seinem Wunsch und Willen

13 SAPMO, DY 27/3662.

14 *Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der DDR*. Hrsg. von Elimar Schubbe. Stuttgart 1972, Bd. 1, S. 479.

15 Vgl. zu den Maßnahmen im Einzelnen Lothar Ehrlich: *Die Goethe-Gesellschaft im Spannungsfeld der Deutschland- und Kulturpolitik der SED*. In: *Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht*. Hrsg. von Lothar Ehrlich u. Gunther Mai. Köln, Weimar, Wien 2000, S. 251–281.

wiederbelebt werden. Dafür war eine neue Geschäftsordnung entworfen worden, die in einer Sitzung des Arbeitsausschusses am 16. November 1959 zur Beratung kam. Auch wenn Holtzhauer beteuerte, der Ortsausschuss solle keineswegs die Autorität des Präsidenten untergraben oder dessen Verhältnis zur Geschäftsstelle unterminieren, seine Tätigkeit sei vielmehr darauf gerichtet, die Gesellschaft zu unterstützen, neue Mitglieder insbesondere aus Ortsvereinigungen und Goethe-Kreisen zu gewinnen, aus den protokollierten Äußerungen Wachsmuths¹⁶ spricht ein deutliches Misstrauen. Gleichwohl konnte er im Grunde keine Einwände gegen die Wiedereinrichtung eines Ortsausschusses erheben, dessen Existenz in der gültigen Satzung festgeschrieben war. Der Ortsausschuss wirkte künftig bei der konkreten Vorbereitung der Hauptversammlungen mit und organisierte die Jahrestreffen der Ortsvereinigungen, die – mit einer Ausnahme im Jahre 1965 (in Weimar) – stets getrennt in Ost und West tagten. Die Aufgabe des Ortsausschusses, dessen Vorsitz Holtzhauer 1962 übernahm, wurde mit aller Deutlichkeit in einer vertraulichen Aktennotiz des Kulturbundes vom 12. Februar 1962 benannt: »Der Ortsausschuß in Weimar wird in Zukunft die Anleitung der Arbeit der Goethe-Gesellschaft immer mehr selbständig übernehmen«.¹⁷

Seitdem Holtzhauer dem Vorstand der Goethe-Gesellschaft angehörte, verfolgte er in diesem Gremium vor allem zwei Ziele: Zum einen war er bemüht, für gutes Einvernehmen zu sorgen, weil davon die Förderung der NFG durch die Goethe-Gesellschaft abhing, zum anderen aber orientierte er sich auf die Stärkung der DDR-Position im paritätisch zusammengesetzten Vorstand. Dabei kam Holtzhauer zugute, dass ihm, der ein Maßstab setzendes Aufbauwerk im klassischen Weimar in Angriff nahm, der Ruf eines bildungsbürgerlichen Bewahrers des klassischen Erbes zuwuchs, der seine Stellung im Vorstand festigte und ihm unter den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft in Ost und West großes Ansehen verschaffte. All dies trug ihm 1958 die Position eines zweiten Vizepräsidenten der Goethe-Gesellschaft ein; nach dem Tod von Ernst Beutler im November 1960, der die Position des ersten Vizepräsidenten innegehabt hatte, amtierte Holtzhauer als Vizepräsident allein. Wenngleich er es in seinen *Tagesnotizen* an sarkastischen Kommentaren zum politischen Horizont westdeutscher Mitglieder der Goethe-Gesellschaft und zum Geschehen im Vorstand nicht fehlen ließ, nach außen hin wahrte er die Contenance, und mit dem politischen Erfolg seines Agierens im Vorstand musste er nicht unzufrieden sein.

All dies aber stand auf dem Spiel, als die Goethe-Gesellschaft 1966 in die tiefste Krise ihrer Existenz geriet. Dazu liegen bereits Untersuchungen von Lothar Ehrlich,¹⁸ Maria Schultz¹⁹ und Jochen Staadt²⁰ vor. Dank des diplomatischen Ge-

¹⁶ GSA 149/105.

¹⁷ SAPMO, DY 27/3664.

¹⁸ Vgl. Anm. 15.

¹⁹ Maria Schultz: *Zwischen Kultur und Politik. Die Hauptversammlungen der Goethe-Gesellschaft in den Jahren 1954 bis 1960 als Orte deutsch-deutscher Auseinandersetzungen*. In: *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland*. Hrsg. von Jochen Golz u. Justus H. Ulbricht. Köln, Weimar, Wien 2005, S. 157–181.

²⁰ Jochen Staadt: »Auf den Zinnen der Partei«. *Die SED-Führung plante 1967 eine Spaltung der Goethe-Gesellschaft*. In: Golz, Ulbricht (Hrsg.) (Anm. 19), S. 183–202.

schicks von Wachsmuth und der politisch motivierten Loyalität Holtzhauers hatte der Gesellschaftsnachen bis dahin durch alle Fährnisse hindurch manövriert werden können. Bereits der Bau der Berliner Mauer hatte unter den Mitgliedern und im Vorstand für Unruhe gesorgt; sie konnte damals beschwichtigt werden. Nun aber hatte die oberste Parteiführung entschieden, von einer gesamtdeutschen Politik endgültig Abschied zu nehmen, die politische Autonomie der DDR durch ein eigenes Staatsbürgergesetz entschieden zu behaupten und auch alle bislang gesamtdeutschen kulturellen und wissenschaftlichen Vereinigungen auf den Prüfstand zu stellen. Neben der Neuen Bachgesellschaft genoss die Goethe-Gesellschaft insofern einen Sonderstatus, als sich ihr Sitz in der DDR befand. Zwei widerstreitende Konzepte existierten: Der Deutsche Kulturbund favorisierte eine Goethe-Gesellschaft in der DDR, während sich Holtzhauer und Girnus für eine internationale Gesellschaft einsetzten. Strategisch gesehen, haben Wachsmuth und Holtzhauer von Anfang an von unterschiedlichen politischen Positionen aus mit den gleichen Argumenten operiert. Während Wachsmuth z.B. gegenüber Wolfgang Schadewaldt in einem Brief vom 21. Juli 1955 betonte, »die besten Männer aus dem Westen« dürften sich der Aufgabe nicht entziehen, »die westliche Kultur in Weimar verteidigen zu helfen«, ²¹ bildete für Holtzhauer, so am 6. April 1967 formuliert, die internationale Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft ein wichtiges »Instrument der wissenschaftlichen und politischen Propaganda gegenüber Westdeutschland«, ²² das nunmehr de facto als Ausland figurierte. Internationalität, dies ein zusätzliches Argument Holtzhauers, böte auch die Chance, die Staaten des sogenannten sozialistischen Lagers in die Arbeit der Goethe-Gesellschaft einzubeziehen und ›linke‹ Verbündete in Westeuropa zu gewinnen. Am Ende behauptete sich Holtzhauers politische Argumentation; dazu hatte auch beigetragen, dass eine Goethe-Gesellschaft der DDR nicht ohne ihn hätte zustande kommen können und dass die DDR sich nicht dem Argument des ›Gegners‹ ausliefern wollte, sie habe wie im Falle der Shakespeare-Gesellschaft die Spaltung bewusst herbeigeführt. Die Entscheidung für eine internationale Goethe-Gesellschaft ist in meinen Augen vor allem darauf zurückzuführen, dass die Goethe-Gesellschaft im Zusammenhang mit dem Bemühen der DDR um internationale Anerkennung zu einer offiziell legitimierten Mitstreiterin avancierte. In seinen *Tagesnotizen* hat Holtzhauer unter dem 11. April 1967 die entscheidende Sitzung des Politbüros der SED knapp protokolliert:

Vormittag Post erledigt. Mittag nach Bln. Bundessekretariat des Dt. KB., dann ins Polit-Büro. Zum ersten Male nach vierzehn oder fünfzehn Jahren, als es noch an der Wilh.-Pieck-Allee tagte. Neue Räume. Neue und alte Gesichter. W.U. [Walter Ulbricht] wandert am Kopf der hufeisenförmigen Tafel auf und ab. Matern vertritt sich die Beine. Stoph hat sich auf einer Bank im Hintergrund offenbar etwas gestärkt. W.U. bittet Platz zu nehmen, wo schon Gysi u. Hochmuth sitzen. Gegenüber mit grämlichen Gesichtern Hager und Mückenberger. Überhaupt wirkt die Alterung und die Abspannung (es ist schon 17 Uhr) zunächst

21 GSA 149/44.

22 SAPMO, DY 27/3312.

bestürzend. Nur Honnecker, ebenfalls an der Stirnseite, wirkt jung, das Gesicht aber ebenfalls unbeweglich.

W.U. fragt ob Ho [Holtzhauer] die Vorlage kennt; sie wird ihm zugereicht. Überflogen. Völlig anders als in den Vorberatungen. Großzügig und liberal, die HV der GG findet statt. Erläuterung der Politik durch W.U. in scherzhaftem Tone. Goethe sei »zu uns gehörig«. Keine politische Auseinandersetzung in der GG. Entschiedenenes Auftreten im Westen. Gäste sollen sich in der DDR wohlfühlen. Min. f. Kultur solle individuell handeln.

Mit Recht konnten Holtzhauer und Girnus diese Entscheidung für sich als politischen Erfolg verbuchen. Das Fortbestehen der Gesellschaft war gesichert. Beide nahmen Kurs darauf, bei der nächsten Wahl des Vorstands diesen auch mit Wissenschaftlern aus Ost- und Westeuropa zu besetzen, was am Ende auf eine Befestigung marxistischer Positionen hinauslaufen sollte. Gleichermaßen war es ein kluger Schachzug, den Vorstand bei der Vorbereitung der Hauptversammlung 1971 auf das Rahmenthema *Goethe und die Weltliteratur* und den sowjetischen Germanisten Roman Samarin als Festredner zu verpflichten. Seit 1971 gehörten Otar Dshinoria und Samarin aus der Sowjetunion, Pierre Grappin aus Paris, Alois Hofmann aus Prag, Ernest Stahl aus Oxford, Margret Dietrich aus Wien, György Mihaly Wajda aus Budapest und Werner Weber aus Zürich dem Vorstand an. Bereits 1969 glaubte die Bundesleitung des Kulturbunds (in ihrem Bericht vom 14. Juli 1969 über die jüngste Hauptversammlung) von einer »Verlagerung des Kräfteverhältnisses in der Goethe-Gesellschaft zugunsten des sozialistischen Lagers«²³ sprechen zu können.

Holtzhauers Ansehen war noch einmal gewachsen. Jetzt erschien er den Mitgliedern der Gesellschaft nicht nur als Repräsentant des klassischen Weimar, sondern auch als Gewährsmann für die Einheit der Gesellschaft. Im Vorstand war man sich einig, dass als Nachfolger Wachsmuths nur er in Frage komme; 1971 löste Holtzhauer den inzwischen 81-jährigen Wachsmuth ab, der bis zu seinem Tod 1981 die Stellung eines Ehrenpräsidenten einnahm. Der internationale Status der Goethe-Gesellschaft muss vor allem als politische Überlebensgarantie gesehen werden. Von den Mitgliedern wurde die Gesellschaft weiter als das verstanden, was sie im Kern auch blieb: eine gesamtdeutsche Gesellschaft, wenn auch – mehr oder minder formal – in Budapest, Mailand, Prag und Sofia Goethe-Gesellschaften gegründet wurden.

Mit Helmut Holtzhauer gelangte wiederum ein Diplomat von Statur ins Präsidentenamt, freilich mit anderen politischen Zielen als Wachsmuth. Fortan lag die Herausgeberschaft des Goethe-Jahrbuchs in den Händen eines DDR-Bürgers; ein lange schwelender Konflikt war damit aus der Welt geschafft. Ein anderer Geist sollte in das Goethe-Jahrbuch einziehen. Holtzhauers Vorwort zum Jahrbuch 1972, entgegen der Tradition mit seinem Namen unterzeichnet, gibt darüber Auskunft. Nicht mehr nur der Goethe-Forschung im engeren (philologischen) Sinne sollte das Jahrbuch sich widmen, sondern sich öffnen für die Goethe-Rezeption in der Schule und auf dem Theater, seinen wissenschaftlichen Horizont erweitern und Themen

allgemeinerer Natur aus Aufklärung und Klassik behandeln. Dass das Jahrbuch auch ein neues Layout erhielt, war ein eher äußeres Indiz.

In seinem Amt als Präsident sah Holtzhauer auch eine Chance, die eigene Position im kulturellen Leben der DDR zu verteidigen. »Kardinalfragen der Ideologie«, so hatte er 1967 in seinem Festvortrag – lakonisch *Die Weimarischen Kunstfreunde* betitelt – anlässlich der Hauptversammlung dekretiert, seien immer auch »Fragen von Macht und Einfluß«. ²⁴ Zu einer Verteidigungsstrategie sah er sich veranlasst, weil sein eigenes Klassik-Konzept seit längerem in die Kritik geraten war. Seine Widersacher – darunter so unterschiedliche Naturen wie Thalheim und Werner Mittenzwei – bemängelten sein monolithisches, im Grunde unhistorisches Klassikbild und dessen unreflektierte Aktualisierung im Dienste eines geradlinigen Fortschrittsdenkens und eines »sozialistischen Humanismus«. Sie bemängelten ferner seine nicht zuletzt persönlich begründete Aversion gegen Brecht und – damit einhergehend – die Zurückweisung all jener Schriftsteller in der DDR, die historische Gerechtigkeit für nicht- oder anticlassische Autoren forderten, seine radikale Verurteilung der Romantik als a priori reaktionäre Strömung und seine dogmatische Zuordnung der Weimarer Klassik als »Quellbecken des Marxismus« (*Tagesnotizen*, 9.3.1966). Dass damit auch Grundsätze in Misskredit gerieten, die Holtzhauer zu Recht verfocht und die ihm Ansehen bei Bildungsbürgern in Ost und West verschafft hatten – dass nämlich Wissen eine Voraussetzung für angemessenes Kunstverständnis sei und dass Forschung mit der Bereitstellung von Bestandskatalogen, Bibliographien und Editionen beginne –, muss hervorgehoben werden.

In seinem Goethe-Amt blieben Holtzhauer Konflikte mit der Kulturbürokratie der DDR nicht erspart; eine Festschrift für ihn kam 1972 nicht zustande. Dass Holtzhauer einen klaren, wenn auch eigensinnigen Blick auf die reale Situation in beiden deutschen Staaten besaß, bezeugt ein Brief von Günter Thews aus der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel vom 25. Juni 1973, mit dem Veränderungen an einem Manuskript für das Goethe-Jahrbuch 1973 »empfohlen« wurden:

Wir glauben jedoch, daß trotz bestimmter Probleme, die es bei einem Teil unserer Jugendlichen gibt, die Situation der Jugend in der DDR weder in ihrem Wesen noch in den Erscheinungsformen mit der in der BRD verglichen oder gar gleichgesetzt werden kann. Dies geschieht jedoch faktisch in Ihrem Aufsatz, wenn Sie bei »weiten Kreisen der Jugend« schlechthin »Frustration« oder doch Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, »Rat- und Ziellosigkeit« bis hin »zum Zweifel an Wert und Sinn des Lebens überhaupt« konstatieren.

Wir meinen, daß Sie mit dieser zumindest sehr mißverständlichen Darstellung der DDR und ihrer Jugendpolitik einen schlechten Dienst erweisen würden und möchten Ihnen daher – auch im Namen von Gen. Höpcke – dringend empfehlen, die entsprechende Passage (Seite 4) zu überarbeiten. ²⁵

Diese Einlassungen beziehen sich auf ein Manuskript, das dann unter dem Titel *Die Lage in den Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft und ihre Probleme* im

²⁴ Helmut Holtzhauer: *Die Weimarischen Kunstfreunde*. In: GJb 1967, S. 1-26; hier S. 25.

²⁵ GSA 149/57.

Goethe-Jahrbuch 1973 gedruckt wurde. Die monierte Passage erschien in folgender Fassung:

Es ist auffallend, wie groß die Unruhe in weiten Kreisen der Jugend ist. In jedem Falle empfinden die Nachdenklichen unter ihnen die bestehenden Verhältnisse als unbefriedigend.

Um nicht mißverstanden zu werden: Ich spreche von bestehenden Verhältnissen, meine aber nicht ein und dieselben, sondern ganz verschiedene, sogar entgegengesetzte Gesellschaftsordnungen, wie z.B. zwischen der Bundesrepublik und der DDR. So sind auch der Gegenstand und die Art der Unzufriedenheit ganz verschiedener Natur. Nicht weniger unterschiedlich sind gewiß die Vorstellungen über Ursachen und Schlußfolgerungen, wenn sie klar und deutlich artikuliert und Mittel und Wege ebenso eindeutig angeboten werden.²⁶

Es waren nicht nur solche Auseinandersetzungen, die Holtzhauer immer stärker resignieren ließen. Nach einer Sitzung in Berlin am 16. März 1972 hält er in den *Tagesnotizen* fest: »Parteilgruppe der GG. Von mir aus nach zwei Stunden aus Protest gegen das stupende Mißtrauen und die nunmehr institutionalisierte Bevormundung abgebrochen. Anschließend schriftlich meinen Entschluß mitgeteilt, die Präsidentschaft und die Herausgeberschaft niederzulegen«. Von einer Vogelstimmeführung in Belvedere am Morgen des ersten Pfingsttages zurückkehrend, vertraut er am 10. Juni 1973 den *Tagesnotizen* an: »Anschließend Vorberatung für Goethe-Gesellschaft. Lust, den ganzen Krempel aufzugeben und in Pension zu gehen, da innerhalb und außerhalb nichts mehr zu erhoffen ist«. Hinzu traten Vorboten einer schweren Erkrankung, die ihn seit August 1973 nahezu unausgesetzt ans Bett fesselte. Noch im September 1973 kümmert er sich um Manuskripte für das Goethe-Jahrbuch. Seine *Tagesnotizen* aus dieser Zeit liest man nicht ohne Ergriffenheit und mit Respekt vor einer großen, der Resignation Widerpart bietenden Lebenstapferkeit, wie sie auch aus einem Brief an Mazzino Montinari vom 8. März 1973 spricht: »Doch es heißt hier geblieben und für alles gerade gestanden, was sich jetzt und in Zukunft tut. Dazu gehört nicht zuletzt der Kampf um die Klassik im Andrang der ›linken‹ und ›rechten‹ Klassiktöter (mit oder ohne Brecht)«. ²⁷

Niemand vermag wohl zu sagen, wie Helmut Holtzhauer das Jahr 1990 als mittlerweile Siebenundsiebzigjähriger wahrgenommen hätte: gewiss auch als Zusammenbruch all der Ideale, für die er sich sein Leben lang gebieterisch eingesetzt hat und deren Verschleiß und Niedergang im sogenannten real existierenden Sozialismus er schon zu Lebzeiten diagnostizieren musste.

26 Helmut Holtzhauer: *Die Lage in den Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft und ihre Probleme*. In: GJb 1973, S. 350-358; hier S. 352 f.

27 GSA 149/55.

HELLMUT SEEMANN

*Kulturgeneral in Weimar.
Helmut Holtzhauer als Gestalter der Nationalen
Forschungs- und Gedenkstätten in Weimar (NFG)
in den Jahren 1954 bis 1973**

»Aber es wird doch sehr lange Zeit vergehen, bis wir uns daran gewöhnen werden, daß Helmut Holtzhauer nicht mehr an unserer Seite, in unserem Kreise weilt.«¹ So endete die düster instrumentierte Totenrede, die Karl-Heinz Hahn am 21. Dezember 1973 auf den am 16. Dezember verstorbenen ersten Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (NFG) hielt. Er war wenige Tage nach seinem 61. Geburtstag gestorben.

Diese »sehr lange Zeit« ist nun zweifellos vergangen. Vierzig Jahre liegt die Totenrede zurück und der sie hielt, ist selbst vor mehr als zwanzig Jahren gestorben. Die kulturelle Welt Weimars hat keine Mühe damit, sich ohne ein gegenwärtiges Bewusstsein von der Persönlichkeit Holtzhauers und seiner Leistungen wahrzunehmen und zu erleben. Aber es besteht Grund zu der Annahme, dass bereits im Jahre 1973 für viele keineswegs »sehr lange Zeit« vergehen musste, bis sie sich an die Absenz von Holtzhauer gewöhnt hatten. Sein Name, sein Anliegen und seine Mission verblassten sehr rasch, um nicht zu sagen, sie verfielen einer *damnatio memoriae*. Insofern erging es der Person Helmut Holtzhauer in den NFG ein wenig wie der DDR nach 1990 in der Bundesrepublik: Beide verschwanden fast spukhaft und annähernd spurlos aus dem Bewusstsein der über den Tod bzw. den Untergang hinaus lebenden Zeitgenossen. An seinem 100. Geburtstag muss man tief im Bauch des Schiffes vertäute Fracht hervorholen, um sich klarzumachen, wer dieser Mann war und welche seiner Leistungen auch über seine Lebenszeit hinaus traditionsbildend gewirkt haben. Holtzhauer hätte den Untergang der DDR durchaus erleben können. Sein früher Tod führte jedoch dazu, dass die späte DDR ihn schon so weitgehend vergessen hatte, wie unsere Gegenwart die DDR vergessen hat.

Aber mit dem Vergessen hat es bekanntlich eine besondere Bewandnis. Wo demonstrativ oder programmatisch vergessen wird, bleibt das zielstrebig in den Lethe-Strom Getauchte auf paradoxe Weise präsent. So konnte etwa die Ankündigung, Helmut Holtzhauers anlässlich seines 100. Geburtstages gedenken zu wollen, in den Gremien der Klassik Stiftung Weimar eine lebhafte Diskussion auslösen.² Die

* Der Vortrag wurde am 2. Dezember 2012 im Rahmen eines Symposiums von Klassik Stiftung Weimar und Goethe-Gesellschaft anlässlich von Helmut Holtzhauers 100. Geburtstag im Kubus des Studienzentrums der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Weimar gehalten.

1 Karl-Heinz Hahn: *Traueransprache für Helmut Holtzhauer*. Weimar, 21.12.1973. In: *Biographisches zu Helmut Holtzhauer*. Zusammengestellt von Martin Holtzhauer. Berlin 1999, S. 27-31; hier S. 31 (Typoskript unter der Signatur N 71/07 im Bestand des GSA).

2 So in der Sitzung des Stiftungsrats der Klassik Stiftung Weimar am 14. November 2012.

einen schien die Sorge umzutreiben, die Klassik Stiftung könnte die gebotene Distanz gegenüber dem Gründungsdirektor der NFG vermissen lassen; die anderen wollten das Thema für so wichtig halten, dass eine bloße Gedenkveranstaltung keinesfalls adäquat erscheine. Das Thema habe das Zeug, zum Gegenstand eines Forschungsprojekts zu werden und dürfe deshalb auf keinen Fall bloß erinnerungskulturell versenkt werden. Was bewusst vergessen wird, behält eine besondere Präsenz. Immer, wenn daran gerührt wird, muss umstritten bleiben, ob nun gerade zu viel oder zu wenig des Guten getan wird.³ Es stellt sich kein gelassenes Bewusstsein von den Geschehnissen ein, auch wenn sie lange zurückliegen. Man könnte auch sagen: Über die Rolle von Helmut Holtzhauer in der Geschichte Weimars und insbesondere in der Geschichte der Historisierung der klassischen Stätten ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Mit der Unklarheit über die historische Rolle Holtzhauers mag schließlich auch das Gefühl zu erklären sein, das den Redner bei der Beschäftigung mit seinem Gegenstand mehr und mehr beherrschte – das Gefühl nämlich, von der historischen Person immer weiter weggetrieben zu werden, je mehr ihm über diese Person bekannt wurde.⁴ Die Verschattungen oder sogar Verzeichnungen des Bildes, das so von Holtzhauer entstanden ist, können ihren Grund auch darin haben, dass sich dieser Beitrag allein mit seiner Rolle und seiner Arbeit in den NFG befasst. Vermutlich kann man aber Holtzhauers zwanzig Weimarer Jahre nicht wirklich verstehen, ohne noch einmal zwanzig Jahre zurück, in das Jahr 1934, zu schauen. Damals wurde der Zwanzigjährige zum ersten Mal von der Gestapo verhaftet, ein für seine gesamte weitere Existenz entscheidendes Datum.

Ebenso wenig kann man seinen zwei Jahrzehnte währenden Kampf in Weimar nachzeichnen, ohne sich bewusst zu machen, dass diese Rekonstruktion immer im

3 Im Vorfeld des Symposiums erreichten mich unterschiedlich motivierte Briefe. Unter dem Datum des 27. November 2012 heißt es: »Ich wollte diese Veranstaltung mit Ihnen besprechen. Holtzhauer steht für mich beispielhaft für ein Regime, das zunächst den Privatbesitz von Kunstgegenständen und Kunstwerken plünderte, um ihn dann den klassenkämpferischen Zielen unterzuordnen oder gegen Westdeutschen zu verhökern. Ich kann nichts Heldenhaftes in der Vita von Holtzhauer erkennen, was ein besonderes Andenken an ihn rechtfertigen würde«. Ganz anders klingt die Ermunterung, die unter dem Datum des 20. November 2012 in der Klassik Stiftung Weimar eingetroffen ist: »Inzwischen erhielt ich das Programm für das Kolloquium zur Erinnerung an Helmut Holtzhauer. Es freut mich sehr, dass diesem verdienten ersten Generaldirektor der NFG eine Gedenkveranstaltung gewidmet wird. Das haben wir sicherlich Ihnen zu verdanken. Ich finde es sehr sympathisch, dass Sie Ihrem Vorgänger diese Veranstaltung widmen. Es wird eine längst fällige Wiedergutmachung sein. Ich habe die Diffamierungen nach seinem Tode nicht verstanden«.

4 Die wichtigste Quelle für dieses Lebensbild von Helmut Holtzhauer in seinen Weimarer Jahrzehnten sind die *Weimarer Tagesnotizen*, die ab dem 1. Januar 1958 überliefert sind. Dr. Martin Holtzhauer hat sie aus der Handschrift seines Vaters transkribiert. Eine kommentierte und mit einem Anhang versehene Veröffentlichung soll im Verlag Ferdinand Schöningh erscheinen. Der Verfasser dankt Dr. Martin Holtzhauer besonders dafür, dass er ihm einen Manuskriptausdruck dieser geplanten Edition der *Weimarer Tagesnotizen*, ohne die dieser Vortrag und seine Veröffentlichung nicht möglich gewesen wären, zugänglich gemacht hat. Im Folgenden wird daraus unter Angabe von Datum und Jahr zitiert.

Licht der Ereignisse nach seinem Tod stehen wird – Ereignisse, die für ihn unvorstellbar waren und für uns selbstverständlich sind. Die für sein Wirken in Weimar konstitutiven Bedingungen des ›ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates auf deutschem Boden‹ und der ›Diktatur des Proletariats unter Führung der Partei der Arbeiterklasse‹ versanken siebzehn Jahre nach seinem Tod im Orkus der Geschichte.

Am 10. August 1958, mitten in der erfolgreichsten Phase seines Direktorats in Weimar, legte Holtzhauer ein Selbstzeugnis ab, mit dem er in die Zeit, die ihn geprägt hatte, zurückblickte:

Wie wird es weiter gehen? Seit der zweiten Verhaftung 1941 den Bruch noch nicht – trotz mancher äußerer Erfolge – überwunden. Bis dahin Maximen verwirklicht.

Einerseits der »Bruch«, andererseits die »Maximen«. Holtzhauer beschreibt, wie er sich aus Leitmotiven, man kann auch sagen: Kalenderweisheiten – er hingegen spricht, weimarisch akklimatisiert, von Maximen –, ein windschiefes Hüttchen für ein Ich, das den Bruch, also das existentiell verletzte Grundvertrauen, noch nicht verwunden hat, zurechtzimmert:

»Und was man nicht mehr ändern kann, das seh' man als geschehen an« (Gelassenheit); »Zwei Sekunden länger unter Wasser bleiben« (Ausdauer, Zähigkeit); »Mitleid jagt einer Schwäche voraus« (Stoizismus); »Verlange nicht von anderen, was du nicht jederzeit bereit bist selbst zu tun« (Mut); »Was mehr als einer weiß, ist schon verraten« (Verschwiegenheit, Selbstbeherrschung); »Suche stets Erfahrene als Freunde« (Leistungssteigerung); »Wende dich dem Wesentlichen zu« (Konzentration); »Unüberwindlich ist, wer Zeit hat zu warten« (Zielstrebigkeit); »Was du mit allen Kräften herbeiwünschst, wird dir gelingen« (Zuversicht); »Mir kann nichts passieren« (Selbstbewusstheit).

Holtzhauers Wirksamkeit erwuchs aus dem manchmal verzweifelten Handeln eines Menschen, der gelernt hatte, sich unter widrigsten Umständen zu behaupten, und der sehr wohl ahnte, dass vieles, was er tat, nicht der Sache selbst, sondern seiner Verletzung, seinem Gebrochensein geschuldet war. Gerade darin wurzelte sein unbeugsamer Wille, sich gegen alle Widrigkeiten zu behaupten:

Bin mir selbst und anderen zum Ekel. Die Ohnmacht, am Gang der Dinge etwas bessern zu können, entlädt sich gegen die Nächsten und Liebsten. (29.9.61)

Leider beginnen Holtzhauers Aufzeichnungen über seine Arbeit und sein Leben in Weimar erst am 1. Januar 1958. Alles, was er vorher aufgeschrieben hat, ist nicht erhalten.⁵ Das ist schade. Zu gern hätte man gewusst, wie Holtzhauer Weimar vor-

5 Holtzhauers Gewohnheit, von seinem Tun und Wirken sich selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen, ist auch für die Zeit vor 1958 belegt. Über die Gründe, die dazu führten, dass die Notizen über die ersten vier Jahre seiner Tätigkeit in Weimar nicht überliefert sind, kann nur spekuliert werden; authentische Hinweise fehlen. Dr. Martin Holtzhauer berichtete dem Verfasser jedoch, als Kind gelegentlich Zeuge davon geworden zu sein, wie sein Vater Dokumente verbrannte. Gut möglich, dass auch ›Tagesnotizen‹ darunter waren.

find, als er hier am 1. Februar 1954 seine Arbeit aufnahm, was seine ersten Maßnahmen waren, auf welche Widerstände er stieß. So sind die ersten vier Jahre seiner Weimarer Tätigkeit sehr viel weniger gut durch Zeugnisse belegt als die dann folgenden. Erst ab dem Sommer 1966 liegen die *NFG-Informationen* vor, die dann regelmäßig über die Aktivitäten in den immer zahlreicher werdenden Arbeitsstätten der NFG berichten.

Wie eigentlich kam Helmut Holtzhauer nach Weimar? So genau, wie man dies gern wüsste, wissen wir es nicht. Jedenfalls spricht alles dafür, dass er selbst erst spät von der neuen Aufgabe, für die er vorgesehen war, erfuhr. Die Kunstkommision,⁶ der er seit 1951 in Berlin vorstand, hatte sich, so viel musste Holtzhauer seit den Entwicklungen im Herbst 1953 klar sein, in den Augen der Partei- und Staatsführung und vor dem Hintergrund der Ereignisse vom 17. Juni 1953 nicht bewährt. Dass die Folge der Auflösung dieser Kommission aber sein würde, dass er in die Thüringer Provinz, nach Weimar geschickt werden würde, das war ihm erst unmittelbar vor der Versetzung dorthin eröffnet worden. Beworben hatte er sich jedenfalls nicht. Und er empfand diese Berufung auch keineswegs als Karriere-sprung, sondern – im Gegenteil – als Quittung für eine Niederlage, die er im Kampf um die Ausrichtung der Kulturpolitik der DDR hatte einstecken müssen.

Welche Rolle Goethe für Holtzhauer bereits in seiner Jugend, in der Haft und schließlich dann in der Aufbauphase nach 1945 spielte, kann an dieser Stelle nicht im Einzelnen dargestellt werden. Nachdem er 1954 in Weimar, wie man sagen könnte, gestrandet war, stellt er sein Leben bedingungslos in den Dienst an Goethe. Goethe gilt jetzt schlechthin und immer. Holtzhauer notiert sich regelmäßig Sätze von Goethe, um damit die unmittelbare Geltung, die sie für ihn selbst haben, zu markieren; als Beispiel sei die bekannte Formulierung Goethes in seinem Brief an Johann Kaspar Lavater aus dem Jahr 1780 erwähnt,⁷ die sich unter dem 9. Juni 1960 in den *Tagesnotizen* findet:

»Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit an Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babylonische Turm bleibt unvollendet.« Leipzig, Dresden, Berlin –
»Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.«

Ja, das Schicksal, sollte das heißen, hatte ihn gebeutelt: Oberbürgermeister in Leipzig, Minister in Dresden, Vorsitzender der Kunstkommision in Berlin – damit war es vorbei, so kühn er es entworfen hatte. Aber die Entrückung aus der Zentrale der Macht, die Verurteilung zum Leben in der Provinz, das hatte ihn zugleich zu Goethe gebracht, hatte ihn, Holtzhauer, zu dessen Promotor, Sachwalter und Aus-

6 Zur Kunstkommision, ihren Aufgaben und ihrer Auflösung im Jahr 1953, die Holtzhauer für seine neue Aufgabe freistellte, siehe Jochen Staadt (Hrsg.): *Die Eroberung der Kultur beginnt! Die Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten der DDR (1951-1953) und die Kulturpolitik der SED*. Frankfurt a.M. 2011.

7 WA IV, 4, S. 299.

leger werden lassen. Goethe wird zum uneingeschränkt gültigen Gestirn seines Schicksals, mag auch die eigene, kühn entworfene Pyramide in der Mitte abgebrochen sein.

Richard Alewyns Wort von 1949: »Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald«,⁸ das heute so geschmeidig über die Lippen geht, hatte für Holtzhauer keine Geltung. Für ihn war Weimar keinesfalls janusköpfig. Buchenwald war der Faschismus, die schlimmste Stufe des Imperialismus. Überzeugter Kommunist, der er trotz aller Kränkungen, die ihm von Kommunisten beigebracht worden waren, blieb, durfte er auf direktem Weg nach Weimar gehen:

In der Klassik sehen wir zur Reife gebracht, worauf die Aufklärungsbewegung abzielte, wenn sie auf politischem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet für die Befreiung der bürgerlichen Klasse aus feudalen Fesseln und für den revolutionären Fortschritt des ganzen Volkes kämpfte.⁹

Das ist die Basis, auf der Goethe und der Aufbau des Sozialismus sich in Holtzhauers Existenz zu einem einzigen, keineswegs ambivalenten Projekt verbinden: einer »Renaissance der deutschen Klassik im Geiste des Sozialismus«.¹⁰

Aber was bedeutete dies nun praktisch für den Aufbau der Institution, die ihm seit dem 1. Februar 1954 anvertraut war? Was fand er vor? Ich denke, man muss es sich wirklich schrecklich vorstellen, was er da vorfand. Gut, die Bombenschäden am Goethe- und am Schillerhaus waren behoben. Doch hatten weder die umstandslose Fortsetzung der Verantwortung Hans Wahls für die Klassiker-Stätten nach 1945 noch die überstürzte und wenig bedachte Einsetzung von Gerhard Scholz nach Wahls plötzlichem Tod als dessen Nachfolger gute Wirkungen gezeitigt. Es fehlte an Geld, Struktur, Führung, Personal, vor allem aber an institutioneller Integration – kurzum: Es fehlte an allem.

Das Goethe- und Schiller-Archiv (GSA), obwohl Teil der NFG, führte seine eigene Existenz. Es war, wie sein Direktor Willy Flach in aller Unerbittlichkeit festgestellt hatte, überhaupt keine nach den Grundsätzen eines Archivs strukturierte Institution. Die aus der Editionsgeschichte der Weimarer Ausgabe der Werke Goethes herrührende Ordnung der Archivalien gehorchte eher der Logik der Editoren als den Grundsätzen eines öffentlichen Literaturarchivs. Mit dem Tod der Protagonisten der Goethe-Edition, insbesondere Hans Wahls (1885-1949) und Max Heckers (1870-1948), waren wesentliche Kenntnisse über den Archivbestand unwiederbringlich verlorengegangen.¹¹ Jetzt, nach der Gründung der NFG, gab es

8 Richard Alewyn: *Goethe als Alibi*. In: Karl Robert Mandelkow (Hrsg.): *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland*. Bd. IV: 1918-1982. München 1984, S. 333-335; hier S. 335.

9 Helmut Holtzhauer: *Museum und Volksbildung*. In: *Die 75-Jahr-Feier der Goethe-Institute in Weimar 1960*. Jahresgabe der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. [Weimar] o. J., S. 35-50; hier S. 38.

10 Faltblatt für die Ausstellung *Arbeiterbewegung und Klassik* im Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar 1964.

11 Volker Wahl: *Das Goethe- und Schiller-Archiv Weimar 1949 bis 1958*. Festgabe der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zum 125jährigen Bestehen des Literaturarchivs. Erfurt 2010; bes. S. 108-111, wo Willy Flachs Gutachten vom 26. August

also zwei Direktoren, Flach und Holtzhauer. Irgendwie war wohl auch der eine, Flach, dem anderen, Holtzhauer, untergeordnet, aber zugleich auch wieder nicht, denn auf das Goethe- und Schiller-Archiv hatte auch die Akademie der Wissenschaften, der die NFG ansonsten nicht unterstanden, ihre machtvolle Hand gelegt.¹² Die Kunstsammlungen zu Weimar und das Stadtschloss gehörten hingegen nicht zu den NFG; sie unterstanden erst dem Land Thüringen, dann dem Bezirk Erfurt, bis schließlich die Kunstsammlungen der Stadt Weimar übertragen wurden. Mit den NFG hatten sie jedenfalls überhaupt nichts zu tun, außer insofern, als man sich, was die Nutzung des Stadtschlusses anbelangte, notorisch auf die Nerven ging.¹³ Am schlimmsten aber sah es vermutlich im Zentrum des Ganzen, im Goethe-Nationalmuseum (GNM) am Frauenplan, aus. Gerhard Scholz hatte, was die Sammlungen anbelangte, so wurde es kolportiert, von »Plunder« gesprochen. Das konservative Weimarer Bildungsbürgertum sah in ihm schlicht den Teufel zum Oberpriester im Allerheiligsten gemacht. Ob er zu Unrecht verteufelt wurde, mag hier dahinstehen; richtig ist in jedem Fall, dass es keine gemeinsame Grundlage gab zwischen ihm, der Weimarer Öffentlichkeit und den Mitarbeitern in den Gedenkstätten, die freilich, wäre es nach Scholz gegangen, keine Gedenkstätten hätten sein sollen und sein dürfen. Nichts hätte Scholz tatsächlich ferner gelegen, als Weimar für eine auf die deutsche Nation ausgerichtete gesamtstaatliche Aufgabe zu halten. Hier, das hatte man in Berlin begriffen, war ein Mann vielleicht überfordert, sicher aber an der falschen Stelle zum Einsatz gekommen. Er ging und die, die seinen Mitarbeiterstab gebildet hatten, gingen mit ihm.

Jetzt kam der General. Noch hieß er nicht so. Erst als sein opus magnum, die Dauerausstellung zu Leben und Werk Goethes im GNM, 1960 fertig ist und das Organigramm der NFG mittlerweile fünf Direktionen ausweist, wird Holtzhauer Generaldirektor, nebenbei auch Professor. Aber General ist er vom ersten Tage an. Alle bekommen es zu spüren. Bald nach ihm ist auch der sympathische Stellvertreter, Louis Fürnberg, vor Ort; ihm fliegen die Herzen zu. Aber selbst er muss rasch erkennen, dass Holtzhauer ihn zwar schätzt, dass er aber dennoch nichts zu sagen hat.¹⁴

1949 wiedergegeben wird; zum Verhältnis zwischen Helmut Holtzhauer und Willy Flach sehr instruktiv Volker Wahl: *Die Überwindung des Labyrinths. Der Beginn der Reorganisation des Goethe- und Schiller-Archivs unter Willy Flach und die Vorgeschichte seines Direktorats (1954-1958)*. In: Jochen Golz (Hrsg.): *Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896-1996*. Weimar, Köln, Wien 1996, S. 71-103; bes. S. 72-82, 88-96.

¹² Die Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin wünschte sich die institutionelle Anbindung des GSA an die Goethe-Akademie-Ausgabe, was aber letztlich nicht gelang; siehe dazu Wahl (Anm. 11).

¹³ Siehe dazu Lothar Ehrlich: *Der »Schloßkrieg« von 1967 – Nicht nur ein Beitrag zur gescheiterten Übernahme der Staatlichen Kunstsammlungen Weimar durch die NFG*. In: ders. (Hrsg.): *»Forschen und Bilden«. Die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar 1953-1991*. Köln, Weimar, Wien 2005, S. 53-68.

¹⁴ Siehe dazu auch Henri Poschmann: *Durch Hölle, Haß und Liebe. Louis Fürnberg 1909-2009*. In: *Sinn und Form* 5 (2009), S. 627.

Der General errichtet sein Regiment der Arbeit. Seine oft wiederholte Ansage lautet: ›Dein Verhältnis zu mir ist dasselbe wie Dein Verhältnis zur Arbeit‹. Das kann man eine Selbstallegorisierung nennen; hier entwirft sich einer als Allegorie der Arbeit. Das wird als ungemütlich empfunden im eher gemütlich strukturierten Weimar. Er notiert sich am 18. April 1958:

Es gibt Genossen, die arbeiten (produktiv arbeiten) und Genossen, die über Arbeit reden (auch eine Arbeit). Die ersteren sind schlechte, die letzteren gute Genossen.

Nichts ist dem General verächtlicher als Faulheit. Die Verachtung findet viel Futter. Am 26. Juni 1959, da ist er 36 Jahre alt, notiert er eine Sentenz von Nicolas Chamfort:

Wer die Menschen mit vierzig Jahren nicht haßt, hat sie nie geliebt.

Aber er erkennt auch an:

Viele, zu viele Menschen sind an der Zeit krank. Sie möchten mit allen ihren Kräften bauen, helfen, sich einordnen, aber sie sehen, das Werk gerät nicht recht. Und sie können es nicht verbessern.

Mit diesen Sätzen beginnen am 1. Januar 1958 seine täglichen Aufzeichnungen. Aus ihnen geht hervor, dass er sich selbst unter die strengste Arbeitsdiktatur stellt. Erholung findet er bei der Jagd, meist auf dem nahen Ettersberg.

Die Integration der jungen Organisation kommt gut voran. Der frühe Tod von Fürnberg ist ein Verlust, gewiss, aber auch eine Klärung: Es gibt nun neben dem General nicht länger das Charisma des sympathischen Poeten, den – anders als ihn, den Arbeiter im Weinberg – alle besuchen, die nach Weimar kommen. Anna Seghers, Arnold Zweig, Alexander Abusch und wie sie alle heißen, sie kommen zu Fürnberg, was Holtzhauer noch Jahre nach Fürnbergs Tod mit eifersüchtigem Grimm vermerkt. Wichtig für die weitere Entwicklung der NFG ist der Führungswechsel am GSA. Durch die ›Republikflucht‹ Willy Flachs kann hier Karl-Heinz Hahn als Direktor installiert werden. Damit ist das Flaggschiff fest in der Hand des Generals, sein bester Mann steht ab sofort dort auf der Brücke. Das GNM wird zunächst von Alfred Jericke, dann ab Mitte der 60er Jahre von Willi Ehrlich, Holtzhauers Freund und Gefährte aus der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung, geleitet. Der General seinerseits leitet die NFG und zugleich das von ihm gegründete Institut für deutsche Literatur, sozusagen das intellektuelle Zentrum, die Schaltstelle der NFG. Hier werden die Projekte konzipiert, die bald schon die Aufmerksamkeit der Republik erregen. Noch gemeinsam mit Fürnberg lässt Holtzhauer die *Weimarer Beiträge* vom Stapel laufen, erst bei Böhlau, doch bald schon im eigenen Arion Verlag. Ab 1956 erscheint die *Bibliothek deutscher Klassiker* (BDK), der erst der Untergang der DDR den Garaus macht. Zwar ist das editorische Konzept für die BDK als publizistisches Volksbildungsprojekt schon seit dem Goethe-Geburtstag 1949 in Ansätzen vorgebildet, aber Holtzhauer macht daraus einen Aufsehen erregenden Erfolg. Schöne, leinengebundene Bücher für die Hand des Arbeiters zum Preis von fünf Mark werden zu einem echten Verkaufsschlager in der DDR, übrigens auch in Westdeutschland. Am Ende werden es 153 Bände in einer Gesamt-

auflage von zehn Millionen Exemplaren sein.¹⁵ So viel Klassik war nie, wobei zu erwähnen bleibt, dass die Romantik, je länger, je weniger ganz außen vor zu halten war. Das noch zu erleben, blieb Holtzhauer jedoch erspart.

Aber diese Herausgeberschaften waren für Holtzhauer nur die Spitze des Eisberges. Die Gedenkstätten in Weimar wurden im ganz großen Stil zu einem Pilgerort sozialistischer Vermittlung des klassischen Erbes ausgebaut. Goethe stand im Zentrum. Es ist, nebenbei gesagt, immer wieder erstaunlich zu sehen, wie sehr in den NFG Schiller hinter Goethe zurücksteht. Dass sie, die NFG, schließlich noch zur Bauherrin eines Schiller-Museums wurden, erscheint fast wie ein Akt der Wiedergutmachung; zu diesem Museum hat Holtzhauer übrigens bereits 1965 die ersten Überlegungen angestellt, die allerdings erst zwanzig Jahre später, lange nach seinem Tod, reifen.

Holtzhauer war zutiefst davon durchdrungen, dass sich auf den von Goethe errichteten theoretischen Grundfesten, in die er »die Errungenschaften der antiken Kunst und Literatur eingefügt hatte«, das Gebäude einer sozialistischen Kultur und Ästhetik errichten ließe.¹⁶

Bald schon kann man in Goethes Wohnhaus das Gewimmel sehen. Nach zehn Jahren Holtzhauer wird in Weimar der sechsmillionste Besucher begrüßt. Aber es wäre ungerecht zu behaupten, hier sei nur der großen Zahl gehuldigt worden. Alle Vermittlungsanstrengungen sind wohlüberlegt aufeinander bezogen: *Der lesende Arbeiter*, so der Titel einer erfolgreichen Literaturreihe, steht neben dem Lehrerkurs, der seinerseits wiederum auf die Schülergruppe zielt. Für die anspruchsvolle Vermittlung vor Ort steht der *Donnerstag-Vortrag*, wissenschaftlich orientiert, aber doch für ein breites interessiertes Publikum gedacht. Holtzhauers Profilierung Weimars zu einer nationalen Bildungsstätte hat Alexander Abusch als Blaupause im Blick, wenn er hier 1960 ausruft: »Bei uns ist das ganze Land, seine erneuerte Kultur und Volksbildung eine einzige pädagogische Provinz des sozialistischen Humanismus geworden«.¹⁷ Als ein Jahr später diese Provinz mit einer Mauer geschützt wird, notiert Holtzhauer am 13. August 1961 spontan:

Es ist großartig, dass nun endlich dieser längst fällige Schritt getan wurde.

Jetzt erwartet er für die pädagogische Provinz eine Verbesserung der »Arbeitsdisziplin u. Arbeitsproduktivität« (ebd.). Zu Letzterer gehört, dass sich die Mitarbeiter

15 Marcus Gärtner: »Bibliothek deutscher Klassiker«. *Die Klassiker im Leseland*. In: Lothar Ehrlich, Gunther Mai (Hrsg.): *Weimarer Klassik in der Ära Honecker*. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 215.

16 Diese Grundannahme liegt der von Holtzhauer wesentlich mitgestalteten Ausstellung *Arbeiterbewegung und Klassik*, die von 1964 bis 1966 im GSA gezeigt wurde, zugrunde. Was aus dieser Annahme folgt, dies zu studieren hätte waches Interesse verdient. Liest man indessen den gleichnamigen Katalog, den die NFG der Ausstellung an die Seite stellten, muss man zu dem zirkulären Schluss kommen, Arbeiterbewegung und Klassik seien in den NFG – und möglicherweise allein dort – ein für allemal zur Deckung gelangt.

17 Alexander Abusch: *Weimar und Bitterfeld – Der Weg des sozialistischen Humanismus*. In: *Die 75-Jahr-Feier der Goethe-Institute in Weimar 1960*. Jahressgabe der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. [Weimar] o.J., S. 23-33; hier S. 28.

anerkannt fühlen, ja, dass sie sich wohl fühlen. Das ist dem General ein wirkliches Anliegen. Die Entwicklung der Goethe-Liegenschaften in Gabelbach und Stützerbach verfolgt jeweils diese doppelte Perspektive: Dichtergedenkstätten und betriebliche Ferienorte gleichermaßen zu sein. Wer tüchtig schafft in der pädagogischen Provinz, soll sich auch laben und erholen dürfen im Thüringer Wald. In den 60er Jahren gelingt Holtzhauer der ultimative Coup. Auf Rügen erwerben die NFG zwei ›Motorsegler‹, schöne Schiffe aus den 20er Jahren, die ebenso sorgsam wie denkmalgerecht hergerichtet werden. Nein, nicht als Segler, das wäre zu gefährlich, sondern aufgebockt im Schilf als Sommerfrischen für die Kulturarbeiter aus Weimar: »Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn« – oder auch: *Abschied von Ikarus*.¹⁸ Wo ist der Künstler, der dieses Sinnbild am Ostseestrand als Vera Ikon der DDR gemalt hat?

Wird er »zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön«? Nein, der General ist trotz aller Erfolge verzweifelt, innerlich zerrissen. Er fühlt, dass seine Erfolge an der grundlegenden Misere seines Vaterlandes nichts ausrichten. Der eben noch die Errichtung der Mauer begrüßt hat, schreibt wenig später, am 7. Oktober 1961, voller Verachtung über das politische Personal:

Das Verhältnis der Parteimitglieder ist das von Geschäftspartnern, die, weil sie die Konsequenzen ihres Verhaltens kaum individuell zu tragen haben, selbst die Formen von Geschäftsleuten vernachlässigen. Ein proletarischer Rotary-Club.

Das genau ist es, was er meint, wenn er die Leute, mit denen er umgeht, ›spießig‹ nennt. Auch über das Personalmanagement macht er sich keine Illusionen:

Man hat den Eindruck, als wenn die Kaderauswahl nach den Gesichtspunkten charakterlos, faul und dumm erfolgen würde. (20.6.1961)

Voller Häme kommentiert er am 22. August 1961 die Situation in Berlin:

Abusch geht zur Kur nach Karlovy Vary. In Berlin ist, wenigstens auf kulturellem Gebiet, die Leitung wechselweise krank, zur Kur, in Urlaub oder im Ausland. Für die Arbeit bleibt da keine Zeit.

Gerade einmal fünf Jahre ist er in Weimar, da macht er sich über seine persönliche Perspektive keinerlei Illusionen mehr:

Auch der linke Fuß zeigt ein leichtes Ödem. Noch zehn Jahre. Also arbeiten und seine Dinge ordnen. (14.11.1959)

Und zwei Monate später:

Das Ödem hat auch das linke Bein erfasst, das rechte ist stark geschwollen, gerötet und heiß. Vielleicht nur noch 5 Jahre? (12.1.1960)

Seine Zeit verrinnt. Aber der General hat gelernt, sich in auswegloser Lage zu behaupten. Das wird er auch jetzt tun. Mitten in einer Gesellschaft des Mangels, umgeben von proletarischer Indolenz und Ignoranz, alleingelassen von ›Berlin‹,

¹⁸ So der Titel der Ausstellung, die die Klassik Stiftung Weimar zum Zeitpunkt des Symposiums im Neuen Museum in Weimar zu den »Bildwelten in der DDR« zeigte.

wird er in Weimar sein Goethe-Reich vollenden, die eigentliche, die deutsche Provinz des humanistischen Sozialismus. Und auch der neben der Faulheit der Mitarbeiter und der Dummheit der Provinzsekretäre ärgste Widersacher ist längst identifiziert: Es ist der »politische Charakter der jüdischen spezifischen Solidarität«, wie er am 24. März 1960 feststellt. Was es in seinen Augen damit auf sich hat, legt er im Einzelnen dar:

Das jüdische Problem scheint im Wiederaufleben des Antisemitismus und im Fortbestehen des jüdischen Nationalismus zu bestehen.

Letzterer äußert sich in der spezifischen jüdischen Solidarität, die ausschließlich ist und gegen Nichtjuden gerichtet ist. Seitdem L.F. [Louis Fürnberg] in Weimar war, konnte beobachtet werden: Juden suchen nur ihn auf, wenn sie die NFG besuchen; er verteidigt nur Juden, wenn es sich um sachliche Kritik (Scholz, Wertheim usw.) handelt und kritisiert scharf Nichtjuden (Lauter, Hoffmann, Rentzsch) als Kulturbanausen. Vorschläge für Vergebung von Aufträgen an jüdische Freunde (Zweig, Goldstücker usw. für BDK), sachliches Lob nur für Juden; gegen nationale deutsche Traditionen (Volkstänze = Großbauerntum, Volkslied, überhaupt die Folklore); Verteidigung kosmopolitischer Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunst.

Die jüdischen Freunde werden an einflußreiche Stellen lanciert und dort trotz offenkundiger Schwächen gehalten (Becher, Gysi, Abusch, Lewin, Rodenberg usw.)

Diese ostinate Klage über den Einfluss eines von Holtzhauer entdeckten jüdischen Netzwerks in Berlin wird in den 60er Jahren für ihn zu einem Leitmotiv der Auseinandersetzung mit seiner Situation in Weimar. Er sieht sich seit seinem Scheitern in Berlin 1953 als Opfer einer ausschließenden jüdischen Solidarität, der er seltsamerweise auch Menschen zuordnet, die gar keine Juden sind, wie etwa Johannes R. Becher, Bertolt Brecht oder Gerhard Scholz, was dem ausschließenden Charakter dieser Solidarität eigentlich widersprechen sollte. Für Holtzhauer geht es bei dieser immer wieder angespielten Thematik nicht um eine lästige Randerscheinung, sondern ums Ganze: »In der Presse häufen sich Artikel, die den Eindruck erwecken, als wenn das Hauptmerkmal des Faschismus Antisemitismus sei«, vermerkt er am 20. Juni 1960. Hier geht es um die Grundlage der wichtigsten Doktrin des Kommunismus: dass nämlich der Faschismus die letzte und unmenschlichste Form des Kapitalismus ist. Wer den Antisemitismus zum Hauptmerkmal des Faschismus macht, verlässt den Boden des marxistischen Entwicklungsmodells. Und eben dies meint Holtzhauers Rede vom *politischen* Charakter der jüdischen Solidarität.

Da hilft nur: tätig sein im Geiste Goethes und in lebendiger Identifikation mit ihm. Mit Behagen notiert er am 29. November 1965: »Die Arbeit in Bad Lauchstädt übernehme ich in dem gleichen Alter wie es Goethe 1802 hatte«, als dieser nämlich die Errichtung des Theaters nach Plänen von Heinrich Gentz überwachte. Auch Holtzhauer ist, als er in Bad Lauchstädt wirkt, 53 Jahre alt. Solche Identifikation kann bis ins dichterische Feld reichen. Bei einem Spaziergang im Park fallen ihm am 20. November 1961 Verse ein:

Unhörbar spricht ihm das freudig ermunterte Herz
Pläne für Jahre hinaus, heilsamer Zuversicht zu.

Bitterer Zwiespalt raubte nebst schneidendem Schmerz
 Ihm den nutzbaren Tag und den ruhsamen Abend dazu.
 Jetzto schenkt ihm der ruhenden Stunde verschwendriscbe Lust
 Neuer Tätigkeit mächtig pulsierende Kräfte,
 Wie er den Rundgang mit entschiedenem Schritte beschließen gewußt,
 Strömen ihm zu wie den Bäumen die fruchtbaren Säfte.

Die Freude an der Arbeit in den Parks und die Sanierung der Liegenschaften werden mehr und mehr seine eigentliche Leidenschaft. Zwar blieb ihm der Genuss des ›höchsten Augenblicks‹ verwehrt, der es gewesen wäre, in Goethes Nachfolge das Stadtschloss sanieren zu dürfen, aber für seine Freude am Bauen standen immer genug Objekte zur Verfügung: die Schlösser in Dornburg, die ›Bäche‹¹⁹ im Thüringer Wald, dann die qualitativ-voll-behutsame Erweiterung des GSA, der gewiss nicht adäquate, insgesamt aber immerhin pflegliche Einbau eines Büchermagazins in die ehemalige Schlosskapelle und schließlich Schloss Kochberg. 1970 bereits waren der Park an der Ilm und der von Schloss Belvedere in seine Hände gelangt. Die Eingliederung der Landesbibliothek 1969 bot herrliche Perspektiven. All diese Leistungen muss man sich gegen äußerste Widerstände durchgesetzt, ja, erkämpft vorstellen. Nichts überließ er in diesem Bereich irgendeinem anderen. Bis in jedes Detail kümmerte sich der General, oft nun wieder zur Verzweiflung seiner besten Mitarbeiter, um die Verwirklichung seines Traums vom Goethe-Reich. Er bildet sich autodidaktisch zum Fachmann im Bereich der praktischen Denkmalpflege aus. Und wir können nun etwas Erstaunliches beobachten: Für den 21. Januar 1965 hat Holtzhauer einen Professor von der Hochschule für Architektur und Bauwesen zum *Donnerstag-Vortrag* eingeladen. Holtzhauers Urteil über den Referenten fällt kritisch aus:

Vom Hundersten zum Tausendsten, wobei der starke Anteil der Technik am Bauwesen und damit seine *klassenmäßige Neutralität* nicht berücksichtigt wurde. Statt dessen hagelte es Behauptungen über feudale und bürgerliche Bauweise. (Hervorhebung H.S.)

Er weist die marxistische Suada seines Referenten zurück. Hier, beim Bauen, insbesondere beim Bauen im Denkmal, will sich Holtzhauer endlich einmal vom Klassenkampf erholen. Als Dilettant, der er ist, findet er hier sein Refugium.

Aber seine Kräfte, seine Zeit, sie schwinden dahin. Vermutlich Anfang 1965 erleidet er einen Herzinfarkt, den er nicht bemerkt, der aber später diagnostiziert wird, als er sich wegen eines chronisch entzündeten Knies behandeln lassen muss. Er setzt dieser schlechten Nachricht neue Pläne entgegen: Bloß nicht aufgeben!

Den Entwurf für »Forschen und Bilden«, neue inhaltliche Bestimmung der Tätigkeit der NFG, abgeschlossen [...] Werden diese Bemühungen überhaupt verstanden? (5.2.1965)

19 Abkürzung für die drei musealen Einrichtungen im Thüringer Wald, das Goethe-Museum in Stützerbach, das Jagdhaus Gabelbach und das Schillerhaus in Bauerbach. Gabelbach und Stützerbach sahen betriebliche Unterkünfte für die Mitarbeiter der NFG vor; Holtzhauer selbst nutzte sie gern für den Urlaub.

Verstanden? Vielleicht, vielleicht auch nicht – vor allem aber werden sie nicht anerkannt. Als die neue wissenschaftliche Zeitschrift der NFG unter dem Titel *Forschen und Bilden* 1966 tatsächlich erschien, war, nach zwei Ausgaben, im Herbst des Jahres schon wieder Schluss. Holtzhauer hatte nicht mehr die Kraft, sich ernsthaft zur Wehr zu setzen. Schlimmer war für ihn, dass er von den Wissenschaftlern in seinem Institut für deutsche Literatur nachhaltig abgelehnt wurde. Seine holzschnittartig formulierte Literaturtheorie marxistischer Prägung passte nicht mehr in die Zeit. Man nahm das nicht mehr ernst:

Arbeit vorbereitet. Zu starke Anstrengung. Am Abend Willi E. [Willi Ehrlich; H. S.] und Frau. Übers Institut gesprochen. Starke Abneigung der wiss. Mitarbeiter gegen mich. Nach zehn Jahren eine bittere Bilanz. (18.4.1965)

Aber er kämpft bis zum Schluss. Nach einer Reise durch Frankreich im Sommer 1973 musste er sich erneut in klinische Behandlung ins benachbarte Bad Berka begeben. Natürlich wurde er belogen. Das war damals gegenüber Todgeweihten das Übliche. Man erzählte ihm Geschichten vom Hundebandwurm. Ob er das glaubte, weiß man nicht; aber er erlaubte sich jetzt, am 1. September 1973, schwach zu sein:

Ist Kranksein nicht auch ein erträglicher Zustand? Dieses eigenartige Schweben zwischen der Wirklichkeit vor dem Fenster, an dem sich alle Details, alle Ärgernisse, alles Hin und Her bricht?

Illusionen freilich machte er sich nicht. Mit einem Schuss Selbstironie, die das Aroma der verlorenen Illusionen ist, notierte er am 29. August 1973, dem Tag nach Goethes 224. Geburtstag:

Jedenfalls: Freundchen, rüste Dich, allzuviel bleibt nicht mehr übrig. Nun ja, theoretisch war das längst klar. Leben ist aber keine Theorie. Also schreibe noch ein bisschen, wenn Du glaubst, damit etwas sagen zu können, oder bastle Gebäude und Parke zusammen, wenn das das Deinige ist.

Es dauerte dann nur noch bis zum 16. Dezember. – In ganz Deutschland war es ein grauer Herbsttag.

CHRISTOPHER MEID

*Goethes Auseinandersetzung
mit Homer in einer Rezension
der »Frankfurter Gelehrten Anzeigen«*

I. Goethes Rezensionen als Medium einer ästhetischen Polemik

Die Epen Homers sind für Goethe wesentliche Bezugspunkte in allen Schaffensphasen.¹ Seine intensive Auseinandersetzung mit *Ilias* und *Odyssee* beginnt in Straßburg.² Unter dem Einfluss von Johann Gottfried Herder versteht er die homerischen Epen als naturhafte Dichtung,³ ihren Urheber als Inbegriff eines schöpferischen Dichters. Diese im zeitgenössischen Geniekult wurzelnde Homer-Überhöhung findet einen sinnfälligen Ausdruck in dem wohl 1773 entstandenen Gedicht *Künstlers Morgenlied*: In der vierten Strophe spricht das lyrische Ich von einer an-

- 1 Zum Verhältnis Goethes zu Homer siehe die folgenden Beiträge: Hendrik Birus: *Goethe und Homer*. In: *Jb. des Freien Deutschen Hochstifts* 2006, S. 1-24; Ulrike Landfester: *Immer anders. Goethes Homer*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Homer und die deutsche Literatur*. München 2010, S. 123-147; Volker Riedel: *Goethe und Homer*. In: ders.: »Der Beste der Griechen« – »Achill das Vieh«. *Aufsätze und Vorträge zur literarischen Antikerezeption II*. Jena 2002, S. 123-143; Bernd Witte: *Goethe und Homer. Ein Paradigmenwechsel*. In: ders., Mauro Ponzi (Hrsg.): *Goethes Rückblick auf die Antike. Beiträge des deutsch-italienischen Kolloquiums Rom 1998*. Berlin 1999, S. 21-37. – Vgl. zu den Kontexten: Georg Finsler: *Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien, Frankreich, England, Deutschland*. Leipzig, Berlin 1912; Kirsti Simonsuuri: *Homer's Original Genius. Eighteenth-Century Notions of the Early Greek Epic (1688-1798)*. Cambridge 1979; Joachim Wohlleben: *Die Sonne Homers. Zehn Kapitel deutscher Homer-Begeisterung. Von Winckelmann bis Schliemann*. Göttingen 1990.
- 2 Goethes erste Begegnung mit den homerischen Epen datiert in seine Kindheit. Er las die homerischen Epen in der Prosaübersetzung Johann Michael von Loens: »Hier lernte ich zuerst den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Übersetzung [...], mit Kupfern im französischen Theatersinne geziert. Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten selbst gefielen mir unsäglich; nur hatte ich an dem Werke sehr auszusetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe, und so stumpf mit dem Tode Hectors endige« (Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*; MA 16, S. 47). Erst die *Aeneis* Vergils konnte das stoffliche Interesse befriedigen (vgl. ebd.).
- 3 Vgl. Johann Gottfried Herder: *Über die neuere deutsche Literatur. Zwote Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend*. 1767. In: ders.: *Frühe Schriften 1764-1772*. Hrsg. von Ulrich Gaier. Frankfurt a.M. 1985, S. 261-365; bes. S. 303: »Die Griechen, die Lieblinge der *Minerva*, haben sowohl in der Kunst, als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst, beinahe ein Bild ausmachen sollen«. Für Herder ist das griechische Ideal »ein Abglanz der Natur« (ebd.).

dächtigen Lektüre »im heiligen Homer« (MA 1.1, S. 227) und etabliert so die homerischen Epen als sakrale Grundtexte abendländischer Dichtung.⁴ Rückblickend hebt Goethe in *Dichtung und Wahrheit* hervor, wie stimulierend die Neuentdeckung Homers auf eine ganze Dichtergeneration gewirkt habe – und dies vor allem deshalb, weil man Homers Werk als Ausdruck natürlicher Schöpfungskraft betrachtet habe:

Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. (MA 16, S. 572)

Indem man Homer als Inbegriff eines naturhaften Genies versteht, wird er als Legitimationshilfe sowohl gegen rationalistische Dichtungskonzeptionen als auch gegen ein klassizistisches Antikeverständnis nutzbar.⁵

Obwohl Goethes Homer-Rezeption gut erforscht ist, wurden erstaunlicherweise gerade die Anfänge von Goethes kritischer publizistischer Beschäftigung mit Homer weitgehend ignoriert. Dabei stellt gerade die Rezension von David Christoph Seybolds *Schreiben über den Homer*, die am 11. September 1772 in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* erschien,⁶ ein aufschlussreiches Beispiel für die Selbstpositionierung des jungen Autors dar. Die Beschäftigung mit Seybolds vermeintlich defizitärem Werk über Homer verwendet Goethe als Mittel, um eigene Standpunkte in kraftgenialischem Gestus zu formulieren und unter Verweis auf den antiken Epiker zu beglaubigen. Der nüchterne Zugang des Pädagogen könne den Werken Homers nicht gerecht werden. Dabei reklamiert Goethe die Überlegenheit seiner künstlerischen Herangehensweise gegenüber in seinen Augen pedantischen wissenschaftlichen Versuchen. Die Beschäftigung mit Homer dient ebenso der Selbstpositionierung wie der Abwertung überkommener Positionen. Homer wird zum Medium einer literaturpolitischen Diskussion.

Um Goethes Standpunkt angemessen gewichten und einordnen zu können, muss auch der Gegenstand seines Spotts berücksichtigt werden: Erst im Wechselspiel der

4 Herder spricht einige Jahre zuvor vom »göttlichsten« Homer (Herder [Anm. 3], S. 307).

5 Die enorme Wertschätzung verdeutlichen etwa die Homer-Anspielungen in den *Leiden des jungen Werthers*. Der melancholische Protagonist erblickt in der heilen patriarchalischen Welt des Epos ein Gegenbild zur modernen Zerrissenheit. Vgl. Sture Packalén: »... trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer«. *Zu Goethes Homer-Aneignung im »Werther«*. In: *Studia Neophilologica* LXII (1990), S. 189–193.

6 MA 1.2, S. 353–355. Die Autorschaft Goethes kann mittlerweile als gesichert gelten. Vgl. den Kommentar in MA 1.2, S. 818; siehe auch Hermann Bräuning-Oktavio: *Herausgeber und Mitarbeiter der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772*. Tübingen 1966, S. 444, S. 675 f. – An Schlossers kritischen Ausführungen über den Band *Franken zur griechischen Literatur* (MA 1.2, S. 357) ist Goethe zumindest beteiligt. – Bei den plausiblen Zuschreibungen der Autoren orientiere ich mich an dem Standardwerk von Bräuning-Oktavio.

Positionen, im kritischen Dialog mit einer weithin unbekannten Quelle,⁷ erschließt sich der Stellenwert von Goethes Rezension, die – polemisch überspitzt – einer Homer-Philologie den Kampf ansagt, die auf naive Weise versucht, ihren Gegenstand zu aktualisieren. Zu fragen ist also danach, wie Goethe die mittelbare Auseinandersetzung mit Homer nutzt, um vor der Folie des rezensierten Textes skizzenhaft ein eigenes Bild der homerischen Epen zu entwerfen, und wie Literaturkritik in den Dienst genommen wird, um ästhetische Positionen aggressiv zu etablieren und zu verteidigen.

II. »Edle Einfalt und stille Größe«. Seybolds Homer-Bild

Seybolds *Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Litteratur* (1772) ist das Gelegenheitswerk eines jungen Wissenschaftlers und Pädagogen.⁸ Die 51-seitige Abhandlung richtet sich explizit nicht an ein Fachpublikum, sondern an literarisch interessierte Kreise, denen der Verfasser die Werke Homers nahebringen möchte. Dieser didaktische Grundzug ist kennzeichnend für Seybolds Leben und Schreiben:⁹ David Christoph Seybold (1747–1804) lehrte seit 1771 an der Universität Jena und unterrichtete in den folgenden Jahrzehnten an verschiedenen Gymnasien. 1796 erhielt er schließlich eine Professur in Tübingen. Neben seinen wissenschaftlichen Werken und Übersetzungen ist vor allem die »Wirtembergische Klostergeschichte« *Hartmann* (1778) von Interesse, eine Romanbiographie des Professors Gottlob David Hartmann, die Seybold den »edleren Jünglingen Württembergs, die den Beruf fühlen, ihrem Vaterlande nützlich zu werden, und seinen Ruhm zu erhöhen«, widmet.¹⁰ Seine später erschienene Sammlung *Kleinere Schriften vermischten Inhalts* enthält *Pädagogische gemeinnützige Reden bey Volksversammlungen*.¹¹

Mit seinem *Schreiben über den Homer* verfolgt Seybold nicht nur antiquarische Interessen, sondern möchte an den Kenntnisstand seiner Leser anknüpfen und

7 Seybolds *Schreiben über den Homer* wird nur im Kontext der Goethe-Rezension erwähnt; der nur schwer zu beschaffende Text lag bislang meines Wissens keinem der Goethe-Forscher vor, die sich mit der Homer-Rezeption des Autors befassten.

8 Vgl. David Christoph Seybold: *Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Litteratur*. Eisenach 1772.

9 Vgl. Ernst Weber: *David Christoph Seybold*. In: Walther Killy (Hrsg.): *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 11. Gütersloh, München 1991, S. 72; Wilhelm Kreutz: *Der »Rheinische Zuschauer« (1778). Ein rheinisch-pfälzisches Aufklärungsjournal*. In: Wilhelm Kühlmann (Hrsg.): *Literatur und Kultur im deutschen Südwesten zwischen Renaissance und Aufklärung. Neue Studien*, Walter E. Schäfer zum 65. Geburtstag gewidmet. Amsterdam, Atlanta 1995, S. 373–394; zu Seybold S. 378–380. Bereits am 8. September erschien Goethes vernichtende Rezension der *Wanderschaft eines Journalisten* von David Christoph Seybold, Buxtehude 1771 (vgl. MA 1.2, S. 352). Goethe war offensichtlich nicht bewusst, dass er zwei Werke desselben Verfassers rezensierte.

10 [David Christoph Seybold:] *Hartmann, eine Wirtembergische Klostergeschichte*. Leipzig 1778, S. 3.

11 Vgl. David Christoph Seybold: *Kleinere Schriften vermischten Inhalts*. Bd. 1 (mehr nicht erschienen). Lemgo 1792.

ihnen Homer als Beispiel eines Nationaldichters vorstellen. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die erfreuliche Blüte, die die aufgeklärte deutsche Literatur in jüngster Zeit erreicht habe: »Heil uns, daß unser Morgen, in so *erleuchtete Zeiten* gefallen ist!«¹² Deutschland erscheint in dieser Perspektive als Musterland der Aufklärung, dessen Literatur allmählich weltweit Beachtung fände. Selbst Franzosen und Engländer nähmen nun die deutschsprachige Literatur zur Kenntnis: »Die große Welt fängt an deutsche Schriftsteller zu lesen«.¹³

Trotz dieses in emphatischem Ton artikulierten patriotischen Bekenntnisses besteht für Seybold kein Zweifel daran, dass – ungeachtet aller Fortschritte und der beginnenden internationalen Ausstrahlung der deutschen Literatur – noch einiges »zu Erreichung der griechischen Polhöhe« fehle.¹⁴ Griechenland dient hier als einzig gültige Bezugsgröße, der es nachzueifern gelte. Nach wie vor trenne, so Seybold, die Kultur der Antike und die Kultur der Moderne ein großer Abstand. Wie auch Winckelmann, in dessen Bahnen er sich deutlich erkennbar bewegt, geht Seybold davon aus, die einzigartige Blüte des griechischen Altertums sei unter den Bedingungen der Moderne nicht zu wiederholen. Zugleich betont er stetig die Vorbildhaftigkeit des antiken Griechenland. Diese Aporie des Klassizismus prägt auch Seybolds Text. So versucht er, die Distanz zwischen Antike und Moderne zu überbrücken, indem er Christoph Martin Wieland in seine Beispielreihe antiker Autoren aufnimmt und ihn »unser[en] nationalisirten Griechen« nennt.¹⁵ In der Dichtung Wielands erblickt Seybold ein modernes Pendant zu Homer. Homers Sprache sei einzig von Wieland erreicht worden, dem »Schöpfer der *Grazien*, in jenem allerliebsten Bilde des schlafenden Amors, / Hyacinthen, Lotos, Violetten / Trieb die Erde, Amorn sanft zu betten, / Unter ihm hervor«.¹⁶

Kennzeichen griechischen Lebens ist für Seybold vor allem der »Geschmack«, der sämtliche Lebensbereiche geprägt habe und sich vorteilhaft von den Zuständen seiner Zeit unterscheide:

Wie war nicht alles in Griechenland ganz anders! Ihre Gesellschaften waren frey und unterhaltend. Wann wird man in den unsrigen die steife und gezwungene Manieren ablegen? Alles, sogar ihre gemeine Hausgeräthe und ihre Kleidung, zeugte von Geschmack.¹⁷

Bei seiner Ästhetisierung der griechischen Kultur listet Seybold die gängigen stereotypen Zuschreibungen des Klassizismus auf und betont vor allem ihre Sanftheit: »Die schöne Natur zeigte sich überall dem Auge des Griechen, und sein Herz war weich genug, ihre Eindrücke zu fühlen«.¹⁸ In diesem klassizistisch-empfindsamen Griechenbild verortet er auch Homer – ein Versuch, der etliche kühne Gedanken-

¹² Seybold (Anm. 8), S. 5.

¹³ Ebd., S. 5.

¹⁴ Ebd., S. 6.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., S. 47. Seybold bezieht sich auf Wielands Gedicht in sechs Büchern *Die Grazien* (1770). – Darüber hinaus lobt Seybold die Gedichte von Johann Georg Jacobi, »bey denen edle und empfindsame Seelen sich ihres Daseyns freuen« (ebd., S. 8).

¹⁷ Ebd., S. 6.

¹⁸ Ebd., S. 7.

sprünge erfordert. Obwohl Seybold die Alterität der griechischen Kultur hervorhebt, führt seine programmatisch vorgetragene Forderung nach Historisierung aber zu zusätzlichen Problemen, weil sie in Widerspruch zu seinem von Winckelmann und Wieland geprägten Griechenbild gerät. So erklärt Seybold, sein Ziel sei es, eine Anleitung zur Homer-Lektüre zu geben, die gerade die besondere Schreibsituation des antiken Autors berücksichtige:

Man muß also bey jedem Autor die *besondere* Situation angeben, in die sich der wahre Leser setzen muß. Wenn dieß nicht geschiehet, so werde ich ihm Fehler zur Last legen, deren Schuld nicht er, sondern *seine Zeiten* haben, und werde auf der andern Seite ihm Schönheiten andichten, an die er nicht gedacht hat.¹⁹

Dieser Versuch der Historisierung entspricht zwar der gängigen Praxis der zeitgenössischen britischen Homer-Literatur,²⁰ Seybold bleibt aber hinter deren Auffassung zurück. So versuchen Robert Wood und Thomas Blackwell, die homerische Welt über Analogien zur Lebensweise weniger zivilisierter Völker zu bestimmen; Blackwell, den Herder enthusiastisch würdigt,²¹ zielt darauf ab, die Kontexte von Homers Dichtertum herauszustellen. Seybold unterscheidet sein apologetischer Gestus von diesen Stellungnahmen: Immer wieder wird deutlich, dass er glaubt, seinen Gegenstand in Schutz nehmen zu müssen. Für Seybold liegt die besondere Leistung Homers darin, dass er als erster griechischer Autor einen nationalen Gegenstand gewählt und nicht – wie seine Vorgänger – Religion und Natur dargestellt habe:²²

Aber unser *Sokrates der Dichter* rief die Dichtkunst vom Himmel herab, gab ihr eine würdigere Beschäftigung, als die Erlegung eines wilden Thieres zu besingen, und erzählte einen Theil aus der Geschichte *seiner Nation*.²³

Im Zentrum von Homers Darstellung des Kriegsgeschehens stünden wichtige Tugenden wie Tapferkeit und Religiosität. Als Beispiel dient Seybold die Charakterisierung von Achill und Agamemnon.²⁴ Verweise auf Ossian machen wiederum Seybolds Verankerung im Kanon des 18. Jahrhunderts deutlich.²⁵

Ein zentrales Problem für Seybolds harmonisierendes Griechenbild stellt die Wildheit der Sitten dar, die offenkundig der Rechtfertigung bedarf: »Selbst die Damen im Homer verrathen wenig Lebensart, und ich weiß nicht wie unsere Frauenzimmer mit den Klagen der *Hecuba* über den Tod *Hektors* zufrieden seyn würden«.²⁶ Im

19 Ebd., S. 11.

20 Vgl. Simonsuuri (Anm. 1), S. 55–156.

21 Vgl. Herder (Anm. 3), S. 307 f.

22 Vgl. Seybold (Anm. 8), S. 15: »Dieß ist also, wie ich glaube, der erste Schritt des Homerischen Genies, daß er wagte, den Inhalt seiner Gedichte aus der Geschichte seiner Nation, und aus dieser, eine der glänzendsten und merkwürdigsten Expeditionen derselben, welche so vielen Einfluß auf die vornehmste Familien hatte, heraus zu heben!« Er wendet sich gegen Gottsched, der erklärt hatte, die *Ilias* zeige die Schädlichkeit des Streits, die *Odyssee* die Nützlichkeit des Reisens (ebd., S. 15 f.).

23 Ebd., S. 12.

24 Vgl. ebd., S. 21.

25 Vgl. ebd.

26 Ebd., S. 23 f.

Kontext einer klassizistischen Ästhetik, die der ›bienséance‹ verpflichtet ist, erregt Homer offensichtliches Befremden, das Seybold apologetisch zu mindern sucht, indem er auf historische und kulturelle Bedingungen verweist.²⁷ Man müsse die Schamhaftigkeit nach den Zeiten beurteilen²⁸ und sich bei Homer mit einer »gewisse[n] Offenherzigkeit« arrangieren.²⁹ Seybolds Fazit fällt nachgerade kläglich und wenig selbstbewusst aus:

Aus dem nun, was ich gesagt habe, können vielleicht diejenigen, welche sich die Hochachtung des Homers, die sich durch Jahrtausende bey gelehrten Nationen erhielt, und besonders die bald übertriebene Verehrung seiner Landsleute nicht erklären können, einigermaßen einsehen, warum Homer von dem Alterthum beynahe angebetet wurde, und warum immer noch einige seine *edle Einfalt und stille Größe* dem blumenreichen Schmuck Virgils vorziehen?³⁰

Wenn er Homer mit eben den Epitheta würdigt, die Johann Joachim Winckelmann in seinen *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst* (1755) der griechischen Kunst zuschreibt,³¹ zeigt dies in aller Deutlichkeit den Hintergrund von Seybolds Positionen und zugleich deren Aporien. Sein *Schreiben über den Homer* reiht Schlagwörter aus dem zeitgenössischen Antikediskurs aneinander und vermittelt ein Bild der homerischen Epen, das unentschlossen zwischen Historisierung und Eingemeindung schwankt.

Diese Identifikation wird am Ende des Textes besonders deutlich, wenn Seybold versucht, Homer als Ansporn für junge Dichter zu etablieren und dabei auf die patriotische Bardendichtung des Göttinger Hains und auf Klopstock verweist: »Ja wie unsere neuern Barden die Thaten Hermanns mit so vielem Vergnügen singen hören, wie theuer müßte uns nicht ein *alter Barde* seyn?«³² Von Homer könnten junge Autoren lernen, Nationaldichter zu sein.³³ Am Ende identifiziert sich der Autor selbst mit seinem Gegenstand, wenn er vorgibt, »als Griechen«³⁴ zu seinem Publikum zu sprechen.

III. »Besser unwissend als so belehrt« Goethes Rezension von Seybolds »Schreiben«

Diese knappe Zusammenfassung von Seybolds *Schreiben* deutet an, was den jungen Goethe befremden musste. Tatsächlich machen es der pedantisch-didaktische Ton und die inkonsistente Argumentation einem Kritiker leicht. Hinzu kommt,

²⁷ Vgl. ebd., S. 26.

²⁸ Vgl. ebd.

²⁹ Ebd., S. 28.

³⁰ Ebd., S. 45.

³¹ Vgl. Johann Joachim Winckelmann: *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst*. Hrsg. von Ludwig Uhlig. Stuttgart 1969, S. 20: »Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke«.

³² Seybold (Anm. 8), S. 46.

³³ Ebd., S. 47.

³⁴ Ebd., S. 51.

dass Goethes Vorstellungen von Homer von vornherein in denkbar scharfem Gegensatz zu Seybolds verharmlosender Interpretation der antiken Epen stehen. Goethe lässt in seiner Rezension keinen Zweifel daran, dass er Seybolds *Schreiben über den Homer* für ein philiströses Produkt trockener Gelehrsamkeit hält, das von falschen Grundannahmen ausgehe und die entscheidenden Fragen offenlasse. In den ersten beiden Absätzen seiner Rezension parodiert Goethe den Gestus von Seybolds Rede:

Herbei! meine *junge Freunde*, herbei! die ihr euch längst nach dem Anschauen Homers geseht; euch ist ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marschall einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt. (MA 1.2, S. 353)

Die Anrede an die »*junge[n] Freunde*« zieht die Redesituation von Seybolds Homer-Abhandlung ins Lächerliche. Indem Goethe deren paternalistischen Gestus persifliert, stellt er zugleich die Autorität des Sprechers in Frage. Die religiös getönte Bildsprache – Seybold erscheint als »neuer Stern«, als »neuer Prophet« – tut ein Übriges, um auf diese Weise den Anspruch von Seybolds Werk als hypertroph zu brandmarken. Offensichtlich besteht ein deutlicher Abstand zwischen dem Selbstverständnis des Philologen und seinen Fähigkeiten. Wenn es heißt, er treibe »sein Handwerk meisterlich«, so steht dies in Kontrast zu der religiösen, prophetischen Bildsprache. Dieser ironische, ja verletzende Duktus prägt die gesamte Rezension. Goethe hält nahezu alle Gedanken Seybolds für falsch. Insbesondere die nationale Lesart der *Ilias* scheint ihm fragwürdig:

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Überschrift; aber der Herr Professor habens gelesen, schlimmer! studiert! immer schlimmer! Wer interessiert sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coullisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anders? (MA 1.2, S. 353)

Der schärfste Vorwurf lautet, Seybold habe nicht verstanden, worum es eigentlich in den homerischen Epen gehe. Genaues Studium führe eben nicht zwangsläufig zu einer gründlichen geistigen Durchdringung des Gegenstands. So zitiert Goethe die Behauptung Seybolds, er habe seine Erkenntnisse den Werken Homers entnommen, und unterbricht dieses Zitat sogleich mit einem verächtlichen Ausruf: »Wohl, zusammen gescharrt, gestoppelt!« (MA 1.2, S. 354 f.). Er wirft Seybold die Kleinteiligkeit seiner Argumentation vor, die den Blick auf die Größe der homerischen Dichtung verstelle. Während Seybold darauf insistiert, die *Ilias* sei ein Geschichtswerk, betont Goethe die Bedeutung der Charakterdarstellung. Der Kampf um Troja sei nur eine »Coullisse« für den Konflikt zwischen Achill und Agamemnon, den elementaren Zusammenprall zweier mythischer Heroen:

Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achills? wann Homer seiner Nation schmeicheln wollte, wars der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines einzigen bestimmen zu lassen? (MA 1.2, S. 354)

Die Nähe zu den theoretischen Schriften der frühen 1770er Jahre ist nicht zu übersehen, die am Beispiel der »*Kolossalische[n] Größe*« (MA 1.2, S. 414) der Figu-

ren Shakespeares und des Baumeisters Erwin von Steinbach das große Individuum feiern.

In den Ausrufen und rhetorischen Fragen, in den dialektal gefärbten Wendungen (»von was anders«) artikuliert sich die Verachtung für den »Professor«. Diese kraftgenialische sprachliche Attitüde trägt mindestens ebenso sehr wie die inhaltliche Auseinandersetzung dazu bei, Seybold zu diskreditieren. Gerade in der Sprache schlägt sich die heroische Selbstinszenierung des Rezensenten nieder, der damit seine Nähe zu den Figuren und Gegenständen des Epos hervorhebt. Diese Affinität beruht – so der Eindruck, den die Rezension vermitteln möchte – primär auf einer Geistesverwandtschaft.

Seybold hingegen erscheint als Hochstapler, der keinerlei Erkenntnisse zu bieten habe: »Da ists uns denn auch gegangen wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventieren, durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kasten! leere Töpfe! und Lumpen« (MA 1.2, S. 355). Der Vergleich mit einem Bettler unterstreicht die geistige Armut Seybolds; seine Erkenntnisse erscheinen als »Lumpen«, die keinerlei Anziehungskraft besitzen. Insbesondere Seybolds oben dargestellter Versuch, die Sitten des homerischen Zeitalters entschuldigend zu kontextualisieren, reizt Goethe zu Widerspruch. Vor allem die apologetische Tendenz (erinnert sei an die Passage über die zart besaiteten Damen!) weckt die Aggressionen des Rezensenten:

Sitten! Und da anstatt Gefühls des höchsten Ideals menschlicher Natur, der höchsten Würde menschlicher Taten, entschuldigt er den Homer, daß seine Zeit, Tapferkeit für die höchste Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenschaft den übrigen Stärken gleich war; entschuldigt das in dem unbedeutenden Tone Professorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutschland über die Sitten griechischer Dichter schon mehr haben deraisonieren hören. (MA 1.2, S. 355)

Der professorale Zugang ist, so der Unterton dieser Passage, falsch, weil er kein Gefühl für die »Stärke der Leidenschaft« habe. Für Goethe scheint in den homerischen Epen nichts weniger als das »höchste Ideal menschlicher Natur« auf, das sich einem derart defizitären gelehrten Zugang beinahe zwangsläufig verschließe. Die »Tugendlichkeit« des Exegeten wird mit der »Tapferkeit« der antiken Heroen kontrastiert. Die »Stärke der Leidenschaft« reklamiert der Rezensent implizit auch für sich. Goethe legt den Finger in die Wunde, wenn er darauf hinweist, dass am Ende der Abhandlung vom Nutzen der Homer-Lektüre nicht mehr die Rede ist:

Da es nun aber auf den *Nutzen* kommt, den *wir* aus dem Studium des *Homer* schöpfen können, findet der Herr Prof. auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sei. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Hrn. Verf. sein sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließ sich auch ohne Lieblosigkeit schließen – Er habe hier gar nichts zu sagen gewußt. (MA 1.2, S. 355)

Den Vorwurf völliger Inkompetenz verbindet Goethe mit dem Wunsch, Seybold möge keine Nachfolger bekommen. Bezeichnenderweise gilt diese Hoffnung dem Nachruhm Homers wie der deutschen Literatur: »Drum wünschen wir auch zum Besten *Homers* und unsrer Literatur Herr S. keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt« (ebd.).

Goethes Rezension mischt Literaturkritik mit ästhetischer Polemik. Sie markiert den Abstand zwischen dem modernen Interpreten und dem genialischen Dichter Homer. Der Rezensent reklamiert für sich eine überlegene Einsicht in das Wesen der homerischen Epen. Die Rezension wird so auch zu einer Rettung des von der modernen Gelehrsamkeit missverstandenen Epikers. Doch gilt die Auseinandersetzung mit Seybolds *Schreiben über den Homer* nicht nur dem richtigen Verständnis der homerischen Dichtung. Während für Seybold gerade Christoph Martin Wieland das paradigmatische Beispiel für eine gelungene Nachahmung antiker Literatur darstellt, sieht Goethe in ihm eine Verfälschung der Antike. Dies wird auch in seiner Seybold-Rezension deutlich: Dort leugnet er kategorisch, dass Wieland mit Homer verglichen werden könne. Die Nähe zu Goethes Farce *Götter Helden und Wieland* (1773), ja zur gesamten Wieland-Kritik des *Sturm und Drang*, ist offensichtlich.

Goethe unterstreicht die Überlegenheit eines künstlerisch-emphatischen Zugangs, der ein literarisches Werk in seiner Bedeutung würdigen könne. Zugleich kommt der Tätigkeit als Kritiker eine besondere Rolle zu, dient sie doch nicht zuletzt der Selbstvergewisserung des jungen Autors, der seine Vorbilder vor vermeintlich unzulässigen Vereinnahmungen in Schutz nimmt: Sein polemischer Verriss von David Christoph Seybolds *Schreiben über den Homer* ist sowohl eine Rettung Homers als auch eine knappe poetologische Reflexion.

»Und so modelt der Wilde [...] seine Cocos,
seine Federn, und seinen Körper«.

*Die Verschränkung von völkerkundlicher
Anthropologie und Genieästhetik in Goethes
Aufsatz »Von deutscher Baukunst« (1772)*

1. Die Denkfigur des Wilden in der Ästhetik nach 1750

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnet sich eine bemerkenswerte Gleichursprünglichkeit von völkerkundlicher bzw. ethnologischer Anthropologie und ästhetischer Theorie ab,¹ die keineswegs nur im Sinne einer simultanen Konjunktur beider Diskursfelder zu verstehen ist. Zwischen dem im Zuge des ›zweiten Entdeckungszeitalters‹² enorm ansteigenden anthropologischen Interesse an den fremdartigen Lebensweisen außereuropäischer Völker auf der einen Seite und der sich um 1750 als eigenständiges Teilgebiet der Philosophie etablierenden Ästhetik auf der anderen Seite kommt es vielmehr auch zu einer – bisher allerdings noch kaum differenziert erforschten – intensiven Wechselwirkung. So spielen ästhetische Aspekte in völkerkundlichen Texten der Zeit nicht selten eine wesentliche Rolle. Umgekehrt stellt der Rekurs auf ethnographisches ›Wissen‹, wie es von den zeitgenössischen Reiseberichten (z. B. Louis-Antoine de Bougainvilles *Voyage autour du monde* von

1 Die Fachbezeichnungen Völkerkunde und Ethnologie sind ungefähr gleich alt; beide entstehen um 1770. Allerdings dominiert im deutschsprachigen Raum zunächst die Bezeichnung Völkerkunde, bevor sich im 20. Jahrhundert der Begriff Ethnologie durchsetzt. Im Englischen und Französischen hingegen ist Ethnologie schon seit dem 19. Jahrhundert die gebräuchliche Bezeichnung; gegenwärtig wird aber den Begriffen Social oder Cultural Anthropology bzw. Anthropologie sociale der Vorzug gegeben. Vgl. Karl-Heinz Kohl: *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung*. München 3 2012, S. 14 f. – Wenn ich von völkerkundlicher bzw. ethnologischer Anthropologie spreche, dann soll dies dem historischen Sachverhalt Rechnung tragen, dass das im Zeitalter der Aufklärung herrschende Interesse an fremden Kulturen ein dezidiert anthropologisches ist. »Menschen-Kenntnis«, so heißt es beispielsweise in Christoph Martin Wielands Aufsatz *Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen, und Urtheile über Nationen, Regierungen, und andre politische Gegenstände*, habe »Erd- und Völker-Kunde« zu sein (In: *Der Teutsche Merkur* 3 [1785], S. 193–207; hier S. 198). Die Aufklärungsanthropologie spaltet sich generell in die folgenden beiden Zweige auf: die medizinisch-philosophische Anthropologie, die nach der ›allgemeinen‹ Natur des Menschen als psycho-physisches Wesen fragt, und die völkerkundliche/ethnologische Anthropologie, der es um die kulturell verschiedenen ›Naturen‹ des Menschen geht. Vgl. hierzu Alexander Košenina: *Literarische Anthropologie. Die Neuentdeckung des Menschen*. Berlin 2008, S. 10–12.

2 Die Unterscheidung zwischen einem »ersten« und einem »zweiten Entdeckungszeitalter« geht zurück auf John H. Parry: *Zeitalter der Entdeckungen*. Zürich 1963, S. 645.

1772 oder Georg Forsters *Reise um die Welt* von 1778-1780) vermittelt und von den parallel dazu neu entstehenden akademischen Disziplinen wie ›Menschheitsgeschichte‹ oder ›physische Geographie‹ systematisch ausgearbeitet wurde, geradezu ein zentrales Element der theoretischen Ästhetik dar. Dabei weisen viele Texte indes die Tendenz auf, die spezifischen Unterschiede zwischen den ›exotischen‹ Völkern zu nivellieren und sich lediglich verallgemeinernd auf die idealtypische Vorstellung von ›dem Wilden‹ zu beziehen. Da Letzteres gerade auch für Goethes *Sturm und Drang*-Schrift *Von deutscher Baukunst* (1772) gilt, die im Folgenden mit Blick auf jenen Konnex von völkerkundlicher Anthropologie und Ästhetik betrachtet werden soll, sei das zugrunde liegende Konzept des ›Wilden‹ kurz skizziert.

Die Bewohner der fernen Weltgegenden erscheinen den Europäern des Aufklärungszeitalters, die sich selbst als ›zivilisiert‹ verstehen, gemäß dem verbreiteten Stereotyp insgesamt als Wilde, die im ›Zustand der Natur‹ leben, »ohne Geschichte und ohne Fortschritt«,³ ja ohne gesellschaftliche Ordnung. So heißt es in Johann Christoph Adelungs *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, dessen erste Auflage von 1774 bis 1786 erschienen ist, unter dem Lemma ›wild‹ zunächst allgemein: »ein Wort, welches überhaupt der durch Cultur und Kunst veredelten und erhöhten Beschaffenheit entgegen gesetzt ist«. Und nach Ausführungen zum botanischen und zoologischen Gebrauch des Wortes, das wahrscheinlich etymologisch mit ›Wald‹ zusammenhängt (ähnlich wie sich das französische *sauvage* und das englische *savage* vom lateinischen *silvaticus* – ›im Wald lebend‹ – ableiten), wird in Bezug auf den Menschen festgehalten: »Der gesellschaftlichen Cultur beraubt und ihr entgegen gesetzt, im Gegensatz des gesittet. In diesem Verstande sind wilde Menschen, und substantive Wilde, Menschen, welche außer der engern gesellschaftlichen Verbindung leben, und daher der Kenntnisse, Fertigkeiten, Sitten des gesellschaftlichern Menschen ermangeln«.⁴

In dieser Bedeutung wird der Ausdruck, der ähnlich bereits in der mittelalterlichen Schreckgestalt des ›wilden Mannes‹ begegnet, in der Neuzeit vor allem zur Charakterisierung ›exotischer‹ Ethnien gebraucht: Bei den im ›Naturzustand‹ lebenden Wilden in Übersee handelt es sich mithin um ›Naturvölker‹ – so der ebenfalls zeitgenössische, zum ersten Mal in Johann Gottfried Herders *Ältester Urkunde des Menschengeschlechts* (1774-1776) belegte, in populärwissenschaftlichen Texten zum Teil noch heute verwendete Begriff. Dementsprechend wird denn auch »Das Naturvolk« bei Adelung als »ein im Stande der Natur, ohne merkliche bürgerliche Verfassung lebendes Volk [definiert], dergleichen Völker und Menschen gemeiniglich Wilde genannt werden«.⁵ Die Wilden erscheinen somit als Naturvölker im Unterschied zu den Kulturnationen Europas – der eurozentrische Chauvi-

3 Claude Lévi-Strauss: ›Primitive‹ und ›Zivilisierte‹. Zürich 1972, S. 34.

4 Johann Christoph Adelung: *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Fünften und letzten Theils Erste Hälfte*, von W.-Z. Leipzig 1786, Art. Wild, Sp. 222 f.

5 Johann Christoph Adelung: *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart [...]. Dritter Theil*, von L.-Scha. Leipzig 1777, Art. Das Naturvolk, Sp. 752.

nismus, der dieser Sichtweise inhärent ist, liegt offen zutage: Der ›imperiale Blick‹,⁶ mit dem das ethnisch Fremde betrachtet wird, trifft auf unentwickelte, zurückgebliebene, ›primitive‹ Menschen,⁷ die einen Mangel an Kenntnissen, Fertigkeiten und Sitten aufweisen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfährt das alte Klischee vom ›guten‹ bzw. ›edlen Wilden‹ (*bon sauvage, noble savage*) einen neuen Aufschwung.⁸ Zu nennen ist vor allem Rousseaus *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* von 1755 als maßgeblicher Text, in dem das negative Bild vom primitiven Exoten, wie es freilich etwa noch Schiller in seiner universalhistorischen Antrittsvorlesung von 1789 zeichnet, ins positive Gegenteil verkehrt wird. Damit tritt eine regressive Zivilisationskritik an die Stelle des aufklärerischen Fortschrittsoptimismus; die Primitivität des Wilden erscheint demzufolge nicht als Mangel, sondern gerade als Vorzug. Doch abgesehen davon, dass beide Denkweisen – die diffamierende wie die idealisierende – gleichermaßen »einem betont ethnozentrischen Kulturbewußtsein« entspringen,⁹ ist festzuhalten, dass in Europa um 1800 weitgehend die Vorstellung von der Überlegenheit der eigenen über die fremde Kultur vorherrscht, wenn die Autoren den überseeischen Wilden überhaupt ›Kultur‹ zubilligen und nicht vielmehr »die Vorstellung von der Tierhaftigkeit« dieser Völker bevorzugen.¹⁰

Auf welche Weise wird nun aber die anthropologische Auseinandersetzung mit den Wilden um 1800 auch auf dem Boden der ästhetischen Theorie vollzogen? Hinzuweisen ist in diesem Kontext zunächst auf die damals weit verbreitete Diskussion über die körperliche Hässlichkeit oder Schönheit der Wilden, genauer: über die Frage, ob es ein objektives, allgemeingültiges Schönheitsideal gibt, das man mit dem griechisch-europäischen gleichsetzen könne, oder ob menschliche Schönheit lediglich ein relativer Begriff ist, abhängig davon, welcher ›Rasse‹ man angehört. Für die klassizistische Sichtweise steht die Antwort fest: Die absolute Norm bildet das Schönheitsideal der griechischen Antike. Mit Blick auf solche ästhetischen Reflexionen über den ›exotischen‹ Körper, wie sie unter anderem bei Winckelmann, Lessing und Kant vorkommen, ist festzustellen, dass die klassizistische Ästhetik auf das ethnographische bzw. ethnologische ›Wissen‹ reagiert, indem sie das Exotisch-Fremde am normativen Maßstab des griechischen Schönheitsideals bemisst.

6 Vgl. Marie Louise Pratt: *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. New York 2008.

7 Zur historischen Semantik der Begriffe ›Wilde, Primitive, Naturvölker‹ und der jeweiligen Gegenbegriffe vgl. Kohl (Anm. 1), S. 17-24; speziell zu dem erst ›im 19. Jahrhundert aufkommende[n] Begriff ›Primitive‹« vgl. ebd., S. 20.

8 Vgl. hierzu Gerd Stein: Vorwort. In: ders. (Hrsg.): *Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 1984, S. 9-25; Hayden White: *Das Thema des edlen Wilden als Fetisch*. In: ders.: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Brinkmann-Siepmann u. Thomas Siepmann. Stuttgart 1991, S. 216-231.

9 Urs Bitterli: *Die ›Wilden‹ und die ›Zivilisierten‹. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*. München 32004, S. 374.

10 Karl-Heinz Kohl: *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden*. Frankfurt a.M. 21986, S. 99.

Freilich ist die Reaktion der zeitgenössischen Ästhetik auf das Alteritätsphänomen des Wilden durch den Hinweis auf dessen diskursive Aneignung bzw. Ausschließung durch den Klassizismus noch nicht vollständig erfasst. Eine andere Strategie, die das 18. Jahrhundert im Umgang mit dem kulturell und ästhetisch Fremden entwickelt, besteht darüber hinaus, wie Jörg Robert zu Recht betont, in einer gegenläufigen »Rehabilitierung des Wilden und Archaischen, des Primitiven und Primordialen. [...] Um und nach 1750 wird das [bzw. der; S.K.] Wilde erstmals zum positiven Leitbild in der ästhetischen Theorie und Praxis«.¹¹ Die Ästhetik des Wilden erweist sich – wie das Konzept des Wilden überhaupt – als ambivalent. Zur Debatte steht dabei nicht zuletzt auch die Frage nach dem vorhandenen oder fehlenden Sinn des außereuropäischen »homme naturel« für das Schöne und Erhabene sowie nach dem damit verbundenen Status einer »primitiven Kunst«,¹² wobei vor allem indigene Praktiken wie Tätowierungen, Körperbemalungen, Ohr-, Lippen- und Nasenringe sowie Feder- und Knochenschmuck im Fokus der Aufmerksamkeit stehen. Hinzu kommt, etwa bei Herder, das Interesse an einer archaischen Kunst, wie sie sich in Tanz und Gesang der Naturvölker äußert: So spricht sich Herder in seiner gemeinsam mit Goethes *Von deutscher Baukunst* in der Sammlung *Von deutscher Art und Kunst* (1773) erschienenen Abhandlung *Ossian und die Lieder alter Völker* für die »alten ungekünstelten Lieder, wilder, ungesitteter Völker« aus,¹³ die ihm zufolge Parallelen zu den immer noch gesungenen Volksliedern seiner eigenen Gegenwart aufweisen, welche er als »lebendige Reste dieses alten, wilden Gesanges, Rhythmus, Tanzes, unter lebenden Völkern« begreift.¹⁴ Vor diesem Hintergrund wird die Unterscheidung zwischen dem Historisch-Frühen und dem Geographisch-Fernen für Herder hinfällig, denn »alles ist den Barden Ossians und den Wilden in Nordamerika gemein«.¹⁵ Der Wilde erscheint damit nicht mehr als das ästhetisch Fremde, sondern als Spiegel- und Erinnerungsbild des Eigenen.

Diese Aufwertung des Wilden, die von einigen Autoren im späteren 18. Jahrhundert vollzogen wird, unternimmt also den Versuch, die ästhetische Alterität des Exotischen mit den eigenen Kunst- und Schönheitsvorstellungen zu vermitteln. Vor allem gilt dies für die Kunsttheorie des *Sturm und Drang*, dessen »neue Poetik [...]

11 Jörg Robert: *Ethnofiktion und Klassizismus. Poetik des Wilden und Ästhetik der »Sattelzeit«*. In: *Poetik des Wilden*. Fs. für Wolfgang Riedel. Hrsg. von Jörg Robert u. Friederike F. Günther. Würzburg 2012, S. 3–39; hier S. 34.

12 Zur zeitgenössischen Wahrnehmung der »kulturellen Hervorbringungen primitiver Völker« vgl. Lucas Marco Gisi: *Einbildungskraft und Mythologie. Die Verschränkung von Anthropologie und Geschichte im 18. Jahrhundert*. Berlin 2007, S. 235–317; hier S. 243. Als (Zwischen-)Bilanz hält Gisi fest: »In den Beschreibungen der Bewohner der kältesten und heißesten Zonen und ihrer Kultur [...] erfolgt immer wieder der Verweis auf eine »starke« Imagination [...] als Ursache [...] kultureller bzw. (im wörtlichen Sinn) »poetischer« Leistungen« (S. 283).

13 Johann Gottfried Herder: *Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Günter Arnold u.a. Frankfurt a.M. 1985–2000. Bd. 2: *Schriften zur Ästhetik und Literatur 1767–1781*. Hrsg. von Gunter E. Grimm. Frankfurt a.M. 1993, S. 452.

14 Ebd., S. 457f.

15 Ebd., S. 454f.

im Zeichen einer ›sentimentalischen‹ Aufwertung des Wilden als des verlorenen eigenen Ursprungs« steht.¹⁶ Die Figur des Wilden als des Ursprünglichen verkörpert hier den Gegensatz zur klassizistischen Bestimmung einer regulierten und domestizierten Schönheit, die von den Stürmern und Drängern als unnatürlich und unwahr abgelehnt wird. Ihnen erscheint der ›ästhetische Wilde‹ in anthropologischer Perspektive als Beleg für die These, dass der Mensch generell ein durch die Fähigkeit zum künstlerischen Schaffen ausgezeichnetes Wesen ist. Diese Bestimmung des Menschen als ›homo aestheticus‹ bzw. als ›animal poeta‹¹⁷ konnte durch den ›Nachweis‹ einer schon bei den Naturvölkern vorhandenen ästhetischen Veranlagung erhärtet werden – woraus sich freilich auch im Umkehrschluss die anthropologische Spitzenposition des Künstlers bzw. des Poeten ergab, der sich so zum Inbegriff der gesamten Gattung, zum ›eigentlichen‹ Menschen deklarieren ließ.

In spezifischer Ausgestaltung findet sich die skizzierte Verschränkung von Ethno-Anthropologie und Ästhetik auch in Goethes Jugendschrift *Von deutscher Baukunst*, die eine Art ›ästhetischen Rousseauismus‹ vertritt: Indem der junge Goethe gegen den (französischen) Klassizismus für eine ›wilde Ästhetik‹ Partei ergreift, beruft er sich in ähnlicher Weise wie sein Mentor Herder auf die künstlerischen Praktiken der wilden Völkerschaften, um eine ›nicht mehr (nur) schöne‹,¹⁸ sondern zugleich auch ›charakteristisch-erhabene‹ Kunst anthropologisch zu begründen, wie sie Erwin von Steinbach, dem vermeintlichen Schöpfer des Straßburger Münsters, sowie ebenfalls dem am Schluss des Textes angekündigten Genie der Zukunft zugeschrieben wird. Der ästhetisch produktive Wilde tritt so als der archaische Prototyp des genialen Künstlers hervor.

II. Der Wilde und die »charakteristische Kunst« in Goethes Aufsatz »Von deutscher Baukunst«

Anders als etwa in Herders oder auch Schillers Ästhetik nimmt die anthropologische Reflexion auf ›wilde Völkerschaften‹ in Goethes kunsttheoretischen Texten insgesamt keinen sonderlichen Stellenwert ein. Überhaupt spielt die Auseinandersetzung mit den neu entdeckten Naturvölkern – im Gegensatz zur Beschäftigung mit der orientalischen Kultur – in seinem Œuvre kaum eine Rolle. Zwar verfügte Goethe, vor allem im Alter, auf diesem Gebiet über vielseitige Kenntnisse aus Büchern und Gesprächen;¹⁹ ästhetische bzw. literarische Spuren davon finden sich aber eher wenige bei ihm. So ließ er etwa den schon 1766 gefassten Plan zu einer

¹⁶ Robert (Anm. 11), S. 36.

¹⁷ Vgl. Karl Eibl: *Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004.

¹⁸ Begriff und Phänomen des Nicht-(mehr-)Schönen in den Künsten thematisierte zum ersten Mal umfassend der Sammelband *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. Hrsg. von Hans Robert Jauß. München 1968.

¹⁹ Zu Goethes Kenntnisstand im Hinblick auf Australien und Neuseeland, der vor allem durch die Berichte seines Londoner Korrespondenten Johann Christian Hüttner (1766-1847) mitgeprägt wurde, vgl. Karl S. Guthke: *Goethes Reise zu den Antipoden. »Weltbewohnen« in Weimar*. In: ders.: *Die Reise ans Ende der Welt. Erkundungen zur Kulturgeschichte der Literatur*. Tübingen 2011, S. 190-210.

dramatischen Bearbeitung der damals populären Geschichte von Inkle und Yariko, die das schändliche Verhalten eines skrupellosen Europäers gegenüber einer »edlen« Indianerin thematisiert, rasch wieder fallen.²⁰ Und selbst die spätere Amerika-Begeisterung Goethes, der sich bekanntlich schon in seinen Jugendjahren mit dorthin gerichteten Auswanderungsplänen trug und im Alter wiederholt darauf Bezug nahm, konzentrierte sich vorwiegend auf die »unbegrenzten Möglichkeiten«, welche die Neue Welt für die europäischen Einwanderer bot, kaum aber auf die indigenen Völkerstämme des Kontinents.²¹ Vor diesem Hintergrund stellt sogar der Ethnologe Richard Karutz (1867-1945), der in seiner 1929 erschienenen Monographie mit dem emphatisch-visionären Titel *Von Goethe zur Völkerkunde der Zukunft* »eine Fülle völkerkundlich beachtenswerter Stellen« bei Goethe konstatiert, recht nüchtern fest: »Jede moderne Völkerkunde hätte das Recht, die Herder und Schiller unter den Autoren der älteren Entwicklungsepoche der Ethnologie anführt, nicht aber Goethe«.²²

Goethes kunsttheoretische Überlegungen zu den ästhetischen Praktiken der exotischen Wilden beschränken sich weitgehend auf den Aufsatz *Von deutscher Baukunst* – und scheinbar sogar nur auf eine einzige Passage. Allerdings gilt diese, wie Norbert Christian Wolf anmerkt, als die »wohl berühmteste« Stelle des Ganzen.²³ Es lohnt sich daher, sie einmal genauer in den Blick zu nehmen, um den ebenso kurzen wie komplexen, in der Forschung gern als Prosahymnus bezeichneten Text unter dieser Perspektive einer Relektüre zu unterziehen.²⁴ Dabei zeigt sich, dass der junge Goethe hier im Zeichen des genieästhetischen Natürlichkeitskultes eine entschiedene Idealisierung des Wilden in aestheticis vornimmt, die von dem Bestreben getragen ist, im archaischen Fremden das auch im Eigenen greifbare Ursprüngliche wiederzuentdecken. Die »wilde« Genie-Poetik sympathisiert mit dem wilden Naturmenschen, um die ihm zugeschriebene Originarität und Originalität, freilich in

20 Vgl. Ernst Beutler: *Inkle und Yariko*. In: ders.: *Essays um Goethe*. Wiesbaden 1948, Bd. 1, S. 453-461; hier S. 456f.; hierzu ferner Harold Jantz: *America and the Younger Goethe*. In: *Modern Language Notes* 97 (1982), S. 515-545; hier S. 523. Vgl. Goethes Brief an seine Schwester Cornelia vom Oktober 1766: »J'ai commencé de former le Sujet d'Ynkle et d'Jariko pour le Theatre, mais j'y ai trouvé beaucoup plus de difficultés« (WA IV, 1, S. 79).

21 Vgl. auch Ernst Beutler: *Von der Ilm zum Susquehanna. Goethe und Amerika in ihren Wechselbeziehungen*. In: ders. (Anm. 20), S. 462-520; hier S. 465, der betont, dass für Goethe nicht der »Indianer« der »amerikanische Held« war, sondern nur der »weiße Mann, der Entdecker und Freiheitsstreiter«. Dagegen meint zwar Walter Hinderer: *Goethe und Amerika*. In: ders. (Hrsg.): *Goethe und das Zeitalter der Romantik*. Würzburg 2002, S. 489-505; hier S. 495: »Die zerstreuten Belege sprechen dagegen«. Aber letztlich sprechen sie nur dagegen, dass Goethe sich überhaupt nicht für die amerikanischen Ureinwohner interessiert habe. Das soll auch gar nicht behauptet werden; doch Goethes Hauptinteresse lag deutlich auf den politischen, ökonomischen und technischen Unternehmungen der Weißen.

22 Richard Karutz: *Von Goethe zur Völkerkunde der Zukunft*. Stuttgart 1929, S. 15.

23 Norbert Christian Wolf: *Streitbare Ästhetik. Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771-1789*. Tübingen 2001, S. 228.

24 Vgl. hierzu Detlev Kremer: Art. *Von deutscher Baukunst*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 3, S. 564-570; hier S. 565.

höherer Form, für sich selbst zu reklamieren. Das Genie erscheint so gleichsam als der ästhetisch potenzierte Wilde.

Doch wie kommt Goethe überhaupt dazu, sich im Rahmen einer Beschäftigung mit »deutscher Baukunst« dem Wilden zuzuwenden? Zunächst ist festzuhalten, dass das Plädoyer des jungen Goethe für die gotische Architektur des Straßburger Münsters, die er aus patriotischer Gesinnung als genuin deutsche Baukunst verstehen will, bereits »strukturell als ›wilde[r]‹ Gegenklassizismus[us]« daherkommt.²⁵ Die ästhetische Programmschrift inszeniert nachdrücklich ihren Bezug auf ein ›Erlebnis‹ angesichts des Straßburger Münsters im April 1770, kurz nach Goethes Ankunft in der elsässischen Universitätsstadt. Ihre Ausarbeitung wurde vermutlich schon in Sesenheim begonnen, aber erst im Sommer 1772 in Wetzlar endgültig abgeschlossen, bevor sie dann im November desselben Jahres (vordatiert auf 1773) zunächst als anonymer Einzeldruck und dann ein weiteres Mal in Herders Sammlung *Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter* (Hamburg 1773) erschien. Schon in sprachlich-formaler Hinsicht erfüllt der Text gezielt die Kriterien einer ›wilden‹ Poetik:²⁶ Die syntaktische Struktur ist durch zahlreiche »Verschiebungen und Inversionen in der Wortstellung« geprägt, die emotionale Unmittelbarkeit und Unbändigkeit suggerieren; sie unterstehen indes »ebenso dem gewollten Effekt der Emphase wie die Elisionen von Vokalen, die Häufung von adjektivischen Komparativen bzw. Superlativen und die krasse, auf scharfe und farbige Kontraste gestimmte Semantik einer radikalisierten Empfindsamkeit«.²⁷ Entsprechend ›chaotisch‹ mutet denn auch der Gedankengang des Aufsatzes an: Hymnische Apostrophierungen wechseln mit polemischen Attacken, Erlebnisfiktionen stehen neben architekturtheoretischen und kunstgeschichtlichen Überlegungen, imperativische Leseransprachen gehen mit szenischen Vergegenwärtigungen einher. Goethe selbst bezeichnete deshalb später, im autobiographischen Rückblick von *Dichtung und Wahrheit*, seine frühe ästhetische Streitschrift distanzierend als eine – unter dem Einfluss von Hamann und Herder stehende – »Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen«, in die er damals seine eigentlich »ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen« gehüllt habe (FA I, 14, S. 553).

Dieser ›wilden‹ sprachlich-gedanklichen Form entspricht der ›wilde‹ ästhetisch-programmatische Gehalt des Textes: Anhand des Straßburger Münsters bzw. seines vorgeblichen Schöpfergenies Erwin von Steinbach entwickelt der junge Goethe die zentralen produktions-, werk- und wirkungsästhetischen Kategorien seiner eigenen Genie-Poetik im Epochenkontext des *Sturm und Drang*. Er stilisiert das gotische Gebäude zum genialen Kunstwerk sowie dessen vermeintlichen Erbauer Erwin zum

25 Robert (Anm. 11), S. 38.

26 Die ältere Forschung wertete dies als Indiz für den vermeintlich unmittelbaren ›Erlebnischarakter‹ des Textes. So spricht etwa Ernst Beutler: *Von deutscher Baukunst. Goethes Hymnus auf Erwin von Steinbach. Seine Entstehung und Wirkung*, Frankfurt a. M. 1943, S. 25, von einem »Strom der Inspiration«, der »stoßweise« in »Fetzen« ausgebrochen sei; Harald Keller: *Goethes Hymnus auf das Straßburger Münster und die Wiedererweckung der Gotik im 18. Jahrhundert*, München 1974, S. 7, beschreibt den Text vollends als »merkwürdiges Durcheinander von Gedanken, Stimmungen, Ahnungen, Halbwissen und Theorien«.

27 Kremer (Anm. 24), S. 565.

genialen Künstler par excellence, indem er für das Ursprüngliche der eigenen Kultur eintritt, das quasi in Vergessenheit geraten sei, das es aber wiederzuentdecken, an das es auf spezifische Weise anzuschließen gelte.²⁸ Konkret bildet der Klassizismus der zeitgenössischen französischen Kunst- und Architekturtheorie das gegenrhetorische Konzept, gegen welches das *neue*, wenngleich auf ein *altes* Kunstwerk zurückgreifende ästhetische Programm abgegrenzt werden soll. Gemäß dem Wertekanon einer klassizistischen Sichtweise, wie ihn Goethe selbst – »[u]nter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen« (*Dichtung und Wahrheit*; FA I, 14, S. 419) – als prägend für sein Urteil vor dem Münster-Erlebnis charakterisiert, erscheint die gotische Architektur als hässlich, missgestaltet und barbarisch, mithin als ›wilde‹ Architektur. Zu Beginn des dritten Abschnitts des *Baukunst*-Aufsatzes schildert Goethe seine von klassizistischen Wertmaßstäben disponierte Erwartung, mit der er zum ersten Mal an das Bauwerk herantrat, um von diesem derart ästhetisch affiziert zu werden, dass er sie, eines Besseren belehrt, sogleich gänzlich aufgeben musste. Vorher habe das Adjektiv ›gotisch‹ geradewegs dazu gedient, alles ästhetisch Fremde als barbarisch abzulehnen – entsprechend Michel de Montaignes allgemeiner kulturrelativistischer Feststellung, »daß jedermann dasjenige barbarisch nennt, was nicht Sitte in seiner eigenen Heimat ist«:²⁹

Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik *Gothisch*, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflacktem, überladnem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt [gemeint sind also die alten Griechen; S.K.], hieß alles *gothisch*, was nicht in mein System paßte, [...] und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers. (FA I, 18, S. 113 f.)

Bei Goethes Formulierung »gleich dem Artikel eines Wörterbuchs« handelt es sich um eine Anspielung auf Johann Georg Sulzers Artikel *Gothisch* aus dessen *Allgemeiner Theorie der schönen Künste* (1771–1774), deren erster Teil 1771 erschienen war und 1772 auszugsweise von Goethe in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* rezensiert wurde. In Sulzers Artikel *Gothisch* heißt es:

Man bedient sich dieses Beyworts in den schönen Künsten vielfältig, um dadurch einen barbarischen Geschmack anzudeuten [...]. Fürnehmlich scheint er eine Unschicklichkeit, den Mangel der Schönheit und guter Verhältnisse, in sichtbaren Formen anzuzeigen [...]. Da dieser Mangel des Geschmacks sich auf vielerley Art zeigen kann, so kann auch das Gothische von verschiedener Art

28 Goethe wollte freilich kein ›Gothic revival‹, keine Wiederbelebung der gotischen Bauweise initiieren, sondern anhand des Straßburger Münsters lediglich die zentralen Merkmale eines genialen Kunstwerks hervorheben.

29 Michel de Montaigne: *Von den Menschenfressern* (1580). In: Stein (Anm. 8), S. 37–43; hier S. 37.

seyn. / Darum nennt man nicht nur die von den Gothen aufgeführten plumpen, sondern auch die abentheuerlichen und mit tausend unnützen Zierrathen überladenen Gebäude, wozu vermuthlich die in Europa sich niedergelassenen Saracenen die ersten Muster gegeben haben, Gothisch.³⁰

Die Ausführungen Sulzers, über die Goethe in seiner Rezension sarkastisch bemerkt, sie könnten »auch wohl aus dem Französischen übersetzt sein« (FA I, 18, S. 96), bringen die klassizistische Ablehnung der Gotik prägnant zum Ausdruck. Das Gotische gilt demnach zuerst ganz allgemein als Inbegriff eines (jeden) barbarischen, d.h. rohen, unzivilisierten Geschmacks. Für Schönheit und richtige Formverhältnisse – Grundbegriffe der klassizistischen Ästhetik – habe dieser barbarische Geschmack keinen Sinn. Durch eine solche Verwendung des Ausdrucks »barbarisch« wird das Gotische bereits in die Nähe des Wilden gerückt; ordnet der zeitgenössische Sprachgebrauch doch den Barbaren zwischen dem Wilden und dem Zivilisierten ein: »Die Menschen«, so heißt es bei Adelung, »bestehen in Ansehung der Cultur aus drey großen Classen, aus Wilden, Barbaren und gesitteten Menschen«.³¹ An diesen Sprachgebrauch anknüpfend, nennt Sulzer erst zuletzt die – bezeichnenderweise auf den außereuropäischen Einfluss vonseiten der Sarazenen zurückgeführte – gotische Baukunst: »die abentheuerlichen und mit tausend unnützen Zierrathen überladenen Gebäude«, zu denen demzufolge auch das Straßburger Münster gehören würde.

Wenn Goethe nun dagegen argumentiert und seinerseits für die gotische Baukunst eintritt, so geschieht dies in erster Linie dadurch, dass er das Verdikt der überflüssigen, zwecklosen Verzierungen mit Blick auf das Münster zu widerlegen sucht. So wird gleich der erste Eindruck, den es bei ihm hinterlassen habe, umgekehrt als »Ein, ganzer, großer Eindruck« geschildert, der »aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand« (FA I, 18, S. 114). Harmonie, Einheit, Ganzheit kennzeichnen demnach also sehr wohl auch – und gerade – das Straßburger Münster, weshalb Goethe für dieses die zu seiner Zeit noch negativ besetzte Bezeichnung »gotisch« ablehnt, um stattdessen zu »verkündigen [...], das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst« (FA I, 18, S. 115). Wiederholt kommt er auf die harmonische Ganzheit des Münsters zu sprechen, so etwa wenn gegen Ende des dritten Abschnitts die Rede ist von den »großen, harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt; [...] bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen« (ebd.). Das Harmonie-Ideal der klassizistischen Ästhetik, das Goethe durch seinen Leipziger Zeichenlehrer Adam Friedrich Oeser vermittelt wurde, wird also nicht etwa suspendiert, wohl aber in eigentümlicher, der klassizistischen Sichtweise fremder Weise auf die Fassade des Straßburger Münsters bezogen, indem deren harmonisches Verhältnis von Teilen und Ganzem als gleichsam naturhaftes – »wie in Werken der ewigen Natur« (ebd.) –, nach dem Muster eines in sich zweck-

30 Johann Georg[e] Sulzer: *Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinander folgenden, Artikeln abgehandelt. Erster Theil von A bis J*. Leipzig 1771, Art. *Gothisch*, S. 489 f.; hier S. 489.

31 Adelung (Anm. 4), Sp. 223. – Vgl. noch den Sprachgebrauch bei Alfred Vierkandt: *Naturvölker und Kulturvölker*. Leipzig 1896, der »Halbkulturvölker« (S. 8) zwischen die »Naturvölker« und die »Vollkulturvölker« (S. 5) stellt.

mäßigen Organismus gefasst wird.³² In diesem Zusammenhang ist auch der wiederholte Vergleich des Münsterturms mit einem »weitverbreiteten Baume« (FA I, 18, S. 113) zu verstehen: Das Kunstwerk entspricht dem Naturprodukt; das Vegetabilische liefert das Modell für das Ästhetische.

Diese Analogisierung von Kunst und Natur hat nicht nur eine werk-, sondern vor allem auch eine produktionsästhetische Valenz (die schon auf die Gemeinsamkeit zwischen dem wilden Naturmenschen und dem künstlerischen Genie vorausdeutet). Denn über einen Panegyrikus auf das Straßburger Münster hinaus geht es Goethe in seiner Schrift *Von deutscher Baukunst* grundsätzlich um den künstlerischen Genius, den Erwin von Steinbach beispielhaft repräsentiere. Unbekümmert um die Anweisungen einer normativen Regelästhetik schaffe ein solches Genie – wie die mit Gott identifizierte Natur – aus sich selbst »ganzheitliche« Werke, die wie »gewachsen« erscheinen. So richtet Goethe an einen »neufranzösche[n] philosophierende[n] Kenner« (FA I, 18, S. 112), hinter dem sich der Architekturtheoretiker Marc-Antoine Laugier verbirgt,³³ die zurechtweisenden Worte: »Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. [...] Er ist der erste aus dessen Seele die Teile, in Ein ewiges Ganze zusammen gewachsen, hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntnis und Tätigkeit« (ebd.). Die »Natürlichkeit« des »gottgleichen Genius« (FA I, 18, S. 117), wie sie hier behauptet wird, schließt folglich seine »Regellosigkeit«, seine »Wildheit« ein. Diese »Wildheit« des autonom, weil frei von vorgegebenen Regeln schaffenden Genies zeige sich entsprechend auch am »Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente, in Ein lebendiges Ganze zusammen schuf« (FA I, 18, S. 116; Hervorhebung S.K.).

Die »Wildheit« des Werks widerspricht in dieser Sichtweise nicht seiner herausgestellten Harmonie, die mithin nicht in einem Konzept von »glatter« Schönheit aufgeht, sondern zugleich und zuerst eine »wilde«, »raue« Dimension aufweist. Indem Goethe den »geneigten Leser« als »teure[n] Jüngling« anredet, betont er ausdrücklich die bloß scheinbaren »Widersprüche«, die sich bei der Betrachtung des Straßburger Münsters ergeben können. Zwar wird der »teure Jüngling« von jenem »französierten« Betrachter unterschieden, auf den das Münster nur »einen widrigen Eindruck« macht und dem deshalb spöttisch die Reise »nach Paris« empfohlen wird; aber auch jener schon halb überzeugte Jüngling zeigt sich noch von der

32 Hans Dietrich Irmscher: *Nachwort*. In: *Herder, Goethe, Frisi, Möser: Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter* [1773]. Hrsg. von Hans Dietrich Irmscher. Stuttgart 1999, S. 191, weist deshalb darauf hin, dass »Goethes Aufsatz [...] eine Rettung der gotischen Baukunst für den Harmoniebegriff des Klassizismus« bedeutet. – Zur klassizistischen Prägung der Bewertungsmaßstäbe Goethes, die am Straßburger Münster bestätigt werden, vgl. auch Hanno-Walter Kruft: *Geschichte der Architekturtheorie*. München 2004, S. 215.

33 Indem Goethe Laugier zum Hauptrepräsentanten der französisch-klassizistischen Architekturtheorie deklariert, unterschlägt er indes, dass gerade schon Laugier in seinen *Observations sur l'architecture* von 1765 (die Goethe ebenso wie dessen *Essai sur l'architecture* von 1753/55 aus der Bibliothek seines Vaters kannte) gegen den Klassizismus die gotische Architektur zu rehabilitieren sucht und dabei vor allem den Turm des Straßburger Münsters geradezu überschwänglich lobt. Vgl. dazu Kruft (Anm. 32), S. 170–172.

»Stärke und Rauheit« des Bauwerks irritiert, die dessen »Schönheit« vermeintlich widerspricht (FA I, 18, S. 116). Goethe will diesen Einwand nun entkräften, und zwar dadurch, dass er die »Rauheit« mit der zugleich behaupteten Schönheit zu vermitteln sucht.

Damit votiert Goethe für eine »doppelte Ästhetik«, die dem Schönen das Korrektiv des Erhabenen zur Seite stellt.³⁴ Insbesondere knüpft er hierbei an die Erhabenheitstheorie Edmund Burkes an, in dessen *Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful* von 1757 die »erhabenen Gegenstände« (»sublime objects«) ebenfalls als »rau« (»rugged«) beschrieben werden.³⁵ In analoger Weise assoziiert Goethe im *Baukunst*-Aufsatz »Rauheit« mit Erhabenheit; an mehreren Stellen wird das »raue« Bauwerk ausdrücklich als erhaben bezeichnet – z. B. wenn es mit einem »hocherhabnen [...] Baume« (FA I, 18, S. 113) verglichen wird oder wenn davon die Rede ist, das Gebäude sei so »hoch erhaben«, dass man die Knie »beugen, und anbeten muß« (FA I, 18, S. 114). Entscheidend bleibt dabei aber, dass das Münster nicht nur durch überwältigende Erhabenheit, sondern ebenso sehr durch wohlgefällige Schönheit bestimmt sei. Noch im Rückblick von *Dichtung und Wahrheit* spricht Goethe in Bezug auf die Münsterfassade von einer Kombination des »Erhabene[n] mit dem Gefälligen«, die eine »scheinbar unmögliche Verbindung« von »unverträglichen Eigenschaften« (FA I, 14, S. 417) darstelle.

Im Kontext dieser doppelten Ästhetik, die auf eine nicht primär oder nicht mehr ausschließlich schöne, sondern (zugleich) erhabene Kunst abzielt, ist auch die Unterscheidung zwischen »schöner« und »bildender« bzw. »charakteristischer« Kunst zu verstehen, die im vierten Abschnitt der Abhandlung die eigentliche Passage über den Wilden einleitet. Damit verbunden ist eine historisch-anthropologische Theorie über den Ursprung der Kunst, durch die der angesprochene Jüngling dazu gebracht werden soll, »die Widersprüche«, die sich in seiner »Seele kreuzen«, zu »vereinigen« (FA I, 18, S. 116); er soll lernen, dass »Schönheit« sowie »Stärke und Rauheit« als ästhetische Kategorien einander nicht ausschließen, dass die Verbindung des Schönen mit dem Erhabenen eine nur »scheinbar unmögliche« ist. Der junge Goethe setzt – im Unterschied zu vielen seiner Zeitgenossen – keinen strengen Dualismus zwischen Schöner und Erhabenem voraus,³⁶ sondern favorisiert eine synthetisierende Konzeption. Das ästhetische Gegenmodell hierfür liefert abermals Sulzers *Allgemeine Theorie der schönen Künste*, vor welcher der Jüngling eindring-

34 Vgl. Carsten Zelle: *Die doppelte Ästhetik der Moderne. Revisionen des Schönen von Boileau bis Nietzsche*. Stuttgart, Weimar 1993, S. 3: »Im Medium der Ästhetik vollzieht sich Aufklärung über Aufklärung als Kritik des Schönen durch das Erhabene«.

35 Edmund Burke: *A philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*. Hrsg. von James T. Boulton. London 1958 (Erstdruck 1757), S. 124: »[...] sublime objects are vast in their dimensions, beautiful ones comparatively small; beauty should be smooth, and polished; the great, rugged and negligent«. Auch Wolf (Anm. 23), S. 227 f., weist darauf hin, dass das von Goethe genannte Rauhe »nicht von ungefähr in der Erhabenheitsästhetik Burkes für das Sublime steht«.

36 Zur »Opposition ›Schönheit versus Erhabenheit‹« (nicht nur) im 18. Jahrhundert vgl. Zelle (Anm. 34), S. 12. Zur tendenziellen Verabschiedung dieser Dichotomie in der »Sturm-und-Drang-Ästhetik Goethes und Herders« vgl. Wolf (Anm. 23), S. 237–240; hier S. 240.

lich gewarnt wird, wenn Goethe ihm zuruft: »Laß [...] die weiche Lehre neuerer Schöneitelei, dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung, nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne« (ebd.).

Goethes Polemik richtet sich gegen eine einseitige Ästhetik, welche die Kunst lediglich auf die Gestaltung des Gefällig-Schönen festlegt und dabei das »bedeutende Rauhe«, mithin das Wilde, Erhabene als Gegenpol ausschließt. Diese ausschließliche Fixierung auf das Schöne, die – wiederum Burkes Theorie entsprechend³⁷ – mit Weichheit und Verzärtelung in Verbindung gebracht wird, verfehlt aber den »wahren« Begriff des Schönen, indem sie dieses auf »eine unbedeutende Glätte« reduziere (ebd.). Auch mit dieser Reduktion ist eine spezifische Theorie über den Ursprung der Kunst verbunden, die Goethe freilich als »falsch« erweisen und durch die eigene, »richtige« ersetzen will. So referiert er Sulzers These, »die schönen Künste seien entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern«, und fügt sogleich – seine durchgreifende Kritik in der nur wenige Wochen nach dem Erstdruck des *Baukunst*-Aufsatzes in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* erschienenen Sulzer-Rezension vorwegnehmend – in aller Deutlichkeit hinzu: »Das ist nicht wahr!« (ebd.).

Gegen Sulzers Verschönerungs-These stellt Goethe nun das Konzept einer »bildenden« bzw. »charakteristischen« Kunst, deren historische und anthropologische Ursprünglichkeit er anhand des Rekurses auf den Wilden zu plausibilisieren sucht. Diese Verschränkung von Anthropologie und Geschichte beruht auf der vom jungen Goethe mit zahlreichen Autoren des 18. Jahrhunderts geteilten Voraussetzung, dass »in dem kulturellen Gefälle zwischen Europa und den exotischen »Wilden« ein Abbild des geschichtlichen Fortschritts« zu sehen sei,³⁸ welcher nach der hier vertretenen Auffassung freilich nicht per se zum Besseren führt. Die durch die Berufung auf die ästhetische Praxis der Wilden zu belegende »kunsthistorische« Ausgangsthese Goethes lautet dabei: »Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch, so wahre, große Kunst, ja, oft wahrer und größer, als die Schöne [Kunst; S. K.] selbst« (ebd.). Goethe versteht hier unter der bildenden Kunst, die er in eigenümlichem Sprachgebrauch der schönen Kunst gegenüberstellt, nicht etwa, wie im ausgehenden 18. Jahrhundert schon üblich, die Gesamtheit aller Künste, »welche sichtbare Gegenstände durch äußere räumliche Formen darstellen«,³⁹ wie Architektur, Bildhauerei und Malerei. Statt auf das Bildhafte als das Räumlich-Visuelle

37 Vgl. Klaus Poenicke: *Eine Geschichte der Angst? Appropriationen des Erhabenen in der englischen Ästhetik des 18. Jahrhunderts*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim 1989, S. 75-90; hier S. 85: »Das »Schöne« verbindet sich mit allem, was im Erlebenden nicht Angst, sondern Liebe weckt. [...] Seine Bildwelt erscheint von grundsätzlich sanfterem, schwächerem, »weiblicherem« Wesen«.

38 Norbert Knopp: *Zu Goethes Hymnus »Von Deutscher Baukunst*. D. M. Ervini a Steinbach«. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 53 (1979), S. 617-650; hier S. 641.

39 Wilhelm Hebenstreit: *Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache*. Wien 1843, Art. *Bildende Künste*, S. 95.

des künstlerisch Dargestellten hebt Goethe auf das Bildende als den kreativen Akt der Darstellung selbst ab: auf die Produktivkraft, die er als anthropologische Konstante versteht, indem er von der »bildende[n] Natur« des bzw. »in dem Menschen« spricht, »die gleich sich tätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist« (ebd.).

In Anspielung auf den schon in der älteren poetologischen Tradition, besonders bei Shaftesbury,⁴⁰ als mythologische Chiffre für den Künstler figurierenden Prometheus, der in dieser Funktion auch explizit am Ende des *Baukunst*-Aufsatzes sowie bekanntlich ebenfalls in anderen Texten des jungen Goethe (*Zum Shakespeares-Tag*, *Prometheus*-Hymne) vorkommt, wird der Mensch, insofern ihm diese »bildende Natur« (Shaftesburys »Plastick Nature«⁴¹) eignet, als »Halbgott« apostrophiert. Die pantheistisch mit Gott gleichgesetzte schöpferische Natur, die *natura naturans*, wohnt auch dem – insofern ebenfalls (halb)göttlichen – Menschen inne, der wie Prometheus »umher nach Stoff« greift, um »ihm seinen Geist einzuhauchen« (ebd.). Der im bisherigen Textverlauf schon wiederholt formulierte Gedanke von der Gottgleichheit des künstlerischen Genies,⁴² paradigmatisch repräsentiert durch den »heilige[n] Erwin« (FA I, 18, S. 115), wird hier also erneut aufgegriffen, um nun aber eine anthropologische Verallgemeinerung zu erfahren: So erklärt Goethe an dieser Stelle den Menschen als solchen zum (potentiellen) Künstler, und zwar – das erscheint besonders bemerkenswert – nachdrücklich auch schon den Naturmenschen im vorzivilisatorischen Zustand. Denn als Manifestationen der anthropologisch verstandenen »bildende[n] Natur« begreift Goethe grundsätzlich bereits die ästhetischen Produktionen und »Körpermodifikationen« der Naturvölker, wie sie in den zeitgenössischen ethnologischen Debatten vielfach diskutiert worden sind.⁴³ Diese primitiven künstlerischen Anfänge bringen demzufolge zwar keine schönen, sondern bizarre und sogar hässliche Gebilde hervor, die aber gleichwohl den produktiven Urcharakter jeder Kunst erkennen lassen, auf den es Goethe vor allem ankommt:

Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben, seine Cocos, seine Federn, und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerie aus den willkürlichsten Formen bestehn, sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. (FA I, 18, S. 116 f.)

40 Vgl. Shaftesburys wirkungsmächtiges Diktum: »Such a Poet is indeed a second Maker: a just PROMETHEUS under JOVE«. Anthony Earl of Shaftesbury: *Soliloquy, or Advice to an Author*. In: ders.: *Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times* (1711). Hildesheim, New York 1978, Bd. 1, S. 207.

41 Ebd.

42 Zu diesem »Vergleich des Genies mit dem Schöpfergott« in Goethes Text vgl. Jochen Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945*. 2 Bde. Darmstadt 32004, Bd. 1, S. 193 f.

43 Insofern kann keine Rede davon sein, Goethe habe »hier sogar den Zugang zu dem jener Zeit sonst noch ganz verschlossenen Gebiet der primitiven Kunst der Naturvölker« gefunden (Herbert von Einem: Kommentar in HA 12, S. 570). Dieses Gebiet war damals keineswegs »verschlossen«; die primitive Kunst der Wilden wurde nur zumeist abschätzig behandelt.

Unschwer sind die – auf den ersten Blick doch recht erstaunlichen – Parallelen zu erkennen, die Goethe hiermit zwischen den Gegenstands- und Körperverzierungen der Wilden einerseits und der »deutsche[n] Baukunst« Erwins von Steinbach andererseits zieht:⁴⁴ Die »abenteuerlichen«, ja »gräßlichen«, zugleich aber auch »hohen« Objekte jener archaischen Kunst korrespondieren dem erhabenen Eindruck der »Stärke und Rauheit«, den das Straßburger Münster bei seinem Betrachter hervorruft. Und wie sich dieses als Kunstwerk durch die gleichsam organische Zweckmäßigkeit aller seiner Teile in Bezug auf das »lebendige Ganze« (FA I, 18, S. 116) auszeichnet, da sein Schöpfer »mehr gefühlt als gemessen« (FA I, 18, S. 111) habe, so ergibt sich nach Goethe auch die notwendige Zusammenstimmung der von dem Wilden hervorgebrachten »willkürlichsten Formen« dadurch, dass »Eine Empfindung [...] sie zum charakteristischen Ganzen« schuf. Harmonie und Rauheit bzw. sogar Hässlichkeit schließen einander demnach nicht aus. Noch in seiner *Farbenlehre* kommt Goethe in ähnlicher Weise auf die harmonische Wirkung exotischer Körperverzierungen zurück, wenn er sich dort im Kontext von anthropochromatologischen Überlegungen über die »Neigung zum Bunten«, die sich bei »Naturmenschen« bzw. »rohe[n] Völker[n]« beobachten lasse, an einen »hessische[n] Offizier [erinnert], der aus Amerika kam, sein Gesicht nach Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität entstand, die keine unangenehme Wirkung tat« (FA I, 23.1, S. 264).

Doch welche Konsequenzen ergeben sich aus der Behauptung einer solchen harmonischen Ganzheit der ethnisch primitiven Kunst im Argumentationskontext des *Baukunst*-Aufsatzes? Goethe stellt das von ihm verherrlichte Straßburger Münster letztlich in eine Entwicklungslinie mit den ästhetischen Produkten des Wilden, denen dadurch, ähnlich wie in Herders leidenschaftlichem Eintreten für die »ungekünstelten Lieder ungesitteter Völker«,⁴⁵ eine merkliche Hochschätzung zuteil wird. Besonders deutlich mag diese Aufwertung werden, wenn man bedenkt, dass Goethe den Genius Erwins von Steinbach als gleichrangig mit dem »Genius der Alten« (FA I, 18, S. 111), also der antiken Griechen, begreift, die er durchaus ebenso positiv sieht, wenngleich er gegen deren unberufene französische Nachahmer polemisiert. So gesehen, lässt sich auch eine bruchlose Verbindung zwischen den »gräßlichen Bildnereien« der Wilden und den »heiligen Trümmern« (ebd.) griechischer Tempel herstellen, die sich insofern lediglich graduell, nicht aber substantiell unterscheiden⁴⁶ – eine radikale Absage an den ästhetischen Absolutismus der klassizistischen Sichtweise, welche die griechische Antike zum normativen Maßstab aller Kunst und Kultur erhebt.

44 Irritiert über diesen Vergleich zeigt sich Reinhard Liess: *Goethe vor dem Straßburger Münster. Zum Wissenschaftsbild der Kunst*. Leipzig 1985, S. 149: »Man wundert sich über die Verknüpfung des so überreich verfeinerten Instrumentariums der Erwin-Fassade ausgerechnet mit dem urtümlichen Kunsttrieb des Wilden [...]. Man fragt sich, was Goethe an einem so hochentwickelten, spätzeitlichen Kunstwerk an die »raue Wildheit« einer primitiven Kunst gemahnen konnte«.

45 Herder (Anm. 13), S. 452.

46 Vgl. bereits von Einem (Anm. 43), S. 570, der zu »der primitiven Kunst der Naturvölker«, wie Goethe sie hier bewertet, notiert: »[...] von dem Begriff der »bildenden Kraft« her ist auch sie Kunst so gut wie die Kunst der Griechen«.

Indem der junge Goethe mit seiner anticlassizistischen ›Ästhetik des Wilden‹ als einer ›Ästhetik des Hässlichen‹ Partei ergreift für die primitiven, ›noch nicht schönen Künste‹, argumentiert er also dafür, dass Schönheit nicht das ausschließliche und auch nicht das vorzügliche Kriterium für die Beurteilung von Kunstwerken sein darf.⁴⁷ Die Kunst der antiken Griechen mag zwar im Gegensatz zur Kunst der exotischen Wilden schön sein – ebenso wie die Kunst des gotischen Baumeisters Erwin von Steinbach –, aber das bedeutet hier keinen prinzipiellen Unterschied. Denn all diesen Kunstformen gemeinsam sei, dass es sich um bildende, d.h. produktive, auf dem anthropologischen Gestaltungstrieb des Menschen basierende Kunst handelt, die Goethe nun als »charakteristische Kunst« näher bestimmt, welche »die einzige wahre« sei (FA I, 18, S. 117). ›Falsche‹ Kunst – und damit als einzige von aller ›wahren‹ wirklich substantiell verschieden – wäre dagegen nur die imitative Kunst der Nachahmer, die sich auf rationale Regeln statt auf eigene Empfindung verlassen. Die werkästhetische Kategorie des Charakteristischen, die auf ›Stärke und Rauheit‹ und damit – im Verständnis des jungen Goethe – auf das Erhabene hindeutet,⁴⁸ entspricht der produktionsästhetischen Kategorie des Bildenden bzw. der bildenden Natur im Menschen. Das Konzept des Charakteristischen, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Aloys Hirt in veränderter Bedeutung wieder in die Ästhetik der Weimarer Klassik eingeführt wurde,⁴⁹ ist im Zusammenhang von Goethes *Sturm und Drang*-Programmatik, wie sie in *Von deutscher Baukunst* entfaltet wird, als Ausdruck eines spezifischen ästhetisch-anthropologischen Naturalismus zu verstehen: Wo die zur allgemeinen *Natur* des Menschen gehörende Bildungskraft »aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt« (FA I, 18, S. 117), überall da entstehe charakteristische Kunst, die nicht zwangsläufig schön sein muss.

Ausdrücklich merkt Goethe an, es sei im Hinblick auf dieses Charakteristische im Sinne der das Werk jeweils auszeichnenden lebendigen Ganzheit gleichgültig, ob die Kunst »aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren« wird (ebd.). Der junge Goethe stellt in seiner ethno-anthropologischen Ästhetik gezielt anthropologische Konstanz über kulturelle Differenz: Es gibt für ihn nur die *eine* Natur des Menschen, an der alle Völker – die wilden wie die zivilisierten – teilhaben; diese Natur bestimmt den Menschen als künstlerisches Wesen: als ›homo aestheticus‹, dessen Werke prinzipiell dieselbe Qualität des Charakteristischen auf-

47 Vgl. auch Eudo C. Mason: *Schönheit, Ausdruck und Charakter im ästhetischen Denken des 18. Jahrhunderts*. In: *Geschichte – Deutung – Kritik*. Fs. für Werner Kohlschmidt. Hrsg. von Maria Bindschedler u. Paul Zingli. Bern 1969, S. 91-108; hier S. 98, der mit Blick auf den »1772 von Goethe eingeführte[n] Begriff des ›Charakteristischen‹ als Gegenpol des ›Schönen‹« anmerkt, damit werde »zum erstenmal die Lehre Winckelmanns und Lessings, die Schönheit sei ›der höchste Endzweck und der Mittelpunkt‹ und ›das höchste Gesetz‹ der Kunst, öffentlich, energisch und wirksam angegriffen«.

48 Entsprechend bemerkt ebenfalls Kremer (Anm. 24), S. 566: »G. [...] macht sie [die Kunst] über den Begriff des Erhabenen anthropologisch begreifbar als einen menschlichen Gestaltungsdrang, der sich in einer ›charakteristischen Kunst‹ vergegenständlicht«.

49 Hierzu vgl. Alessandro Costazza: *Das »Charakteristische« als ästhetische Kategorie der deutschen Klassik. Eine Diskussion zwischen Hirt, Fernow und Goethe nach 200 Jahren*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 42 (1998), S. 64-94.

weisen. Die exotischen Wilden stehen im Hinblick auf die bildende Menschennatur den zivilisierten Europäern in nichts nach; sie können sich diesen sogar als überlegen erweisen, wenn es sich bei ihnen um bloße Imitatoren handelt, die nicht aus eigener Empfindung schöpfen. In diesem Fall ist die ›bildende‹ Kunst der Wilden – und mag sie noch so grotesk oder gar hässlich erscheinen – »wahr und größer, als die Schöne [Kunst] selbst«.

Trotz aller latenten Nivellierung der Unterschiede zwischen der primitiven Kunst der Naturvölker und der ›gebildeten‹ Kunst der Kulturvölker bemerkt Goethe allerdings, dass man »bei Nationen und einzelnen Menschen [...] unzählige Grade« (FA I, 18, S. 117) charakteristischer Kunst feststellen könne. Substantielle Unterschiede gibt es demzufolge bei aller ›wahren‹ Kunst nicht, wohl aber graduelle Abstufungen, die durchaus im Sinne einer kunstgeschichtlichen Höherentwicklung zu verstehen sind. Dabei integriert Goethe die Schönheit, die zuvor von dem ›Bildenden‹ als dem Ursprung der Kunst abgegrenzt wurde, wieder in die Ästhetik des Charakteristischen. Freilich handelt es sich dabei nicht um dieselbe Schönheit; es wird vielmehr eine falsche, einseitige von einer wahren, mit dem Charakteristischen verbundenen Schönheit unterschieden.⁵⁰

In einem weit ausgreifenden Konditionalsatz, dessen Struktur an die bekannte Wenn-dann-Periode aus Werthers Brief vom 10. Mai 1771 erinnert, führt Goethe das Maß der Glückseligkeit und Anbetungswürdigkeit des Künstlers entsprechend auf den Grad seiner Erhebung »zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön [...] sind«, zurück – um im Anschluss sogleich die »Stufe, auf welche *Erwin* gestiegen ist« zu preisen, so dass der kongeniale Betrachter seines Werkes »das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse« zu erkennen vermag (FA I, 18, S. 117). Auch wenn diese Schönheit der Verhältnisse als »würkend aus starker, rauher [...] Seele« (ebd.) vorgestellt wird, unterscheidet sich dadurch doch offenkundig das Straßburger Münster von den ›gräßlichen Bildnereien‹ des Wilden, die ja explizit ›ohne Gestaltverhältnis‹ auskommen sollen. Goethe proklamiert also keineswegs einen radikalen ästhetischen Rousseauismus, der die primitive Kunst der Naturvölker zur höchsten Norm erklären würde. Denn anders als Herder in seiner Poetologie des Volkslieds geht Goethe im *Baukunst*-Aufsatz schließlich von einer stufenartigen Höherentwicklung aus, die sich im historisch-anthropologischen Prozess der wachsenden Entfernung vom Ursprung, im Übergang vom Natur- zum Kulturzustand vollziehen kann. Das Charakteristische bilde dabei zwar den essentiellen Ursprung der ›wahren‹ Kunst, die aus ihm erwachsene und insofern spannungsvolle Schönheit⁵¹ aber ihren Gipfel.⁵²

50 Vgl. Wolf (Anm. 23), S. 229, der ebenfalls darauf hinweist, »daß im Baukunst-Aufsatz mindestens zwei verschiedene Begriffe von Schönheit verhandelt werden [...]. Die zweite, positiv gefaßte Schönheit ist stets charakteristisch, was aber keineswegs den Umkehrschluß erlaubt, alle charakteristische Kunst sei zugleich stets notwendig schön«.

51 Mit Blick auf die Funktion dieser ›höheren‹ Schönheit in *Von deutscher Baukunst* bemerkt Irmscher (Anm. 32), S. 193, dass Goethe den »spannungslosen Schönheitsbegriff« des von ihm »bekämpften Klassizismus [...] mit äußerster Dynamik erfüllt«.

52 Vgl. das »Fazit der Schönheits-Reflexionen des jungen Goethe«, wie es Wolf (Anm. 23), S. 230, zieht: »Die allein ›wahre‹ Schönheit ist der Superlativ charakteristischer Kunst, das ausschlaggebende Ziel künstlerischer Praxis darf zunächst jedoch keineswegs Schön-

Allerdings ist die gemeinte Höherentwicklung für Goethe nur möglich, solange der Kontakt zur ursprünglichen (bildenden) Natur nicht verlorengeht, der kulturgeschichtliche Entwicklungsprozess nicht dialektisch in Entfremdung von dieser Natur umschlägt wie im Falle der klassizistischen Regelästhetik der Franzosen, die laut Goethe nicht aus dem Eigenen, Originären der Empfindung schöpfen, sondern sich anhand rationaler Prinzipien am »Fremden« (ebd.) orientieren, indem sie die griechische Kunst bloß äußerlich nachahmen. Die Rehabilitation des Archaischen verbindet sich im *Baukunst*-Aufsatz also auf eigentümliche Weise mit der Voraussetzung der *Möglichkeit* eines ästhetisch-kulturellen Fortschritts. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass Goethe die graduelle Abstufung der wahren, bildenden bzw. charakteristischen Kunst im vorletzten Abschnitt seines Textes nur von den »rauen« (erhabenen), bizarr-hässlichen »Bildnereien« des Wilden bis zu dem zugleich »rauen« *und* »schönen«, erhabenen *und* gefälligen Bauwerk Erwins von Steinbach skizziert – einem Kunstwerk, dessen Entstehung zeitlich weit zurückliegt: in den »düstern« Regionen »des medii aevi« (ebd.), wie Goethe selbst bemerkt. Insofern erscheint das Ideal der charakteristischen Kunst in doppelter Hinsicht in die Ferne gerückt: zum einen in die geographische Ferne anderer Weltteile, in denen die wilden Exoten leben, zum anderen in die historische Ferne des Mittelalters, in dem das Straßburger Münster erbaut worden ist. Die deutsche Gegenwart des 18. Jahrhunderts hingegen blieb bislang ausgeklammert. Ihr und der näheren Zukunft gilt deshalb der letzte Abschnitt des Textes, der die aktuellen Konsequenzen aus dem zuvor Dargelegten zieht.

Im Anschluss an die radikale Kritik an der klassizistischen Nachahmungsästhetik der eigenen, deutschen Gegenwart, die sich »zu ihrem Verderben« nach dem Vorbild »leichte[r] Franzose[n]« an der griechischen Antike orientiert (ebd.), wird – als gleichsam messianische Gestalt, die der sakralen Auratisierung des genialen Künstlers zum »Gesalbten Gottes« (ebd.) entspricht – ein neues Genie angekündigt, das noch »mehr als Prometheus [...] die Seligkeit der Götter auf die Erde« (FA I, 18, S. 118) leiten soll. Die Vermutung liegt nahe, dass der junge Goethe mit diesem im Schlusspassus des Textes hymnisch angerufenen »Knabe[n]« (ebd.) sich selbst meint.⁵³ Jedenfalls erhellt aus seiner »prophetischen« Ankündigung, dass die graduelle Höherentwicklung der charakteristischen Kunst, die mit den »willkürlichsten Formen« des Wilden beginnt, durch Erwin von Steinbach noch keineswegs abgeschlossen wurde: Die »Stufe, auf welche *Erwin* gestiegen ist«, stellt also nicht etwa die höchste und letzte dar, sondern ist ihrerseits erst eine »Vorstufe« des kommenden Knaben-Genius, der noch höher steigt. Auch seine erst noch zu schaffenden Werke sind indes Produkte derselben anthropologisch fundierten charakteristischen Kunst,

heit sein [...], sondern allererst die sich »bildend« einstellende Wahrheit, die ihrerseits zur Erreichung »wahrer« Schönheit notwendig, aber noch lange nicht hinreichend ist. Jene a priori nicht anzustrebende Schönheit kann sich unter gewissen Voraussetzungen, nämlich dem entwickelten »Gefühl für Verhältnisse«, dann – gleichsam als Additiv – zusätzlich einstellen«.

53 Vgl. hierzu Karl Eibl: »... mehr als Prometheus ...«. *Anmerkungen zu Goethes Baukunst-Aufsatz*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 25 (1981), S. 238-248; bes. S. 244-246, der auf Parallelen zur typologischen Figur des »puer« aus Vergils vierter Ekloge hingewiesen hat.

die das »bedeutende Rauhe« im Laufe des Zivilisationsprozesses mit dem Schönen verbindet. Auch er wird, gerade weil er »mit einem scharfen Aug für Verhältnisse geboren« ist, nicht durch ästhetische »Pädagogen«, sondern allein durch »die Natur« erzogen (ebd.).

Darin ähnelt noch das Genie der Zukunft, wie Goethe es am Ende seiner Schrift *Von deutscher Baukunst* heraufbeschwört, dem Wilden im *Naturzustand*. Denn letztlich handelt es sich bei dem, was hier angekündigt bzw. ersehnt wird, um nichts anderes als um die vollkommene Entfaltung der ›bildenden Natur‹, die das Wesen des Menschen ausmache, wie es sich vermeintlich schon vor aller Kultur zeigt. Umgekehrt dient dieses Argumentationsmodell freilich auch dazu, den genialen modernen Künstler als den eigentlichen, am höchsten und umfassendsten entwickelten Menschen zu proklamieren, der die letzte Stufe der ästhetischen Perfektibilität erreicht hat. Zugleich aber lebt das Wilde des (vor)kulturellen Ursprungs im modernen Genie fort, insofern jene bildende Menschen-Natur bei ihm nicht der zivilisatorischen ›Verzärtelung‹ zum Opfer gefallen ist, sondern immer noch genauso wirksam bleibt wie im ursprünglichen Zustand der Menschheit, den für Goethe in zeittypischer Weise der primitive Exot verkörpert. Wie dessen ›Bildnereien‹ komme mithin auch den Kunstwerken des neuen Naturgenies in der Nachfolge Erwins von Steinbach die erhabene Rauheit des Charakteristischen zu, jedoch verknüpft mit der Schönheit, die insofern erst ›wahre‹ Schönheit sei.

REINER WILD

*Eine ›erotisch-moralische‹ Erzählung.
Zu Goethes Gedicht »Das Tagebuch. 1810«*

Goethes Gedicht in Stansen *Das Tagebuch*, das mit seinen 24 achtzeiligen Strophen und also 192 Zeilen als kleine Verserzählung gelten kann, gehörte lange zu seinen eher verschwiegenen Werken; in den gängigen Goethe-Ausgaben fehlte es zu meist.¹ Dies hat sich gründlich geändert, seit Siegfried Unseld 1978 das *Tagebuch*, verbunden mit Hinweisen zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte, zu literarischen und möglichen biographischen Bezügen, neu herausgab.² Umfassender noch informierte vier Jahre später Hans Rudolf Vaget über Entstehungsgeschichte, literarischen Kontext und Rezeptionsgeschichte des Gedichts.³ Seither gehört das *Tagebuch* unbestritten zum Korpus der zu beachtenden Goethe-Gedichte. Inzwischen gibt es eine Reihe von Aufsätzen zum *Tagebuch*; in umfassenderen Darstellungen wird es nunmehr stets behandelt. In den beiden neueren Goethe-Ausgaben, der Frankfurter (FA) und der Münchner (MA), ist es selbstverständlich vorhanden. Bekannt ist so auch, dass im *Tagebuch* das durch sexuelles Versagen misslingende erotische Abenteuer eines Kaufmanns während einer Geschäftsreise erzählt wird, ebenso die Deutlichkeit, mit der Goethe dieses Geschehen präsentiert, nicht zuletzt

1 Das *Tagebuch* wird zitiert nach MA 9, S. 37-43, mit Angabe der Verszahl.

2 »Das *Tagebuch*« Goethes und Rilkes »*Sieben Gedichte*«. Erläutert von Siegfried Unseld. Frankfurt a. M. 1978; die vergleichende Zusammenstellung mit den im Titel genannten Gedichten Rilkes, denen der zweite Teil des Buches gilt, ist nicht unbedingt glücklich.

3 Hans Rudolf Vaget: *Goethe. Der Mann von 60 Jahren. Mit einem Anhang über Thomas Mann*. Königstein/Ts. 1982. Allerdings sind in Vagets Darstellung gelegentliche Ungenauigkeiten festzustellen; zudem führt seine autororientierte, vorrangig künstlerpsychologische Deutung in die Irre. Er geht ausdrücklich davon aus, dass »dem Abenteuer mit der schönen Kellnerin, in dem man den Hauptgegenstand des *Tagebuchs* zu erblicken gewohnt ist, eine tiefere, symbolische Bedeutung zugeschrieben« sei (S. 51). Die Unfähigkeit des Kaufmanns, die täglichen Berichte an seine Frau zu schreiben, sei »eigentlich« ein Versagen der dichterischen Kreativität; deshalb sei das sexuelle Unvermögen des Kaufmanns ein »Gleichnis« »für eine viel weiter reichende und bedrohlichere Impotenz: das Versagen als Schriftsteller« (S. 57). Die Gleichsetzung der Notate des täglich Vorgefallenen mit dem poetischen Schöpfungsakt ist nur schwer nachzuvollziehen, vgl. auch Dieter Borchmeyer: *Die geheimgehaltenen Dichtungen des Geheimrats Goethe. Kritische Anmerkungen zu ihrer Wiederentdeckung. Der »Walpurgissack« und »Das Tagebuch«*. In: *Verlorene Klassik? Ein Symposium*. Hrsg. von Wolfgang Wittkowski. Tübingen 1986, S. 99-111; bes. S. 108. Es erstaunt schon, dass Vaget, der über die Sekretierung des Gedichts spottet und von der »Tabuisierung der Sexualität in der etablierten Literaturwissenschaft« spricht (S. 26), es nicht dabei belassen kann, das *Tagebuch* als Gedicht über Sexualität zu lesen, vielmehr feststellt, es handle »nicht von dem, wovon zu handeln es vorgibt: den Imponderabilien des männlichen Sexuallebens« (S. 49), und ihm »eine tiefere, symbolische Bedeutung« (S. 51) zuerkennen will (Hervorhebung R. W.).

in der siebzehnten Strophe, in der sich der Kaufmann an seine Brautzeit und seine Trauung erinnert:

So immerfort wuchs Neigung und Begierde
 Brautleute wurden wir im frühen Jahre
 Sie selbst des Maien schönste Blum' und Zierde
 Wie wuchs die Kraft zur Lust im jungen Paare!
 Und als ich endlich sie zur Kirche führte:
 Gesteh' ich's nur, vor Priester und Altare
 Vor deinem Jammerkreuz blutrünstger Christe,
 Verzeih mir's Gott! es regte sich der Iste.
 (129-136)⁴

Das Gedicht verdankt seine Entstehung einem Anstoß von außen. In den Jahren nach 1806/07 befasste sich Goethe intensiv mit italienischer Renaissancedichtung. Er las Boccaccio, Ariost, Tasso und weitere, weniger bekannte Autoren, beschäftigte sich mit Petrarca und der Biographie von Aretino, dazu mit neuerer italienischer Literatur.⁵ Sein Interesse galt vornehmlich der italienischen Verserzählung, insbesondere der erotischen. Zum konkreten Anstoß für die eigene Produktivität wurden die Verserzählungen von Giambattista Casti; als »Geschichte im Castischen Styl und Sinne« charakterisiert er selbst das *Tagebuch*.⁶ Casti war ein europäischer Erfolgsautor, vor allem mit seinen Opernlibretti. Auch in Weimar war er beliebt; die Bibliotheksbestände verweisen auf ein großes Interesse an den Libretti wie an seinen galanten Novellen.⁷ Goethe hatte ihn in Italien persönlich kennengelernt.⁸ Casti las aus seinen damals noch unveröffentlichten Verserzählungen, die 1793 unter dem Titel *Novelle galanti* gedruckt wurden; 1804 erschien eine erweiterte Auflage und es mag sein, dass diese Ausgabe Goethe veranlasste, ihn erneut zu lesen.

Das *Tagebuch* ist in der italienischen Strophenform der Ottave oder Stanze mit der charakteristischen Reimfolge abababcc und mit durchweg elfsilbigen jambischen Versen, damit auch durchgängig mit weiblichen Kadenzten, verfasst. Goethe übernimmt die in der italienischen Versepiik, insbesondere der erotischen Verserzählung seit der Renaissance und bis in seine Gegenwart gängige, auch von Casti gebrauchte Strophenform. Das Gedicht sei, bemerkte Eckermann, als Goethe ihm

4 ›blutrünstig‹ bedeutet um 1800 ›blutig, blutüberströmt‹ (nicht, wie im heutigen Sprachgebrauch, ›blutdürstig‹ oder auch ›grausam, gewalttätig‹), vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. 4 Bde. Leipzig 1793-1801, Bd. 1, Sp. 1099: »Blutrünstig, adj. et adv. blutend, blutig. Eine blutrünstige Wunde, aus welcher Blut rinnet. Jemanden blutrünstig schlagen«. Bei Goethe kommt das Wort nur an dieser Stelle vor, vgl. GWB 2, Sp. 817.

5 Vgl. die entsprechenden Einträge im Register von GT III u. IV.

6 GT III, 1, S. 478 (30.8.1808).

7 Vgl. Olaf Müller: *Galanter Diskurs und ›sittliche Muse‹. Zur Weimarer Rezeption der Werke Giambattista Castis und zu Goethes »Tagebuch«-Gedicht*. In: Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach und die Italien-Beziehungen im klassischen Weimar. Hrsg. von Thomas Kroll, Siegfried Seifert u. Peter Kofler. Bozen 2010, S. 87-99; bes. S. 93-99.

8 Vgl. *Italienische Reise* (MA 15, S. 449, 460).

das *Tagebuch* zeigte, »in dem Ton und der Versart von Meister Ariost« geschrieben (MA 19, S. 82).⁹ Mit der Strophenform ist eine mittlere Stillage, ein an mündliche Rede angenäherter, auf Konversation und Geselligkeit gerichteter, zugleich leicht ironischer Vortragston verbunden; er wird im *Tagebuch* sogleich in der ersten Strophe angeschlagen und vom Erzähler wie vom Kaufmann beibehalten, die im Wechsel das Geschehen erzählen.¹⁰ Mit dem Formzitat der italienischen Versepeik erinnert Goethe zugleich an die Übernahme der Stanze als Erzählstrophe in die deutsche Dichtung durch Christoph Martin Wieland, der sie noch mit einigen Freiheiten behandelte, und vor allem durch Johann Jakob Wilhelm Heinse, etwa im »Anhang« seines 1774 erschienenen Romans *Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse*.¹¹ Zum Konversationston der italienischen Verserzählung zählen auch die Wendungen des Erzählers ans Publikum. Diese Verserzählungen sind Gesellschaftsdichtungen; es ist kein Zufall, dass Goethe Casti zuerst gehört, nicht etwa gelesen hat. In Castis Verserzählungen sind diese Anreden ans Publikum, in denen der Erzähler mit leicht ironischem Unterton, gleichsam augenzwinkernd und doch wiederum ernst gemeint, eine moralische Auslegung der erzählten verfänglichen oder anzüglichen Begebenheiten gibt, vor allem in den Eingangs- und Schlussstrophen zu finden. Diesen Rahmen übernimmt Goethe in der korrespondierenden

9 Die Nennung Ariosts bei Eckermann hat Anlass gegeben, nach konkreten Nähen zu Ariosts *Orlando furioso* zu suchen, vgl. z.B. Horst Rüdiger: *Ariost in der deutschen Literatur*. In: *Studien über Petrarca, Boccaccio und Ariost in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Horst Rüdiger u. Willi Hirdt. Heidelberg 1976, S. 56-84, zu Goethe S. 72-76. Rüdiger verweist insbesondere auf den 8. Gesang von *Orlando furioso* (Str. 44-50); die Nähe zum *Tagebuch* ist jedoch allenfalls marginal. In *Orlando furioso* wird ein misslingender Vergewaltigungsversuch erzählt, wofür die sich wehrende Frau vom Täter in Schlaf versetzt wird, der Täter dann allerdings zum Vollzug nicht in der Lage ist und, vergeblich sich bemühend, selbst einschläft, vgl. Ludovico Ariosto: *Der rasende Roland*. In: ders.: *Sämtliche poetischen Werke*. Übersetzt von Alfons Kissner. 3 Bde. Berlin 1922, Bd. 1, S. 157-159; außer dem Motiv des sexuellen Versagens aus freilich sehr unterschiedlichen Gründen ist mit dem *Tagebuch* lediglich noch das Motiv des Schlafens gemeinsam, auch dies jedoch wahrlich in sehr unterschiedlicher Verwendung.

10 Es ist ein schieres Missverständnis, die Verwendung der Stanze als Erzählstrophe mit ihrem Gebrauch als explizit lyrische Strophenform für repräsentative Anlässe oder herausgehobene, ja erhabene Themen und Gegenstände gleichzusetzen, um daraus dann, wie z.B. Vaget (Anm. 3), S. 46f., eine besondere, herausragende Stellung des *Tagebuchs* in Goethes Lyrik abzuleiten. Der Gebrauch als »hohe« lyrische Form – bei Goethe etwa für Huldigungsgedichte wie die an Maria Ludovica, für *Zueignung* oder *Urworte*. *Orphisch* (wobei Goethe dabei zumeist die in der deutschen Lyrik auch sonst gebräuchlichere Form mit abwechselnd weiblichen und männlichen Kadenzen nutzte) – hat sich in der deutschsprachigen Lyrik am Ende des 18. Jahrhunderts ausgebildet und blieb weitgehend ein Spezifikum deutscher Lyrik. Kennzeichnende Unterschiede des lyrischen Gebrauchs der Form gegenüber dem epischen sind neben dem herausgehobenen Sujet vor allem auch die gehobene Stillage, die vom Konversationston, wie er das *Tagebuch* bestimmt, deutlich entfernt ist; während zum epischen Gebrauch der Stanze das genus humile gehört, wird in ihrer lyrischen Verwendung (in der deutschen Dichtung) in der Regel das genus grande verwendet.

11 Vgl. Wilhelm Heinse: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Carl Schüddekopf. 10 Bde. Leipzig 1902-1913, Bd. 3.2 (1906), S. 195-214.

Eingangs- und Schlussstrophe des *Tagebuchs*. In der Eingangsstrophe werden die Leser in legerem Konversationston auf die Geschichte eingestimmt, in der es offenbar um die Ambivalenz des ›Menschenherzens‹, um Sünde und Lehre, Versuchung und Tugend gehen wird:

Wir hören's oft und glauben's wohl am Ende
 Das Menschenherz sei ewig unergründlich
 Und wie man auch sich hin und wieder wende
 So sei der Christe wie der Heide sündlich.
 Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände
 Und nehmen's mit der Lehre nicht empfindlich:
 Denn zeigt sich auch ein Daemon uns versuchend
 So waltet was, gerettet ist die Tugend.
 (1-8)¹²

In der Schlussstrophe benennt Goethe in den beiden Anfangszeilen in ironischem Ton die Konvention, der er folgt, und gibt, gleichfalls in ironischer Einfärbung, die in den Schlusszeilen allerdings zurückgenommen wird, eine Leseanweisung:

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
 Moralien uns ernstlich fördern sollen;
 So will auch ich in so beliebtem Gleise
 Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
 Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise
 Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
 Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
 Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.
 (185-192)

Die moralische Auslegung, ironisch gebrochen, gehört zum Genre. Von ihr kommt die gängige Bezeichnung ›moralische Erzählung‹, die auch Goethe für das *Tagebuch* öfter verwendet; in einer das Genre genau treffenden Pointierung nennt er das *Tagebuch* einmal ›erotisch-moralisch‹.¹³

Auf die Nähe des *Tagebuchs* zu den Verserzählungen Castis hat bereits 1895 Johannes Niejahr in seinem nach wie vor lesenswerten und ergiebigen Aufsatz aufmerksam gemacht:

- 12 Bedenkenswert sind die Vermutung von Hildebrecht Hommel, das Komma in der letzten Zeile stehe an der falschen Stelle, und sein Vorschlag, dafür »was gerettet ist« in Kommata zu setzen: »So waltet, was gerettet ist, die Tugend«; die für Goethe eher ungewöhnliche Formulierung »So waltet was« – Hommel spricht zu Recht von einer »burschikosen Wendung« – würde damit getilgt und der in der überlieferten Fassung eher kryptische Satzsatz der Strophe würde deutlich plausibler (*Bemerkungen zu Goethes »Tagebuch«*. In: ders.: *Goethe-Studien*. Heidelberg 1989, S. 60-76; hier S. 70-72).
- 13 Zu der Feststellung »und manches andere kleinere Gedicht entwickelte sich im Stillen« in den *Tag- und Jahres-Heften* zu 1810 (MA 14, S. 219) notierte Goethe in der Handschrift: »Das Tagebuch erotisch-moralisch« (WA I, 36, S. 399).

Die Freiheit im Gebrauch der Ottave, die er sonst nur in Gedichten ernsten, feierlichen Charakters anwendet, die äußere Form der Komposition mit betrachtemdem Proömium und Epilog, die kecke, dem Konversationston anbequemte und doch nie von den Grazien gemiedene Form des Ausdrucks und der Reime, die unverhüllte und doch nie freche Sinnlichkeit, Alles vereinigt sich, um den Grundton der Castischen Novelle voll erklingen zu lassen.¹⁴

Friedrich Wilhelm Riemer nennt das *Tagebuch* »Stanzen in Casti's *Manier*« (WA I, 5.2, S. 350; Hervorhebung R.W.). Nicht einzelne Novellen haben Goethe zu eigener Produktion angeregt; keine der fünfzig Verserzählungen Castis kann als Vorbild für das *Tagebuch* gelten. Den Anstoß gab vielmehr das Genre der erotisch-moralischen Verserzählung selbst, das Goethe in Castis *Novelle galanti* »meisterhaft« verwirklicht sah.¹⁵ Gleichwohl gibt es im *Tagebuch* auch die Übernahme einzelner Motive aus Castis Verserzählungen, etwa bei der Darstellung der Brautnacht in der achtzehnten Strophe:

Und ihr, der Brautnacht reiche Bettgehänge,
Ihr Pfühle, die ihr euch so breit erstrecktet,
Ihr Teppiche, die Lieb' und Lustgedränge
Mit euren seidnen Fittigen bedecktet
Ihr KäfichVögel, deren ZwitterSänge
Zu neuer Lust und nie zu früh uns wecket
Ihr kanntet uns von Eurem Schutz umfriedet
Teilnehmend sie, mich immer unermüdet.
(137-144)

Goethe übernimmt Motive aus Castis Novelle *Il Rusignuolo* (*Die Nachtigall*), die ihrerseits auf eine Novelle Boccaccios (*Il Decamerone*, V, 4) verweisen – so in der Ausstattung des Bettes, insbesondere aber in dem zunächst etwas dunkel bleibenden, zudem grammatisch nicht einwandfrei formulierten Detail der »KäfichVögel, deren ZwitterSänge / Zu neuer Lust und nie zu früh uns wecket«. Bei Boccaccio wie Casti wird von einem jungen Mädchen erzählt, das sein Bett auf den Balkon stellen lässt, um – wie sie sagt – dem Gesang der Nachtigall zu lauschen, in Wahrheit

14 Johannes Niejahr: *Goethes Gedicht »Das Tagebuch«*. In: *Euphorion* 2 (1895), S. 604-616; hier S. 608. Die Bedeutung von Castis *Novelle galanti* für das *Tagebuch* blieb in der Forschung jedoch über lange Zeit nahezu unbeachtet; erst Wolfgang Dietrich ist dieser Beziehung in seiner 1985 erschienenen Dissertation – *Die erotische Novelle in Stanzen. Ihre Entwicklung in Italien und Deutschland*. Frankfurt a.M. u.a. 1985, zu Goethe und Casti S. 83-131 – näher nachgegangen. Sein Versuch, Goethes Gedicht auf eine – und nur diese eine – der Novellen Castis (*L'Arcivescovo di Praga*) zu beziehen und geradezu als deren Kontrafaktur zu lesen, ist allerdings kaum überzeugend.

15 In den *Tag- und Jahres-Heften* zu 1811 vermerkt Goethe anlässlich seiner Lektüre der *Novelle galanti del Padre Atanasio da Verrocchio* von Domenico Batacchi, die 1800 erschienen waren: »[...] sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Wert ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammen genommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter« (MA 14, S. 227). Zur Beziehung zu Casti vgl. den instruktiven Aufsatz von Müller (Anm. 7); bes. S. 95 f., auch der folgende Hinweis auf eine direkte Casti-Reminiszenz beruht auf Müllers Ausführungen, S. 96-98.

aber, um ihren Liebhaber zu treffen; Boccaccio wie Casti spielen mit dem erotischen Doppelsinn von ›rusignuolo‹, ›ucello‹ (Vogel) und ›gabbia‹ (Käfig) im Italienischen. Olaf Müller hat darauf aufmerksam gemacht, dass Goethe auch in einem 1816 geschriebenen Lied im Volkston mit den erotisch-sexuellen Konnotationen von ›Vogel‹ und ›Käfig‹ spielt;¹⁶ in den beiden mittleren Strophen heißt es vom »Liebchen«:

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein sie hält
Sie läßt es heraus
So wie's ihr gefällt.

Hats Picken dem Finger
Den Lippen gethan,
Es flieget und flattert
Und wieder heran.
(MA 11.1.1, S. 173)

Rierner charakterisiert das *Tagebuch* als »*Lusus Ingenii*«, als Spiel des Geistes, der Phantasie oder des Witzes.¹⁷ Er hat dabei Goethes spielerischen Umgang mit der italienischen Verserzählung, so die »*novelle galanti* des Abbate Casti«,¹⁸ im Blick, aber auch die deutschen Übernahmen; er nennt Wieland, Heinse, zudem Moritz August von Thümmel (der in seinen frühen Verserzählungen an Wieland anschließt, aber nicht die Stanzenform verwendet). Goethes intertextuelles Spiel reicht jedoch weiter. Im Formzitat einer literarischen Tradition erinnert das *Tagebuch* an die antikisierenden Gedichte der klassischen Lyrik. Hinzu kommen thematische und motivische Nähen, insbesondere zu den *Venezianischen Epigrammen*. Sexualität und Religionskritik sind Themen des *Tagebuchs* wie der *Epigramme*; im dargestellten Milieu – dem eines Kaufmanns hier, der Handelsstadt Venedig dort – sind beide ebenso verwandt wie im Motiv des Reisenden, der zudem sich »nach Hause« sehnt, wie es in den *Venezianischen Epigrammen* heißt (MA 3.2, S. 108), nach seiner »Trauten« (9) im *Tagebuch*, seinem »Liebchen« in den *Epigrammen* (MA 3.2, S. 88). Mit dem einer Elegie von Tibull entnommenen Motto wird zudem nachdrücklich der Bezug zur Antike gesetzt; in ihm ist in lapidarer Kürze das Thema des Gedichts benannt: »– Aliam tenui; sed jam quum gaudia adirem / Admonuit dominae deseruitque Venus« (»Oft umarmt' ich ein anderes Weib, doch nah dem Genusse / An die Gebieterin dann mahnte mich Venus, und floh«).¹⁹ Das *Tagebuch* ist, thematisch und strukturell, auch ein Nachklang der klassischen Lyrik.

16 Vgl. Müller (Anm. 7), S. 98. Die detaillierte Untersuchung von Goethes Casti-Rezeption, in der ausgehend vom *Tagebuch* und den Anregungen Olaf Müllers folgend den Spuren Castis in Goethes Lyrik nachgegangen würde, wäre eine lohnende Aufgabe.

17 Friedrich Wilhelm Rierner: *Mitteilungen über Goethe*. Auf Grund der Ausgabe von 1844 u. des handschriftlichen Nachlasses hrsg. von Arthur Pollmer. Leipzig 1921, S. 224 (*Zu Goethes Schriften, Entwürfen und Plänen*).

18 Ebd.

19 Tibull 1, 5, 39 f.: Die erste Zeile beginnt mit »saepe«; Goethe lässt dieses »oft« weg und stellt so die Besonderheit der erzählten Begebenheit heraus – die Übersetzung hier nach David Ferdinand Koreff: *Des Albius Tibullus Werke, der Sulpicia Elegien und einige*

Das Motiv des männlichen Versagens, immerhin das Zentralmotiv von Goethes Gedicht, kommt in der antiken Lyrik öfter vor, so in Ovids *Amores*. In einer der Elegien bildet es den Ausgangspunkt:

Dabei ist sie so schön und ist elegant, dieses Mädchen,
 Und ich weiß nicht wie oft hab ich sie sehnlich begehrt;
 Endlich nun hab ich im Arm sie gehabt: ein hilfloser Schwacher
 Lag ich in ruhigem Bett, Last für das Lager und Spott;
 Nichts vermochte mein Wunsch, obschon sie Gleiches gewünscht hat,
 Lust versagte und Dienst gänzlich erschöpft mir der Leib.²⁰

Der Betroffene erinnert sich an die vielen Male, bei denen er nicht versagte, und seine Tirade mündet in eine Penis-Schelte – auch dies ein in der antiken Lyrik nicht seltenes Motiv:

Tu dominum fallis, per te deprensus inermis
 Tristia cum magno damna pudore tuli.
 Nein, du betrügst deinen Herrn! Durch dein Verschulden betroffen
 Wehrlos, hab ich zur Scham kläglichen Schaden gehabt.²¹

Im *Tagebuch* wird diese Schelte in der Zornesrede des Kaufmanns »frei aber unüberhörbar zitiert«:²² »Verfluchter Knecht, wie unerwecklich liegst Du! / Und Deinen Herrn ums schönste Glück betriegst Du!« (151 f.). Mehr noch: Ovid gab möglicherweise auch die Anregung für Goethes Wortprägung vom »Meister Iste« (153). Goethe erweitert die Selbstanrede »dominus« bei Ovid, indem er dem »Herrn« den »Knecht« entgegenstellt; mit der Anrede »Meister« an den »Knecht« kehrt er das bei Ovid vorgebildete Verhältnis von Herr und Knecht um. Die Penisschelte bei Ovid beginnt mit dem Satz »Quin *istic* pudibunda iaces, pars pessima nostri?« – »Schäm dich und leg dich da hin, du schlechtestes Stück meines Wesens«.²³ Hommel vermutet, dass Goethe »den alten Locativ *istic* als kontrahiertes *iste hic* aufgefaßt haben [könnte], ein verächtliches »du da« also, was ihm die Anregung zu dem kuriosen Übernamen Iste geliefert haben mag«.²⁴ Wie auch

elegische Fragmente anderer, übersetzt von D[avid] F[erdinand] Koreff. Paris 1810, S. 39. Koreff hat eine andere Anordnung der Elegien, bei ihm gehören die beiden Zeilen zur sechsten Elegie (Z. 3-4). Über seine Übersetzung wurde auf einer abendlichen Herrengesellschaft am 6. Mai 1810 bei Karl Ludwig von Knebel gesprochen, bei der Goethe auch das *Tagebuch* vorlas, das wenige Tage zuvor entstanden war (vgl. GT IV, 1, S. 140); spätestens jetzt wird das Gedicht sein Motto erhalten haben.

²⁰ *Amores* III, 7, 1-6; Publius Ovidius Naso: *Liebesgedichte / Amores*. Lateinisch u. deutsch. Hrsg. von Walter Marg u. Richard Harder. München, Zürich 71992.

²¹ *Amores* III, 7, 71 f.

²² So Hommel (Anm. 12), S. 68. Auf diese Nähe hat bereits Niejahr (Anm. 14), S. 605, aufmerksam gemacht: »Die Wahrheit ist, daß Goethe das Hauptmotiv aus Ovids *Amores* (III, 7) entlehnt hat«; dies wird in der Forschung auch immer wieder angesprochen. Vgl. auch den Anhang der zweisprachigen Ausgabe von Ovids *Amores*, S. 161 (so schon in der 1. Aufl. 1956, S. 149).

²³ *Amores* III, 7, 69 (Hervorhebung R. W.).

²⁴ Hommel (Anm. 12), S. 68.

immer – beim Motiv des männlichen Versagens, das auch in der italienischen Vers-epik vorkommt, und mithin beim Thema Sexualität erinnert Goethe an die antike Lyrik; durch das Motto wird dies nachdrücklich herausgestellt. Auch darin klingt im *Tagebuch* die klassische Lyrik nach.

Die Frage nach der Moralität der im *Tagebuch* erzählten Geschichte wird im Gedicht selbst thematisiert, freilich in ironischer Brechung – so im Hinweis auf die Gattungskonvention moralischer Auslegung in den Eingangszeilen der Schlussstrophe oder mit der leger formulierten, zugleich ›liberalen‹ Lebensregel in der korrespondierenden Eingangsstrophe, wie man sich zum »unergründlich[en]« und zugleich »sündlich[en]« Menschenherzen verhalten solle: »Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände / Und nehmen's mit der Lehre nicht empfindlich« (5 f.). In dem Paarreim »versuchend« und »Tugend«, der die erste Strophe beschließt, ist, allerdings in ›unreiner‹ Reimung, die moralische Dimension des Gedichts benannt. Der spielerische Umgang mit der literarischen Tradition, der »*Lusus Ingenii*«, macht es möglich, das ›Anstößige‹ auszusprechen; das Formzitat der ›erotisch-moralischen‹ italienischen Verserzählung gibt dazu die Lizenz. Die Nichtveröffentlichung des Gedichts begründet Goethe in einem Gespräch mit Eckermann über das *Tagebuch* mit der Rücksicht auf das Publikum.²⁵ Der Dichter habe durchaus »Ursache sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgernis gebe«. Zudem argumentiert Goethe historisch:

Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und tut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will *uns* zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakspears kräftigen Mitmenschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakspeare ein gefühltes Bedürfnis wird.²⁶

Eckermann verweist auf die Form; bei den Römischen *Elegien* schaffe die antiki-sierende Form Distanz, »als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechischer Heroen zurückversetzt«. Hingegen sei das *Tagebuch* »weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener«. Goethe stimmt zu, jedenfalls dem Grundsatz nach: »Sie haben Recht«. Er fährt jedoch fort:

Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegieen in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz ver-rucht ausnehmen.

25 MA 19, S. 81 f.; daraus die folgenden Zitate.

26 Die hübsche Formulierung vom »Family-Shakspeare« ist keine Prägung Goethes; er spielt vielmehr auf eine zuerst 1807, dann erweitert 1818 unter dem Titel *The Family-Shakespeare* erschienene Bearbeitung von Dramen Shakespeares an, in der (wie es im Titel heißt) Wörter und Ausdrücke weggelassen seien, »which cannot with propriety be read aloud in a family« (MA 19, S. 755).

Die »Versart« von Byrons *Don Juan* ist auch die des *Tagebuchs*; beide sind in Stanzes geschrieben. So hat Goethes Feststellung eine versteckte Pointe: Das *Tagebuch* ist als ein Gedicht »von heute«, »in der Sprache von heute« und, wie zu ergänzen ist, in der Form »von heute« trotz seiner »Offenheit«, welche »Ärgernis« geben kann, nicht »verruht«. Um 1800 wurde »verruht« noch im allgemeinen Sinn von »verwerflich«, »sich nicht um Regeln oder Gesetze kümmernd, sich über sie hinwegsetzend« gebraucht (und nicht wie heute eingengt auf sexuell konnotierte Bedeutungen wie »lasterhaft« oder »verworfen«), so auch von Goethe.²⁷ Das *Tagebuch* verstößt also nicht, jedenfalls nicht für Goethe, gegen gültige Regeln, Sittlichkeit oder Moral, weshalb die offene Rede über Sexualität auch nicht der Lizenzierung durch die distanzierende antike Form bedarf. In diesem Sinne ist das *Tagebuch* »erotisch-moralisch«.²⁸ Auch hier ist im *Tagebuch* ein Nachhall der klassischen Lyrik zu hören. Als Verserzählung und durch die moderne Form rückt das *Tagebuch* in die Nähe der Balladen von 1797, vorrangig zu *Die Braut von Corinth* und *Der Gott und die Bajadere*. Mit ihnen teilt es auch das Thema der Sexualität, zudem in der Verbindung mit Religions- und Christentumskritik (der in den Balladen allerdings eine weitaus größere Bedeutung zukommt als im *Tagebuch*, in dem sie, freilich auch zugespitzt, allein im drastischen Reimpaar »Christe« / »Iste« erscheint). Sie ist ebenso Thema der *Venezianischen Epigramme*, insbesondere in von Goethe nicht veröffentlichten Epigrammen. Wie in den klassischen Balladen spricht im *Tagebuch* der moderne Dichter in der modernen Form; das Thema der Sexualität aber wird ausdrücklich mit den Verweisen auf die antike Lyrik verbunden. Moderne Form und antike Motive treten so in einen Widerstreit; die Antike-Reminiszenzen erfahren mit der Integration in die moderne Form eine Umdeutung.

Bei Tibull wie Ovid versagt der Liebhaber nicht wie im *Tagebuch* bei einer »verbotenen« Liebe. Die moralische Frage stellt sich überhaupt nicht. Bei Ovid steht das begehrte Mädchen in der Reihe derer, die er bisher geliebt und mit denen er geschlafen hat. Bei Tibull gibt es zwar im zyklischen Zusammenhang seiner Elegien den Bezug zu einer anderen Frau, jedoch in einem zum Geschehen im *Tagebuch* konträren Sinn; sie ist dem Sprecher der Gedichte untreu geworden. Anders ist es hingegen in der modernen italienischen Verserzählung, jedenfalls bei Ariost; hier verhindert das Versagen eine unmoralische, verwerfliche Handlung – so auch im *Tagebuch*: Das Versagen verhindert den kompletten Vollzug von Seitensprung und Ehebruch. Die moralische Frage ist – jedenfalls auf dem Feld der Liebeslyrik – eine moderne, keine antike Frage. Goethe erweitert allerdings das Geschehen; auf das Versagen

27 Vgl. Adelung (Anm. 4), Bd. 4, S. 1110; auch DWb 25, Sp. 1018 f.; zu Goethes Gebrauch vgl. z. B. *Zur Farbenlehre* (MA 10, S. 789) u. Eckermann: *Gespräche* (MA 19, S. 654, 14.3.1830).

28 Siehe Anm. 13. Vgl. auch Borchmeyer (Anm. 3), S. 111, zur Differenz von *Römischen Elegien* und *Das Tagebuch*: »Durch die antik-naive Form der Elegie sind die »Gesetze des Anstands« außer Kraft gesetzt. Für ein Gedicht wie »Das Tagebuch« – mit seinem modern-bürgerlichen Sujet und seiner spezifisch modernen Strophenform – gilt diese Lizenz nicht mehr. Was den »Römischen Elegien« aufgrund ihrer Form anstand, muß hier nach Goethes eigenem Urteil »verruht« wirken – *es sei denn, es wird durch eine sittliche Tendenz dieses Charakters entkleidet*« (Hervorhebung R. W.).

der Manneskraft folgt ihre Wiederkehr. Auch dieses Motiv teilt er mit Ovid; bei ihm heißt es: »Quae nunc, ecce, vigent intempestiva valentque« / »Heute zur Unzeit, sieh an, jetzt regt sich Kraft und Vermögen.«²⁹ Wie bei Ovids Liebhaber geschieht die Wiederkehr der Manneskraft auch beim Kaufmann im *Tagebuch* unwillkürlich und überraschend: »Auf einmal ist er da und ganz im Stillen / Erhebt er sich zu allen seinen Prachten« (155 f.). Der Kaufmann wird erneut in Versuchung geführt; das Thema von Versuchung und Tugend wird wiederholt. Sein Versagen erfährt der Kaufmann als ein Missgeschick, das er sich nicht erklären und deshalb lediglich beklagen kann. Er bleibt auch, während das Mädchen schon eingeschlafen ist, bei seiner Absicht: »Noch auf den Meister hoffend und vertrauend« (96). Ebenso kann ihn die Erinnerung an die Brautzeit und die Leidenschaft der ersten Ehezeit davon – zunächst – nicht abbringen. Im Gegenteil – diese Erinnerung endet mit dem Fluch auf seinen »Knecht«, der ihn jetzt im Stich lässt: »Verfluchter Knecht, wie unerwecklich liegst Du! / Und Deinen Herrn ums schönste Glück betriegst Du!« (151 f.). So will er auch, als ihm der »Meister Iste« wieder zu Gebote steht, die Gelegenheit doch noch nutzen; dieses und das weitere Geschehen berichtet allerdings nicht er selbst, sondern der Erzähler. Und wie zuvor sein Versagen, so widerfährt dem Kaufmann jetzt auch sein Entsagen überraschend und als geradezu gewaltsamer Eingriff; sein Verzicht ist nicht das Resultat überlegter Entscheidung: »Er neigt sich hin, er will die Schläferin küssen; / Allein er stockt, er fühlt sich weggerissen« (159 f.). Der Erzähler bekräftigt, dass der Kaufmann keineswegs willentlich oder gar aufgrund bewusster Überlegung entsagt, sich vielmehr eher aus der Situation herausstiehlt, als sei er einer Gefahr entronnen; als er »weggerissen« wird (160), ist ihm nicht »geheuer« (166) und – in einer eindrücklichen sprachlichen Wendung: »Er schaudert weg« (167). So bleibt er sich auch im Unklaren über die Motive seines Handelns. Zwar zieht er die ›richtige‹ Konsequenz aus seiner Erfahrung und erneuert sein Treueversprechen: »Da hab' ich nun am sonderbarsten Orte / Mein treues Herz aufs neue Dir verbunden« (171 f.). Seine Verführbarkeit aber, die Erfahrung, dass er der Versuchung fast vollständig erlegen gewesen wäre, kann er sich nur als Krankheit erklären: »Die Krankheit erst bewähret den Gesunden« (174). Schon zuvor, bei der Begegnung mit dem Mädchen, hat er sich selbst als verwirrt, ja verrückt erfahren: »Genug ich bin verworr'ner bin verrückter« (46). Was er seiner Frau schreibt, ist die nachträgliche Einsicht, sich richtig verhalten zu haben – ein Versuch nicht nur der Entschuldigung (weniger vor der Ehefrau, der er ja das Abenteuer nicht gesteht, als vor sich selbst), sondern auch der Rationalisierung.

Bei Ovid und Tibull und auch sonst in der antiken Dichtung erscheint die Impotenz als ein physisches Versagen.³⁰ Goethe hingegen inszeniert im *Tagebuch* einen psychischen Vorgang und gestaltet dabei, in der Figur des Kaufmanns, unbewusste Prozesse. Bei Ovid kann sich der Liebhaber sein Versagen nur durch Zauber und Verhexung, als von außen einwirkende Bannung erklären:

29 *Amores* III, 7, 69.

30 Bei Ariost ist es das Alter, das den Klausner an seinem Vorhaben hindert, Angelika zu vergewaltigen; *Orlando furioso* (Anm. 9), S. 159: »Er hat die Krankheit vorgerückten Lebens«.

Welkt mir vielleicht das Gemächt von thessalischen Giften verzaubert,
 Schlägt mich Jammergestalt magisch wohl Droge und Spruch?
 Hat meinen Namen gebannt in ein rötliches Wachsbild ein Wahrweib
 Und meine Leber sodann spitz mit der Nadel durchbohrt?³¹

Bei Tibull ist ebenfalls das Motiv der Bannung durch Zauber zu finden; nach den beiden Zeilen, die Goethe als Motto verwendet, heißt es: »Steigend vom Lager hinab dann nannte bezaubert das Weib mich, / Sprach, es verstünd' auf Magie meine Geliebte sich gut«,³² Der Liebhaber widerspricht allerdings, genauer: Er verneint die zauberische Magie – der Zauber liegt in der Geliebten selbst: »Dieß nicht durch Kräuter sie wirkt; mit dem Antlitz, den reizenden Armen / Und mit dem goldenen Haar zaubert mein Mägdlein allein.«³³

Auch im *Tagebuch* erscheint das Motiv der Bannung durch Zauberei. In der Klage über sein Versagen erinnert sich der Kaufmann an den Brauch des »Nestelknüpfens«, wodurch ein Bräutigam durch das Knüpfen eines Knotens impotent gemacht werden soll:³⁴

[...] so mußt Du doch erfahren
 Warum der Bräutigam sich kreuzt und segnet,
 Vor Nestelknüpfen scheu sich zu bewahren.
 (114-116)

Der Gedanke an diesen Aberglauben ruft bei dem Kaufmann – über »Bräutigam« als »Wortbrücke« (um einen Begriff Freuds zu verwenden) – die Erinnerung an seine Brautzeit und damit an seine »Herrin« herauf:

[...] So war es nicht vor Jahren,
 Als Deine Herrin Dir zum ersten Male
 Vors Auge trat im Prachterhellten Saale.
 (118-120)

Goethe nimmt die Motive der Bannung durch Zauberei und der Bindung an das »Mägdlein« auf. Die Erinnerung des Kaufmanns kann man geradezu als eine ausgedehnte Amplifikation der beiden Zeilen Tibulls verstehen, aus denen immerhin fünf achtzeilige Strophen wörtlicher Rede des Kaufmanns werden, allerdings mit bedeutsamen Unterschieden. Der Kaufmann spricht zunächst von sich selbst; je mehr er jedoch erinnert – erste Begegnung, Brautstand, Hochzeitsnacht, erste Ehejahre –, desto mehr spricht er statt von sich selbst von der Beziehung, treten »uns« und »wir« an die Stelle des »ich«. Er erinnert eine leidenschaftliche Liebe, der Sexualität unabdingbar zugehört, auch in der Ehe. Diese Verknüpfung von Liebe, Sexualität und Ehe wird in der Erinnerung an die »Brautnacht« in der achtzehnten Strophe in der

31 *Amores* III, 7, 27-30.

32 Tibull I, 5, 39.

33 Ebd.

34 Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Hrsg. von Hanns Bächtold-Stäubli unter Mitwirkung von Eduard Hoffmann-Krayer. 3., unveränderte Auflage mit einem neuen Vorwort von Christoph Daxelmüller. 10 Bde. Berlin, New York 2000, Bd. 6, Sp. 1014.

Umkehrung der angespielten literarischen Motive inszeniert; nicht eine ›verbotene‹, sündige Liebe wie bei Casti oder Boccaccio, sondern die legitime eheliche Liebe wird gefeiert. Nachdrücklicher noch geschieht dies in der nächsten Strophe in der Erinnerung an die ersten Jahre des »Ehstands«. Was bei der »Brautnacht« noch von den Anspielungen gewissermaßen verdeckt ist, wird nun offen ausgesprochen:

Und wie wir oft sodann im Raub genossen
 Nach Buhlenart des Ehstands heilige Rechte
 Von reifer Saat umwogt, vom Rohr umschlossen,
 An manchem Unort wo es auch erfreute
 (145-148)³⁵

Das Motiv der Liebe im »Rohr«, in der freien Natur – als natürlich also – hat Goethe, gleichfalls zur Feier ehelicher Liebe und wie im *Tagebuch* integriert in die Abfolge von Hochzeit vor dem »Altare« und Leidenschaft der ersten Ehejahre, schon in dem 1802 entstandenen Gedicht *Die glücklichen Gatten* verwendet:³⁶

Doch als uns vom Altare,
 Nach dem beliebten Ja,
 Mit manchem jungen Paare
 Der Pfarrer eilen sah;
 Da gingen andre Sonnen
 Und andre Monden auf,
 Da war die Welt gewonnen
 Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
 Bekräftigten den Bund,
 Im Wäldchen auf dem Hügel,
 Im Busch am Wiesengrund,
 In Höhlen, im Gemäuer
 Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
*Selbst in das Rohr am See.*³⁷
 (MA 6.1, S. 61; Hervorhebung R. W.)

- 35 In der handschriftlichen Überlieferung ist die Auflehnung gegen eine rigide Sexualmoral noch deutlicher ausgesprochen, vgl. WA I, 53, S. 562, zu »erfreute«: In Riemers Abschrift (H¹) steht, vermutlich als Schreibfehler, »erfreute«, ebenso in der Abschrift von fremder Hand (H²). Goethe übernahm dies in seine Liste der Korrekturen (H³), dort jedoch von fremder Hand geändert in »erfrechte«, was auch dem Reimschema genügt, weshalb diese Lesart die richtige sein dürfte; so auch der Text WA I, 5.2, S. 349, ebenso FA I, 2, S. 848.
- 36 Auf diese Parallele hat bereits Niejahr (Anm. 14), S. 606, aufmerksam gemacht; vgl. auch Unseld (Anm. 2), S. 95 u. S. 187, Anm. 54 (mit dem freilich fragwürdigen Bezug auf Christiane von Goethe).
- 37 Möglicherweise kann das Motiv des Rohrs – »Rohr am See«, »vom Rohr umschlossen« – gleichfalls als Antike-Reminiszenz und zugleich als Selbstzitat verstanden werden. In der zwanzigsten Römischen *Elegie* zitiert Goethe bei der Feier des Liebesglücks eine Sage um

Goethe verbindet in beiden Gedichten leidenschaftliche Liebe mit Ehe; er schließt damit an das um 1800 neue Liebes- und Ehekonzept an. Liebe als untrennbare Einheit von Leidenschaft und Zuneigung, solche Liebe als Voraussetzung und Grund der Ehe, der Dauerhaftigkeit dieser Liebe und damit auch der Treue der Partner – dies sind die wesentlichen Merkmale eines Liebeskonzepts, das aus den sozialen und mentalen Veränderungen des 18. Jahrhunderts resultiert und vor allem von der romantischen Generation ausgebildet wurde, die sich damit von der überkommenen Liebes- und Ehevorstellung absetzt; Friedrich Schlegels Roman *Lucinde* von 1799 ist dafür ein paradigmatischer Text. Solche Liebe erinnert der Kaufmann; sie verbindet ihn und seine Ehefrau, ist gewissermaßen eingeschrieben in das »uns« und »wir«, von dem er spricht. Ein weiteres, zugleich elementares Merkmal, in dem vor allem auch das Treueversprechen gründet, benennt der Kaufmann, als er davon spricht, dass bei der ersten Begegnung »der ganze Mensch entzückt sich regte«. Nachdrücklich wird die Einheit von »Sinnen« und »Verstand«, von erotischer Anziehung und sexuellem Begehren, von »Verstand und Witz und alle[n] Lebensgeister[n]« vorgeführt; der Kaufmann erinnert die Glücksmomente dieser Liebe, in der er im Zusammensein mit seiner »Trauten« als »ganzer Mensch« bei sich selbst war:

Da quoll Dein Herz, da quollen Deine Sinnen
 So daß der ganze Mensch entzückt sich regte.
 Zum raschen Tanze trugst Du sie von hinnen,
 Die kaum der Arm und schon der Busen hegte.
 Als wolltest Du Dir selbst sie abgewinnen,
 Vervielfacht war was sich für sie bewegte:
 Verstand und Witz und alle Lebensgeister
 Und rascher als die andern jener Meister.
 (121-128)

Die Erinnerung an die Liebe zu seiner Ehefrau hält den Kaufmann jedoch – zunächst – nicht von seinem Vorhaben ab. Er flucht vielmehr seinem »Knecht« und reduziert damit diese Liebe und also auch sich selbst auf das sexuelle Begehren, in dessen Erfüllung er das »schönste Glück« sieht, um das der »Knecht« ihn jetzt betrügt. Die Erinnerung hat – was nun wiederum der Erzähler berichtet – ihm allerdings auch seine Manneskraft wiedergegeben. Ebenso ist es der Erzähler, der aufdeckt, warum der Kaufmann »stockt«, obwohl ihm nun der »Meister Iste« wieder »ganz zu Willen« ist, und er »sich weggerissen« fühlt:

Wer hat zur Kraft ihn wieder aufgestählt?
 Als jenes Bild, das ihm auf ewig teuer

König Midas, die Ovid in den *Metamorphosen* (X, 174-198) überliefert hat. Apollo hatte Midas als Strafe Eselsohren wachsen lassen, was Midas zu verbergen suchte, jedoch vom Rohr oder Schilf (»arundo«) bekannt gemacht wird. Am Schluss der Elegie nimmt Goethe das Motiv nochmals auf: »Und ihr wachset und blüht geliebte Lieder und wieget / Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft. / Und wie jenes Rohr geschwätzig entdeckt den Quiriten / Eines glücklichen Paares schönes Geheimnis zuletzt« (MA 3.2, S. 76).

Mit dem er sich in Jugendlust vermählet
 Dort leuchtet her ein frisch erquicklich Feuer
 (161-164)

Die Beweggründe seines Handelns resultieren nicht etwa aus dem Eheversprechen und der damit verbundenen Pflicht zur ehelichen Treue, sondern – dem Kaufmann in dieser Weise keineswegs bewusst – aus der leidenschaftlichen Liebe, die ihn mit seiner »Liebsten« (184) verbindet, der er sich »in Jugendlust vermählet« und von deren »Bild«, das er erinnernd imaginierte, »ein frisch erquicklich Feuer« – Metapher für Leidenschaft schlechthin – »leuchtet«. Diese Liebe hat sich jenseits bewusster Einsicht – gerade noch – bewährt; sie bewahrt den Kaufmann bei seinem Stolpern auf dem Lebensweg vor dem Straucheln. Dies wird im Motto – Venus selbst erinnert an die Herrin – und ebenso in der Schlusszeile – »unendlich mehr die Liebe« – ausgesprochen; sie bilden, gewissermaßen außerhalb der beiden Rahmenstrophen, einen in mehrfacher Hinsicht umfassenden Rahmen. In dieser Liebe gründet auch das Versagen des Kaufmanns bei dem Mädchen. Er versagt, nachdem sie zu ihm gesprochen, damit sie (wie sie selbst sagt) ihm nicht »fremd gehöre« (74), und ihm gesagt hat, dass sie ihn gewählt habe, weil sie ihn liebe: »Ich sah ich liebte« (80). Sein Versagen ist die – sozusagen negative – Anerkennung ihrer Liebe, die er in zweifacher Hinsicht nicht zu erwidern vermag: weil er durch seine Liebe als ganzer Mensch an seine »Traute« gebunden ist und weil er, folgte er seinem Begehren, nicht nur sich selbst, seine »Traute« und ihre Liebe, sondern auch das Mädchen verraten würde, die bereit ist, sich ihm – als Liebende, als ganzer Mensch – hinzugeben.

In der Anthropologie des 18. Jahrhunderts gilt als der psychische Ort der – avant la lettre – »unbewussten«, jedenfalls dem Willen und dem Verstand entzogenen, nach aufgeklärtem Postulat allerdings vom Verstand zu kontrollierenden Vorgänge die Einbildungskraft, das »Vermögen« (so die aufgeklärte Terminologie) der inneren Vorstellungen, der Imagination und der Erinnerung. Zu den Grundtexten des modernen Interesses an der Einbildungskraft gehört das Kapitel *De la force de l'imagination* im ersten Buch der *Essais* von Montaigne. Eines der Beispiele, an denen Montaigne Stärke und Macht der Einbildungskraft demonstriert, ist die männliche Impotenz und dabei im Besonderen das »narrische Nestelknüpfen, davon unsere ehelustige Welt so arg leidet«. ³⁸ Darauf spielt Goethe an, als er den

38 Michel de Montaigne: *Gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausgabe*. Mit Einleitungen u. Anmerkungen unter Zugrundelegung der Übertragung von Johann Heinrich Bode hrsg. von Otto Flake u. Wilhelm Weigand. 8 Bde. Leipzig 1908-1915, Bd. 1: *Essays*, 1. Buch, 1. bis 26. Kapitel, Leipzig 1908, S. 131; die Übersetzung von Bode erschien 1793-1799. Vgl. Michel Eyquem de Montaigne: *Essais*. Quatrième Edition, Augmentée de la Vie de Montaigne, & de Nouvelles Notes qui ne se trouvent point dans les trois dernières Editions publiées en 1724. 1725. et 1727. 6 Bde. Londres 1739, Bd. 1, S. 163. Die Zählung der Kapitel der *Essais* differiert in den Montaigne-Ausgaben, mitunter zählt *De la force de l'imagination* als 21. Kapitel, so auch in der Neuübersetzung von Michel de Montaigne: *Essais*. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stillet. Frankfurt a.M. 1998, S. 52-59.

Kaufmann an diesen Brauch und Aberglauben denken lässt. Den Bezug zu Montaigne hat bereits Riemer festgestellt: »Den besten Kommentar [zum *Tagebuch*], zugleich mit dem Thema selbst, würden Montaignes Gedanken und Meinungen, [...] Kap. 20 »über die Einbildungskraft [...] zu geben vermögen«.³⁹ Einen solchen »Kommentar« hat in jüngerer Zeit Wolfgang Riedel vorgenommen.⁴⁰ Er zeichnet die Entwicklungslinie nach, in der Montaignes Essay seine Wirkung entfaltete und die Einbildungskraft zunehmend in ihr Recht gesetzt, zugleich jedoch im aufgeklärten Konzept der Unterscheidung zwischen oberen und unteren Erkenntnisvermögen der Vorherrschaft und Kontrolle von Verstand und Vernunft unterstellt wurde. Gottfried Wilhelm Leibniz, Alexander Gottlieb Baumgarten, vor allem auch Johann Georg Sulzer markieren wichtige Stationen dieser Entwicklung. Daran schließt Goethe in der Inszenierung der psychischen Vorgänge in der Figur des Kaufmanns an, löst dabei jedoch die aufgeklärte Hierarchie von oberen und unteren Erkenntnisvermögen auf, mehr noch: Er nimmt – gerade hinsichtlich des moralischen Handelns – eine Umkehrung vor, die nicht zuletzt auch eine Korrektur der Pflichtethik Kants bedeutet:

Nicht die ›klare‹ Absicht, sondern die ›dunkle Idee‹ ist es, die [...] im *Tagebuch* das Rechte und Gute bewirkt. In genauer Umkehrung des Sulzerschen Schemas (aber auch der Kantischen Theorie der moralischen »Triebfedern«) werden so anstelle der ›oberen Seelenkräfte‹ die mit der Affekt- und Triebnatur verwickelten ›unteren‹ zur anthropologischen Instanz der Sittlichkeit. Der sich dem amouösen Abenteuer verweigernde Körper ist treuer als der begehrende Blick [...].⁴¹

Dies wird in den Schlusszeilen als die ›Lehre‹, die ›Moral‹ des Gedichts ausgesprochen, allerdings in der spielerischen Erfüllung der Gattungskonventionen, die am Beginn der Schlussstrophe zitiert werden, in einer eher saloppen Stilhaltung (»stolpern«, »der Welt, der tollen«):

Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Die Formel, in die diese neue Ordnung der psychischen Verfasstheit gebracht ist, wird vom Kaufmann ausgesprochen: der »ganze Mensch« (122). Damit schließt Goethe, worauf gleichfalls Riedel aufmerksam gemacht hat, an Schiller an, auch hier wiederum mit einer Korrektur oder Umkehrung:

Unter dem Kennwort des »ganzen Menschen« beschwört auch das spätere Gedicht [*Das Tagebuch*] eine anthropologische Idealverfasstheit, in der »Verstand« und »Witz« mit »Busen« (gemeint ist Herz) und »Sinnen« – inklusive der sexuellen Lust (»jener Meister«) – nicht im permanenten Bürgerkriegszustand liegen,

39 Riemer (Anm. 17), S. 224. Auch Niejahr (Anm. 14) verweist auf Montaigne, S. 605.

40 Wolfgang Riedel: *Eros und Ethos. Goethes »Römische Elegien« und »Das Tagebuch«*. In: *Jb. der Deutschen Schillergesellschaft* 40 (1996), S. 147–180, zum *Tagebuch* S. 175–180. Riedels überzeugenden Darlegungen sind die folgenden Ausführungen verpflichtet.

41 Ebd., S. 179 f.

sondern in der vielmehr »alle Lebensgeister« sich zur Synthesis geglückten Daseins zusammenfinden. [...] Als diesen bei Schiller »ästhetisch« genannten Zustand identifiziert Goethe – und darin liegt zugleich die spezifische Differenz ums Ganze – den erotischen. Hier, eher denn in Schillers »Spiel«, ist für ihn der Mensch »*ganz Mensch*«; hier auch zeigt sich, im schönsten Falle, die Sinnlichkeit selbst als das Sittliche [...].⁴²

Die Moralität des im *Tagebuch* erzählten Geschehens liegt in der Utopie des liebenden Paares. Auch hier erinnert das *Tagebuch* an die klassische Lyrik, an die *Römischen Elegien*, mehr noch durch die Verknüpfung von Liebe und Ehe an die *Venezianischen Epigramme*, an die Gedichte der Sehnsucht nach Hause zur Geliebten wie »Oftmals hab' ich geirrt« (MA 3.2, S. 147) und »Ob erfüllt sei« aus den nachgelassenen Epigrammen (MA 3.2, S. 106) oder auch an die beiden Schwangerschaftsepigramme »Ach, mein Hals« und »Wonniglich ist's« (MA 3.2, S. 148).⁴³ Goethe nimmt damit – allerdings durchaus in ironischer Brechung, gewissermaßen augenzwinkernd, als »ernsten Scherz« (um eine bekannte späte Äußerung Goethes aufzunehmen) – ein in der klassischen Lyrik und darüber hinaus, etwa im Epos *Herrmann und Dorothea*, zentrales und immer wieder variiertes Motiv auf, so in *Alexis und Dora*, *Der neue Pausias und sein Blumenmädchen* oder *Die Metamorphose der Pflanzen* und ebenso – in der Umkehrung ins Negative – in den beiden Balladen *Die Braut von Corinth* und *Der Gott und die Bajadere*.⁴⁴ Das liebende Paar, zu dessen Liebe Leidenschaft und erfüllte Sexualität ebenso gehören wie die Utopie der Dauer, erscheint als Inbild glückenden Lebens; die Erfüllung solcher Liebe wird zur Probe gelingender Beziehungen und humaner gesellschaftlicher Ordnung. Dafür steht die Verknüpfung von Liebe und Ehe, weniger in der klassischen Lyrik, in der dieser Verknüpfung explizit nur eine marginale Bedeutung zukommt, als in der späteren. Hier ist auch die Nähe des *Tagebuchs* zu den *Wahlverwandtschaften* gegeben. Im Roman wie im Gedicht geht es um die persönlichen wie sozialen Bedingungen, unter denen gelingendes Leben möglich ist, wenngleich im *Tagebuch* eher verborgen im Hintergrund und auch – dem inszenierten Gattungszitat gemäß – im Licht spielerischer Ironie; immerhin kann der Wagenbruch, durch den das Abenteuer des Kaufmanns erst möglich wird, als Zeichen gestörter Ordnung gelesen werden.⁴⁵ Wie das Paar für die Möglichkeit glückender Beziehung, so steht die Institution der Ehe für die notwendige Regelmäßigkeit der gesellschaft-

⁴² Ebd., S. 180.

⁴³ Vgl. auch ebd., S. 175: Das *Tagebuch* stelle ein »spätes Gegenstück zu den *Römischen Elegien*« dar, u.a. deshalb, »weil Goethe hier ein Glücks-Bild malt, gefaßt in die Apotheose des liebenden Paares und der Treue«.

⁴⁴ Vgl. Reiner Wild: *Goethes klassische Lyrik*. Stuttgart, Weimar 1999, S. 237–244.

⁴⁵ So auch Karl Eibl in seinem Kommentar zum *Tagebuch* in FA I, 2, S. 1325 f.: »Es wird hier das Generalthema der ›Periode der Wahlverwandtschaften‹ abgehandelt, die fundamentale Krisen-Erfahrung dieses Zeitraums [...], und zwar nicht nur, wie der einseitig gelenkte Blick es erscheinen lassen könnte, in der Thematik des Versagens, sondern auch, bildhaft konzentriert in den Motiven des Wagenbruchs und der außerhalb der Ordnung liegenden überzähligen Nacht, in der umgreifenden Thematik der gefährdeten Ordnung«.

lichen Ordnung. Der in den *Wahlverwandtschaften* erzählte ›Ehebruch‹ ist anstößig und skandalös, weil von beiden, Otto wie Charlotte, der eheliche Beischlaf instrumentalisiert, der Ehe-Partner als Substitut der resp. des begehrten Geliebten missbraucht und so mehrfacher Liebesverrat begangen wird, nicht zuletzt an sich selbst. Anders im *Tagebuch*, in dem die Liebe den Kaufmann davor bewahrt und ihn so als ›ganzen Menschen‹ erhält (ebenso seine Ehefrau und das Mädchen). Die gesellschaftliche Ordnung gewinnt ihre Humanität, wenn sie – utopisch – auf solcher Liebe gründet.⁴⁶ In einem Gespräch mit Kanzler von Müller bemerkt Goethe:

Fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen, z.B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postuliere.⁴⁷

Die Verbindung von Liebe und Ehe, das Konzept der romantischen Liebe, bedeutet für Goethe auch die Integration der Sexualität in die gesellschaftliche, zivilisatorische Ordnung und mithin auch deren Bändigung. Das *Tagebuch* ist kein Plädoyer für eine freie, gar ungezügelte Sexualität; Goethe war alles andere als ein Libertin.⁴⁸ Deutlich wird immerhin, dass Sexualität das zentrale Thema des Gedichts ist und das Motiv der männlichen Impotenz durchaus sich selbst ›bedeutet‹ und ihm nicht eine andere, ›eigentliche‹ oder gar ›tiefere‹ Bedeutung zugesprochen werden muss. Zu bedenken bleibt freilich bis zuletzt, dass auch die aufscheinende Utopie zum ironisch-literarischen Spiel gehört, zum »*Lusus Ingenii*«, den Goethe im *Tagebuch* inszeniert.

46 Vgl. dazu jetzt auch Dirk von Petersdorff: *Goethes Gedicht »Das Tagebuch. 1810«*. In: *Goethes Liebeslyrik. Semantiken der Leidenschaft*. Hrsg. von Carsten Rohde u. Thorsten Valk. Berlin 2013, S. 263-277.

47 Friedrich von Müller: *Unterhaltungen mit Goethe*. Kleine Ausgabe hrsg. von Ernst Grumach mit Anm. von Renate Fischer-Lamberg. Weimar 1959, S. 99 (19.10.1823).

48 Vgl. auch Borchmeyer (Anm. 3), S. 111, zu den »strengen Bedingungen«, von denen »Goethe die unverhüllte Darstellung der Geschlechtlichkeit abhängig macht«: »Diese mußte sich entweder durch *Antikisierung* oder durch *Moralisierung* legitimieren. Zum Propheten sexueller Emanzipation eignet Goethe sich schwerlich. Meister Iste wächst bei ihm mitnichten in den Himmel eines von moralischen Zwängen befreiten Bewußtseins«.

Dokumentationen und Miszellen

GERRIT BRÜNING

Das Tageslicht. Zwei Berichtigungen einer Stelle in Goethes »Faust«

Es erklärt sich aus der Überlieferungslage, dass die im Folgenden diskutierte Stelle in Valentins öffentlicher Anklage seiner Schwester bislang nur selten als ein textkritisches Problem wahrgenommen worden ist. Sie lautet in der zweiten Cotta'schen Ausgabe (B) und in der Ausgabe letzter Hand (C):

Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.
(V. 3748 f.)¹

An diesem Wortlaut als solchem kann man keinen Anstoß nehmen. Gegenüber der ersten Cotta'schen Ausgabe (A) scheint er sogar eine Verbesserung darzustellen: Dort endet V. 3749 mit »des Tageslicht«.² Von der späteren Lesart her gesehen, liegt in A eine Zusammenschreibung von vorangestelltem Genitivattribut und Substantiv vor, die in B korrigiert wird. Fasst man die grammatische Konstruktion in der beschriebenen Weise auf, wäre es widersinnig, im Rahmen einer auf C fußenden Textkonstitution hier von der Vorlage abzuweichen. Dagegen steht ein Editor, der A als Grundlage wählt, vor der Frage, ob das spätere »Tages Licht« als Berichtigung eines Fehlers anzusehen und in den Text aufzunehmen ist. Ernst Grumach und Werner Keller entschieden sich dafür, Karl Heinrich Hücke blieb bei der Lesart von A.³

¹ *Goethe's Werke*. Bd. 9. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1817, S. 188. – *Goethe's Werke*. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 12. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828 (Taschenausgabe), S. 197. Den gleichen Wortlaut hat der entsprechende Band der Oktavausgabe letzter Hand (Erscheinungsjahr 1829, S. 188).

² *Goethe's Werke*. Bd. 8. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1808, S. 188.

³ *Werke Goethes*. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin unter Leitung von Ernst Grumach. *Faust*, Bd. 2: *Faust. Der Tragödie erster Theil*. Bearb. von Ernst Grumach u. Inge Jensen. Berlin 1958, S. 193. – Johann Wolfgang von Goethe: *Urfaust – Faust. Ein Fragment – Faust. Eine Tragödie*. Paralleldruck der drei Fassungen. Hrsg. von Werner Keller. Frankfurt a.M. 1985, S. 513. – Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Eine Tragödie [1808]*. Historisch-kritisch ediert u. hrsg. von Karl Heinrich Hücke. Münster 2008, S. 161; vgl. die Erläuterung ebd., S. 214.

Angenommen, »des Tages Licht« in B stellte eine Berichtigung dar, so wäre immer noch fraglich, wie diese in den Text gekommen ist. Ein Vergleich mit der Wiener Ausgabe B^a (WA-Sigle: B¹) unterstreicht aufs Neue deren textkritische Bedeutung.⁴ Während der Arbeit an der Weimarer Ausgabe (WA) wurde erkannt, dass B^a auf derselben Druckvorlage beruht wie B und daher als Korrektiv für den Text dieser Ausgabe dienen kann.⁵ Die Wiener Ausgabe (B^a) hat nun wie A »des Tageslicht«.⁶ In Fällen wie diesen ist die folgende Regel anzuwenden: Wo A und B^a gegen B übereinstimmen, weicht B von der Druckvorlage ab.⁷ An den betreffenden Stellen hat deshalb im Allgemeinen B^a eine höhere Autorität als B. Aufgrund dieser Regel rückte Erich Schmidt nachträglich von der berühmten, gleichfalls durch B eingeführten Lesart »Wehe« zugunsten des älteren und durch B^a bezeugten »Webe« (V. 503) ab.⁸ Es muss also angenommen werden, dass die Lesart von B, »Tages Licht«, ebenso wenig wie »Wehe« von Goethe herrührt und daher nicht bedenkenlos in den Text gesetzt werden kann. Erich Schmidt versuchte die Lesart zu stützen, indem er den abweichenden Wortlaut in A auf eine Undeutlichkeit der erhalten gebliebenen eigenhändigen Niederschrift der Valentinszene zurückführte:⁹ »Tageslicht« oder »Tages Licht« H jedenfalls so undeutlich, dass durch die Copie »Tageslicht« in A übergang«.¹⁰ Die Handschrift (H) lässt demnach die Lesung »Tages Licht« wenigstens zu, der Wortlaut von A ist auf einen naheliegenden Lesefehler zurückzuführen und entsprechend zu berichtigen.

Anhand der beiden vorliegenden Faksimiles lässt sich die von Erich Schmidt beschriebene Unklarheit nachvollziehen.¹¹ Die Buchstabenverbindung zwischen »Tages« und dem Folgenden ist deutlich erkennbar, jedoch – und daher rührt die Unklarheit – scheint durch einen feinen senkrechten Tintenstrich hinter »Tages« sowie einen breiteren, die Oberlänge des anschließenden Buchstabens durchquerenden Tintenstrich eine Getrennt- und Großschreibung angezeigt zu sein (siehe Abb.).

4 Zur Wiener Ausgabe insgesamt vgl. Waltraud Hagen: *Die Drucke von Goethes Werken*. 2. durchges. Auflage. Weinheim 1983, S. 48–51 mit Literaturangaben. An ihre Bedeutung im Zusammenhang des *Faust* erinnern Matthew Bell: *Three Recent Editions of Goethe's »Faust«: A Review Article*. In: *The Modern Language Review* 98 (2003) 3, S. 634–658; hier S. 637, sowie Peter Michelsen: *Diplomatik als Editionsprinzip. Zur Textgestalt des »Faust« anhand der Ausgabe Albrecht Schönes*. In: ders.: *Im Banne Fausts. Zwölf Studien*. Würzburg 2000, S. 192–206; hier S. 199.

5 Vgl. August Fresenius in WA I, 13.2, S. 118 f.

6 *Goethe's Werke*. Bd. 9. Original-Ausgabe. Wien 1817. Bey Chr. Kaulfuß u. C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß, S. 221.

7 August Fresenius in WA I, 13.2, S. 119.

8 Erich Schmidt in WA I, 53, S. 532. Vgl. Michelsen (Anm. 4), S. 199 f.

9 Staatsbibliothek Berlin, Ms. germ. quart. 475.

10 WA I, 14, S. 279.

11 *Zwei Szenen des »Faust« von Goethes eigener Hand*. Hrsg. von Wilhelm Hansen. 3 Bde. Berlin 1941. – *Johann Wolfgang von Goethe. Die Valentinszene und die Walpurgisnacht aus »Faust I«*. Faksimile der Handschriften Ms. germ. quart. 475 u. 527 der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz in Berlin. Mit einer Einführung von Ingeborg Stolzenberg. 3 Bde. Hagen 1975.

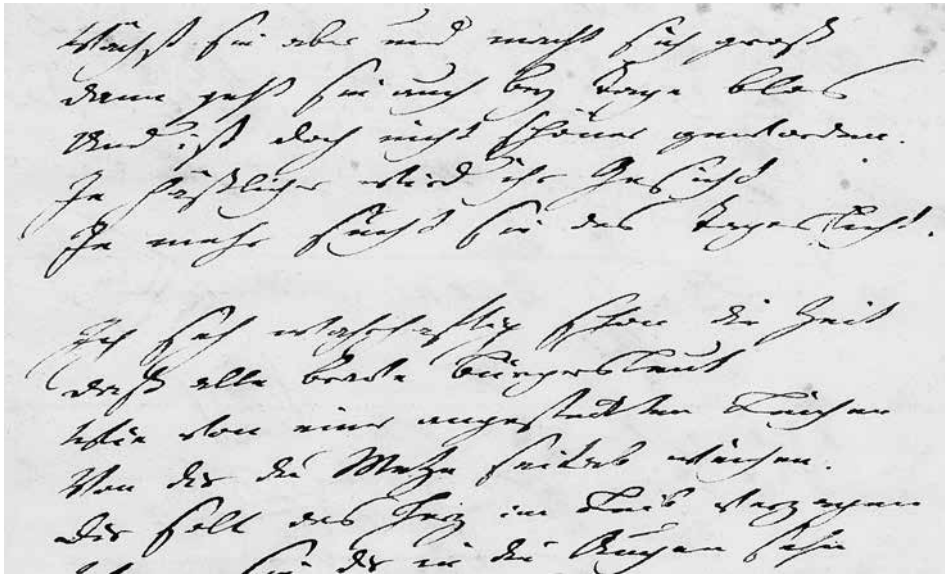


Abb. 1

Eigenhändige Niederschrift der Valentinszene, Blatt 5r (Ausschnitt)

Ingeborg Stolzenberg zog daher die Lesung »Tages Licht« vor.¹² Sieht man allerdings von den beiden Tintenstrichen zunächst ab, so ist kein Unterschied zu dem Wort »Bürgersleut« in der übernächsten Zeile zu erkennen. Heißt es dort »Bürgersleut«, muss auch hier »Tageslicht« gelesen werden. Damit bleiben also die beiden Tintenstriche als einziger Anhaltspunkt für die Lesung »Tages Licht«. Diese Striche gehören jedoch jeweils zu einem Buchstaben und sind nicht etwa nachträglich gezogen worden, um eine Getrennt- und Großschreibung anzuzeigen. Der senkrechte Strich nach »Tages« erweist sich bei näherem Hinsehen als letzter Ausläufer der Unterlänge des »h« im folgenden Wortteil; der die Oberlänge des folgenden Buchstabens durchquerende Strich gehört als Punkt zum »i«: Es muss also »Tageslicht« gelesen werden. Gegen die Handschrift und den ersten Druck »Tages Licht« in den Text zu setzen würde also bedeuten, nicht nur den Schreiber und Drucker, sondern den Dichter zu korrigieren. Auch im Rahmen einer Textherstellung auf der Grundlage von C ist die Stelle damit zu einem Problem geworden. Der Wortlaut »des Tages Licht« dürfte nur dann bedenkenlos hergestellt werden, wenn er sozusagen auch gegen B und C hätte hergestellt werden müssen, wenn »des Tageslicht« ein Fehler und »des Tages Licht« die einzig mögliche oder wenigstens die beste Berichtigung wäre. Andernfalls würde, wie im Fall des »Wehe«, bloß eine Eigenmächtigkeit der Cotta'schen Offizin reproduziert.

Erich Schmidt und Ingeborg Stolzenberg fragten sich, ob in der Handschrift »Tageslicht« oder »Tages Licht« gelesen werden müsse. Den Artikel »des« hielten sie jedoch für unzweifelhaft. Der erste Anschein spricht auch keineswegs gegen

12 Stolzenberg (Anm. 11), Beiheft, S. 35.

diese Lesung. Wie jedoch der Vergleich mit »das Instrument« (3^r) und »das Herz« (5^r, siehe Abb.) zeigt, könnte ebenso gut ein nicht sauber gezogenes »a« und damit »das Tageslicht« gelesen werden.¹³ Zieht man alle Beispiele für »des« hinzu, die sich in der Valentinszene und der ebenfalls in Berlin aufbewahrten Walpurgisnacht-Handschrift finden lassen, so ist durchaus ein Unterschied zwischen dem fraglichen Wort und dem typischen »des« feststellbar: Der erste Abstrich zum »e« setzt höher, nämlich auf der Höhe des zweiten Abstrichs an, und die Abstriche verlaufen etwas steiler, wodurch die Kontur des »e« rechteckiger ausfällt als die des »a«. Schon der handschriftliche Befund spricht also für »das Tageslicht«, noch bevor in Betracht kommt, dass dadurch die störende Zusammenschreibung von Genitivattribut und Substantiv beseitigt wird. Wenn überhaupt, liegt jedenfalls der Fehler nicht im »Tageslicht«, sondern im Artikel, der die grammatische Konstruktion des Akkusativs verdunkelt und ein Genitivattribut vortäuscht. Dem Korrektor von B ist es kaum zu verdenken, dass er sich für die Getrennt- und Großschreibung entschied und damit die Umwandlung der Konstruktion vollendete. Der Editor aber hat in Kenntnis des ursprünglichen Wortlauts und der Quelle des Fehlers Anlass, gegen sämtliche Drucke »das Tageslicht« herzustellen.¹⁴

13 Nachträglich fand ich in Wilhelm Hansen (Anm. 11), Kommentar, S. 34, einen Gewährsmann für die von mir bevorzugte Lesung. Hansens Textwiedergabe ist zwar im Ansatz diplomatisch, aber mit gravierenden Fehlern behaftet, und so ist es keineswegs auszuschließen, dass Hansen hier bloß willkürlich von der eingeführten Lesart abwich. Auch zieht er aus seiner Lesung keinerlei textkritische Schlussfolgerungen.

14 Für diesen Wortlaut lassen sich auch innere Gründe anführen, wenn es mit Albrecht Schönes Charakterisierung der Redeweise Valentins – »linkische Wortstellungen, verfehlte Satzbaupläne« – seine Richtigkeit hat: Der Akkusativ stünde der Figur besser zu Gesicht als das vorangestellte Genitivattribut mit bestimmtem Artikel (vgl. Albrecht Schönes: *Johann Wolfgang von Goethe. »Faust«. Kommentare*. Frankfurt a.M. 2003, S. 334).

THORSTEN FROMBERG

»Goethe's Gedichte«, Tübingen 1806 – Betrachtungen zu einem merkwürdigen Buch und zur Nr. 367 der Goethe-Bibliographie von Waltraud Hagen

Am 17. November 2012 wurde bei der 72. Versteigerung des Auktionshauses Schramm in Kiel ein Buch angeboten, das nach Waltraud Hagens maßgebender Bibliographie *Die Drucke von Goethes Werken* gar nicht existieren dürfte.¹ Es handelt sich um einen Band mit den Gedichten Goethes, der nach dem Titelblatt im Jahre 1806 von der Cotta'schen Buchhandlung herausgegeben wurde (Abb. 1).

Was hat es mit diesem Band auf sich? Die Beschäftigung damit berührt Angaben in der erwähnten Bibliographie und wird eine Ergänzung ermöglichen.

In Hagens Bibliographie, die dem Verfasser in der Auflage von 1971 und 1983 vorlag, wird für das Jahr 1806 kein Einzeldruck der Gedichte Goethes angegeben.² Ein Separatband könnte – wie in einem Auktionskatalog von 1912 – als »Sonderausgabe aus den Werken 1806-10« angenommen werden,³ da im selben Jahr der Gedichtband als erster Band dieser dreizehnbändigen Ausgabe erschienen ist, die erstmals von der Cotta'schen Buchhandlung herausgegeben wurde.⁴ In der Bibliographie von Waltraud Hagen wird als separate Erstausgabe der Gedichte ein Buch erwähnt, das 1812 ebenfalls in der Cotta'schen Buchhandlung unter dem Titel *Goethe's Gedichte* erschienen ist.⁵ Die Angaben werden von Waltraud Hagen 1971 wie 1983 – auch bereits in der zweiten Ausgabe ihrer Bibliographie von 1956 – dahingehend erweitert, dass sowohl im *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen* von Karl Goedeke als auch in dem Buch *Ein Jahrhundert deutscher Erstausgaben* von Lothar Brieger eine Gedichtausgabe beim Cotta'schen Verlag von 1806 verzeichnet sei.⁶

1 Waltraud Hagen [Bearb.]: *Die Drucke von Goethes Werken*. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1971, Nr. 367. – In der 2., durchgesehenen Auflage, Weinheim 1983, finden sich die gleichen Angaben.

2 Vgl. Hagen 1971 (Anm. 1), S. 159.

3 Vgl. Auktionskatalog: *Deutsche Literatur des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Erstausgaben. Sturm und Drang. Goethe [...]. Klassiker – Romantiker – Heine – Jungdeutschland – Moderne [...]. Aus der Bibliothek des Herrn Kurt Wolff in Leipzig*. Versteigerung 11. bis 14. November 1912. Joseph Baer & Co., Buchhandlung u. Antiquariat, Frankfurt a. M., Nr. 235.

4 Vgl. Hagen 1971 (Anm. 1), Nr. 16, sowie Gretchen Louisa Rogers: *Zur Textgeschichte der Gedichte Goethes*. A Dissertation submitted to the Board of University Studies of the Johns Hopkins University. O. O. 1938, S. 24 ff.

5 Vgl. z. B. Hagen 1971 (Anm. 1), Nr. 367.

6 Vgl. ebd. sowie Karl Goedeke: *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen*. 3., neu bearb. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verb. mit Fachgelehrten

Während aber in Hagens Bibliographie aus dem Jahre 1956 angegeben wurde, dass diese Gedichtausgabe nicht zu existieren scheine,⁷ ist in den Ausgaben von 1971 beziehungsweise 1983 angeführt, dass dieser Druck nicht existiere.⁸ Leider wurde keine Begründung für die Änderung der Aussage gegeben, was vor allem vor dem Hintergrund erstaunt, dass die Angaben von Goedeke und Brieger weiterhin aufrechterhalten wurden, obwohl sie doch im Widerspruch zu der oben erwähnten Behauptung seit 1971 stehen. Daher sollen zunächst die Angaben bei Goedeke und Brieger untersucht werden, bevor das Augenmerk auf den Gedichtband selbst gelenkt wird.

Worauf Goedeke die Existenz einer Separatausgabe der Gedichte von 1806 gründete, konnte nicht ermittelt werden. Es gibt keinen Hinweis, dass er oder einer seiner Mitarbeiter einen solchen Band in den Händen hielten. Auch Vermerke zu Quellen, aus denen Goedeke diese Angabe geschöpft haben könnte, finden sich nicht. Nur für die Nachträge werden als Quellen Kataloge der Auktionshäuser Friedrich Meyer in Leipzig und Baer in Frankfurt genannt,⁹ die allerdings keine Relevanz besitzen, da die Angabe des Gedichtbandes von 1806 nicht unter die Rubrik der Nachträge fällt.

Wie sieht es nun mit Briegers *Taschenbibliographie* aus? Unter der Nummer 676 ist ein separater Gedichtband genannt, der 1806 bei Cotta verlegt worden sein soll. Als Beleg dafür werden drei Auktionen angegeben, die nach Briegers Angaben 1907 im Auktionshaus Perl in Berlin, 1909 bei Boerner in Leipzig und 1923 bei Baer in Frankfurt am Main stattgefunden haben. Eine erste Nachforschung führte zu dem Ergebnis, dass die Sammlung von Dr. Otto Deneke aus Göttingen 1909 nicht bei Boerner in Leipzig, sondern bei Baer versteigert wurde.¹⁰ Nach Beschaffung der drei Auktionskataloge erlebt man bei der Lektüre und Überprüfung der Angaben Briegers eine Überraschung. Im Auktionskatalog von Max Perl ist für das Jahr 1806 kein Gedichtband von Goethe als Separatausgabe des Cotta'schen Verlages erwähnt, sondern dort wurde als erste Ausgabe die, die 1812 bei Cotta verlegt wurde, angegeben.¹¹ Auch die beiden Kataloge des Auktionshauses Baer von 1909 und 1923

fortgeführt von Edmund Goetze, 4. Bd., III. Abt. [= 6. Buch, 1. Abt., 3. Teil]: *Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege*. Dresden 1912, S. 46, weiterhin Lothar Brieger: *Ein Jahrhundert deutscher Erstausgaben. Die wichtigsten Erst- und Originalausgaben von etwa 1750 bis etwa 1880* (= *Taschenbibliographien für Büchersammler*, Bd. 11). Stuttgart 1925, Nr. 676.

7 Vgl. Waltraud Hagen [Bearb.]: *Die Gesamt- und Einzeldrucke von Goethes Werken*. 2., durchgesehene Aufl. 1956, S. 122.

8 Vgl. Hagen 1971 (Anm. 1), Nr. 367; Hagen 1983 (Anm. 1), Nr. 367.

9 Vgl. Goedeke (Anm. 6), S. IV.

10 Siehe *Katalog der Bibliothek Dr. Otto Deneke in Göttingen. Die Deutsche Literatur im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Klopstock – Lessing – Wieland – Goethe – Schiller – Die Romantiker – Heinrich Heine etc. In Erstausgaben und textkritisch wertvollen Drucken. Handzeichnungen Goethes*. Versteigerung 19. bis 21. Oktober 1909. Joseph Baer & Co., Buchhandlung u. Antiquariat, Frankfurt a. M.

11 Vgl. *Katalog einer Sammlung von hervorragenden Seltenheiten aus Literatur und Kunst – darin die Dubletten der gräflich York von Wartenburg'schen Schlossbibliothek in Kleinoels*. Auktionskatalog. Berlin, 7.-9. Okt. 1907, Max Perl, Nr. 163.

geben als erste selbständige Ausgabe der Gedichte Goethes die Cotta'sche Ausgabe von 1812 an.¹² Um eine Erstausgabe der Gedichte aus dem Jahre 1812 zu belegen, wird in beiden Katalogen ausdrücklich erwähnt, dass der separate Gedichtband von 1806, den Goedeke angibt, nicht zu existieren scheine.¹³ Sie berufen sich dabei auf das Verzeichnis von Hirzels Goethesammlung, in dem als einzelner Erstdruck die Cotta'sche Ausgabe von 1812 angegeben ist.¹⁴ Die Kataloge, die in Briegers *Taschenbibliographie* als Beweis für eine separate Gedichtausgabe bei Cotta aus dem Jahre 1806 angeführt werden, widersprechen also der dort gemachten Aussage. Das bedeutet, dass die Angabe in der *Taschenbibliographie* definitiv falsch ist, so dass allein Goedeke's Hinweis bleibt, wobei allerdings unklar ist, worauf er sich dabei stützt. Auch die umfangreiche, chronologisch aufgebaute Bibliographie des Cotta'schen Verlags, die Bernhard Fischer für den Zeitraum von 1787 bis 1832 erstellt hat, führt hier nicht weiter. Sie scheint vielmehr eher gegen Goedeke's Behauptung einer Separatausgabe von 1806 zu sprechen, da sie eine solche nicht verzeichnet.¹⁵

Kommen wir nun zu dem Gedichtband, der im Herbst 2012 im Auktionshaus Schramm angeboten und versteigert wurde. Auf dem Titelblatt (Abb. 1) finden sich folgende Angaben:

Goethe's / Gedichte. / – [kurzer Zierstrich] / – [langer Zierstrich] / Tübingen, / in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. / – / 1806.

Das Buch präsentiert sich als Halblederband, dessen Rücken ursprünglich goldgeprägte Verzierungen besaß, von denen jedoch nur Bruchstücke erhalten geblieben sind. In der oberen Buchrückenhälfte wurde der Rückentitel *Goethe's Gedichte* eingepreßt, so dass man davon ausgehen kann, dass der Halbledereinband und das Titelblatt zusammengehören, da sie identische Titelangaben aufweisen. Auf dem Innendeckel wurde mit Bleistift vermerkt, dass dieses Buch die »1. Ausgabe« sei. Darunter finden sich die Angaben: »Brieger 676« und »s. selten«. Auf dem Vorsatz-

12 Vgl. *Bibliothek Ernst Magnus, Berlin: Hervorragende Sammlung Deutscher Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts; Erstausgaben der Klassiker und Romantiker in ungewöhnlicher Vollständigkeit; große Goethe-, Schiller-, Heine-Sammlung. Versteigerung im Auftrage der Erbin*. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co., 14. bis 18. Mai 1923, Nr. 376, und siehe Baer (Anm. 10), Nr. 470.

13 Vgl. Baer (Anm. 12), Nr. 376; Baer (Anm. 10), Nr. 470. – Dies entspricht der Aussage in Hagens Goethe-Bibliographie von 1956, S. 122.

14 Siehe Anm. 13 und vgl. Hirzels Verzeichnis aus dem Jahre 1874. Die Überprüfung geschah anhand des Buches von Reinhard Fink [Hrsg.]: *Verzeichnis von Salomon Hirzels Goethe-Sammlung der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig*. Nach Hirzels Verzeichnis von 1874 neu hrsg. von Reinhard Fink. Leipzig 1932, S. 125: Hier wird als einzelner Erstdruck der Gedichte Goethes das Buch angegeben, das 1812 in der Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen erschienen ist.

15 Siehe dazu Bernhard Fischer: *Der Verleger Johann Friedrich Cotta. Chronologische Verlagsbibliographie 1787-1832. Aus den Quellen bearbeitet*. Bd. 1: 1787-1814. München 2003, S. 679 f. (Nr. 591), S. 958 f. (Nr. 926). – Dazu auch Bernhard Fischer: *Der Verleger Johann Friedrich Cotta. Chronologische Verlagsbibliographie. 1787-1832. Aus den Quellen bearbeitet*. Bd. 3: *Register*. München 2003, S. 43-46. Danach ist die erste eigenständige Gedichtausgabe des Cotta'schen Verlags die von 1812.

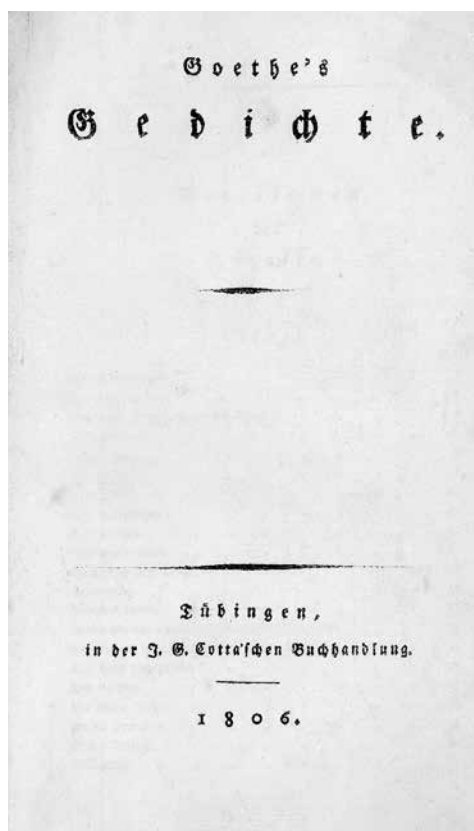


Abb. 1

Titelblatt *Goethe's Gedichte*, Tübingen 1806

blatt wurde in deutscher Schreibschrift der Namenseintrag »Henrietta Carolina Jenkins / Oct. 1846« überliefert. Auf dem hinteren Vorsatzblatt ist in heller Schrift die Zahl »25 ½« angegeben, was sich auf die Bogenzahl beziehen wird. Das Buch besitzt 408 Seiten, einen grünen Farbschnitt und hat die Maße 10,6 cm × 17,5 cm. Es handelt sich also um ein Klein-Oktav-Format.

Der Halbledereinband und die Deckel des Buches sind so alt, dass sie durchaus in die Goethezeit zurückreichen können. Der Namenseintrag mit der Datierung lässt als späteste Zeit, in der der Einband hergestellt wurde, das Jahr 1846 zu. Frühere Besitzer dieses Buches haben sich auf Briegers *Taschenbibliographie* berufen, um auf dem vorderen Innendeckel festzuhalten, dass es sich bei dem Buch um eine seltene separate erste Ausgabe der Gedichte Goethes handelt. Dieser Eintrag muss nach 1925, dem Erscheinungsjahr von Briegers *Taschenbibliographie*, gemacht worden sein. Wie bereits erwähnt, konnte diese Ausgabe mit den angegebenen Quellen nicht nachgewiesen werden. Wenn es sich bei dem Buch um eine Ausgabe von Goethes Gedichten handeln würde, die 1806 als Separatdruck in der Cotta'schen Buchhandlung erschienen wäre, dann wäre das eine kleine Sensation.

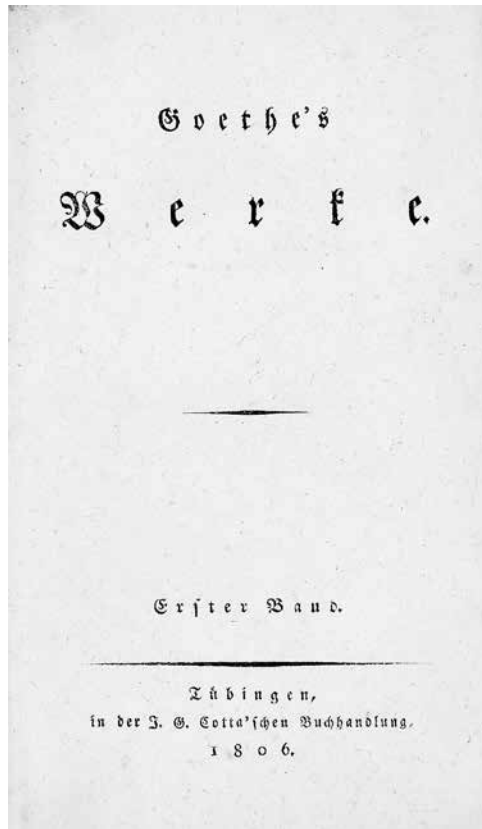


Abb. 2

Titelblatt *Goethe's Werke. Erster Band*, Tübingen 1806

Bei dem Halblederband gibt es jedoch Unstimmigkeiten. So fällt auf, dass die Titelseite zwar auf altem Hadernpapier gedruckt wurde, bei dem man am Rand Teile eines Wasserzeichens erkennen kann; das Papier dieses Blattes ist aber von anderer Art als der Rest des Buchblocks. Zudem wurden zwar ähnliche Drucktypen für den Satz verwendet, wie sie die Cotta'sche Buchhandlung bei ihren Drucken in dieser Zeit benutzte, doch gibt es neben Übereinstimmungen auch Abweichungen in Bezug auf Orts-, Verlags- und Jahresangabe, wenn man diese zum Beispiel mit denen des Titelblatts der Ausgabe *Goethe's Werke. Erster Band* (Abb. 2) aus demselben Verlag von 1806 vergleicht. So steht hinter der Ortsangabe sowohl des Separatbandes als auch des Reihenwerkes ein Komma und bei beiden Titelseiten folgt der Jahresangabe ein Punkt. Hinter der Verlagsangabe wurde aber auf dem Titelblatt des Separatbandes ein Punkt statt eines Kommas wie auf dem des ersten Reihenbandes gesetzt. Genau wie in dem separaten Gedichtband finden sich die entsprechenden Angaben in der ersten Separatausgabe der *Wahlverwandtschaften* von 1809. Eine Ausgestaltung in dieser Form durch die Cotta'sche Buchhandlung wäre demnach zumindest möglich. Hingegen ist der kurze Trennstrich zwischen Ver-

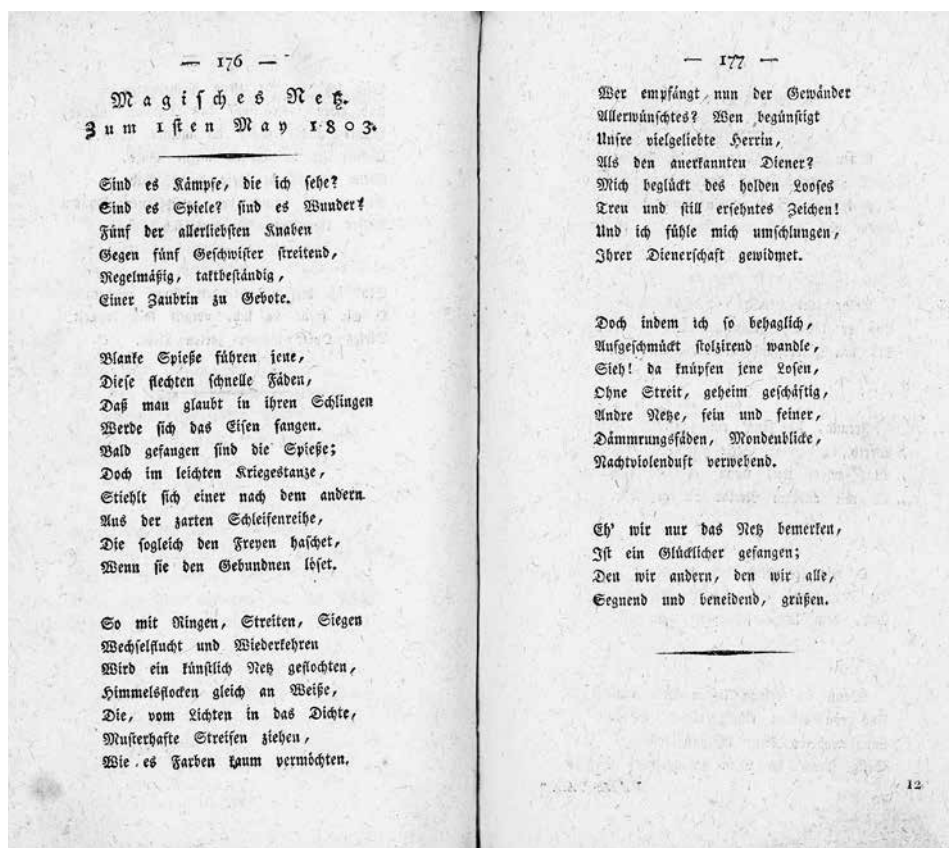


Abb. 3

Aus: *Goethe's Gedichte*, Tübingen 1806

lagsangabe und Erscheinungsjahr ungewöhnlich für den Verlag. Der Druck der Seite ist zudem sehr kräftig ausgeführt, wenn man ihn mit dem der anderen Seiten oder dem des Titelblatts des ersten Bandes der Ausgabe *Goethe's Werke* aus dem Jahre 1806 vergleicht.

Die zweite Auffälligkeit betrifft die Bogennormen unter dem Satzspiegel. Bei flüchtiger Betrachtung erkennt man nur die Bogensignaturen (Abb. 3). Bei genauem Hinsehen fallen jedoch links von diesen Bogenzählungen Bezeichnungen auf, die relativ sorgfältig durch Rasur entfernt wurden, und zwar bei allen 26 Bogennormen. Die entfernten Zeichen lassen sich als »Goethe's Werke I.« rekonstruieren. Der Buchblock stammt also aus dem ersten Band von Goethes Werken in dreizehn Bänden, der 1806 in der Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist. Durch einen Abgleich mit den Druckvarianten dieses ersten Bandes in Hagens Bibliographie kann man den Text als Druckfassung A, also als den der Originalausgabe, identifizieren.¹⁶

¹⁶ Siehe dazu Hagen 1971 (Anm. 1), Nr. 16, dort S. 28 f., oder Hagen 1983 (Anm. 1), Nr. 16, dort S. 28 f.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass es sich bei dem vorliegenden Buch ursprünglich um den ersten Band der dreizehnbändigen Werkreihe Goethes handelt, der im Jahre 1806 von der Cotta'schen Buchhandlung verlegt wurde und die Gedichte Goethes zum Inhalt hatte. Bei einem solchen Exemplar wurde die Titelseite entfernt und durch eine andere ersetzt, so dass das Buch als Separatausgabe erscheint, die die Cotta'sche Buchhandlung herausgegeben hat. Zum Aufwand des Titelseitendrucks kam der des sorgfältigen und vorsichtigen Entfernens aller Bogennormen hinzu, damit dieses Buch nicht als Teil des Reihenwerks zu erkennen sei und als Separatausgabe aufgefasst werden könne. Schließlich wurde der veränderte Buchblock in einen in Bezug auf die neu erstellte Titelseite schlüssigen Halbledereinband gebunden.

Kann oder muss man ein solches Buch, das in dieser Form wohl einzigartig ist, als Fälschung bezeichnen? Das Motiv für diese Umarbeitung war gewiss nicht kommerzieller Natur, da Aufwand und finanzieller Nutzen in keinem vernünftigen Verhältnis stehen konnten. Warum also wurde dieser Aufwand betrieben? Wollte ein Besitzer diese Gedichtausgabe aus dem Jahre 1806 als Einzelwerk in seine Bibliothek aufnehmen und ließ er deshalb die geschilderten Umarbeitungen vornehmen? Oder war es ein Prototyp aus der Werkstatt der Cotta'schen Buchhandlung? Wann geschah diese Umarbeitung und von wem? Spielte Henrietta Carolina Jenkins dabei eine Rolle?

Es bleiben viele Fragen zu diesem merkwürdigen Buch offen. Aber immerhin bestünde aufgrund des Alters der Umarbeitung die Möglichkeit, dass Goedeke oder einer seiner Mitarbeiter, die den *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung* erstellten und dort diese Gedichtausgabe vermerkten, von dem hier vorliegenden Buch Kenntnis hatten. Dann bleibt aber die Frage, warum sie es nicht als ein Buch erkannten, das die beschriebenen Umarbeitungen erfahren hat.

Um hier weiterzukommen, reichen Untersuchungen, die sich allein auf den vorliegenden Gedichtband stützen, nicht aus. Vielleicht dient der Beitrag aber dazu, Leser für diese Fragestellungen zu interessieren, so dass die eine oder andere Antwort dazu gefunden werden kann. Im Rahmen dieser Untersuchung konnte zudem gezeigt werden, dass die Angabe in Briegers *Taschenbibliographie* über die Existenz eines Goethe'schen Gedichtbandes von 1806 nicht haltbar ist.

GUNHILD BERG

*Keine Fortsetzung im Labor von Marktedwitz.
Ein Nachtrag zu Goethes »gewünschten
Farbenbildern«*

Der im Goethe-Jahrbuch 2009 veröffentlichte Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher (1770-1837) vom 28. August 1822 dokumentiert erstmals die historische Rezeptur mit »salzsaure[m] Silber«,¹ nach der die »trüben Scheiben, die bei hellem Grunde Gelb, bei dunklem Blau zeigen« (LA I, 8, S. 319), von Goethe »trübe Medien« genannt, hergestellt werden konnten. Während des achttägigen Besuchs von Goethe im Jahre 1822 bei der Familie des Chemiefabrikanten Fikentscher in Marktedwitz fertigte ihm der Sohn des Hauses, Friedrich Christian Fikentscher (1799-1864), »gewiß hundert dergleichen Glasplatten«.² Da Goethe seine letzten Exemplare verschenkt und sich ihre gezielte Herstellung als schwierig erwiesen hatte, kann die freudige Überraschung, dass er im Marktedwitzer Labor unerwartet zu »trüben Medien« und entoptischen Gläsern gelangte, Goethes spontan große Teilnahme an den experimentellen Fertigkeiten Friedrich Christian Fikentschers erklären. Von ihm durfte er sich erhoffen, die sehnlich »gewünschten Farbenbilder«³ künftig »nach Lust und Belieben« (LA I, 8, S. 319) zu erhalten.⁴

Ein Wiedersehen im folgenden Jahr wurde daher schon beim Abschied vereinbart⁵ und der Wunsch brieflich wiederholt: Goethe versicherte, dass er sich »nichts mehr wünscht als in nächstem Jahre abermals einige Zeit in Ihrer Nähe zu verleben«.⁶ Wegen dieses beiderseits herzlichen Versprechens und Goethes regen Interesses, das er mit brieflichem Kontakt, Fossilien-Geschenken⁷ und der Aufnahme des jungen Friedrich Christian in die »Mineralogische Societät« in Jena

1 Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius, 28.8.1822; siehe Gunhild Berg: *Neue Blicke auf Goethes »gewünschte Farbenbilder«*. Ein bislang unedierter Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius vom 28. August 1822. In: GJb 2009, S. 245-259; hier S. 248, Z. 99; vgl. erläuternd Thomas Nickol, Klaus-Jürgen Berg, Gunnar Berg: *Goethes trübe Gläser und die »Beiträge zur Optik trüber Medien« von Gustav Mie*. In: GJb 2008, S. 204-218.

2 Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius, 28.8.1822 (Anm. 1), S. 248, Z. 104; vgl. auch WA III, 8, S. 228.

3 Ebd., S. 248, Z. 92 f.

4 Vgl. dazu Berg (Anm. 1), S. 258 f.

5 Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius, 28.8.1822 (Anm. 1), S. 248, Z. 108-111.

6 Goethe an Friedrich Christian Fikentscher, 10.11.1822 (WA IV, 36, S. 203). Gleichermäßen erwartungsfroh antwortete Friedrich Christian Fikentscher an Goethe, 17.12.1822; vgl. Hans Zedinek: *Zwei Briefe an Goethe aus dem »Fikentscherhaus« in Marktedwitz*. In: *Der Siebenstern. Vereinszs. des Fichtelgebirgsvereins* 4 (1930) 7, S. 98-101; hier S. 98.

7 Vgl. Goethe an Friedrich Christian Fikentscher, 10.11.1822 (WA IV, 36, S. 203).

unterhielt,⁸ muss es verwundern, dass Goethe die Familie Fikentscher nicht wieder besuchte.

Goethes Tagebuchnotizen erklären dies nicht. Sie halten lediglich fest, dass Friedrich Christian Fikentscher im Folgejahr, als er seinen Vater von der Marienbader Kur abholte, Goethe am 30. Juni 1823 allein und tags darauf gemeinsam mit dem Vater in Eger besuchte. Ein drittes Mal traf sich Friedrich Christian am 22. August 1823 in Eger mit Goethe, als dieser von seinem Kuraufenthalt in Marienbad zurückreiste.⁹

Über die Gründe, warum Goethe nicht mehr nach Marktrechwitz kam, gibt ein Brief vom 18. August 1823, mit dem der Sohn seinen abwesenden Vater über die heimischen Angelegenheiten unterrichtet, näheren Aufschluss: Goethe wurde schlichtweg ausgelassen.¹⁰ Die entsprechende Briefstelle lautet:

Von Grünern in Eger erhielt ich am vergangenen Freitag die Nachricht daß Göthe am 20ⁿ in Eger eintrifft und mich dort sehen will. Er sagte nicht daß G. nach Redwitz wollte aber wahrscheinlich bedürfte es nicht viel glückliche Umstände die ihn hieher bewegen würden. Ich bin deßwegen recht übel daran und muß doch auf einen Tag hinein was sich zu keiner Zeit weniger schicken könnte. Wenn nur nicht die Hütte dazwischen käme; wäre mir auf der Welt nichts erwünschter als mit diesem lebenswürdigsten Patronen 8 Tage wieder zusammen zu leben; aber unter diesen Umständen geht es nicht; und ich werde, wenn er Lust bezeigt so schicklich als möglich vorbauen. Am Sonnabend oder am Sonntag werde ich jedoch in jeden Fall hineingehen, und an dem selben Tag wieder zurück.

Entgegen dieser Ankündigung eilte Friedrich Christian nicht erst am Wochenende, sondern schon am Freitag, dem 22. August, nach Eger, um Goethe zu besuchen. Goethe hält in seinem Tagebuch fest: »Der junge Fikentscher mit Rath Grüner, über des Vaters Reise, den Gang ihrer Geschäfte und sonst« (WA III, 9, S. 97). Offenbar aber diente diese Konversation auch dazu, die Gründe zu erläutern, derentwegen sich der junge Fikentscher außerstande sah, Goethe erneut in Marktrechwitz willkommen zu heißen. Sie waren in »diesen Umständen« des Sommers 1823 zu suchen: Zum einen lastete die Verantwortung für Haus, Hof und Fabrik während der Reisen Wolfgang Kaspars allein auf dem erst 23-jährigen Friedrich Christian. Zwar hatte er schon als 17-Jähriger die Versuche und turnusgemäßen Arbeiten auf der Glashütte geleitet,¹¹ doch nahmen die Aufgaben in der Fabrik, etwa mit dem zu beaufsichtigenden Ofenbau auf der Glashütte, beständig zu. Zum anderen ver-

8 Vgl. Goethe an Johann Georg Lenz, 28.9.1822 (WA IV, 36, S. 175).

9 Vgl. WA III, 9, S. 69 f., 97.

10 Ich danke Dr. Rüdiger Fikentscher (Halle/Saale) für den freundlichen Hinweis auf den Brief aus seinem Privatarchiv und seine Erlaubnis zur Veröffentlichung sowie die zahlreichen Informationen zur Geschichte der Familie Fikentscher. – Mit abweichenden Lesungen ist dieser Brief publiziert in Irene R. Lauterbach: *Friedrich Christian Fikentscher (1799-1864). Ein früher Chemiefabrikant unter Berücksichtigung seiner Briefe aus den Jahren 1823, 1824 und 1830*. Stuttgart 2013, S. 81-82.

11 Vgl. *Goethe im chemischen Laboratorium zu Marktrechwitz*. [Berlin] 1938, S. 10.

längerten sich die Abwesenheitszeiten des Vaters, seitdem im Vorjahr seine gesundheitlichen Beschwerden, die denen Goethes ähnelten, begonnen hatten.¹² Er übertrug nun nicht mehr nur für die Zeit seiner Geschäftsreisen, sondern auch für die Zeit seiner fortan allsommerlichen Kuraufenthalte in Marienbad die Leitung von Haus und Fabrik dem Sohn.¹³ So war Wolfgang Kaspar im Sommer 1823 mehrere Wochen unterwegs, da er nach der Kur in Marienbad geschäftlich bis nach Wien reiste. An die dort seit 1806 bestehende Spezereien-, Material- und Farbwarenhandlung Joseph Voigt & Co., die Fikentscher belieferte, ist der Brief an den Vater adressiert. Außerdem litt Marktredwitz wohl noch immer unter den Folgen des großen Brandes vom 6. Oktober 1822,¹⁴ für deren Behebung Wolfgang Kaspar als Bürgermeister des Ortes mitverantwortlich war.

Diesen vielfältigen Aufgaben steht der Eifer des jungen Fikentscher entgegen, der sich von den Geschäften schon früher als geplant losreißt, um Goethe in Eger zu treffen. Im Brief an den Vater reiht er die Informationen indes, wie dieser sie von ihm erwartet: Erst nach dem Rapport über den Stand der Geschäfte, neue Aufträge und die Ernte eröffnet er ihm Goethes mögliches Ansinnen einer Visite in Marktredwitz, die ob eines Gastes, der die ganze Aufmerksamkeit erfordert, als Hindernis im prosperierenden Geschäftsgang erscheinen musste. Entgegen seinen beteuerten Absichten konnte der junge Industrielle für weitere chemische Experimente im ausschließlich naturforschenden Interesse an Goethes Farbentheorie de facto kaum Zeit erübrigen – wenigstens nicht ohne die ausdrückliche Freistellung durch das Familienoberhaupt.¹⁵

Dass man die optischen Experimente im Laboratorium von Marktredwitz nicht fortsetzte, weil Friedrich Christian die gegen Newton gerichtete chromatische Lehre Goethes womöglich nicht geteilt und man sich wissenschaftlich überworfen hätte, ist nicht anzunehmen. Zwar schweigen die fortan von Goethe mit Vater und Sohn Fikentscher gewechselten Briefe zu Fragen der Optik, sie werden aber überaus verbindlich zu meteorologischen Beobachtungen und zu Gläserbestellungen für das Naturalienkabinett in Jena fortgesetzt.¹⁶ Der junge Fikentscher zeigt sich bemüht, den Wünschen des berühmten »Patronen« mit Barometermessungen, deren Protokolle er ihm sandte, zu willfahren.¹⁷

Trotz der vorgebrachten Gründe muss Goethes Hoffnung, doch noch einen erneuten Besuch in Marktredwitz abstatten zu können, groß gewesen sein, denn noch zwei Tage, nachdem Friedrich Christian ihn in Eger besucht hatte, also am 24. August 1823, schrieb er an seinen Sohn August: »Sende, wie früher gemeldet,

¹² Vgl. WA III, 9, S. 70.

¹³ Vgl. *Nekrolog*. In: *Kunst- und Gewerbe-Blatt* 23 (1837) 15, Sp. 457-471; hier Sp. 460, 468.

¹⁴ Vgl. WA III, 9, S. 69. – Der Brand hatte 36 Wohnhäuser, 42 Funktionsgebäude sowie Teile der evangelischen Kirche verwüstet; vgl. Franz Capeller: *Brände, die das alte Redwitz heimsuchten*. In: *Der Heimaterzähler. Wochenbeilage zum »Marktredwitzer Tagblatt«* (1954) 18.

¹⁵ Vgl. WA III, 9, S. 69f.

¹⁶ Vgl. dazu ausführlicher Berg (Anm. 1), S. 257.

¹⁷ Vgl. WA IV, 37, S. 130, 162.

den Kutscher, daß ich Sonnabend den 13. September in Jena seyn kann; ängstige dich aber nicht, wenn ich einige Tage länger ausbleibe, denn ich ginge vielleicht über Wunsiedel, machte einen Besuch in Redwitz und Conradsreuth, welches mich retardiren würde« (WA IV, 37, S. 193). Zu einem zweiten Besuch Goethes in Marktrechwitz ist es jedoch nicht gekommen.

JANA KITTELMANN

»mildes Feuer« – »andächtiger Schauer«.
Goethe und Adelheid von Carolath-Beuthen

Goethe und Adelheid von Carolath-Beuthen sind sich nur ein einziges Mal begegnet. Unter dem Datum des 30. August 1830 ist in Goethes Tagebuch der Besuch der Fürstin vermerkt (WA III, 12, S. 295). Auf Empfehlung Karl August Varnhagen von Ense hatte Goethe das Fürstenpaar Adelheid und Heinrich von Carolath-Beuthen mit deren beiden Töchtern um 11 Uhr im Haus am Frauenplan empfangen. Die Fürstenfamilie befand sich in diplomatischer Sendung auf dem Weg nach England, wo sie an den Feierlichkeiten der Krönung Wilhelms IV. teilnehmen sollte. Obwohl man nur wenig mehr als eine Stunde zusammen war, schien man Gefallen aneinander gefunden zu haben. In einem Brief vom 10. September 1830 an Varnhagen von Ense dankt Goethe »für die angenehmen Augenblicke welche mir die Gegenwart der fürstlich Carolathischen Familie verschafft hat«. »Freylich«, so Goethe weiter, »hätte man sich gewünscht daß, bey längerer Unterhaltung, sich ein zutrauliches Verhältniß mehr hätte entwickeln können; aber auch dieß war hinreichend den vortrefflichen Personen Verehrung und Neigung widmen zu können« (WA IV, 47, S. 213).

Goethes Interesse an der Familie war nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass er gerade Hermann von Pückler-Muskau's *Briefe eines Verstorbenen* las und an deren Rezension in den *Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik* arbeitete. Die Fürstin Carolath war die Stieftochter Pückler-Muskau's, der mit ihrer Mutter Lucie, Tochter des Staatskanzlers Karl August von Hardenberg, in Muskau lebte. Adelheid, die einen regen Briefwechsel mit ihrer Mutter und dem Fürsten führte, wusste bestens über die Entstehung des Buches Bescheid, das Goethe ein »für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk« nannte.¹ Fürst Pückler hatte Goethe bereits 1810 und 1812 in Weimar besucht und sich mit ihm über Landschaftsgärtnerei ausgetauscht – eine Leidenschaft, die auch seine Stieftochter Adelheid pflegte. In Carolath ließ sie mit der Unterstützung des jungen Eduard Petzold eine Cottage errichten. Das im Carolather Forst gelegene Jagdhaus Heinrichslust wurde von ihr mit Mooshütten, ähnlich denen im Weimarer Ilm-Park, ausgestattet. Gesprächsstoff gab es also an diesem Vormittag genug. Für Goethe dürfte es eine interessante Begegnung gewesen sein – mehr nicht. Über die Fürstin Adelheid finden sich bei Goethe keine weiteren Zeugnisse. Für Adelheid dagegen stellte diese Begegnung mit dem von ihr seit frühester Jugend verehrten Dichter ein Schlüsselerlebnis dar. In ihrem Tagebuch der Reise nach England beschreibt sie ausführlich das Zusammenreffen mit Goethe:

1 Johann Wolfgang von Goethe: *Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.* In: *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik*, September 1830, Nr. 59, Sp. 468-472; hier Sp. 468.



Abb. 1

Adelheid von Carolath-Beuthen, geb. Reichsgräfin von Pappenheim,
Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel, um 1815

Wir fuhren die Nacht durch über Jena und kamen gegen Morgen nach Weimar, wo wir unsern müden Körper durch Frühstück erquickten, Toilette machten und uns dann bei dem Geheimrath von Goethe melden liessen, für den ich Briefe von Varnhagen hatte. Goethe zu sehen, den ersten Dichterherren meines Zeitalters, den mir meine gute Mutter so bald ich denken konnte bekannt machte, den ich seit den Mädchenjahren verehrte, seit dem Liedchen »Ein Veilchen auf der Wiese stand« bewunderte bis auf diese Stunde wo, weiter im Leben vorgerückt aus dem er alles entnahm, jedes seiner Worte Bedeutung für mich gewann – ja es war wirklich eine längst ersehnte Stunde für mich, wo ich diesen grossen Herrn sprechen sollte. Mein Mann führte mich und die Kinder dahin. Die Geheimräthin v. Goethe, Schwiegertochter des verehrten Mannes, empfing uns freundlich, alsbald trat uns der hohe schöne Greis, der 3 Tage vorher den 81. Geburtstag gefei-

ert hatte, mit edlem Anstand würdevoll und freundlich entgegen; ich bat ihn um Entschuldigung meine Kinder mitgebracht zu haben indem ich sagte: sie würden mir einst in reiferen Jahren es danken. Ein Wort gab uns das andere, wir politisierten, philosophierten und unterhielten uns sehr zutraulich; ein mildes Feuer leuchtete aus den schönen dunklen Augen des Mannes hervor, der so tief mit der geistigen Sehkraft in das Gemüth der Menschen eindrang. Ich kann wohl sagen dass mich ein andächtiger Schauer in seiner Nähe befiel, der doch nicht hinderte dass ich mir sein Leben vergegenwärtigte wie er es selbst schilderte, ja ich gedachte der armen Frederike die der böse Jüngling so treulos verliess, wohl begreifend wie sie nach ihm keinem andern Mann mehr hatte angehören wollen! – Oft war mir gesagt worden, Goethe sei kalt und stolz, abstoßend und nicht lebenswürdig gegen neue Bekanntschaften; ich fand dies wahrlich nicht, im Gegentheil war er gut, freundlich und sehr lebenswürdig für uns und präsentierte uns seine Enkelsöhne Wolf und Walter; beide haben seine Augen und scheinen hoffnungsvolle mit Geist und Gemüth begabte Kinder zu sein. Der Jüngste besonders, er ist zwei Jahre früher als meine Lucie ebenfalls am 18. September geboren. Wir blieben 1½ Stunden bei G. der mir zum Abschied den herzlichsten Kuss auf die Lippen drückte, dessen Feuer mich, wie ich hoffe, zu poetischen Erzeugnissen begeistern soll. Goethe hat mich aufs herzlichste eingeladen länger in Weimar zu weilen, was ich freilich unendlich wünschte, auch sandte er noch seine Schwiebertochter zu mir, um mich aufzufordern Mitglied einer Zeitschrift der Chaos genannt zu werden, welche er selbst redigiert und wozu man etwas liefern muss wenn man Mitglied wird.²

Die Worte der Fürstin Carolath wirken in vielen Punkten standardisiert und dem zeitgenössischen Kanon angepasst. Da ist die obligatorische Rede von Goethes »schönen dunklen Augen«, die »mildes Feuer« versprühen. In der Anthologie von Emil Schaeffer und Jörn Göres *Goethe. Seine äußere Erscheinung* existieren zahlreiche nahezu identische Darstellungen. So war schon Wieland fasziniert von Goethes »schwarze[m] Augenpaar«.³ Der von der Fürstin Carolath verehrte Dichter Friedrich von Matthisson schrieb 1815 in seinen *Erinnerungen*: »Selten schuf die Natur wohl ein Auge von gediegenerm Feuerstoff, als das Auge Goethes, welches noch leuchtet und glänzt, wie vor 30 Jahren«.⁴ Auch Johanna Schopenhauer schwärmte von Goethes »klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind«.⁵ Selbst Heinrich Heine, der 1824 über Goethes Gebrechlichkeit und »Aussehen erschrak«, zeigte sich fasziniert von dessen Augen: »Nur sein Auge

2 Das Tagebuch befindet sich im Privatbesitz. Für eine Abschrift danke ich Eleonore von Schoenaich-Carolath. Die Beschreibung der Begegnung mit Goethe wurde im Gegensatz zum übrigen Tagebuch veröffentlicht in: Adly Gräfin Pückler: *Das Lebensbild meiner Mutter Lucie Lehngräfin von Haugwitz, Hardenberg, Reventlow, geb. Prinzess zu Schönaich-Carolath*. Oppeln o. J., S. IV-VI.

3 *Goethe. Seine äußere Erscheinung. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen*. Zusammengetragen von Emil Schaeffer. Überprüft u. ergänzt von Jörn Göres. Frankfurt a. M. 1999, S. 12.

4 Ebd., S. 25 f.

5 Ebd., S. 21.

war klar und glänzend. Dieses Auge ist die einzige Merkwürdigkeit, die Weimar jetzt besitzt«. ⁶

Die »präformierte Wahrnehmung«, ⁷ mit der die Fürstin Goethe begegnet, wird ergänzt um die Beschreibung der Ähnlichkeit zwischen Goethe und seinen Enkel-söhnen: »[...] beide haben seine Augen«. Darin deutet sich nicht zuletzt eine Typologie der zeitgenössischen Darstellung von Goethes Enkeln an. Eine ähnliche Äußerung findet sich in einem Brief Fanny Lewalds an Ottilie von Goethe. Dort heißt es:

Walther hat ein grundgutes, kluges, mir sehr angenehmes Gesicht. Er sieht Ihnen ähnlich in der Physiognomie, Wolf in den Farben und es ist überhaupt ein Göthesches Gesicht. ⁸

Im Gegensatz zu Heine, der berichtet, dass Goethes Gesicht »gelb und mumienhaft« und »die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit« war, ⁹ erscheint Goethe der damals 33-jährigen Adelheid als der »hohe schöne Greis«, dem sie mit einer Mischung aus andachtsvoller und erotisch gefärbter Bewunderung begegnet. Schließlich ist bei ihr die Erinnerung an den Liebhaber und »böse[n] Jüngling« Goethe, der Friederike Brion verließ, immer gegenwärtig. Umso interessanter ist es, dass Adelheid den Kuss Goethes nicht als erotisches Erlebnis, sondern als dichterische Inspiration empfindet und schildert. Goethe wird für sie zu einer männlichen Muse. In Anspielung auf den uralten Mythos vom Musenkuss hofft die Fürstin, dass das »Feuer« auf Goethes Lippen sie zu »poetischen Erzeugnissen« anregen wird. Damit nimmt sie eine Umkehrung der Rollen vor. Sie will nicht, wie viele Frauen vor ihr, den Dichter inspirieren; sie selbst will von Goethes Kuss inspiriert werden. Dass sie dem Dichter huldigt und für ihn schwärmt, ist also bei ihr mit einem poetischen Eigennutz verbunden.

Adelheid, die 1797 als Gräfin von Pappenheim geboren wurde, schrieb seit ihrer Jugend Gedichte. Mit der Heirat und dem Umzug ins schlesische Carolath (heute: Siedlisko) verstärkte sich diese Neigung. In ihrem Nachlass sind zahlreiche Gedichte, Aphorismen, Landschaftsbeschreibungen und sogar ein – allerdings nur wenige Seiten umfassendes – Romanfragment erhalten. Eine wichtige Quelle ihrer literarischen Bestrebungen ist darüber hinaus der in den Jahren 1817 bis 1849 entstandene Briefwechsel mit der Mutter Lucie von Pückler-Muskau. ¹⁰ In den Briefen kommt man häufig auf Goethe zu sprechen, so auch am 6. Januar 1832. Stolz berichtet die Fürstin von Pückler-Muskau:

⁶ Ebd., S. 35.

⁷ Thomas Anz: *Körper als Zeichen. Dokumente über Goethes äußere Erscheinung*. In: *literaturkritik.de*, Nr. 8/9, August 1999.

⁸ Fanny Lewald an Ottilie von Goethe, Wien, 26.9.1846, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Sign. GSA 40/X,2,5, Brief 8 a.

⁹ Schaeffer, Göres (Anm. 3), S. 35.

¹⁰ Der umfangreiche Nachlass der Fürstin Adelheid von Carolath-Beuthen befindet sich im Pückler-Archiv der *Stiftung Fürst-Pückler-Museum Park und Schloss Branitz*. Unter www.pueckler-digital.de sind Metadaten, Grundtranskriptionen und Digitalisate der Nachlassdokumente bereitgestellt. Vgl. Jana Kittelmann: *Herrinnen des Terrains. Der Briefwechsel zwischen Lucie von Pückler-Muskau und Adelheid von Carolath-Beuthen*. Cottbus 2013.

Heute hatte auch Pückler, die grosse Freude einen Brief von Goethe zu bekommen! Mann sagt ein solcher Brief, sei mehr Werth wie ein Orden: und du, die eine Art grand Cordon, durch deinen Kuß bist: wirst dies ganz empfinden.¹¹

Goethe gehörte zu den bevorzugten Autoren im Hause Carolath. Unter anderem plante das Fürstenpaar, im schlosseigenen Theater 1826 Goethes Schäferspiel *Die Laune des Verliebten* aufzuführen – besonders wegen der »hübsche[n] Toiletten«,¹² wie die Fürstin Adelheid schrieb. Zudem ist Goethe neben Matthisson und der Madame de Sévigné der meistzitierte Dichter in den Briefen Adelheids. Passagen aus *Torquato Tasso* und den *Wahlverwandtschaften* werden von ihr ebenso zitiert wie die Gedichte *An den Mond*, *An Lina*, *Die Libelle* oder Philines Lied aus *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Als Favorit der Fürstin offenbart sich allerdings die dritte Strophe von Goethes Gedicht *An Mignon*:

Schon seit manchen schönen Jahren
 Seh ich unten Schiffe fahren,
 Jedes kommt an seinen Ort,
 Aber ach! die steten Schmerzen,
 Fest im Herzen,
 Schwimmen nicht im Strohme fort.¹³

Die Vorliebe Adelheids für diese Zeilen lag in der Szenerie begründet, die auf frappierende Weise ihrer eigenen Lebenssituation ähnelte. Von ihrem Schreibtisch aus blickte die Fürstin direkt auf die Oder, die damals stark beschifft war. Die melancholische Stimmung, die sie oft befiel, wenn sie Briefe verfasste oder aus dem Fenster blickte, spiegelt sich in diesen Zeilen wider. Goethes Gedichte waren für die Fürstin Trost und Erbauung. Der »Menschenkenner Göthe« – wie sie ihn häufig nennt – bot ihr darüber hinaus festen Halt in Zeiten des Umbruchs. Kurz vor ihrem Tod erlebte Adelheid die Revolution 1848 in Berlin mit. Sie reagierte entsetzt und verständnislos auf den »gräßliche[n] Geist der gegen unsere Caste herrscht«.¹⁴ Die sozialen und politischen Missstände, die zu den Ausschreitungen geführt hatten, nahm sie nur bedingt wahr. In diesem Kontext erscheint Goethe bei Adelheid als literarischer Repräsentant der »alten« Zeit und Fürsprecher der Aristokratie. Die Briefe der Fürstin erweisen sich als intime Zeugnisse einer privaten und adligen Rezeption Goethes, die – im Gegensatz zum Zeitgeist – ungebrochen positiv und kritiklos bleibt. Die Fürstin, die die Presse eifrig studierte, kannte die kritischen Stimmen, die Goethes Leben und Werk schon bald nach seinem Tod »hinterfragt

11 Lucie von Pückler-Muskau an Adelheid von Carolath-Beuthen, Muskau, 6.1.1832, Pückler-Archiv (PA) Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 6, Mappe 60.

12 Adelheid von Carolath-Beuthen an Lucie von Pückler-Muskau, Carolath, 26.5.1826, PA Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 1, Mappe 13.

13 J. W. Goethe: *An Mignon*. In: Friedrich Schiller (Hrsg.): *Musen-Almanach für das Jahr 1798*. Tübingen [1797], S. 179.

14 Adelheid von Carolath-Beuthen an Lucie von Pückler-Muskau, Carolath, 22.3.1848, PA Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 3, Mappe 35.

und zum Teil heftig verurteilt« hatten.¹⁵ Sie las Heine, Ludwig Börne und Theodor Mundt. Mit Heinrich Laube pflegte sie einen freundschaftlichen Umgang. Anders als für ihre (bürgerlichen) Zeitgenossen war und blieb für sie allein Goethe Maßstab in ästhetischen Fragen. So nannte sie Bertel Thorvaldsen bei einer Begegnung im Jahre 1841 »Marmor Göthe«¹⁶ – ein höheres Lob konnte der Bildhauer von der Fürstin nicht erhalten.

Außerdem suchte Adelheid Anschluss an prominente Goethe-Verehrerinnen wie Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim. Mit Rahel Varnhagen war sie befreundet. Adelheids Porträt hatte seinen Platz über dem Sofa in Rahels Berliner Wohnung in der Mauerstraße 36. Der zwischen 1817 und 1833 entstandene Briefwechsel der beiden Frauen, der sich derzeit in der Varnhagen-Sammlung in der Biblioteka Jagiellońska Kraków befindet, gibt Einblick in deren Freundschaft und Goethe-begeisterung. Neben einem euphorischen Brief über Goethes *Clavigo* findet sich hier eine Schilderung der Begegnung in Weimar. Am 9. Oktober 1830 schrieb Adelheid an Rahel aus London:

Hoffentlich sind Sie wohl liebe Freundin, so wie Varnhagen dem ich viel Schönes zu sagen bitte – er hat sich mir unendlich verpflichtet durch seinen Brief an Göthe dem ich die liebenswürdigste Aufnahme, ja sogar zwey Küsse von unserm Dichter Herren verdanke – und ewig verdanken werde!¹⁷

Dass aus ursprünglich einem Kuss nun zwei geworden waren, ahnte Rahel nicht.

Wenige Monate nach Goethes Tod lernte Adelheid im Juni 1832 in Berlin Bettina von Arnim kennen. Sie war fasziniert von der Frau, die sowohl für Goethe als auch für ihren Stiefvater Hermann von Pückler-Muskau eine tiefe Leidenschaft entwickelte. Wie Goethe, dessen anfängliche Zuneigung bald erlosch, fühlte sich Pückler zuweilen von der exzentrischen Art Bettinas überfordert. Dennoch entwickelten die beiden in ihren Briefen einen regen geistigen Austausch. *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* ist Pückler gewidmet. Außerdem schenkte Bettina dem Fürsten im Mai 1832 einen Ring, den sie 1807 von Goethe erhalten hatte. Adelheid war von Bettinas Beziehung zu Goethe beeindruckt, wie ein Brief an die Mutter vom 30. Juni 1832 zeigt:

Ich habe gestern einen sehr Genußreichen Abend verlebt nachdem ich mit Heinrich u H v Üchtritz der uns zuweilen besucht nach Charlottenburg geritten war, brachte Frau v Arnim den Abend hier bey uns zu – sie brachte meinem Mann eine köstliche Zeichnung für deren genialisches duftiges in süße heimliche Wonne getauchtes gemüthliches Erscheinen ich keine Worte habe – aber Thränen – die aus den tiefsten inniginnersten Quellen meines Gefühls quollen das auf

15 Franz Josef Wiegmann: *Johann Wolfgang von Goethe: Leben, Werk und Wirkungsgeschichte im Spiegelbild der Presse seit 1832*. Bonn 2004, S. 21.

16 Adelheid von Carolath-Beuthen an Lucie von Pückler-Muskau, Gastein, 27.7.1841, PA Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 3, Mappe 28.

17 Adelheid von Carolath-Beuthen an Rahel Varnhagen, London, 9.10.1830, Biblioteka Jagiellońska Kraków. Sammlung Varnhagen Nr. 204; hier zitiert nach der digitalen Kopie im PA Branitz, CD-Nr. 26/114.

die wunderbarste Weise von dieser in ihrer Art anziehenden Frau angeregt ward – sie sprach viel von Göthe von dem Beginnen u Entwickeln ihrer Leidenschaft für ihn – sie schilderte dies Alles so natürlich so – aus meiner Seele heraus empfunden – so anmahnend an die heiligsten verborgensten Momente unaussprechlich ganz sich hingebender Liebe – solcher Liebe wie nur wenige hinieden sie zu empfinden zu verstehen vermögen – ich war ganz Ohr ganz Gefühl und konnte weiter nichts sagen aber – ich zerfloß in Thränen!¹⁸

Im Gegensatz zu Bettina von Arnim, die ihre zahlreichen Talente mit Erfolg ausleben wusste, blieb die ebenfalls künstlerisch aktive Adelheid stets in ihrer Rolle als Ehefrau des Fürsten Carolath gefangen. Ihr Leben war, wie sie selbst bemerkte, von »Résignation«¹⁹ geprägt. Rückhalt und Trost fand sie wiederum bei Goethe, dessen Worte aus *Herrmann und Dorothea* sie in leicht veränderter Form in ihre Briefe aufnahm:

O wohl hat er wahr gesprochen, der große Menschenkenner Göthe, wenn er sagt: viele Männer verbunden ertragen es nicht, was der zarte oft kränkelnde Körper einer Frau, und mehr noch ihre tiefempfindende Seele erträgt – auch sollen die Männer es nicht – aber anerkennen sollten sie es –.²⁰

Aller Resignation zum Trotz ließ sich die Fürstin Carolath nicht davon abhalten, noch einmal an Goethe zu schreiben. Der folgende Brief entstand am 31. Dezember 1830, vier Monate nach der Begegnung mit dem Dichter:

Euer Exellenz!

Mögen mir vergönnen daß ich meine tief empfundene Theilnahme, an dem herben Verlust den Sie erlitten, so wie an der schweren Krankheit, die Sie als traurige Folge davon, befiel, kurz aber herzlich aussprechen darf, noch vor Ablauf eines Jahres, in welchem mir das längst so heiß gewünschte Glück zu Theil ward, den theuern allverehrten Mann, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, den ich so lange, beinahe, als ich denken kann, hochachte und liebe; schon als kaum erblühte Jungfrau empfand ich als sey es der eigenen Brust entsproßen:

»Lottchen, wer kennt uns're Sinnen?
Lottchen wer kennt unser Herz?
O! es mögte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach nun genießen
Alles Leid und Freude der Natur!«

Und späther, wie sprachen sie zum Herzen die holden Liebeslieder, Eleonore das hohe weibliche Ideal, die liebende unglückliche Stella, wie gerne verzieh ich mit

18 Adelheid von Carolath-Beuthen an Lucie von Pückler-Muskau, Berlin, 30.6.1832, PA Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 2, Mappe 19.

19 Adelheid von Carolath-Beuthen an Lucie von Pückler-Muskau, Carolath, 2.11.1833, PA Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 2, Mappe 20.

20 Adelheid von Carolath-Beuthen an Lucie von Pückler-Muskau, Carolath, 14.9.1838, PA Branitz, Nachl. Pückler-Carolath-Haugwitz, Kasten 2, Mappe 25.

Marie Beaumarchais dem allzu liebenswürdigen schwachen Clavigo, erschien mit der andern sanften Marie, als Engel des Trostes, dem sterbenden Weislingen, oder als das heldenmüthige Clärchen, dem träumenden Egmont! und ach! meinen armen Werther, um den ich in jugendlicher Exaltation, oft mehr litt, als seine Lotte, und späther, als das Gemüth, unter mancher Prüfung, mehr gereift war, die Wahlverwandschaften – Wahrheit und Dichtung mit welchem Mitgefühl gesellte ich meinen Schmerz zu dem der armen Friedericke als Sie Sesenheim verließen ... genug Alles, Alles, wie oft habe ich es bewundert? – nein! das ist zu wenig gesagt aber tief und wahr empfunden habe ich es, verzeihen Sie mir wenn ich es so ganz natürlich ausspreche: ich liebe Sie herzlich, ich bin stolz genug mir einzubilden Euer Exellenz oft recht oft zu verstehen, und seitdem ich Sie selbst sah, mit Ihnen sprach, einen Kuß von Ihnen empfing – ja! da bin ich mehr noch als je ganz unaussprechlich für den liebenswürdigen nie genug zu schätzenden Herren der deutschen Dichter eingenommen, und bitte ihn, er möge Nachsichtsvoll diese aufrichtigen Äußerungen hinnehmen – eine große Freude bereiteten mir, Euer Exellenz, neuerdings, und dafür muß ich Ihnen noch ganz besonders danken; nemlich für die herrliche, mit leuchtenden Blicken des Geistes, der Menschenkenntnis und warmer Theilnahme an geistigen Producten verfaßte Kritik der Briefe eines Verstorbenen – da die allgemeine Stimme der Welt als Autor dieser so interessanten Correspondenz, einen mir sehr werthen Freund den Geist und Gemüthvollen Fürsten von Pückler Mußkau bezeichnet, und es heißt daß derselbe die Originale dieser Briefe an meine theuere innig geliebte Mutter richtete, so können sich Euer Exellenz vorstellen wie mich Ihre so vortheilhafte Beurtheilung derselben, Ihr richtiges Auffassen des zarten Verhältnisses, welches zwischen dem Autor jener Briefe und der Empfängerin derselben besteht, wahrhaft beglücken muß – Ja, es ist wahr, eben diesem seltenen Verhältnis das so reich im Einklang zweyer ausgezeichneten Naturen ist, verdanken wir hauptsächlich jene ununterbrochene vertraulichen Mittheilungen die wohl nie so zu unseren Herzen sprechen könnten, wenn sie nicht von einem liebenden Gemüth, dem Wahlverwandten, zugebracht wären, an jene Freundin die jene Trennung, und eine noch Größere veranlaßt hatte, um wie sie wähnte, hoffte, den ihr ganz hingeebenen, von der magnetischen Kraft ihres Geistes, mit der noch größeren ihrer unsäglichen Güte und Liebe, ganz an sie gefesselten Mann, an der Seite einer jugendlicheren Gemahlin ganz glücklich zu sehen, die ihm einen Erben seiner Geistesgaben und seiner herrlichen Besitzungen schenken würde, dies konnte Sie wollen, das Riesenopfer bringen, den so höchst liebenswürdigen, jüngeren, von ihr mit der frischesten Jugendliehen Liebe angebetheten Mann nöthigen sich von ihr zu trennen – allein er konnte nie ernstlich um eine Andere sich bewerben, er entfernte sich zwar, und dieser Trennung danken wir vielleicht jene Briefe – aber er kehrte wieder und enger als je ist dieses edle Paar verbunden und mit Stolz darf ich es sagen: ich bin die Tochter so einer Mutter, die Freundin solch eines Freundes. – Sollte er wirklich der Autor jener Correspondenz seyn, wie muß Ihre Beurtheilung ihn beglücken, schmeicheln, wie entscheidend wirkt sie für die Mitlebenden, und wird sie noch wirken für die Nachfolgenden! Auch meine geliebte Mutter wie innig gerührt müßte sie es empfinden. Noch Einmal, verzeihen mir, Euer Exellenz, den Ausdruck meiner Gefühle hierüber, so wie den meines

Dankes. Ich erlaubte mir in diesen Tagen, ein auch mich so unendlich ansprechendes Buch, mit der Beurtheilung unseres Göthe, der verehrten Königin von England zu senden, die, in ihrem herrlichen deutschen Gemüth, für vaterländische Literatur, so warme Teilnahme bewahrte, und für die, als Beherrscherin der drei Reiche, die jene Briefe so originell und anziehend schildern, da sie auch überdem den Verfaßer kennt, sie wohl viel Interesse haben werden, auch verdankt man diesem Werke ja Euer Exellenz Kritik! – Da Sie verehrtester Gönner, mich werth hielten in den Kreis des *Chaos* mit aufzunehmen, füge ich auch einige kleine Gedichte hierbey, und muß Sie noch mit der Vorrede dazu ermüden, daß ich nicht den mindesten Begriff von den Regeln der metrischen Schrift besitze, es ist nur dem der Ausdruck meines Gefühls u ein gewißer angebohrner Tact, den ich im Nothfall nachhalf, indem ich an den Fingern die Zahl der Sylben nachzählte, ich bitte also inständigst um Nachsicht für den Chiffre A.C. ich wählte Vorzugsweise das Gedicht an meiner ältesten Tochter Geburtstag den 18^{ten} September, mich gar wohl und gerne auch erinnernd, daß auch Ihnen dieser Tag ein liebes Kind schenkte, den, wie seine Geschwister, der Allmächtige segnen und Ihnen erhalten möge! dieses wünschet, so wie Alles Heil und Glück für Sie, Euer Exellenz, ganz gehorsame Dienerin u Verehrerin

Adelheid Fürstin Carolath, geb. Gräfin Pappenheim

Carolath den 31^{ten} Dec: 1830.²¹

Neben der knappen Kondolenz zum Tod von Goethes Sohn August und der ausführlichen Würdigung von Goethes Kritik der *Briefe eines Verstorbenen* fällt der persönliche Ton Adelheids auf, mit dem sie Goethe, von dem keine Antwort überliefert ist, begegnet. Sie erinnert ihn an den Kuss, schreibt, wie herzlich sie ihn liebt, und benennt zugleich die wesentliche Identifikationsebene, die ihr den Zugang zu seinem Leben und Werk eröffnet: seine Frauenfiguren. Adelheids bereits im Tagebucheintrag angedeutetes Interesse an Frauen wie Friederike Brion wird hier ergänzt um literarische Frauengestalten wie Stella oder Eleonore. Ihr Brief erweist sich somit als ein frühes, noch zu Lebzeiten Goethes entstandenes Zeugnis für eines der wesentlichen Themenfelder der Goetheforschung im 19. Jahrhundert: Goethe und die Frauen.²² Freilich hatte die Fürstin Carolath keinen wissenschaftlichen, sondern einen identifikatorischen Anspruch, wenn sie über Goethes Frauen schrieb. Ob sie selbst sich durch den Kuss in den Kreis aufgenommen sah, bleibt ihr Geheimnis. Sicher ist, dass Goethes Musenkuss seine Wirkung nicht verfehlt. 1831 veröffentlichte Adelheid in der Zeitschrift *Chaos* unter dem Kürzel A.C. bzw. anonym zwei Gedichte: *Im Herbst 1821 gedichtet*²³ und *Meinem Heinrich zu seinem Geburtstage. 29sten November*.²⁴ sollten ihre ersten und einzigen Publikationen bleiben.

21 Adelheid von Carolath-Beuthen an Johann Wolfgang von Goethe, Carolath, 31.12.1830, GSA Weimar, Sign. GSA 28/238.

22 Unter anderem erschien 1840 die von August Ferdinand Näge verfasste und von Karl August Varnhagen von Ense herausgegebene *Wallfahrt nach Sesenheim*, und Adolf Stahrs Publikation *Goethe's Frauengestalten* (1865-1868, 2 Bde.) erreichte hohe Auflagen.

23 *Chaos*. Hrsg. von Otilie von Goethe [1831], Nr. 4, S. 16 (Reprint Bern 1968).

24 Ebd., Nr. 15, S. 59.

REINHARD WEGNER

*Friedrich Preller in Mailand.
Anmerkungen zu einem neu entdeckten Frühwerk*

Mit dem Namen Friedrich Preller d. Ä. (1804-1878) sind stets auch dessen Bilderzyklen nach Homers *Odyssee* verbunden. Frühe Erfolge erzielte der Maler in diesem Genre bald nach der Rückkehr von seiner ersten Italienreise, als ihn sein zeitweiliger Reisebegleiter Hermann Härtel mit der Ausmalung seines neu errichteten Hauses in Leipzig beauftragte. Preller legte im Sommer 1832 erste Entwurfszeichnungen nach dem antiken Epos vor.¹ In den nächsten sechsundvierzig Jahren sollten noch zahlreiche Darstellungen heroischer Landschaften und Zyklen zur *Odyssee* folgen. Darüber gerieten andere Motive und künstlerische Qualitäten seines Wirkens in den Hintergrund. Der Blick auf das Frühwerk des Malers gestattet zum einen, die Quellen seiner Auseinandersetzung mit der Landschaft genauer kennenzulernen, zum anderen gewährt er Einsichten in die Förderung junger Künstler am Weimarer Hof. Carl August und Goethe haben sich seiner angenommen und mit großer Anteilnahme die Ausbildung des jungen Künstlers begleitet. Zuvor ist bereits Johann Heinrich Meyer, der Direktor der Zeichenschule in Weimar, auf den zehnjährigen Jungen aufmerksam geworden und hat ihm sechs Jahre lang Unterricht im Zeichnen und Malen erteilt.²

Auf Empfehlung Goethes reiste Preller 1821 nach Dresden zu Carl Gustav Carus. In der Gemäldegalerie studierte er ausgiebig die Werke der niederländischen Meister und fertigte Kopien nach Jacob van Ruisdael, Paulus Potter und Anthonis van Waterloo an. Es fällt auf, dass Preller nur wenig Interesse an italienischer Malerei zeigte. Seine Begeisterung für die holländische Kunst fand wahrscheinlich wohlwollende Unterstützung durch Großherzog Carl August, der selbst seit vielen Jahren Zeichnungen und Graphik der Niederländer sammelte.

In Begleitung des Großherzogs reiste Preller im Mai 1824 nach Antwerpen. Sein Mäzen finanzierte dem jungen Künstler einen zweijährigen Aufenthalt an der Akademie unter der Aufsicht des damaligen Professors und späteren Akademiedirektors Mathieu Ignatius van Brée. Goethe hatte ihm Preller als ein »für dessen junge Jahre bedeutend ausgebildetes Talent« empfohlen und ihn gebeten, besonderen Wert auf das weitere Studium der »Landschaft und Thiermahlerey« zu legen, »worin die Niederländer von jeher unübertroffene Meister waren« (WA IV, 38, S. 140f.). Aus dieser Zeit haben sich nur wenige Arbeiten Prellers erhalten. Neben einem Skizzenbuch von 1825 mit Hinweisen auf Kopien alter Meister sind Bild-

1 Friedrich von Boetticher: *Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts*. Bd. 2, Teil 1. Leipzig 1941, S. 313-315.

2 Zur Biographie Prellers ist immer noch maßgebend Otto Roquette: *Friedrich Preller. Ein Lebensbild*. Frankfurt a.M. 1883. Dazu Julius Gänsel: *Friedrich Preller d. Ä.* Leipzig 1904; Ina Weinrautner: *Friedrich Preller d. Ä. (1804-1878). Leben und Werk*. Münster 1996.

nisse von befreundeten Künstlern und Studien aus seinem Alltag in Antwerpen überliefert.³ Von Weimar aus verfolgten Goethe und Carl August aufmerksam die Fortschritte des jungen Künstlers. Seine weitere Förderung war bereits vor Ablauf der Studienzeit in Antwerpen beschlossen, denn als Preller wohl Ende Mai 1826 nach Weimar zurückkehrte, lag ihm bereits die Genehmigung eines Stipendiums von Carl August für einen einjährigen Aufenthalt in Italien vor. Mitte Juni ging es über München und Venedig nach Mailand. Im Gepäck hatte Preller Goethes *Italienische Reise*. Gegenüber Eckermann äußerte sich der Dichter zum Talent des Malers:

Als Reisesegen [...] habe ich ihm geraten, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten, und vor Allem die Werke dieser beiden Großen zu studieren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben.

Preller ist ein bedeutendes Talent und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu besonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers wie mit der Ausbildung jedes anderen Talentes. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden. [...]

Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde, ganz vortrefflich gelingen wird.⁴

In München traf Preller den Künstler Adolph Kaiser, einen weiteren Stipendiaten des Weimarer Hofes. Obwohl weder Goethe noch Carl August und Meyer vom Talent Kaisers überzeugt waren, gestatteten sie ihm einen gemeinsamen Aufenthalt mit Preller in Mailand.⁵ Dessen Tätigkeit und Entwicklung in den nächsten zwei Jahren bis zu seiner Weiterreise nach Rom sind außerordentlich gut dokumentiert. Der rege Briefwechsel zwischen Mailand und Weimar wurde bisher von der Kunstgeschichte nicht registriert. Er vermittelt einen Eindruck von der Intensität, mit der Goethe und Carl August die Förderung des jungen Künstlers begleiteten. Zeitweise ließen sie sich mehrmals im Monat von den Fortschritten Prellers berichten.⁶ Ihre

3 Weinrautner (Anm. 2), S. 199-206.

4 Eckermann, 5.6.1826 (FA II, 12, S. 577). Der gesamte Text ist ein aufschlussreiches Dokument für die hohe Wertschätzung, die Goethe dem jungen Maler entgegenbrachte.

5 Kaiser blieb drei Jahre Prellers Begleiter in Italien. Er kehrte als ausgebildeter Künstler 1829 nach Eisenach zurück. Dennoch belehrte ihn Goethe in einem Brief vom 9. Juni 1830 mit einem Ausdruck unverhohlener Ironie: »Besuchen Sie die Wochen- und Jahrmärkte, suchen sich mit Sitten, Geräthschaften bekannt zu machen, so wie auch Rind- und Schafvieh und sonstige Haustihere nicht zu vernachlässigen sind. Senden Sie mir Zeichnungen von Landschaften, wobey man urtheilen kann, inwiefern sie durch Licht, Schatten, Farbe einen bedeutenden und angenehmen Effect thun werden« (WA IV, 47, S. 97f.).

6 Die verdienstvolle Edition der Quellen bei Hugo Blank: *Weimar und Mailand. Briefe und Dokumente zu einem Austausch um Goethe und Manzoni*. Heidelberg 1992.

Ansprechpartner waren Heinrich Mylius und der Direktor der Mailänder Kunstakademie Gaetano Cattaneo. Der aus Frankfurt am Main stammende Unternehmer und Bankier Mylius unterhielt beste Beziehungen nach Weimar. Als Förderer des Kulturaustauschs zwischen Italien und Deutschland versorgte er Goethe stets mit den neuesten Informationen über literarische und wissenschaftliche Publikationen. Im Auftrag des Weimarer Hofes nahm er sich auch der von Carl August nach Italien gesandten jungen Künstler an. Bereits im Februar 1826, als Preller noch in Antwerpen war, kündigte Carl August den Maler für das Frühjahr in Mailand an. Das Empfehlungsschreiben an Mylius vom 30. Mai ist in Teilabschriften überliefert:

Wie Sie werthester Herr & dero Kunstreiche Gemahlin mich berichtet haben, so ist jezt in Mayland wirklich eine Kunstaccademie, auf dieser wuensche ich nun wirklich dass Preller studiere; ganz vorzüglich besonders und angelegentlich empfehle ich ihn an Freund Cataneo, welchen ich inständigst ersuche ihm mit Rath u. Lehren an die Hand zu gehen. Cataneo mag entschuldigen dass ich ihm nicht selbst schreibe aber ich bin zu faul und von meiner Badecur zu matt um viel mit der Feder zu fechten ein Instrument das mir täglich lästiger zu behandeln fällt. Meine Gesundheit war bis jezt nicht sonderlich.⁷

Am 15. Juli 1826 antwortete Mylius dem Großherzog:

Vor 8. Tagen ist Herr Preller hier angekommen, und hat mir Ew^f. Königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 30: May überbracht – nun findet sich aber Cattaneo eben wieder von hier wieder abwesend, nemlich in denen Bädern zu San Pellegrino bey Bergamo, und wird Ende dieses Monats erst wieder hier zurück seyn [...] Preller hat indessen gleich als er zu mir kam, den in ihm sich regenden Sturm und Drang, für die Weiterreise nach dem Comer See zu erkennen gegeben, und ich habe mich nicht widersezzen wollen, da während Cattaneo's Abwesenheit denn doch ein paar Wochen hier müssig für Preller verstrichen seyn würden. – ich habe ihn also nachdem ich ihm nur die Schnurrbärtchen und den Nazarener Anstrich, dem man in hiesigen Landen, eben nicht besonders hold ist, mit guter Manier weg complimentirt, in Gottes Namen ziehen lassen, und schon habe ich seine glückliche Ankunft in Lovenno erfahren [...].⁸

Die ersten Zeichnungen Prellers vom Comer See zeigen Ansichten der Villa Pensa in Lovenno und von Menaggio. Sie sind auf den 16. Juli 1826 datiert.⁹ Im Besitz der

⁷ Ebd., S. 283.

⁸ Ebd., S. 286 f. – Lovenno am Comer See war ein von Mylius bevorzugter Ort. Hier erwarb er 1829 ein großes Terrain und legte damit den Grundstock für die wenig später errichtete Villa Vigoni. Preller hielt sich während seiner Mailänder Zeit mehrfach in Lovenno auf. Frank Baasner: *Heinrich Mylius (1769-1854): Unternehmer, Mäzen, Patriarch*. In: ders. (Hrsg.): *Die Mylius-Vigoni. Deutsche und Italiener im 19. und 20. Jahrhundert*. Tübingen 1992, S. 5-20. Der Brief von Mylius an Cattaneo mit der Bitte um Aufnahme der beiden Künstler in die Akademie vom 10. Juli 1826 in: *Mylius*. »... rispettabilissimo Goethe ... caro Hayez ... adorato Thorvaldsen ...«. *Gusto e cultura europea nelle raccolte d'arte di Enrico Mylius*. Hrsg. von Rosanna Pavoni. Venedig 1999, S. 174 f.

⁹ Klassik Stiftung Weimar, Goethe-Nationalmuseum, Inv.-Nr. KK 8371 u. 8373.

Klassik Stiftung Weimar befinden sich vier weitere Zeichnungen, die diesem Aufenthalt zuzuordnen sind. Ina Weinrautner führt einige Skizzen und nicht näher bezeichnete Figurenstudien an.¹⁰

Der ausführliche Briefwechsel zwischen Mylius und Cattaneo mit Carl August und Goethe enthält zahlreiche Details zu den Arbeitsbedingungen und den Fortschritten, die Preller und Kaiser zwischen 1826 und 1828 machten. Während der Sommermonate arbeiteten beide an verschiedenen Orten am Comer See, die Winterzeit verbrachte man in Mailand mit der Ausführung von Gemälden nach den in der Natur angefertigten Skizzen und mit Studien in der Kunstsammlung der *Brera* oder an der Akademie. Dort zeichnete Preller nach dem lebenden Modell und erhielt Unterricht in der Perspektivlehre.¹¹ Das Verhältnis zwischen Cattaneo und Preller war von einigen Spannungen gekennzeichnet. Obwohl er Prellers ›Composition‹ und ›Zeichnung‹ ausdrücklich lobte, kritisierte der Akademiedirektor regelmäßig den Gebrauch der dunklen Farben im Vordergrund der Bilder und den oft grauen Himmel. Dahinter verbarg sich eine Auseinandersetzung mit dem niederländischen Einfluss, der in den Werken Prellers noch erkennbar war. Als ein Gegenmodell zu den dunklen Farbtönen empfahl Cattaneo seinem Schützling das Studium der Werke von Künstlern aus den Niederlanden, die in Italien erfolgreich tätig waren und denen eine Synthese zwischen nordischer und südlicher Atmosphäre gelang. Immer wieder wird auf Hendrik Voogd verwiesen, einen in Amsterdam geborenen Landschaftsmaler, der von 1788 bis zu seinem Tod im Jahre 1839 in Rom wirkte. In einem Brief an Carl August vom 13. Februar 1827 schlägt Cattaneo vor, den beiden jungen Malern auch Bilder von Martin Verstappen zu vermitteln, die sie dann ebenso wie die Werke Voogds kopieren könnten.¹² Gegen die Kritik an dem allzu ›deutschen Himmel‹ in den Gemälden Prellers nahm Carl August seinen Schützling vehement in Schutz.

Wenig erfolgreich verlief auch das Vorhaben des Akademiedirektors, Preller und Kaiser zum Studium der alpenländischen Natur im Frühjahr 1828 in die Schweiz zu schicken. Die dafür notwendigen Pässe aus Weimar trafen nie ein.¹³

Trotz einiger Unstimmigkeiten mit Cattaneo verlief der Aufenthalt Prellers in Mailand doch zur vollkommenen Zufriedenheit des Akademiedirektors. Nachdem Carl August im Mai 1826 das Stipendium für den Aufenthalt in Italien auf ein Jahr begrenzt hatte, ordnete er bereits am 29. Januar 1827 eine Verlängerung der Studienzeit auf vier Jahre an und ließ durch seinen Schatullverwalter Carl Christoph Hage mitteilen:

H. Director Cattaneo hat ihrem Fleiß und ihren Talenten ein gutes Zeugniß gegeben; derselbe hat aber auch dabey die Bemerkung gemacht, daß, wenn ihnen

¹⁰ Weinrautner (Anm. 2), Kat.-Nrn. 24-30.

¹¹ Der Antrag der Accademia di Brera in Mailand an Conte Strassoldo, Preller und Kaiser aufnehmen zu dürfen, vom 30. November 1826 in: Pavoni (Anm. 8), S. 175.

¹² Blank (Anm. 6), S. 318-321.

¹³ Carl August Hugo Burkhardt: *Aus Prellers erstem Aufenthalte in Italien 1826-1831*. In: Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* 1878, Nr. 141, S. 2047.

ihr dortiger Aufenthalt von wesentlichen Nutzen seyn solle, sich solcher auch einige Jahre lang erstrecken müßte.

S. Königl. Hoheit der Grosherzog haben hierauf gnädigst zu beschließen geruht, daß beyden, Preller und Kayser, vier Jahre lang – von Michael. des vorigen Jahres 1826. an, gerechnet unter Aufsicht und Leitung des Herrn Director Cattaneo, ihre Studien theils in Mayland, theils an andern Orten Italiens betreiben sollen und zwar wollen S. Königl. Hoheit der Großerzog, daß dieses die ersten zwey Jahre in Mayland, geschehe, u. die andern zwey Jahre auf Reisen in Italien verwendet werden, wobey beyde des Herrn Director Cattaneo Rath und Weisung folgen sollen.¹⁴

Diese großzügige Förderung entband die beiden Künstler jedoch nicht von ihren Verpflichtungen, Proben ihres Könnens nach Weimar zu senden. Nach allen Quellen waren es vor allem Zeichnungen und kleinere Ölstudien, die zwischen 1826 und 1828 entstanden sind. Nachrichten über eine nennenswerte Anzahl von Gemälden gibt es nicht. Von Preller ist überliefert, dass er während seines Aufenthalts in Mailand vier Landschaftsbilder an Carl August und eines an seine Eltern adressiert hat. Als Referenzwerke für den Hof dürften diese mit besonderer Sorgfalt ausgeführt worden sein. Über Motive, Maße und den Verbleib der für das Frühwerk Prellers bedeutenden Arbeiten ist bislang nichts bekannt. Nur in den schriftlichen Quellen wird über die Umstände ihrer Entstehung und die Aufnahme am Hof ausführlich berichtet.

Die ersten beiden Gemälde, *Große Morgenlandschaft* und *Kleine Landschaft im Nachmittagslicht*,¹⁵ wurden gemeinsam mit Werken von Kaiser im Februar 1827 in zwei Kisten von Mailand über Lindau nach Weimar geschickt.¹⁶ Preller kündigte die Sendung in einem Brief an seine in Weimar lebende Braut Marie Erichsen an:

Von mir erhält der Grossherzog eine grosse Morgenlandschaft, und eine kleine in Nachmittagslicht, von meinem Freunde erhält er zwei kleinere Abendlandschaften, und meine guten Eltern sollen sich endlich auch einer kleinen Arbeit von mir erfreuen. Möge nur der Himmel die Vollendung glücken lassen!¹⁷

Bei der erwähnten großen Morgenlandschaft könnte es sich um das Gemälde *Flusstal im Gebirge* der Hamburger Kunsthalle handeln.¹⁸

14 Blank (Anm. 6), S. 314.

15 Weinrautner (Anm. 2), Kat.-Nr. 33 V. 34.

16 Blank (Anm. 6), S. 330f.

17 Roquette (Anm. 2), S. 40.

18 Weinrautner (Anm. 2), Kat.-Nr. 32; dort als *Waldlandschaft mit Reh an einem Bach* bezeichnet. Die Präzision und große Sorgfalt der Ausführung sprechen eher für einen Studiennachweis an die Adresse Carl Augusts als für eine »kleine Arbeit« zur Freude der Eltern. Für die von Weinrautner vorgenommene Trennung in eine *Große Morgenlandschaft* und eine *Waldlandschaft mit Reh* gibt es keinen Beleg. Vielmehr deutet das kühle Hellblau des Hamburger Bildes auf das Morgenlicht und damit auf seine Bestimmung für den Hof.



Abb. 1

Friedrich Preller d. Ä.: *Flusstal im Gebirge*, 1827,
Öl auf Leinwand, 33 × 42,5 cm., bez. unten rechts: FP 1827

Das Bild weist stilistische Ähnlichkeiten mit den von Preller studierten Werken der holländischen Italianisten Voogd und Verstappen auf. Über die Aufnahme der Gemälde in Weimar berichtet Marie Erichsen an Preller:

Die Bilder sind ganz zur Zufriedenheit des Grossherzogs, der Frau von Heygendorff, Goethes und mehrerer Kenner ausgefallen. Der Grossherzog lässt mir durch den Vater seine Zufriedenheit schreiben; er konnte nicht die Zeit erwarten ehe sie ankamen, und schickte alle Woche zwei bis dreimal zum Vater, um etwas von mir zu erfahren. [...] Sie werden zuerst beim Grossherzog aufgestellt, dann in der Grossherzogin ihrem Audienzsaal, und später soll sie Goethe gehabt haben, bevor sie zum Grossherzog zurückgebracht wurden, wo sie jetzt noch stehen.¹⁹

In seinem Brief vom 8. Mai 1827 an Mylius nimmt Carl August ausführlich zu Prellers Gemälden und dessen weiterer Förderung Stellung:

Sehr lange, werthester Freund, habe ich aufgeschoben Sie von der glücklichen Ankunft der Preller & Kayser'schen Gemählde zu benachrichtigen; sie haben mir

¹⁹ Roquette (Anm. 2), S. 40f.

große Freude gemacht und hier ein allgemeines Aufsehen erregt. Cattaneos Brief hat mich sehr dankbar gegen die Güte gestimmt, mit der er meinen jungen Leuten seinen meisterschaftlichen Antheil an ihrer Bildung gewährt hat [...].

Ganz bin ich mit ihm über die Art der Führung der jungen Künstler einverstanden, nemlich dass sie zwey Jahre lang Mayland als ihren Bestimmungs Ort, als ihr eigentliches Hauptquartier ansehen, und im Winter immer wieder dahin zurückkommen mögen, um diejenigen Studien, Croquis und Projecte Gemälden die sie in ihren Sommer und Herbstwanderungen gesammelt haben werden, zu ordnen, und neue Compositionen daraus unter der Critique und der Belehrung Meister Cattaneo's zu erschaffen. Dass sie noch hier und da nach grossen Meistern copieren mögen, halte ich auch für sehr nützlich [...]. Die Niederländer scheinen jetzt die solidesten Künstler zu liefern, das kommt aber wohl daher dass sie in ihrem Vaterlande doch einige Kunstschulen haben. Desswegen hatte ich Preller auch nach Antwerpen gesandt; der dortige Aufenthalt hat ihm gewiss gut gethan –²⁰

Die Bilder wurden im September 1827 in der Weimarer Zeichenschule ausgestellt.²¹

Ein Jahr später folgten die beiden anderen Gemälde Prellers. Auch über ihren Weg von Mailand nach Weimar sind wir gut unterrichtet. Als Referenzwerke finden sie mehrfach Erwähnung in den Korrespondenzen zwischen Mylius, Cattaneo und Carl August. Der Direktor der Kunstakademie äußert sich in einem Brief vom 5. März 1828 an den Großherzog kritisch über die immer noch dunklen Töne der Bilder und die an Baumwollflocken erinnernden Wolken:

Les ouvrages que MM. Preller & Keyser ont entrepris cet hyver, pour les envoyer à V. A. R. sont, à mes yeux, une preuve non équivoque de leur progrès, à la suite des courses qu'ils ont fait dans les lieux plus abondans en vues pittoresques. Je ne cache pourtant pas à V. A. R. que je découvre encore, dans les tableaux de l'un & de l'autre, des traces de la tendance peu louable que j'ai déjà eu l'honneur de détailler dans mes lettres précédentes, tel que les tons perpetuellement sombres des premiers plans, et le faire trop cotoneux de leur nuages.²²

Die beiden Bilder Prellers wurden zusammen mit etwa zweihundert Zeichnungen für den Vater Mitte Mai auf dem Weg über Lindau und Nürnberg nach Weimar gebracht. Am 25. Mai 1828 schrieb Mylius an Carl August:

Ohngefehr gleichzeitig damit werden denn auch Prellers neueste zwey Gemälde zu E. K. H. Hände gelangen – und wenn Cattaneo deren Absendung von hier nicht mit einem Schreiben begleitet, so glaube ich er hat solches nur deswegen unterlassen, weil er sich scheut, gegen Ew. K. H: selbst ein Urtheil auszusprechen, welches er darum doch nicht angestanden, Prellern mündlich als seine Ansicht zu erkennen zu geben, welcher zufolge so sehr ihn die Arbeiten dieses Künstlers als Composition und Zeichnung befriedigen, in eben demselben Maasse er solche

20 Blank (Anm. 6), S. 336 f.

21 Unter »Auswärtige« ist »Preller aus Berlin« mit »Zwei Landschaften in Oel [nach der] Natur« verzeichnet (ThHStAW, Akten der Freien Zeichenschule, A 11750, Bl. 40).

22 Blank (Anm. 6), S. 383.

zum Theil doch auch oft in Ansehung des Kolorits tadeln zu müssen glaubt, welches letztere Cattaneo hofft es werden die Empfehlungen mit welchen er Prellern auf seiner bevorstehenden Reise nach Rom, an den dortigen berühmten Landschaftsmahler Voogd zu versehen [...].²³

Carl August erlebte jedoch die Ankunft der Gemälde nicht mehr. Er starb am 14. Juni während seiner Rückreise von Berlin nach Weimar auf Schloss Graditz bei Torgau. Sein Sohn Carl Friedrich übernahm nur zögernd die weitere Förderung von Preller und Kaiser. Als Ausgleich bemühte sich Goethe intensiver um den jungen Preller.

Im September 1828 wurden die beiden Referenzbilder auf der Jahresausstellung der Zeichenschule gezeigt. Sie sind in den Akten als »Zwei Landschaften in Oel [nach der] Natur« verzeichnet.²⁴ Danach verliert sich ihre Spur.

Es spricht vieles dafür, dass es sich bei dem hier vorgestellten Gemälde um eines der beiden Bilder handelt, die Preller im Frühjahr 1828 nach Weimar auf den Weg gebracht hat.²⁵

Die detailreiche und mit großer Sorgfalt ausgeführte Landschaft und die akkurate Inschrift verweisen auf die Bedeutung, die Preller dem Werk beimaß. Das Gemälde zeigt einen Blick von Südosten auf die Stadt Lecco am Comer See. Deutlich erkennt der Betrachter die berühmte Brücke Azzone Visconti aus dem 14. Jahrhundert, die den Fluss Adda überspannt. Links davon erhebt sich der Monte Barro mit San Michele, einem Barockbau aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der heute nur noch als Ruine existiert und von Preller überproportional groß wiedergegeben wird. Dahinter weitet sich der Blick auf den See. Die Gebirgszüge am Horizont entsprechen nicht exakt den topographischen Gegebenheiten; der Künstler synthetisiert reale Komponenten mit idealen Formen der Landschaft. Hohe Baumgruppen bestimmen den Vordergrund, der mit seinen dunklen Farben einen auffälligen Kontrast zur lichten und weiten Landschaft dahinter bildet. Hier zeichnet sich ein Merkmal der Farbgebung Prellers ab, die von Cattaneo so heftig kritisiert wurde, die aber möglicherweise der Bildvorstellung Carl Augusts mit seiner Vorliebe für die niederländische Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts entsprach. Auch das Bildmotiv mag mit Bedacht gewählt sein. In Lecco verbrachte der italienische Dichter Alessandro Manzoni seine Kindheit und frühe Jugend. Die Stadt bildete den Hintergrund für dessen epochalen Roman *I Promessi Sposi*, der

23 ThHStAW, Hausarchiv A XIX 91 a.

24 ThHStAW, Verzeichnis der im September 1828 ausgestellten Gemälde u. Zeichnungen, Akten der Freien Zeichenschule, A 11750, Bl. 45.

25 Weinrautner (Anm. 2), Kat.-Nrn. 37 u. 38. Weinrautner datiert beide Gemälde auf das Jahr 1828, indem sie das Datum aus der Tatsache rekonstruiert, dass die Bilder 1828 gezeigt wurden. Für eine solche Datierung gibt es aber keinen Beleg. Cattaneo berichtet Carl August bereits am 3. Dezember 1827 von den beiden Gemälden, die Preller für seinen Mäzen fertigstelle (Blank [Anm. 6], S. 368). Mylius schreibt an Carl August am 9. Dezember 1827 von »Zwey grossen Bildern«, die Preller für den Hof in Weimar anfertige (Blank [Anm. 6], S. 373). Die Maße von 33,5 × 46 cm des hier vorgestellten Bildes stimmen in etwa mit den Maßen der *Großen Morgenlandschaft* (33 × 42,5 cm) überein, wenn damit tatsächlich das Bild Prellers in der Hamburger Kunsthalle gemeint ist.



Abb. 2

Friedrich Preller d. Ä.: *Ansicht von Lecco*, 1827,

Öl auf Leinwand, 33,5 × 46 cm., bez. unten links: Pr. Mailand d. 3.t. Novbr. 1827

im Herbst 1827 erstmals in einer deutschen Übersetzung unter dem Titel *Die Verlobten* erschien. Der Autor versetzt den Leser in die Zeit von 1628 bis 1630, als sich die Lombardei unter spanischer Vorherrschaft befand. Manzoni führt mit einer poetischen Landschaftsschilderung in den Roman ein. Er beschreibt Lecco aus einer Prellers Ansicht gegenüberliegenden Blickrichtung:

Der See von Como erstreckt sich mit dem einen seiner Zweige gegen Süden zwischen zwei Ketten von ununterbrochenen Bergen, und bildet an ihrem Fuße eine Menge von Buchten und Busen. Nachdem diese vielfach hervorgetreten und sich wiederum zurückgezogen, verengt er sich plötzlich, und nimmt zwischen einem Vorgebirge zur Rechten und einem weiten Gestade zur Linken den Lauf und die Gestalt eines Flusses an. Die Brücke, welche beide Ufer daselbst verbindet, scheint dem Auge diese Umgestaltung des Gewässers noch merkbarer zu machen, und die Stelle zu bezeichnen, wo der See endet und die Adda beginnt. Weiterhin aber entfernen sich die Ufer aufs Neue voneinander, der Wasserspiegel wird wieder geräumiger, und verläuft sich in neue Buchten und Busen; der Fluß ist wieder zum See geworden. [...]. Lecco, die vorzüglichste Stadt in jener Gegend, welcher sie auch den Namen giebt, liegt am Ufer des Sees, wenig von der Brücke entfernt; bei hochgestiegenem Gewässer befindet sich der Ort sogar zum

Theil im See selbst; in unsern Tagen ein ansehnlicher Flecken, welcher sich wahrscheinlich bald zur Stadt vergrößert haben wird.²⁶

Am 14. Juli 1827, also mehrere Monate vor dem Erscheinen dieser ersten deutschen Übersetzung, trafen in Weimar – frisch aus einer Mailänder Druckerpresse – die drei Bände der *Promessi Sposi* mit einer Widmung Manzonis an Goethe ein. In weniger als drei Tagen und mit großer Begeisterung las Goethe den ersten Band. Preller wird von der Empathie seines Gönners für den italienischen Dichter gewusst haben. Als er im Sommer 1826 nach Mailand kam, stand Cattaneo bereits seit vielen Jahren mit Manzoni in Verbindung. Den intensiven Kulturaustausch zwischen Mailand und Weimar hatte Carl August 1817 eröffnet, als er auf seiner Italienreise in Mailand einen Teil des Nachlasses von Giuseppe Bossi für Weimar erwarb. Notizen des Malers und Akademiedirektors Bossi zu Leonardos Abendmahl regten Goethe zu einer Abhandlung in *Ueber Kunst und Alterthum* (1817) an. Damit setzte eine intensive Korrespondenz über Manzoni zwischen den Protagonisten Cattaneo und Mylius in Mailand sowie Carl August und Goethe in Weimar ein.²⁷

Im Frühjahr 1827 bestanden bereits feste Vereinbarungen mit Goethe zu einer italienischen Ausgabe der Werke Manzonis, die noch im selben Jahr von dem Verleger Friedrich Johannes Frommann in Jena gedruckt wurde. Es liegt nahe, dass Preller während seines Aufenthalts in Mailand über die Anteilnahme Goethes an den Werken Manzonis informiert gewesen ist, bewegte er sich doch im Zentrum dieser personellen Konstellationen. Am 17. Februar 1827 äußert der Maler in einem Brief an Carl August ausdrücklich seine Absicht, nach Lecco zu reisen und ihm dann im Winter den Nachweis für seine Fortschritte zukommen zu lassen:

Die von Ew: Königlichen Hoheit mir gnädigst vorgezeichnete Zeit, bis zum Herbst 1828 werde ich unter den weisen Rath des Herrn Catagno, bevor ich noch ein gutes Bild hier in Mailand copiert habe, in den schönen Thälern an dem See von Lecco und Como mit dem Studium der Natur zubringen, um dann mit der Wiederkehr des Winters wieder Ew: Königlichen Hoheit einige meiner Arbeiten unterthänigst zu Füßen legen zu können.²⁸

Die wenigen erhaltenen Skizzen Prellers aus dem Sommer 1827 lassen nur eine ungefähre Rekonstruktion der Reiseroute zu. Ab Ende Mai bis Anfang Juli zeichnete der Künstler in Desenzano am Gardasee.²⁹ Vom 21. August bis Ende Oktober wohnte er wie bereits ein Jahr zuvor in Lovenno.³⁰ Zwischen Mitte Juli und Mitte August 1827 wird sich Preller auf seinem Weg von Desenzano an den Comer See nach Lovenno in Lecco aufgehalten haben. Zeichnungen oder Skizzen sind nicht

26 Alexander Manzoni: *Die Verlobten*. Berlin 1827, S. 1 f.

27 Darüber informieren ausführlich Hugo Blank: *Goethe und Manzoni. Weimar und Mailand*. Heidelberg 1988, Blank (Anm. 6) und *Goethe und Manzoni. Deutsch-italienische Beziehungen um 1800*. Hrsg. von Werner Ross. Tübingen 1989.

28 Blank (Anm. 6), S. 324.

29 Darauf verweisen die Skizzen Prellers in der Klassik Stiftung Weimar, Goethe-Nationalmuseum, Inv.-Nr. KK 8376 bis 8378.

30 Dies bezeugen die Zeichnungen eines im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg verwahrten Skizzenbuchs Prellers von 1827 (Inv.-Nr. Z 5073).

überliefert. Erst mit dem Einbruch des Winters Ende Oktober kehrte er nach Mailand zurück. Es bleibt offen, ob Preller die Arbeit an dem Bild tatsächlich bereits am 3. November beendete oder ob er es nachträglich mit der frühen Datierung versehen hat. Sollte die Entscheidung, eine Ansicht von Lecco für den Hof in Weimar zu bestimmen, ohne Kalkül getroffen worden sein, so war es doch ein glücklicher Zufall, dass Preller den Schauplatz des Romans als Nachweis seiner künstlerischen Fähigkeiten zu einem Zeitpunkt wählte, als Manzoni's Werk in Weimar großes Aufsehen erregte. Goethe beschäftigte sich bis in den Spätherbst des Jahres 1827 intensiv mit dem Roman. Akribisch redigierte er für die Berliner und für die Leipziger Ausgabe parallel zwei durchaus voneinander unterschiedene Übersetzungen der *Verlobten*: »Der erste Theil des Romans ist nun zweymal übersetzt in meinen Händen, von Leßmann und Bülow. Ich vergleiche nun Abends mit Riemer diese beiden Arbeiten mit dem Original; dieß ist eine der schönsten und fruchtbarsten Unterhaltungen«. ³¹

Mit dem Erfolg der *Promessi Sposi* eroberte sich Lecco einen festen Platz in den Itineraria der nach Italien Reisenden. Goethes Sohn August berichtet vom 18. Mai 1830: »Nach dem Mittagessen fuhrn wir nach Lecco am Comer See, brachten den Abend bis es dunkel wurde am See zu wo herrliche Aus u. Ansichten sind, es war ein herrlicher Tag fast immer Sonnenschein und nicht zu warm«. ³² Und der Dante-Forscher Carl Witte beschreibt im Oktober 1831 einen Besuch bei der Familie Manzoni am Comer See: »Unter den Myrtengängen und Lorbeergebüsch von Cadenabbia, wenige Stunden von der Heimat Renzos und Lucias, der *Promessi sposi*, war mir nach frohem und herzlichem Wiedersehen ein schöner Morgen im Kreise der trefflichen Familie vergönnt, den allzufrüh die Glocke des vorüberfahrenden Dampfschiffes unterbrach«. ³³

Auch für Preller hieß es im Sommer 1828 Abschied nehmen. Sein Stipendium war bis 1830 vertraglich festgelegt, aber nach dem Tod Carl Augusts konnte er sich der weiteren Unterstützung durch den Hof in Weimar nicht mehr sicher sein. Am 10. September verließ er Mailand. ³⁴ Gemeinsam mit Kaiser erreichte er nach kurzem Aufenthalt in Bologna noch im September endlich Rom. Hier fanden die beiden Stipendiaten bald Aufnahme in den Kreis der deutschen Künstler um den hannoverschen Legationsrat August Kestner. Entscheidende Ratschläge für eine »heroische« Landschaftsmalerei erhielt Preller von seinem römischen Mentor Joseph Anton Koch. ³⁵ Die überlieferten Skizzen aus dieser Zeit dokumentieren das Bestreben des jungen Künstlers, den Landschaftsraum großflächiger und einheitlicher auf der Bildebene zu ordnen. In Rom um 1830 wurden unter Anleitung Kochs die Grundlagen für die später begehrten *Odyssee*-Darstellungen gelegt. Während Preller bis zu seiner Rückkehr nach Weimar im April 1831 weitere Anregungen

³¹ Goethe an Carl Streckfuß, 26.10.1827 (WA IV, 43, S. 135).

³² *August von Goethe. Auf einer Reise nach Süden. Tagebuch 1830. Erstdruck nach den Handschriften.* Hrsg. von Andreas Beyer u. Gabriele Radecke. München, Wien 1999, S. 35.

³³ Blank (Anm. 6), S. 516.

³⁴ Nach einem Brief von Mylius an den Geheimrat Helbig, 16.9.1828; Blank (Anm. 6), S. 398.

³⁵ Weinrautner (Anm. 2), S. 20-22.

unter anderem auf einer Reise nach Neapel suchte, begab sich sein bisheriger Begleiter Kaiser bereits im Frühjahr 1829 auf die Heimreise. Beide beteiligten sich im darauffolgenden Jahr an der Ausstellung des Sächsischen Kunstvereins in Dresden. Der von Goethe abschätzig beurteilte Kaiser reüssierte dort mit der Darstellung einer »Landschaft im italienischen Stil«,³⁶ während Preller mit seinem auf Drängen des Dichters eingeliferten Werk nicht nur erfolglos blieb, sondern sich auch noch heftiger Kritik ausgesetzt sah. Als Vorsitzender des Sächsischen Kunstvereins attestierte ihm Johann Gottlob von Quandt mangelnde »Einbildungskraft«. Allerdings revidierte Quandt sein Urteil wenig später, nachdem er das Amt aufgegeben hatte, und lobte nun den Künstler in den höchsten Tönen.³⁷

Mit dem eingangs erwähnten Auftrag zur Ausgestaltung des Stadtpalais für Hermann Härtel in Leipzig fanden die Lehr- und Wanderjahre Prellers 1832 ihren Abschluss. Von nun an entfalteten die antiken Mythen ihre Wirkkraft. Prellers Arbeiten waren hoch begehrt, er gehörte zunächst als ein Garant für das Weiterleben der Weimarer Klassik zu den bedeutendsten Malern im Deutschland des 19. Jahrhunderts; die Kunst der sich formierenden Moderne aber folgte schon bald anderen Leitbildern.³⁸ Preller starb am 23. April 1878, ein halbes Jahrhundert nach dem Tod seines Mäzens Carl August.

36 Das Komitee des Kunstvereins hatte am 31. Juli 1830 einstimmig den Ankauf des Gemäldes beschlossen. Von den verkauften Werken wurden Kupferstiche angefertigt. Eine Abbildung findet sich bei Bärbel Kovalevski: *Die Bilder-Chronik des Sächsischen Kunstvereins Dresden 1828-1830*. Frankfurt a.M. 2010, S. 79.

37 »Von den herrlichsten Kunstwerken umgeben ...«. *Der Briefwechsel zwischen Johann Wolfgang von Goethe und Johann Gottlob von Quandt nach den Handschriften*. Hrsg. von Walter Schmitz u. Jochen Strobel. Dresden 2001, S. 219.

38 Christian Scholl: *Historisierender Klassizismus. Die »Odyssee«-Landschaften Friedrich Prellers d. Ä. und ihre zeitgenössische Rezeption*. In: *Imagination und Evidenz. Transformationen der Antike im ästhetischen Historismus*. Hrsg. von Ernst Osterkamp u. Thorsten Valk. Berlin 2011, S. 101-128.

TOBIAS ROTH

Weimarer Riffparadox

Der war nie in Paris, den kennen wir nicht.

nach Karl Lagerfeld

Mit dem Begriff ›Riffparadox‹ beschrieb bereits Charles Darwin 1842 ein Phänomen der rätselhaften Produktivität. Obwohl in nährstoffarmen Gegenden der Weltmeere gelegen, inmitten von Materialarmut, wachsen Korallenriffe rapide, sind immens produktiv. Das riesige Lebewesen erzeugt Biomasse aus Licht und anorganischen Substanzen, aber wo es Letztere hernimmt, lässt sich bis heute nicht erklären. Verschärft stellt sich das Problem bei küstenfernen Riffen: Je ferner die großen Kalkskelette den Zuströmen nährstoffreichen Wassers liegen, umso unwahrscheinlicher erscheint ihr Wachstum. Zelle um Zelle entspricht hier Seite um Seite; die Kalkabsonderungen der Koralle entsprechen der Schrift, die aus dem Leben hervorgeht und dabei diesem Leben Form gibt: »The tree of life should perhaps be called the coral of life«.¹

Das *Erlebnis* und seine kleine Schwester, die *Beobachtung*, sollen sich in biographischen Lesarten mit dem Text verkoppeln lassen, um ihn zu erhellen: um ihn vielleicht sogar, nach erfolgreichem Zirkelschluss, in Detailfragen auf die Biographie zurückleuchten zu lassen. Eine funkelnde, zerklüftete Landschaft von Widersprüchen öffnet sich. Wollen biographisch angereicherte Lesarten überhaupt auf Details zugreifen, die im Text nicht erscheinen, was wäre ihr Mehrwert? Wollen sie aber Details einbringen, die im Text nicht erscheinen, was wäre ihre Berechtigung? Nehmen wir *Erlebnis* in dem starken Sinne, mit dem es noch heute in internationalen Aufsätzen als deutsches Wort fällt. Wie löst es sich aus dem Wellengang des Lebens heraus? Sind sich hier die Selektionsleistungen des Schriftstellers und die des Interpreten nicht verdächtig ähnlich? Heftigkeit des Biographismus produziert zweifellos Kuriositätenkabinette, mit der Virtuosität und Findigkeit des Tierpräparators: Ein Moment, eine Mimik, eine Geste des lebendigen Wesens wird fixiert. Was aber ist tatsächlich geschehen? Diese Fragen stellen sich mit Blick auf Goethe nicht nur deshalb besonders dringlich, weil er ein langes Leben hatte und es kräftig verschriftlichte. Er ist der Kronzeuge der sogenannten Erlebnisdichtung und verstand es, die Unmittelbarkeit von Welle und Sonne in komplexer und fester Form spürbar bleiben zu lassen. Zugleich ist er ein Kronzeuge der provinziellen Regungslosigkeit, als Koralle den Schwankungen der Wassertemperatur Weimars unterworfen.

Noch einmal zu den Selektionen: Was wird denn zumeist herangezogen an biographischen Daten? Gerade nicht jene Kleinigkeiten, deren gewaltigen Einfluss wir alle täglich spüren, weniger Täglichkeiten als vielmehr Großwetterlagen. Liebes-

1 Gavin de Beer (Hrsg.): *Darwin's notebooks on transmutation of species*. Part I: *First Notebook (July 1837–February 1838)*. London 1960, S. 44.

kummer wird natürlich gern genommen, obwohl so mancher Text in seiner literarischen Kunstfertigkeit gerade die Frage nach dem Gegenüber der Liebe auszuschalten scheint: Aus Philines »[...] wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?« (MA 5, S. 232) macht der kunstfertige Text »Wen ich lieb habe, was geht's dich an?« Die grundlegende Funktion des Reliquiensammelns und Schatzgrabens, namentlich die Datierung, hat sich für Goetheforscher längst erledigt. Aber Liebeskummer mit sprechenden Namen, das scheint doch unwiderstehlich. Man denke nur an die ›donna pietra‹ Charlotte von Stein. Goethe opferte ihr die fruchtbarsten Jahre seiner Lenden; er hätte wohl daran getan, wie Dante in seinen *Petrosen* rau zu werden und es anzugehen »com'orso quando scherza«² – sofort und nicht erst verspätet oder in Gasthöfen. Aber man sieht jetzt schon, dass es kein einziges Gedicht Dantes oder Goethes erklärt, dass manche Dame schlecht lässt. Das Problem ist die Isolation der Faktoren. Dass Goethe nicht weidlich die Locken der Stein packte, wie es Dante empfiehlt – ist das seine Lebensgeschichte oder die Welle der Zeit, die kargen Rohstoff an sein Riff spülte? In der gleichfalls wüsten *Suite de l'entretien* von Denis Diderot bringt es der Dialogpartner Doktor Bordeu auf den Punkt, als ihm im Gespräch über Selbstbefriedigung und Faunenzucht vorgeworfen wird, er sei ›monstrueux‹: »Ce n'est pas moi, c'est ou la nature ou la société«.³

Wie man sieht, neigt jede Biographie ein wenig zum Brutalismus; auf der anderen Seite lebt die Akririe, mit charybdischem Appetit das ganze Meer einsaugend. Die einigermaßen ungünstige Fügung »schlecht lassen« ist ein Refrain bei Arno Schmidt, den es in Detail- und Realienfragen stets zu konsultieren lohnt. Schmidts Sache und Lust war es, vor allem in seinen Essays, Verstöße gegen die Realität, das heißt in gewissem Sinne gegen die Allbiographie, zu bekritteln. Er beanstandete etwa, dass manche Mondphase im *Werther* falsch angegeben und das »der Wertherzeit scheinbar unerlässliche schmachtende Licht« bloß erfunden sei.⁴ Allein die Idee, das nachzuschlagen, verströmt in hohem Maße das Sektprickeln wissenschaftlicher Neugier. Aber der heuristische Erfolg bleibt denkbar schal, der forsche Griff in die Locken der Welt, in der sich eine Biographie abgespielt hat, fördert leere Mengen zutage. Vergleichbar ist es um den positivistischen Furor bestellt, mit dem Schmidt seinen Hausheiligen Fouqué bedacht hat, nicht erst in der großen Monographie 1958/60,⁵ sondern bereits in seinem Erstling, der *Wundertüte* von 1948/49. Schmidt vermag es, mit triumphalem Zeigefinger auf das Immatrikulationsdatum von Fouqués Hauslehrer zu pochen (nota bene der 11.10.1779), um am Ende mit all seinem Material nicht mehr anzufangen, als das biographisch mögliche Vorbild

2 *Così nel mio parlar voglio esser aspro*, V. 71 (Dante Alighieri: *Rime*. Hrsg. von Gianfranco Contini. Turin 1995, S. 170).

3 *Suite de l'entretien*. In: Denis Diderot: *Œuvres philosophiques*. Paris 1964, S. 372–385; hier S. 379.

4 Vgl. Arno Schmidt: *Finster war's der Mond schien helle*. In: ders.: *Werke*. Bargfelder Ausgabe. Hrsg. von der Arno Schmidt Stiftung. Zürich 1995, Werkgruppe III, Bd. 3, S. 122 f.; hier S. 122.

5 Die Fouqué-Biographie von Walther Ziesemer in der Werkausgabe von 1908, die Schmidt besonders erboste, umfasste 21 Seiten Quarto; Schmidts Gegenentwurf füllt knapp 600 Seiten Folio.

der Undine-Gestalt zu benennen.⁶ Was für schöne Funde, denkt man sich, wenn Schmidt, vor allem in seinen Essays, nur ein wenig der Ironie fähig gewesen wäre. Denn an seinem Beispiel zeigt sich auch der enge Konnex von Biographismus und Psychologismus. Das versteht sich weiterhin als Textarbeit, als Schaben am Pergament – allerdings mit dem Ziel, schließlich auf der Kopfhaut des Autors anzukommen. Mit dem ganz feinen Bimsstein gar im Seelchen.

Wer über Schriften arbeitet und Biographie heranziehen will, steht vor dem methodischen Problem, dass die Biographie größtenteils selbst nur in Schrift zugänglich ist oder in materialen Reliquien (d.h. Mondphasen). So ist sie einerseits oft nicht hart genug und andererseits oft zu hart. Da bieten sich als Beispiel Goethes Zähne an, bekanntlich das grundsätzlich härteste Material im menschlichen Körper, bekanntlich bei Goethe nicht hart genug. Über Goethes Zahnleiden ist zu vieles und zu Abseitiges geschrieben worden, als dass es sich hier referieren ließe.⁷ Wie aber soll man die punktuellen Schmerzen, von denen Goethe erzählt, einschätzen, wie die dauernden Folgen des Zahnverlustes? Die Berichte aus den 1820er Jahren⁸ etwa gehen frappant auseinander und während Gustav Parthey und André-Marie Ampère von einem zahnlosen Goethe sprechen, behauptet ausgerechnet dessen Hausarzt Karl Vogel, das Zahnsystem sei völlig in Ordnung. Es ist bereits keine kleine Arbeit, die einschlägigen Gewebestücke aus Inszenierung und Realie aufzuspüren, aber sie aufzutrennen und gültig zu sortieren, dafür hat Penelope selbst nicht genug Übung. Schon bei einem einzigen Autor findet sich Widersprüchliches. Heinrich Heine kannte sich gewiss aus mit Zahnleiden, wie ich von der großartigen Verinnerlichung vom »Zahnweh im Herzen« auf seine Biographie schließe.⁹ Bezüglich seines Besuchs bei Goethe in Weimar am 2. Oktober 1824 schreibt Heine nun einerseits, in der *Romantischen Schule*, vom Lächeln jener gottgleichen »Lippen womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküsst hatte«, ¹⁰ andererseits aber, über denselben Tag, in einem Brief: »Ueber Göthes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit«. ¹¹ Es

6 Arno Schmidt: *Arno Schmidts Wundertüte. Eine Sammlung fiktiver Briefe aus den Jahren 1948/49*. Hrsg. von Bernd Rauschenbach. Frankfurt a. M. 2004, S. 222 f.

7 Erwähnt werden sollten höchstens die beiden tatsächlich recht hübschen und quellenorientierten Aufsätze von Erich Feiler: *Goethes Zähne. Zahn- und Mundleiden im Leben des Großen von Weimar*. In: *Kulturgeschichtliche Beiträge aus dem Forschungsinstitut für Geschichte der Zahnheilkunde* 12 (1932), S. 291–300, und Günther Fritzsche: *Zahnärztliche Reflexionen über Goethe*. In: *Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde* 34 (1916) 2, S. 72–81.

8 Ich schließe mich im Folgenden den *Zahnärztlichen Reflexionen* an.

9 *Das Buch Le Grand*, Kap. XX (Heinrich Heine: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb. München 1978, Bd. 2, S. 308).

10 Heinrich Heine: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb. München 1978, Bd. 3, S. 405.

11 Heinrich Heine an Rudolf Christiani, 26.5.1825 (Heinrich Heine: *Werke – Briefwechsel – Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*. Bd. 20: *Briefe 1815–1831*. Bearbeiter Fritz H. Eisner. Berlin, Paris 1970, S. 199).

scheint nun auf den ersten Blick recht klar, welche Textstelle glaubhaft und biographisch einschlägig ist und welche nicht. Aber man kann es nie auf den Stilisierungsgrad des gesamten Textes hochrechnen. Dass sich Heine in der *Romantischen Schule* selbst als schüchtern über den Wohlgeschmack sächsischer Pflaumen stammelnd darstellt, scheint mir wiederum wahrscheinlicher als die berühmt kecke Antwort, er arbeite gerade an einem *Faust*. Heine-Biographin Kerstin Decker stellt allerdings ihrerseits die Pflaumen in Frage, mit dem Hinweis auf den Bericht Maximilian Heines, dass die beiden Dichter von Pappeln gesprochen hätten. Da bleibt auch der Biographin nur die Flucht ins Scherzhafte: »Die Pappel-Pflaumen-Frage ist nicht zu klären. Sprechen wir also von der Pappelpflaume«.¹² Mit dieser grotesken Pflanze ist sicherlich viel von der Unabschließbarkeit und Unentscheidbarkeit des Problems bezeichnet. Die Pappelpflaume ist aber zu weit entfernt von der Koralle, der ich mich verschrieben habe – und im Scherz erscheint das Problem doch zu »Zahnarztmäßig herausgestrichen« (*Götz von Berlichingen*; MA 1.1, S. 433).

»[...] la dura pietra / che parla e sente come fosse donna«¹³ – dass uns Charlotte von Steins Name als sprechender Name so sehr ins Auge fällt, weist mit fast polemischer Deutlichkeit darauf hin, dass auch die Biographie eine Erzählung ist, sobald sie den Bereich der Mondphasen, Immatrikulationsbücher und exhumierten Kieferknochen verlassen hat, eine Erzählung, die kein Sonderrecht beanspruchen kann. Ich möchte hier gar nicht auf die »grands et petits récits« losgehen. Ist es nicht schlicht verlockend, die Stichhaltigkeit eines Gedankengangs, gar einer biographischen Deutung an die motivische Schlüssigkeit eines Textes auszuliefern? Oder doch zumindest mit den Motiven des Textes zu beginnen, bevor man sich auf das weiterführende Terrain begibt? Ich bemerke das jeden Tag, gerade in diesem Moment besonders. Mit Sirenenton begegnen uns die Einblicke ins Detail der Körperlichkeit. Wie Thomas Mann zwei Wochen vor seinem Tod vom »Abenteuer der Bettschüssel, nie erprobt« und von »Verdauungssorgen« berichtet,¹⁴ so zeigt auch Goethes Tagebuch an seinem 29. Geburtstag nichts als einen »verdorbene[n] Magen« (28.8.1778; GT 1, 1, S. 65). Was aber ist die Information? Nicht der physiologische Vorgang, sondern dass er es tatsächlich aufgeschrieben hat, ist einschlägig. Es geht um das Verhältnis zur Schrift, und dessen Beobachtung geht über die Spielformen der Zuneigung, in denen viel biographische Akribie besteht, hinaus.

Dass Goethe nie in Paris oder London, nicht einmal in Wien oder Prag gewesen ist, lässt stutzig werden. Weimar – bekanntlich auf einem Untergrund aus Muschel- und Korallenkalk gelegen – hatte 6.000 bis 8.000 Einwohner; darunter befand sich, das darf man nicht unterschlagen, ein tatsächlich zu Recht so genannter MUSENHOF, keine vier Stunden Fußmarsch entfernt gab es eine gute Universität. Aber die Überwältigung: Rom war bereits dreimal größer als Weimar heute und zählte 160.000 Einwohner. Gewiss ist es unzulässig, den Radius einer Erfahrungswelt mit ihrer Intensität nur irgend zu korrelieren. Aber das ist es ja gerade. Das *Was* und

12 Kerstin Decker: *Heinrich Heine. Narr des Glücks. Biografie*. Berlin 2005, S. 115.

13 *Al poco giorno e al gran cerchio d'ombra*, V. 5 f. (Dante [Anm. 2], S. 158).

14 Thomas Mann: *Tagebücher 1953-1955*. Hrsg. von Inge Jens. Frankfurt a.M. 1995, S. 361.

das *Wie* des Erlebens sind untrennbar miteinander verbunden, verflochten – mit der Eigenheit, dass das *Wie* so opak und unzugänglich ist wie das *Was* redundant, allerweltlich, von allen Faktoren geprägt, nur eben nicht von individuellen. Diese Verflechtung erinnert stark an einen Gemeinplatz, dem ich gerade an dieser Stelle dringend beipflichten möchte: dass nämlich in der Lyrik Inhalt und Form sich umarmen, sich vereinigen, bestenfalls davon trüchtig werden mit einem dritten, dem Gedicht. Wenn indessen der Inhalt (er entspricht nun dem Gegenstand des Erlebens) zu klar wird, als Meinung gar oder Bekenntnis (wenn also die Feierstunde der biographischen Lesart schlägt), dann gibt es da ein schönes Epitaph aus der Feder Heinrich Heines: »Kein Talent, doch ein Charakter!«¹⁵

Vielleicht ist es aber nicht ganz so schlimm, wie Sigmund Freud behauptete, dass nämlich »die biographische Wahrheit nicht zu haben [ist], und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen«.¹⁶ Auch Goethe war auf Reisen, nicht immer nur zwischen Tröbsdorf und Umpferstedt, zwischen sächsischen Pflaumen und thüringischen Pappeln. Dass Reisen in besonders anregender Weise die Sinne öffnen und den Sinn begeistern kann, versteht sich. Im Falle Goethes zeigen das nicht nur zahlreiche Texte, sondern mehr noch die Beharrlichkeit und Ausdauer, mit der er etwa seine italienischen Erlebnisse und Beobachtungen bearbeitete. Ich möchte aber einen Blick in die Schweiz werfen, genauer in das Lauterbrunnental, wo der Staubbach über die steile Wand in das Trogtal stürzt und das, was der Wind nicht zerzaust hat, in die Weisse Lütschine mündet. Goethe bereiste dieses Tal 1779 und wurde, wie die Redewendung geht, von den Staubbachfällen zum *Gesang der Geister über den Wassern* angeregt. Der allegorische Horizont, vor dem das Gedicht spielt, lässt den Leser nicht auf Anhieb nach einem Vorbild in der materiellen Welt suchen; die mehrfache Rahmung der Landschaftsbeschreibung durch das Verb »gleichen« entrückt die Szenerie, sie wird zu einem Gelände von Bedeutungen, selbst in der zweiten, recht konkreten Strophe:

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleierend
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.
(MA 2.1, S. 49)

Die Faszinationskraft der Staubbachfälle trieb, fast genau fünfzig Jahre vorher, selbst den nüchternen Albrecht von Haller in seinen *Alpen* zu verhältnismäßig toll-

15 *Atta Troll*, Caput XXIV (Heinrich Heine: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Klaus Briegleb. München 1978, Bd. 4, S. 563).

16 Sigmund Freud an Arnold Zweig, 31.5.1936 (Sigmund Freud: *Briefe*. Ausgewählt von Margarete Mitscherlich-Nielsen. Frankfurt a. M. 1972, S. 179).

kühnen Formulierungen, die hier unter dem Zeichen der Anschauung und Verarbeitung kurz zitiert seien:

Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständigs Thau.
Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken giessen.¹⁷

Haller gibt dieser Strophe eine Fußnote bei, um die Klarheit seiner Darstellung gegen den Vorwurf der Schwärmerei zu verteidigen. Gegen den Einspruch seiner Gönner, die die Fälle offenbar nicht gesehen haben, führt er den Zuspruch eines Bewohners des Lauterbrunnentales an, der die Ausdrücke treffend findet. Es geht darum, dass es der Staubbachfall in seiner Tatsächlichkeit ist und »endlich, wann oben am Berg die Wolken liegen, der Staubbach aber durch seinen starken Fall einen Nebel erregt, als wovon hier die Rede ist, der letzte Vers allerdings nach der Natur gemahlt scheint«.¹⁸ In Hallers Präzision schleicht sich ein Ton von mystischen Beiklängen ungewollt ein; es ist die sorgsame Beobachtung eines außergewöhnlichen Phänomens, die das Register sprengt. Im Falle Goethes sei es vielmehr dahingestellt, ob es nun der Staubbachfall war, der Schmadribachfall oder der Mürrenbachfall, die ganz ähnliche Effekte erzeugen, ob schließlich überhaupt irgendein Wasser im Lauterbrunnental. Auch von Goethe gibt es eine Art Fußnote zu diesem Gedicht: ein Brief an Charlotte von Stein, dem der Text beigelegt war. Im Hinblick darauf, wie angemessen sich die Worte zum Gesehenen verhalten, behauptet Goethe hier das gerade Gegenteil von Haller: »Kein Gedancke, Keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Grösse der Gegenstände, und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern Tageszeiten und Standpunckten« (an Charlotte von Stein, 14.10.1779; WA IV, 4, S. 79). Was Goethes Gedicht in seiner Eigenart aufschließt, ist nicht der Vergleich mit anderen Wasserfällen oder die Rückbindung an ein biographisches Moment, sondern die Lektüre des Textes selbst und vor allem der Vergleich mit anderen Texten. Eine der ersten Erkenntnisse ist hier sogleich, dass es Goethe eben nicht auf den geographischen Realismus ankam, den Haller per Fußnote so nachdrücklich behauptet. Ein Indiz dafür ist auch der Umstand, dass er das Gedicht aus der Felsenlandschaft umtitelte, als er es seiner »donna pietra« schickte: *Gesang der lieblichen Geister in der Wüste* (vgl. MA 2.1, S. 577).

Allmählich scheint sich mir Dr. Benn aufzudrängen: »Ein Gedicht entsteht überhaupt sehr selten – ein Gedicht wird gemacht«,¹⁹ und zwar, so schwebt der Geist Mallarmés über den *Problemen der Lyrik*, aus Worten und nicht aus Gefühlen. Dass solche Sätze immer provokativ sein wollen und es tatsächlich sind, sagt in Bezug auf das Biographische viel über Leseerwartungen und auch Schreib-

17 V. 355 ff. (Albrecht von Haller: *Die Alpen*. Bearbeitet von Harold T. Betteridge. Berlin 1959, S. 21 f.).

18 Ebd.

19 Gottfried Benn: *Essays und Reden in der Fassung der Erstdrucke*. Hrsg. von Bruno Hillebrand. Frankfurt a.M. 1989, S. 505 f.

bedingungen. Denn Benns schneidig formulierte These gilt nicht nur für eine bestimmte Epoche der Literatur, etwa die moderne, sie hat vielmehr den Charakter eines literaturtheoretischen Fahneneides; indem die Antwort nie die Schärfe der These erreichen kann, zeigt sie sich in ihrem Altern als Problem für den Philologen. In ihr und ihrer Provokation wird aber in jedem Fall das Literarische der Literatur hervorgehoben, eine Maschinerie der Gestaltung und Inszenierung, der gegenüber das Leben wenn schon nicht nach-, so doch auch nicht vorrangig erscheint. Dann ist, wie es bei Oskar Pastior heißt, »auf der Buchstabenschiene [...] vor dem Herzen alles gleich«. ²⁰ Die Frage, was ein Gedicht geben kann, welchen Werdegang die Wörter hinter sich haben, aus denen es gemacht ist, lässt sich nicht mit seinem Gegenstand oder Anlass erschlagen.

Schließlich tritt ein Erlebnis in den Raum, das der Biographik in fruchtbarer Weise abspenstig gemacht werden kann: das Leseerlebnis. Das lässt sich freilich nicht so bündig anschlussfähig machen wie ein Liebeskummer, eine Naturerfahrung, eine Matratzengruft. Es ist von sich aus dunkler, kaum zu greifen, zumal wenn Marginalien fehlen, Bestände zerstreut werden, Bibliotheken verbrennen. Aber es wirkt tief und weit und, wie das Wort von der »Buchstabenschiene« nahelegte, über Raum und Zeit hinweg. Für die Intensität dieses lesend-schreibenden Erlebens hat Goethe die schönsten Wendungen gefunden. Er wohnte in Pindar (an Johann Gottfried Herder, etwa 10.7.1772; WA IV, 2, S. 15), verschlang Diderot wie eine Speise (3.4.1780; GT I, 1, S. 109); ihm sind Properz und Martial »nach Latium gern [...] in das Leben gefolgt« (*Herrmann und Dorothea*, V. 4; MA 4.1, S. 858) und von dort berichtet er Charlotte von Stein, kurz bevor er in Rom einkehrt, von einer »Homerischen Haushaltung« (*Tagebuch der italienischen Reise für Frau von Stein*, 26.10.1786; MA 3.1, S. 145) – und wie vieles mehr. Auch der *Divan*, der sich in exotisch ferne Resonanzräume schwingt, während Goethe immer tiefer und einsamer in Weimar versackt, legt davon Zeugnis ab – mit der Frage aber, an wen sich diese späten Liebesgedichte richten, ist es »wie mit der Liebe die ist auch monoton« (an Charlotte von Stein, 23.5.1779; WA IV, 4, S. 38). Solange das Riff in Seiten und Buchstaben besteht, lässt sich das Riffparadox von Weimar nur aus den Gezeiten der Lektüre lösen und man weiß, wie groß dieser Lebensanteil bei Goethe gewesen ist. Gewiss schreibt sich Literatur nicht von selbst aus der Literatur heraus; hier hätte Goethe sicherlich Schillers Schlag gegen den »Dilettanten« zugestimmt. ²¹ Aber ebenso wenig kann man »die Welt zu Gast« haben, wie der vielgestaltige Slogan lautet. Man kann nur Hafis lesen. Im Übergang von Leben, Lesen und Schreiben, in dieser Sprungschicht liegen Rätsel und Interesse. Wer lebt und erlebt denn in Strophen die Welt und wird so in Strophen zurückgetrieben, wer entdeckt die Vorgänge der Welt in der Klarheit sukzessiver Sätze, die er nicht mehr missen will? Der Leser. Verwandelt sich also in diesem Sinne, vor allem bei riffparadoxen Autoren wie Goethe, Biographik in Intertextualitätsforschung? Mehr wird uns nicht übrig bleiben. Ob es wirklich der Hunger der »Strumpfwürcker

20 Aus Pastiors *Nachwort zum Projekt*. In: ders., Francesco Petrarca: 33 *Gedichte*. München, Wien 1983, S. 81.

21 »Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, / Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn« (SNA 1, S. 302).

in Apolde« (an Charlotte von Stein, 6.3.1779; WA IV, 4, S. 18) war und nicht doch ein Zahn oder der Gedanke, da er schon der Stein schrieb, nun endlich weder »pietoso né cortese« zu sein?²² Wer mit dem Text der *Iphigenie* bis ins Letzte zu-rechtkommt, werfe den ersten Aufsatz.

Am 29. Oktober 1786 kehrt Goethe in Rom in der Locanda dell'Orso ein, eben dem Gasthof, wo am Abend des 30. November 1580 Michel de Montaigne eingekehrt war; die Anekdote fügt als Gäste, freilich ohne Datumsangabe, noch Dante Alighieri und François Rabelais hinzu. Goethe erwähnt diesen Umstand auf der Etappe, von der er so viel berichtet hat, nicht. Aber ob er es nicht gewusst hat, das können wiederum wir nicht wissen. Hätte es nicht das Romerlebnis, die Rombeobachtungen des Lesers Goethe färben müssen? Hätte er nicht gewiss mit fühlendem Auge und sehender Hand davon gezehrt? Darwins schöne Neumetaphorisierung wurde einleitend nicht ganz ausziert. Das rasche Notat lautet in seiner Gänze: »The tree of life should perhaps be called the coral of life, base of branches dead, so that passages cannot be seen«.²³

22 *Così nel mio parlar voglio esser aspro*, V. 70 (Dante [Anm. 2], S. 170).

23 De Beer (Anm. 1), S. 44.

Rezensionen

Goethe: Begegnungen und Gespräche. Begründet von Ernst Grumach u. Renate Grumach. Hrsg. von Renate Grumach. Bd. VIII: 1811-1812. Bearbeitet von Anke Schmidt-Peter. Berlin, Boston 2013, 385 S.

Eine anfängliche Skepsis gegenüber dieser Ausgabe, die einen hohen Anspruch erhebt und in Bezug auf Genauigkeit und Vollständigkeit alle vergleichbaren Editionen (besonders die von Biedermann) weit hinter sich lässt, bewahrheitete sich nicht. Die Berechtigung zu solcher Skepsis ergibt sich aus der Tatsache, dass derart umfassend angelegte Sammlungen häufig nach einem hochgestimmten Anfang eine Art Flaute erleben und ohne Abschluss bleiben. Im vorliegenden Fall scheint diese Befürchtung nicht zuzutreffen, denn die regelmäßige Abfolge der Bände wie auch deren Niveau lassen auf eine grundsätzliche Basis schließen, woran die Herausgeberin einen entscheidenden Anteil hat.

Wie die vorangegangenen Bände¹ verwertet auch dieser Band gedruckte und ungedruckte Quellen in großer Vollständigkeit; das geht schon aus der Konkordanz S. 351-355 hervor, die zwei Auflagen der Biedermann'schen Ausgabe² mit dem vorliegenden Band vergleicht, zudem aber besonders durch die Angaben der Biedermann-Nummern in der jeweiligen Kopfzeile der Zeugnisse.

Der Band umfasst die Jahre 1811 und 1812. Außer Goethes eigenen Zeugnissen aus Tagebüchern und Briefen kommen folgende wichtige Berichterstatter vor: Friedrich Wilhelm Riemer, Johannes Daniel Falk, Friedrich Justin Bertuch, Karl Ludwig von Knebel, Charlotte von Schiller (mit vielen Briefzeugnissen an Caroline Luise von Mecklenburg-Schwerin), Achim und Bettina von Arnim (nach ihrem Besuch vom August/September 1811 in Weimar), Wilhelm von Humboldt, auch Johann Michael Christoph Färber, wobei Knebel und Färber über die Jena-Aufenthalte berichten, Knebel besonders in Briefen an seine Schwester. Anton Genast steuert einige wenige aufschlussreiche Aussagen zu Theaterangelegenheiten bei.

Außer der Arbeit an *Philipp Hackert* und an *Dichtung und Wahrheit* sowie der Bekanntheit mit Sulpiz Boisserée im Mai 1811 bei dessen Besuch in Weimar sind es besonders die Reisen nach Karlsbad und Teplitz, die für die Höhepunkte dieser Jahre sorgen. Speziell der Aufenthalt 1812 wird bedeutsam durch die Begegnung mit der Kaiserin Maria Ludovica und mit Beethoven. Von Maria Ludovica war Goethe offensichtlich fasziniert. Kennengelernt hatte er sie schon 1810. Im Jahr 1812 wurde er von ihr nach Teplitz eingeladen. Dort kam es zu regelmäßigen Zusammenkünften, von Sophie von Schardt in einem Brief vom 12. August kurz zusammengefasst: »Goethe soll Hahn im Korbe sein bei der österreichischen Kaiserin, der er täglich vorlesen muss« (S. 265). Dieses Vorlesen betraf eigene Werke. Auf Veranlassung der Kaiserin beschäftigte sich Goethe mit deren Stück *Die Wette*.

¹ Zu Bd. VI und Bd. XIV vgl. GJb 2000, S. 300-303; GJb 2011, S. 295-297.

² *Goethes Gespräche. Gesamtausgabe.* Neu hrsg. von Flodoard Frhr. von Biedermann. 5 Bde. Leipzig 1909-1911 (B²). – *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang.* Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Frhn. von Biedermann erg. u. hrsg. von Wolfgang Herwig. 5 Bde. Zürich, Stuttgart, Bd. 4-5: Zürich, München 1965-1987 (B³).

Das Zusammentreffen mit Beethoven in Teplitz und Karlsbad führte zu einer Episode, deren Überlieferung allerdings umstritten ist. Auf einem Spaziergang begegneten beide dem Hofstaat der Kaiserin; Goethe »stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten zwischen den Herzogen durchging«, wie Bettina von Arnim an den Fürsten von Pückler-Muskau später berichtete (S. 260). Die Echtheit dieses Berichts ist in der Forschung umstritten; er beruht auf einem Brief Beethovens an Bettina vom Sommer 1812, der im vorliegenden Band in den Abschnitt *Irrtümliches und Zweifelhafte* eingeordnet und von der Bandbearbeiterin Anke Schmidt-Peter mit folgendem Kommentar versehen wird: »Die berechtigten kritischen Überlegungen in Bezug auf die Echtheit des Briefes schließen jedoch nicht aus, dass Beethoven bei seinen Begegnungen mit Goethe die beschriebene Szene ähnlich erlebt und Bettina v. Arnim berichtet hat« (S. 341). Herwig in der Biedermann'schen Ausgabe meint dagegen: »Die [...] Begegnung mit der Hofgesellschaft ist [...] in das Reich der Fabel zu verweisen«.³ Diese Ansicht wird auch von Günter Hartung übernommen, nach dessen Auffassung Bettina »gleich nach G.s Tod unbedenklich Beethoven zum Sprachrohr ihrer Künftlerauffassung und ihres vormärzlichen Demokratismus gemacht hat«.⁴ Ohne eine abschließende Beurteilung zu geben, wird man das Verfahren des vorliegenden Bandes (Bericht Bettinas an Pückler-Muskau im Haupttext, Brief Beethovens an Bettina unter *Irrtümliches und Zweifelhafte*) musterhaft nennen können.

Das Weimarer Dasein Goethes wird 1811 und 1812 geprägt von Theaterangelegenheiten, speziell einer Aufführung von Shakespeares *Romeo und Julia* in Goethes eigenwilliger Bearbeitung und die Planung einer *Faust*-Aufführung, mit der Pius Alexander Wolff und Riemer längere Zeit beschäftigt waren, die aber nicht zustande kam. Weiterhin fand Riemers Auszug aus Goethes Haus statt, weil Riemer am Gymnasium eine feste Anstellung erhielt. Sein Nachfolger bei Goethe wurde Ernst Carl Christian John, der schon 1812 mit in die böhmischen Bäder reiste.

Die Konflikte mit den Romantikern spitzten sich zu; darüber berichtete bereits Sulpiz Boisserée, der es in einem Brief vom 10. Mai 1811 an Johann Baptist Bertram so schilderte: Da »kam nun leider eine schwache Seite zum Vorschein, gemischter Neid und Stolz des furchtsamen Alters« (S. 66). Zum Teil passt dies zu einem Bericht von Wilhelm von Humboldt, der in einem Brief an Caroline von Humboldt eine gewisse Steifheit des Umgangs bei Goethe hervorhebt: Goethe habe ihm »versichert, daß wenn er Meyer und mich ausnehme, im ganzen weiten Deutschland niemand sei, mit dem er eigentlich frei reden möge und könne. Er versauert wohl vielleicht nicht so, aber er verknöchert und verhärtet wirklich und wird auch entsetzlich intolerant und im Gespräch maniert« (S. 246).

Nicht direkt zu dieser Problematik gehört der Bericht über die Köchin Charlotte Hoyer, die Goethe in einem Brief an das Polizeikollegium in Weimar im März 1811 als eine »der boshaftesten und incorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen«, bezeichnet (S. 41). Damit ist zugleich ein Streiflicht auf das Alltagsleben in Goethes Haus eingefangen.

Auf diese Weise finden sich aus allen Lebensbereichen Goethes interessante und wichtige Zeugnisse, so dass der Band unser Bild von Goethes Existenz und seinen Lebensbezügen plastisch werden lässt.

Horst Nahler

3 B³, Bd. 4, S. 286.

4 Günter Hartung: Art. *Beethoven, Ludwig van* (1770-1827). In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.1, S. 100-102; hier S. 101.

Manfred Wenzel (Hrsg.): *Goethe-Handbuch. Supplemente*. Bd. 2: *Naturwissenschaften*. Stuttgart, Weimar 2012, 851 S.

Nach dem ersten und dem dritten Band ist nun auch der zweite der Supplementbände zugänglich. Sicherlich gilt: »Goethe is different things to different people«.¹ Gleichwohl hält Manfred Wenzel im Vorwort mit Recht fest, dass Goethe sich »sein gesamtes Leben hindurch stets als Naturforscher verstand und sich auch als solcher wahrgenommen sehen wollte. [...] Naturforschung hat in Goethes Leben eine äußerst wichtige, wenn nicht *die* zentrale Rolle gespielt!« (S. XX). Nicht zuletzt das hat seit dem 19. Jahrhundert zu einer umfangreichen Forschung zu zahlreichen Aspekten von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften, seiner Naturforschung sowie seinen Reflexionen über die Voraussetzungen und die Art und Weise des naturforschenden Wissenserwerbs geführt. Daraus speist sich die doppelte Motivation dieses Bandes: Er will »den Zugang zu Goethes naturwissenschaftlichen Texten erleichtern [...] und über weiterführende Literaturangaben eine Vertiefung in den jeweiligen Gegenstand ermöglichen« (S. XXI). Der Anspruch hingegen, in bestimmten, als besonders relevant erscheinenden Bereichen der Naturforschung Goethes die Einzelergebnisse der Forschung in ihrer »gesamten Fülle« auszubreiten (S. XXI), wird explizit nicht erhoben. Gedacht ist bei diesem Supplementband immer auch an einen ergänzenden Rückgriff auf die Hauptbände des Goethe-Handbuchs; in zahlreichen Artikeln wird darauf verwiesen.

Der erste Teil des Bandes bietet Übersichtsartikel zu den verschiedenen Bereichen der Naturforschung Goethes. Unterteilt sind sie in Schriften zur Morphologie (S. 6-80), zur Farbenlehre (S. 81-142), zur Geologie vor und nach 1800 (S. 143-205) und zur Meteorologie (S. 206-250). Dem folgt eine notgedrungen überblicksartige Darstellung der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes. Die Fokussierung einzelner Phasen in dieser Geschichte geschieht durch die Heraushebung thematischer Bezüge. Der abschließende Teil trägt den Titel *Die heterogenen Zugänge zum Naturforscher Goethe nach 1980*. Dabei fällt auf, dass es keinen eigenen Abschnitt für die Zeit zwischen 1933 und 1945 gibt, sondern dass diese Periode kurz unter dem Titel *Morphologie als Universallehre im Rahmen seiner Naturforschung* (S. 274-275) behandelt wird. Zwar ist die Morphologie ein wesentlicher Aspekt, aber nicht der einzige, wenn man zwischen 1933 und 1945 Goethe als einen der zentralen Wegbereiter einer zu konstruierenden ›Linie des deutschen Denkens und Fühlens‹ betrachtet. Auch als *Naturforscher* gehörte Goethe zu den wenigen Personen, die für die Entwicklung solch einer Linie unumstritten waren. Entsprechendes lässt sich nur noch von Meister Eckhart, Paracelsus, Kepler und Leibniz sagen. Zu Paracelsus und Leibniz findet sich im zweiten, lexikalisch angelegten Teil des Supplementbandes jeweils ein Artikel. Kepler und Meister Eckhart bleiben unberücksichtigt. In dem Artikel zu Leibniz (S. 516) wird festgehalten, dass dieser für Goethes Naturforschung keine Rolle gespielt habe. Das ist, selbst in dieser Bestimmtheit, nicht zu beanstanden. Davon zeugt letztlich auch die Forschung zu ›Goethe und Leibniz‹, die dieser Artikel nahezu vollständig anführt. Der Artikel zu Paracelsus (S. 581-582) sieht eher Bezüge, aber die Formulierungen bringen allein das, was sich bei Goethe belegen lässt, und unterscheiden sich damit wohltuend von einem nicht geringen Teil der bisherigen Forschung.

Fast die Hälfte des Buches nimmt das Lexikon ein, in dem sich Personen, geographische Orte und Gegenden, aber vor allem auch Ausdrücke (zum Teil Termini technici) finden, die Aspekte von Goethes Naturforschung wie seines Reflektierens über das eigene Tun betreffen. Im letzten Fall sind es Begriffe, die Goethe selbst verwendet hat; die Artikel widmen sich größtenteils dem Versuch, diese strikt so zu erläutern, wie Goethe sie vermutlich verstanden

1 Vgl. Bruce Brain: *Goethe is different things to different people. A note*. In: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 8 (1972) 4, S. 418.

hat. Dieses Prinzip schließt spekulative Vermutungen über den Einfluss Goethes in der Geschichte der Wissenschaften erfreulicherweise weitgehend aus. Es finden sich die bekannten Ausdrücke wie ›Urpflanze‹ (S. 678-680) und ›Urphänomen‹ (S. 680-681), aber auch ›Verdichtung‹ (S. 683) und ›Wein‹ (S. 694 f.), wobei bemerkt wird, dass es nicht um Goethes zeitweilig immensen Weinkonsum, sondern um die »botanische Untersuchung der Weinrebe« geht.

Die Artikel, obwohl von unterschiedlichen Verfassern stammend, sind analog aufgebaut, was die Lektüre erleichtert; sie sind stets informativ und zeugen von souveräner Kenntnis der Werke Goethes wie auch der Forschungsliteratur. Man musste sich daher auch nicht fürchten, ein Lemma wie ›Wissenschaft‹ aufzunehmen (S. 703-704). Der Artikel bietet zahlreiche Hinweise, wie Goethe ›Wissenschaft‹ und ›Wissen‹ verstanden hat. Artikel wie die zu Newton (S. 568-571), Kant (S. 490-492), Fichte (S. 402-403), Schelling (S. 623-626) oder Schopenhauer (S. 633-634) können zwar nicht die gesamte Forschung berücksichtigen, sind aber durchweg hilfreich und lesenswert; sie vermeiden jede Einseitigkeit, die mitunter in der Forschung anzutreffen ist.

Es findet sich ein Artikel zu Galilei (S. 413), aber keiner zu Kopernikus oder der heliostatischen oder heliozentrierten Auffassung. Unter dem Stichwort ›Astronomie‹ wird auf den Überblicksartikel zur Meteorologie (S. 206-224) verwiesen. Dieser Artikel zeichnet sich zwar – wie andere – zum einen dadurch aus, dass er gegenüber den mitunter »wohlwollenden« Darlegungen in der Forschungsliteratur, Goethes »Irrtümer mit dem Wissensstand der Meteorologie seiner Zeit zu begründen, einzelne seiner Thesen gar zu rechtfertigen« (S. 211), Distanz nimmt; zum anderen wird der Konnex zu seiner Dichtung hervorgehoben. Doch vermisst man hier Hinweise auf die kopernikanische Astronomie. Goethe verwendet meines Wissens zwar weder die Ausdrücke ›heliostatisch‹ noch ›heliozentrisch‹, doch gibt es Äußerungen zu dieser Sache, die aufschlussreich sind. Nur eine sei herausgegriffen:

Doch unter allen Entdeckungen und Überzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Kopernikus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht tun, der Mittelpunkt des Weltalls zu sein. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugnis der Sinne, die Überzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens; kein Wunder, daß man dies alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer solchen Lehre entgensetzte, die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechnete und aufforderte.²

Das ließe sich neben zahlreichen Aspekten auffassen als eine vorweggenommene Andeutung einer Art der ›Demütigung‹ des Menschen durch die heliozentrische Theorie, die später – und mitunter noch immer – als Erklärung für den Umstand diente, dass die kopernikanische Theorie strittig war. Dass dies eine irriige Erklärung ist, hat bereits Herbert Dingle klar ausgesprochen.³ Es ist zudem so, dass der Sonne schon im Mittelalter, nicht zuletzt in der Theo-

2 Goethe: *Zur Farbenlehre. Historischer Teil*, 4. Abt., *Zwischenbetrachtung* [1810] (FA I, 23.1, S. 666f.).

3 Herbert Dingle: *Astronomy in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*. In: Edgar Ashworth Underwood (Hrsg.): *Science, Medicine and History*. London 1953, Vol. I, S. 455-468; jetzt vor allem Rémi Brague: *Geozentrismus als Demütigung des Menschen*. In: *Internationale Zs. für Philosophie* 1994, S. 2-24, der ausführlich belegt, dass in der »vorkopernikanischen Weltanschauung [...] die zentrale Stelle der Erde das genaue Gegenteil eines Ehrenplatzes« war (S. 6), auch ders.: *Geocentrism as a Humiliation for Man*. In: *Medieval Encounter* 3 (1997), S. 187-210, ferner Dennis R. Danielson: *The Great Copernican Cliché*. In: *American Journal of Physics* 69 (2001), S. 1029-1035.

logie, eine zentrale Stellung zuerkannt worden ist, zumindest in symbolischer Hinsicht.⁴ Eine solche ›Demütigungserklärung‹ dennoch zu propagieren ist nur denjenigen vorzuwerfen, die es hätten besser wissen können und müssen – nicht aber Goethe.

Den Abschluss des Bandes bilden bibliographische Verzeichnisse, so besonders erwähnenswert zu den Rezensionen der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, sowie ein Anhang *Allgemeine Literatur zu Goethes Naturforschung und zur Geschichte der Naturwissenschaften*.

Für jeden, der sich mit Goethe beschäftigen will, nicht allein mit dem Naturforscher Goethe, ist der Band überaus nützlich, ja sogar unentbehrlich.

Lutz Danneberg

Rüdiger Safranski: *Goethe. Kunstwerk des Lebens. Biographie*. München 2013, 749 S.

Zu freudiger Verwunderung gibt dieses Buch genügend Anlass: Ihm gelang der Sprung an die Spitze der *Spiegel*-Bestsellerliste in der Sparte Sachbuch, in einer Auflage von 100.000 Exemplaren kam es auf den Markt. Wann ist das je einem Buch über Goethe gelungen? Nur auf Richard Friedenthals Opus von 1963 (*Goethe. Sein Leben und seine Zeit*), mit dem Safranskis Biographie in den Rezensionen in einem Atemzug genannt wird, wäre in solchem Zusammenhang hinzuweisen. Verdankt sich der Erfolg dem Renommee des Biographen Safranski? Sicher ist das der Fall. Kündigt sich gar eine Goethe-Renaissance an? So wünschenswert dies wäre, ist hier wohl eher Skepsis angebracht. So viel jedenfalls lässt sich sagen: Ein schlechtes Zeichen ist der fulminante Buchstart nicht.

Vom Titel des Buches geht eine suggestive Wirkung aus. Erklärtermaßen hat Safranski keine Goethe-Monographie beabsichtigt, keine Synthese von Leben und Werk, wie sie Karl Otto Conrady (*Goethe. Leben und Werk*), Albert Meier (*Goethe. Dichtung – Kunst – Natur*) oder bislang nur als monumentalen Torso Nicholas Boyle (*Goethe. Der Dichter in seiner Zeit*) vorgelegt haben. Seine Intention war es, Goethes Leben aus den Quellen – aus diesen allein, wie er im Vorwort (S. 17 f.) versichert – darzustellen. Das Literaturverzeichnis am Ende des Buches gibt allerdings zu erkennen, dass der Autor die Standardwerke der Goethe-Literatur herangezogen und mit Gewinn ausgewertet hat. Brechts Maxime, dass die Geschichte reinen Tisch macht, aber den leeren scheut, gilt auch hier. Gleichwohl ist Safranskis Darstellung anzumerken, dass sein Hauptinteresse Goethes autobiographischen Zeugnissen gegolten hat, darüber hinaus all dem, was der Kleist-Forscher Helmut Sembdner einmal ›Lebensspuren‹ genannt hat. Treffsicher und mit gutem Instinkt ist Safranski im Korpus von Goethes Briefen, Tagebüchern und Gesprächen fündig geworden. Im quellengestützten Erzählen von Goethes Leben liegt ein großer Vorzug des Buches. Es ist anschaulich und lebendig geschrieben, vermeidet den Fachjargon, sucht den Kontakt mit dem Leser, ohne sich anzubiedern. Dass dennoch zuweilen saloppe oder zeitgeistlastige Formulierungen unterlaufen, beeinträchtigt das Niveau des Buches kaum.

Über manches biographische Detail ließe sich aus plausiblen Gründen mit dem Autor rechten. So muss Goethe z.B. nach meiner Überzeugung Carl August über seine Italienreise vorher informiert haben; alles andere hätte einen politischen Affront ersten Ranges bedeutet. Dass Goethe Spinoza oder Kant »nie gründlich gelesen« habe (S. 193), lässt sich zumindest für Kant leicht widerlegen. Unausrottbar scheint die Legende zu sein, dass Carl August in Marienbad für Goethe »den Brautwerber« (S. 596) gemacht habe – nach meinem Dafür-

4 Vgl. Keith Hutchison: *An Angel's View of Heaven: The Mystical Heliocentricity of Medieval Geocentric Cosmology*. In: *History of Science* 50 (2012), S. 33–74.

halten eine Erfindung Stefan Zweigs in seinen *Sternstunden der Menschheit*, für die es keinen einzigen historischen Beleg gibt.

Wenngleich Safranski sein Augenmerk auf Goethes Leben richtet, so reicht sein Ehrgeiz doch weiter, wie der Untertitel *Kunstwerk des Lebens* zu erkennen gibt. Damit allerdings bewegt er sich auf vertrauter Bahn, denn diese These war schon bei einem positivistischen Biographen wie Albert Bielschowsky (*Goethe. Sein Leben und seine Werke*) am Beginn des 20. Jahrhunderts Grundlage seines Tuns. Goethes Leben, so wurde seither immer wieder verkündet, sei sein größtes Kunstwerk gewesen. In meinen Augen ist das eine problematische Betrachtungsweise, weil sie auf eine irritierende Vermischung von Kunst und Leben hinausläuft. Goethe selbst hat auf einer Trennung beider Sphären bestanden – ohne einen existierenden Grundzusammenhang zu leugnen –, hat den autonomen Charakter der Kunst ins Bewusstsein gehoben und den Gegensatz zum Leben als einem letztlich naturhaften Geschehen herausgearbeitet. So heißt es in Goethes Anmerkungen zu Diderots *Versuch über die Mahlerei*: »und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück« (WA I, 45, S. 261).

Das Ineinsetzen von Kunst und Leben erweist sich bei Safranski immer dann als stärkeres Problem, wenn er – seiner Intention in gewisser Weise zuwiderlaufend – einzelne Werke über mehrere Seiten hinweg in den Blick nimmt. Niemand wird von einem Biographen erwarten, dass er seine Interpretationsmaßstäbe aus der lückenlosen Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur gewinnt. Doch sollte er Standards der Goethe-Interpretation, wie sie aus dem Studium der im Literaturverzeichnis genannten Werke zu gewinnen sind, nicht unterschreiten. Hier aber erweist sich der lebensgeschichtlich fokussierte Blick als Begrenzung. Werke wie der *Götz*, die *Iphigenie*, die *Wahlverwandtschaften* oder der *Faust* bedürfen einer Herangehensweise, die ihre Maßstäbe aus dem aktuellen Diskurs der Wissenschaften bezieht. Dass wir einer biographisch fundierten Lesart der Werke im Einzelnen interessante Aufschlüsse verdanken, soll nicht bestritten werden. Zurück bleibt aber der Wunsch nach präziserer Orientierung, wie sie für die *Faust*-Dichtung – andere Beispiele ließen sich nennen – etwa in Albrecht Schönes Kommentar zur *Faust*-Edition im Deutschen Klassiker Verlag, in den Studien von Hans-Jürgen Schings, in Büchern von Michael Jaeger oder in Jochen Schmidts Kompendium *Goethes »Faust«*, *Erster und Zweiter Teil: Grundlagen – Werk – Wirkung* gegeben sind.

Im Umgang Safranskis mit Goethes Lyrik werden die Grenzen seines Verfahrens besonders deutlich. Dass er nicht dem Beispiel der älteren Einfluss-Philologie folgt, im Banne der sogenannten »Erlebnisdichtung« Goethes Gedichte strikt auf autobiographische Bezüge hin zu durchleuchten, ist auf der Haben-Seite zu verbuchen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen (so den Ausführungen zur *Harzreise im Winter* oder zum *West-östlichen Divan*), lässt Safranski sich aber die Chance entgehen, Goethes *Lebensproblematik*, der er sich sonst so eingehend widmet, im Spiegel zentraler poetischer Texte zu entwickeln. Was hätte aus knappen Analysen etwa des *Maileds*, von *Prometheus* und *Ganymed*, von *Dauer im Wechsel*, *Urworte*, *Orphisch*, der *Paria*-Trilogie, der Dornburger Gedichte nicht für das Verständnis von Goethes Weltverhältnis und Kunstauffassung gewonnen werden können! So aber bleibt es zumeist bei pauschalen Hinweisen, die manchmal geradezu bekümmern, wenn es z. B. von den Sesenheimer Liedern heißt, der »Natur-Ton« sei »schon recht gut getroffen« (S. 98), wenn »Über allen Gipfeln« mit der Wendung »jenes unglaubliche Gedicht der schönsten Beruhigung« (S. 274) bedacht wird, wenn die Marienbader *Elegie* das Signum »eine Poesie über die Verliebtheit, doch vor allem über das Altern« (S. 598) erhält. Die daran anschließenden Betrachtungen verharren im Prinzip auf diesem (Pardon: banalen) Niveau. Eine sinnvolle Gelegenheit, Goethes Gedichte als lebensgeschichtliche Dokumente im weiteren Sinne aufzuschließen, ist hier verschenkt worden.

So vielfarbig und insgesamt überzeugend Safranskis Schilderung von Goethes »gelungene[m] Leben« (S. 15) ausgefallen ist, das politische Element in seinem Wirken kommt

nicht genügend zur Geltung. Zwar werden Goethes amtliche Tätigkeiten benannt, wird ihre Veranlassung durch alltägliche Erfordernisse wie durch naturwissenschaftliche Zwecke dargestellt, doch deren eigentlicher Gehalt gerät zu wenig in den Blick des Autors. Differenzierter hätte schon der Unterschied zwischen Goethes beratender Tätigkeit im Geheimen Consilium des Herzogs Carl August, der alle wichtigen Anliegen allein und absolut entschied, und seiner direkten Verwaltungstätigkeit in den verschiedenen herzoglichen Kommissionen beleuchtet werden können. So wäre auch der alte Irrtum deutlicher korrigiert worden, Goethe habe unmittelbaren Anteil an einem Todesurteil gehabt – in der Diktion Safranskis: Goethe habe sich mit »der Verurteilung einer Kindsmörderin« herumgeschlagen (S. 315). Damals wie heute war das Aufgabe ordentlicher Gerichte. Festzuhalten bleibt, dass Carl August seine Geheimen Räte im Consilium aus Anlass der bevorstehenden Hinrichtung einer Kindsmörderin um ein allgemeines, mit dem konkreten Fall nicht in Beziehung stehendes Votum über die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe gebeten hatte und Goethe – was kontrovers diskutiert wurde und wird – für deren Beibehaltung votierte.

Stets von einer Analyse des Status quo seinen Ausgang nehmend, bildet Goethes politisches Wirken die Basis seines gesamten Handelns im ersten Weimarer Jahrzehnt. Was ihm vorschwebte, waren Reformen auf allen Feldern landwirtschaftlicher und gewerblicher Tätigkeit, die die Wirtschaftskraft des kleinen Landes mehren und allen Schichten der Bevölkerung ihren angemessenen Anteil sichern sollten. Paradigmatisch gibt sich dieses Konzept in Goethes Rede zur Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks am 24. Februar 1784 zu erkennen. Ein von Goethe inauguriertes, sorgfältig aufeinander abgestimmtes Ensemble größerer und kleinerer Maßnahmen zielte darauf ab, Beispiele zu geben, alle Beteiligten für die geplanten Maßnahmen zu gewinnen und deren eigene Interessen produktiv zu machen. Mit diesem Konzept scheiterte Goethe nicht zuletzt deshalb, weil der Herzog sich solchen Bemühungen nur partiell zugänglich zeigte, Goethe, der entschiedene Gegner von Krieg und Gewalt, Carl Augusts militärische »Krätze« nicht heilen konnte und weil, so in einem Brief an Knebel vom 17. April 1784, »oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beygebracht werden kann« (WA IV, 5, S. 312). Nach seiner Rückkehr aus Italien wandte sich Goethe von der Politik nicht ab, sondern setzte andere Schwerpunkte. An die Stelle direkter gesellschaftlicher Reformen trat eine langfristig orientierte Kultur- und Wissenschaftspolitik, wie sie in Goethes Wirken an der Universität Jena und in der Übernahme kulturpolitischer Ämter ihren Niederschlag fand; wer sich über dieses nach wie vor unterschätzte, dabei ausreichend dokumentierte politische Handeln Goethes genauer informieren möchte, konsultiere Gerhard Müllers Buch *Vom Regieren zum Gestalten. Goethe und die Universität Jena*.

Unbillig wäre die Behauptung, das alles werde in Safranskis Darstellung nicht erwähnt. Was man aber vermisst, ist der Nachweis eines Goethes Aktivitäten zugrundeliegenden, letztlich aufklärerischen Konzepts, das im Einzelnen zwar mancherlei Modifikationen erfuhr, in seinen Grundzügen aber bis an sein Lebensende konstant blieb. Die in gewisser Weise bilanzierende »Zwischenbetrachtung: Amtsschimmel und Pegasus« (S. 461-463) wird der in Rede stehenden Problematik nur ansatzweise gerecht. Und da Safranski gern und mit sicherem Gespür zitiert: Goethes großer Brief an Carl August vom 17. November 1787 hätte ihm Gelegenheit gegeben, den Dichter als außenpolitischen Analytiker von Format zu präsentieren.

All dies sind Wünsche, die für mich aus einer Lektüre von Safranskis Buch resultieren, den Ertrag des opulenten Werkes aber nicht schmälern sollen. Kleinere Irrtümer – so etwa die ganz und gar verzeichnete Darstellung des Verhältnisses von Goethe und Beethoven (S. 590) – wiegen demgegenüber gering. Safranskis Buch ist ausgewogen in seinen Proportionen, gewinnend in seiner Diktion; es weckt große, verständnisvolle Sympathie für Goethe, weckt den Wunsch, Goethe neu oder wieder zu entdecken. Was kann man Besseres von einem Werk sagen, das zudem den Anspruch an den Leser erhebt – und weithin erfüllt, »im Spiegel Goethes auch sich selbst und die eigene Zeit besser zu verstehen« (S. 16)! Seine kritische Lektüre kann guten Gewissens empfohlen werden.

Jochen Golz

Bernd Hamacher: *Einführung in das Werk Johann Wolfgang von Goethes*. Darmstadt 2013, 160 S.

Kurt Tucholsky berichtet 1932 in einer Glosse von einem Mitarbeiter der *Weltbühne*, dem davon träumte, das Abitur noch einmal ablegen zu müssen, und zwar mit dem Aufsatzthema *Goethe als solcher*. Dieser unlösbaren (und wenig sinnvollen) Aufgabe sieht sich Bernd Hamachers Einführung in Goethes Werk zum Glück nicht gegenübergestellt. Vielmehr weist der Verfasser gleich eingangs einen veralteten Zugang zurück, der die »Persönlichkeit« über das »Werk« stellte, indem er an eine gesprächsweise geäußerte Selbstcharakteristik vom 17. Februar 1832 anknüpft: »Mein Werk ist das eines Kollektivwesens und trägt den Namen Goethe« (S. 7; Gespräche, Bd. 3.2, S. 839). Diese frappierend moderne Einsicht in die intertextuelle Verfasstheit auch der vermeintlich originalgenialsten Hervorbringungen stimmt mit einer Darstellung überein, die von der grundsätzlichen Historizität ihres Gegenstandes ausgeht: Wenn Goethes Werk sich aus vielfältigen Quellen speist und mittlerweile »historisch geworden« ist, müssen »Wege zum historischen Verständnis der Texte« (S. 7) gefunden werden, die anknüpfende wie originelle oder innovative Denkfiguren, Positionen und Verfahren aus ihren »Kontexten und Konstellationen« (S. 8) heraus verständlich machen.

Die Einführung ist in sechs Abschnitte gegliedert: Die Einleitung sowie zwei kurze Abrisse über die »Goethe-Forschung und die Geschichte der Neueren deutschen Literaturwissenschaft« (S. 9-12) und den »Autor in seiner Zeit« (S. 13-17) machen den Anfang, gefolgt von zwei etwa gleichgewichtigen Teilen zu »Formen und Aspekte[n] des Werks« (S. 18-81) sowie »Einzelanalysen« (S. 82-138), deren Beschränkung auf sechs exemplarische Texte dem Verfasser wohl das meiste Kopfzerbrechen bereitet haben dürfte: *Götz von Berlichingen*, *Die Leiden des jungen Werthers*, *Prometheus*, *Iphigenie auf Tauris*, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, *Faust*. Abgerundet wird die Darstellung durch ein sehr kurzes Kapitel zur »Rezeptionsgeschichte« (S. 139-141). Den Abschluss bilden eine Zeittafel, eine kommentierte Bibliographie sowie Personen-, Werk- und Begriffsregister, mit denen die Einführung auch der selektiven Benutzung entgegenkommt.

Dass die Goethe-Forschung zeitlich praktisch mit der germanistischen Fachgeschichte gleichgesetzt wird, begründet sich aus dem Sachverhalt, dass die Etablierung der literaturwissenschaftlichen Germanistik an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert mit der Erforschung des Gesamtwerks von Goethe zusammenhing, mit dessen Tod die Literaturgeschichten bis 1885 üblicherweise endeten: Seit der Öffnung des Nachlasses ging es zunächst um Editionen; mit der anschließenden Fokussierung auf die Entwicklungsgeschichte (in Positivismus und Geistesgeschichte) aber prägte die frühe Goetheforschung die Geschichte der Disziplin bis zur gesellschaftspolitischen Zäsur von 1968, von der an die sozialgeschichtliche Forschung dominierte. Dass seit den 90er Jahren keine theoretisch angeleiteten »Synthesen« (S. 11) mehr möglich sind, bestimmt auch die methodenpluralistische Ausrichtung der vorliegenden Einführung, die je nach problembezogener Relevanz intertextualitätstheoretische und diskursanalytische, genderbezogene, sozial-, kultur- und wissensgeschichtliche Ansätze einbezieht.

Das kurze Kapitel *Herkunft, Vita, Kontexte, Werkentwicklung* folgt daher keinem naiv biographistischen Ansatz, sondern nimmt sozialgeschichtliche Aspekte auf, wobei die erste italienische Reise (1786) sowie die Französische Revolution die markanteste denk- und werkgeschichtliche Zäsur darstellen: »Denn die Zeit des Schönen ist vorüber« (S. 16; GT I, 1, S. 266). Von nun an ging es Goethe darum, in einer negativ gewerteten Gegenwart an der Möglichkeit festzuhalten, ästhetische Werke zu schaffen, was durch den Tod Schillers 1805 (und damit den Abbruch des Projekts ›Weimarer Klassik‹) abermals erschwert wurde. Die Modernität, die insbesondere im 20. Jahrhundert am Werk Goethes entdeckt wurde, hat jedoch gerade in diesen Enttäuschungen und fortgesetzten Anstrengungen ihren Grund.

Die folgende form- und themengeschichtliche Darstellung gliedert sich in drei Kapitel:

Ästhetik und Poetik, Zentrale Themen sowie Gattungen und Schreibweisen, wobei auf Letzteres das Hauptgewicht fällt (S. 37-81). Hamacher macht zwei elementare Denkfiguren Goethes aus, die »am ehesten eine Gesamtperspektive auf das Werk ermöglichen« (S. 18): einmal die essenzielle »Zusammengehörigkeit von Subjekt und Objekt«, zum anderen die epistemische Bedingtheit beider Seiten. Damit wird, ebenso wie aus der zeitlebens erfolgten »Auseinandersetzung mit der Antike« (S. 20), einerseits auf zurückhaltende Weise so etwas wie eine Werk-»Synthese« gewonnen, die Goethes Interessen und Leistungen in Literatur und Naturwissenschaften miteinander verbindet; andererseits erlaubt diese Perspektive auch eine Relativierung der geläufigen werkgeschichtlichen Zäsuren, die etwa zwischen Genieästhetik und Weimarer Klassik »epochale« Grenzen gezogen haben. Richtungweisend für Goethes Schreiben ist dabei vor allem die (antiklassizistische) Historisierung ästhetischer Maßstäbe, die sich am deutlichsten in der Forderung des Aufsatzes *Antik und modern* von 1818 manifestiert: »Jeder sey auf seine Weise ein Grieche! Aber er sey's« (S. 83; FA I, 20, S. 350). Diese durchaus raffinierte (nämlich von der autoritativen Geltung der Antike im französischen Klassizismus und in der Poetik Gottscheds gerade wegführende) Auffassung steht im Zusammenhang mit der von Karl Philipp Moritz' ausgearbeiteten Autonomieästhetik, aber sie erwies sich auch als vorausweisend für den Historismus des 19. Jahrhunderts und die moderne Kulturwissenschaft (S. 25). Auf religiösem Gebiet dokumentiert sich dieser Relativismus besonders im *West-östlichen Divan* (1819).

Die Verknüpfung von Werk-Inventur, Biographie und Gattungsgeschichte erscheint im Kapitel *Gattungen und Schreibweisen* besonders gelungen: Die Ausführlichkeit, mit der hier Texte, verschiedene Fassungen und sogar einzelne Stellen bis hin zu Aspekten der Typographie und Editionsgeschichte thematisiert werden, gleicht die der Reihenkonzeption des Verlags geschuldete Beschränkung auf wenige Einzeltexte ganz entschieden aus. Auf den dicht bedruckten Seiten werden große werkgeschichtliche Linien mit pointierten Einlassungen zu den jeweiligen Texten auf verständliche Weise verbunden, so dass der Übergang zwischen der gattungsorientierten Werksichtung und den folgenden Einzelanalysen fließend gerät. Nicht zuletzt vermag der Überblick zu zeigen, dass sich die Bedeutung von Goethes Texten nicht in (auto-)biographischen Bezügen erschöpft, sondern im Wege der Überarbeitung stets auf semantische Verallgemeinerung angelegt ist.

Die Texte, welche die werkgeschichtliche Übersicht ausspart, werden im folgenden Teil textnahen Einzelanalysen unterzogen: Sie referieren nicht nur literatur-lexikographisches Elementarwissen, sondern stellen auch Forschungskontroversen dar und überraschen immer wieder durch Beobachtungen, die für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung relevant sind. Hier gewinnt die Darstellung den Raum für thematisch wie strukturell beobachtungsscharfe Interpretationen, die sich zugleich auf den zuvor dargestellten werkgeschichtlichen Kontext beziehen. – Das Schlusskapitel zur Rezeptionsgeschichte kann auf die schon im zweiten Teil abgehandelte Forschungsgeschichte verzichten und widmet sich daher in aller Kürze dem »Gebrauch« von Goethes Werk unter wechselnden politischen Bedingungen (vom Nationalsozialismus bis zur »grünen Bewegung«), der bereits in Emil Heinrich du Bois-Reymonds Rektoratsrede *Goethe und kein Ende* (1882) kritisch bewertet wurde, sowie der »produktiven Rezeption« (S. 140) von Goethes Texten bei Thomas Mann, Milan Kundera oder Martin Walser. Der zukünftige Verlauf dieser Rezeption ist natürlich offen. Was aber die wissenschaftliche Wegbereitung zu Goethes Werk angeht, hat Hamachers Einführung mehr als das Erwartbare getan, indem sie darlegt, was an Goethes Texten nach wie vor zu denken gibt.

Christoph Deupmann

Hans-Jürgen Schings: *Revolutionsetüden. Schiller – Goethe – Kleist*. Würzburg 2012, 236 S.

In seinem Beitrag über »Freiheit in der Geschichte«, der »Egmont und Marquis Posa im Vergleich« vorführt (GJb 1993, S. 61-76), kommt Hans-Jürgen Schings zu dem Ergebnis, dass von keinem der beiden vorrevolutionären Freiheitsdramen ein Weg zur Französischen Revolution führe. Das Freiheitsverständnis des Egmont sei nicht abstrakt-universalistisch, sondern ständisch-lokal: »Herkommen und Zukunft stimmen überein, sind nicht durch revolutionäre Brüche entzweit« (GJb 1993, S. 76). »Ein Freund des Prinzipiellen« sei Egmont nicht: »Nicht die Idee, das Leben bildet die Substanz der Geschichte« (ebd.). Zu ähnlichen Befunden führen Schillers *Briefe über Don Karlos* von 1788, in denen es heißt, »daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben«, und vor der »gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen« gewarnt wird (SNA 22, S. 172). »Man wende diese Worte auf die Geschichte an«, so damals das Fazit von Schings, »und man hat, schon 1788, die Gründe für die Weimarer Revolutionsabstinenz« (GJb 1993, S. 76).

Der Brückenschlag zwischen *Egmont* und *Don Karlos* zeigt, warum das neue Buch *Revolutionsetüden* von Schings, das Studien zu Schiller, Goethe und Kleist versammelt, für die Goethe-Forschung insgesamt von überragender Bedeutung ist, gerade auch in seinem Schiller-Teil. Dieser ist der weitaus umfangreichste des Bandes (130 von 215 Seiten). Der Autor entfaltet die These von 1993 auf breiterer Grundlage und im ständigen Kontakt mit einem enormen zeitgeschichtlichen Quellenmaterial: Schillers Distanz zur Revolution entwickelte sich nicht erst als Reaktion auf die erschreckenden Ereignisse seit dem Hochsommer 1792, sie war in seinem politischen Denken von vornherein angelegt. Neben *Don Karlos* zieht Schings vor allem Schillers Sparta-Kritik in der Vorlesung über die »Gesetzgebung des Lykurgus und Solon« heran. Diese wende sich gegen die »absolute oder totale Politik« (S. 21), die das Leben der Bürger den Imperativen des Staates unterwirft, denen alle anderen sittlichen Gefühle – eheliche Liebe, kindliche Liebe, Mutterliebe, Freundschaft – zum Opfer gebracht werden, »die natürlichsten schönsten Gefühle der Menschheit« (SNA 17, S. 424). Diese »schwarze Utopie« (S. 20) wurde in dem von Robespierre und Antoine Saint-Just ausgerufenen »Despotismus der Freiheit« (S. 66) erschreckende Realität und damit auch jene Instrumentalisierung des Menschen für einen abstrakten Menschheitsbegriff, den die *Karlos*-Briefe hellsichtig angeprangert haben.

Die Antwort, die Schiller dann in seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* auf die Revolution gab, war also in einer bereits vor Beginn der Revolution befestigten Haltung vorgezeichnet; Schings nennt sie aufklärerisch und konfrontiert sie in brillanten Zitatvergleichen mit den totalitären Zügen der Zeit der Terreur in Paris. Philologie, und das ist das methodisch Neue und Fruchtbare an diesen Vergleichen, steigert sich dabei zum Abgleich von Argumenten, der ebenso präzise geleistet werden muss wie der Nachweis von Quellenbezügen und Abhängigkeiten zwischen Texten. Schings liest also die Pariser Quellen, etwa die Berichte vom Prozess gegen Ludwig XVI. im *Moniteur*, mit den Augen Schillers – des Schiller der *Karlos*-Briefe, der Kritik an Marquis Posas Menschheitspathos und der Lykurg-Kritik. Man mag das im Einzelnen spekulativ finden, weil Schillers Informationsstand zu den Pariser Ereignissen nicht immer bekannt ist; da Schings aber streng bei den Texten bleibt, entgeht er der Gefahr, nur Meinungen in den Blick zu nehmen.

Damit hat Schings auch die Bühne für seine Untersuchung von Goethes *Natürlicher Tochter* bereitet, die im zweiten Kapitel des Buches erfolgt. Dies lag als Aufsatz schon vor (*Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 82, 2008, S. 262-290), gewinnt aber in der neuen Umgebung noch an argumentativer Kraft, denn auch hier geht es um einen Bezug zu den Pariser Ereignissen aus der schrecklichsten Phase der Revolution. Schings kann plausibel machen, dass der grausame Tod, den Eugenie in einem lügen-

haft vorgetäuschten Unfall erlitten haben und der zu einer Entstellung ihres Körpers geführt haben soll (»Durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig / Zerrissen und zerschmettert und zerbrochen, / Unkenntlich«), die reale Ermordung der Prinzessin von Lamballe durch den Pariser Mob am 3. September 1792 samt anschließender Schändung der Leiche zitiert – eines der Ereignisse, das die zeitgenössischen Beobachter nicht nur in Deutschland beträchtlich verstörte und das in zahllosen Berichten detailreich dargestellt wurde.

Schings' Fund ist deshalb so bedeutsam, weil er zum ersten Mal verständlich macht, warum Goethe dieses in einer Handlung noch vor der Revolution spielende Stück als seine wichtigste Revolutionsdichtung ansehen konnte. Bisher musste man *Die natürliche Tochter* allein als Torso eines umfassenderen Plans ansehen, der bei einer Ursachenforschung stehen geblieben war, die der Verkommenheit der vorrevolutionären Führungsschicht galt. Nun zeigt der Bezug auf eines der berühmtesten Gräuel der Revolution, das auf indirekte und fiktive Weise schon in den ersten Teil der geplanten, aber nicht ausgeführten Trilogie eingekapselt erscheint, dass dieser Teil direkt mit dem Glutkern der Pariser Ereignisse korrespondiert. Das darf man brisant nennen. Nimmt man Schings' Fund ernst, dann ist der vorgespiegelte Tod der »natürlichen Tochter« eine mehr als motivische Vorausdeutung auf die späteren Teile – das grausame Spiel mit den Gefühlen des Vaters ist selbst ein Akt des Terrors, der die reale politisch-moralische Enthemmung der eigentlichen Revolutionszeit bereits in sich birgt. Wieder wird vergleichende Quellenforschung ganz wörtlich zu einer »Philologie des Schreckens«, die es mit historisch-realen Vorgängen aufnimmt. Goethe, so darf man in größerer Übersicht festhalten, hatte sich in seinen Revolutionsdichtungen bis zu *Herrmann und Dorothea* fast ausschließlich mit dem befasst, was die Münchner Ausgabe zu Recht »Wirkungen der Revolution« nennt, nämlich ihre Auswirkungen auf Deutschland. *Die natürliche Tochter* nimmt für einmal ihr französisches Zentrum ins Visier.

Dass ein ähnlicher Nachweis auch im abschließenden Beitrag zu Kleists *Hermanns Schlacht* (Vorstudien lagen in früheren Publikationen des Verfassers vor) gelingt, kann nun nicht mehr überraschen. Hermanns Hass ist nicht nur allgemein vom Zeitalter der Revolution geprägt; auch Kleists Stück bezieht sich auf konkrete Ereignisse und Reden. So vermutet Schings, dass Hermanns grauenhafte Idee, die Leiche der vergewaltigten und dann in einem »Ehrenmord« erdolchten Hally auf die fünfzehn Stämme der Germanen zu verteilen, einen berüchtigten Vorschlag des Fleischers Louis Legendre aufgreift, die Leiche Ludwigs XVI. einzupökeln und ihre Teile an die 83 Departements Frankreichs zu schicken, damit sie dort am Fuße der Freiheitsbäume verbrannt werden könnten. Es bezeichnet die moralische Empfindlichkeit des brillanten Forschers Hans-Jürgen Schings, dass er durch solche Bilder immer noch zu erschüttern ist.

Gustav Seibt

Astrida Orle Tantilto: *Goethe's Modernisms*. London 2010, 198 S.

Nach Maßstäben orthodoxer Literaturgeschichtsschreibung ist dasjenige, was Astrida Orle Tantilto, übrigens Präsidentin der Goethe Society of North America, in ihrem Buch macht, möglicherweise höchst unzulässig: Sie liest drei der bedeutendsten Goethe-Texte aus radikal aktualisierender Perspektive: *Faust*, *Werther* und *Wilhelm Meister*. Oder, um es genauer zu sagen: Sie wählt bestimmte Interpretationsaspekte der drei Texte aus, die sie einerseits sehr präzise, ganz nah am Text und nachvollziehbar erarbeitet, analysiert und interpretiert – und blickt dann andererseits von dieser Interpretation aus auf aktuelle Fragestellungen oder Probleme, die (wohl nicht nur aus Sicht der Autorin) den Kern der Krise Nordamerikas ausmachen.

Insofern legt Tantilto ein Buch vor, das, im Gestus applikativer Hermeneutik, die literarischen Texte nicht nur daraufhin befragt, was sie zu ihrer Zeit sagen konnten (oder wollten),

sondern insbesondere daraufhin, was sie heute sagen können, welchen Rat sie heute noch zu geben vermögen, welche grundsätzliche Perspektive sie auf entscheidende Modernisierungskrisen oder deren Begleitumstände richten, die noch – oder gerade – in der Gegenwart ihre dramatischen Konsequenzen zeitigen. In diesem Sinne ist Tantillos Buch angreifbar, doch dieses Risiko geht die Autorin bewusst ein (vgl. S. 14 ff.: »Reading Goethe for today«).

Als theoretischen Ausgangspunkt markiert Tantillo Goethes – vor allem in den naturwissenschaftlichen Schriften explizit ausformulierten – Gedanken von Polarität und Steigerung. Ihm sieht sie das grundsätzliche Prinzip der Kompensation eingeschrieben, nach dem biologische, geologische, aber auch psychologische und soziale Evolutionsprozesse bei Goethe immer interpretiert würden: »Nothing can be added – e.g., a specialized feature of an animal, growth in political power – without something being taken away« (S. 5), ein zunächst simpel erscheinendes, in der modernen Evolutionsbiologie aber ebenso wie in der Thermodynamik durchaus bestätigtes Grundprinzip. Tantillo skizziert mit den Positionen von Aristoteles und Rousseau den Hintergrund konservativ bzw. progressiv erscheinender, rationalistischer oder emotionalistischer Theoriehorizonte, die die Extrempositionen bezeichnen, für die Goethe eben nicht Partei ergreife: Die Autorin insistiert auf einer »multiplicity of views«, die aus den »multiple readings« resultiere, die Goethes Texte nicht nur ermöglichen, sondern durch ihre ästhetische Vagheit auch erzwingen (vgl. S. 18).

Die »Modernismen« Goethes lassen sich, bezogen auf die drei zentralen Texte, knapp bezeichnen: Fausts Erfolg als Unternehmer, Naturbeherrscher und Räuber setzt, so die Verfasserin, seine Vereinseitigung voraus: »The drive toward capitalism occurs once one has given up on the arts, aesthetics, and nature« (S. 24); seine Entmenschlichung, insbesondere aber seine Erblindung und (im Sinne der Autorin) der tragische Schluss seien die Kosten, die die Modernisierung fordere. Mit Verweis auf Alexis de Tocquevilles zum *Faust II* fast zeitgenössisches *Democracy in America* (1840) – der in der einseitigen Kapitalisierung der amerikanischen Demokratie die dramatische Abwertung kultureller Werte und Güter mindestens befürchtete, wenn nicht gar (während seines USA-Aufenthalts 1831) schon beobachtet hatte – schlägt Tantillo nun den Bogen zur Gegenwart: »The drive toward business principles that eventually dominates Faust is evident in higher education [...] to run universities more like business« (S. 65). Die Beobachtung, dass »humanities, language and arts« die Opfer dieser Ökonomisierung der (nicht nur!) amerikanischen Universitäten seien, zeige, »how Faustian we have become« (S. 66).

Geradezu provozierend klingt der Titel des zweiten Abschnitts: »Werther the Evangelical«. Viel schärfer als im ersten, nur ganz knapp aktualisierenden *Faust*-Kapitel, interpretiert Tantillo hier (und dabei ist ihre Argumentation viel konziser, da die Aktualisierung gewissermaßen historisiert ist) Werthers Sprache, die pietistischen Hintergründe seines Solipsismus und seines sozialen wie individuellen Scheiterns als von Goethe vorgeführtes Extrem einer radikal individualisierenden Haltung, die – principle of compensation! – ihre Sozialität vollständig verliert. Dass die Autorin, ganz hart am Text, neben dem Pietismus auch den verdeckten Katholizismus Werthers nachvollziehbar aufdecken kann, macht das Kapitel überaus lehrreich. Was Goethe als (niemals nachahmenswert gedachte!) scheiternde Individualisierung vorführt, gehört aber, so weist Tantillo nach, unter anderem über die extensive Goethe-Rezeption Ralph Waldo Emersons und seine eminente Wirkung in die US-amerikanische Kultur hinein, zur Vorgeschichte sowohl der puritanischen oder spätpietistischen Sekten-Kirchen in den USA als auch deren säkulares Pendant, den modischen (scheinbar areligiösen) Spiritualismus. Darüber hinaus bildet dies ebenfalls die Vorgeschichte jenes radikalen wie unsinnigen Individualismus, der, gewissermaßen Werthers agrammatische, da hoherregte Rede zum Vorbild nehmend, bereits 1974 an Schulen wie Universitäten erfolgreich »The Students Right Of Their Own Language« proklamierte – und damit jedes normative Verständnis von (Aus-)Bildung über Bord warf (vgl. S. 111 ff.).

Die verschiedenen Bildungsvorstellungen aus *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren* liest Tantillo schließlich – wieder im (zu stark verkürzenden) Horizont von Aristoteles und

Rousseau – auf dem Hintergrund der unterschiedlichen US-amerikanischen Ideologien studenten- bzw. lehrerzentrierten Unterrichts. Auch hier wird noch eng am Text argumentiert; Wilhelm als letztlich integratives Modell einer ausbalancierten ästhetischen und ökonomischen Bildung, eines ausbalancierten Verhältnisses von Individualität und Sozialität ist durchaus zustimmungsfähig und nachvollziehbar. Andererseits aber kommt Tantillo dabei zu ihrem Zentralthema – und die (in Europa mit Bologna-Reform und schul- und hochschuldidaktischen Ideologien erst langsam wirksam werdenden) Verwerfungen und Idiotismen amerikanischer Hochschul- und Bildungspolitik rücken ins Zentrum. Vor diesem Hintergrund wird Goethes Roman gleichsam zum Beschwörer eines Ausgewogenheitsprinzips, das längst keine Rolle mehr in Bildungsvorstellungen amerikanischer Politik spielt: »Goethe predicted that if human beings were truly to flourish, especially in a technologically advanced and chaotically capitalist world, they would need an education that was dynamic and included an appreciation of the arts« (S. 175).

Tantillos Band ist ein sehr zorniges, aber auch sehr amerikanisches Buch – nichtsdestoweniger: ein sehr lesenswertes. Die Modernität Goethes erweist sich tatsächlich dort, wo Ökonomie, Individualisierung und Bildung zum zentralen Thema werden. Das macht die amerikanische Autorin klar. Und wenn einer den Mund verzieht ob manch krude erscheinender Aktualisierung: Ihre Studenten holt die Professorin an der University of Illinois at Chicago mit ihrem Zugang zu Goethe in der krisenhaften Moderne ab. Sie zeigt ihnen die Spuren und die Reflexion dieser Krisenphänomene schon bei Goethe!

Benedikt Jeßing

Gustav Seibt: *Goethes Autorität. Aufsätze und Reden*. Springe 2013, 175 S.

Mit seiner Studie *Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung* hat sich der Historiker und Journalist Gustav Seibt 2008 prominent in die Goethe-Forschung eingeschrieben. Nun legt er eine überwiegend von 2007 bis 2011 entstandene Sammlung kleinerer Arbeiten vor, die ihn als ebenso kenntnisreichen wie stilbewussten Kenner Goethes bzw. der Goethezeit bestätigt und zugleich der hohen Kunst des Essays die Reverenz erweist: Jedes Mal setzt der Gedankengang mit einem prägnanten Detail ein und bringt in seiner Entfaltung umso mehr geistvoll-überraschende Einsichten hervor. So beginnt *Goethes historische Zeit*, die »Rede zum Dank für den deutschen Sprachpreis in Weimar am 30. September 2011, mit der Beisetzung des Großherzogs Carl August am 9. Juli 1828, der sich Goethe ostentativ entzogen hat. Nicht diese »Ungeheuerlichkeit« (S. 17) wird aber zum Thema, sondern der weitläufige Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, mit dem Goethe am 18. Juli 1828 auf dessen – selbst wiederum ungeheuerliches, weil die Rang- und Verwandtschaftsverhältnisse umkehrendes – Kondolenzschreiben im Namen des neuen Großherzogpaares antwortet. Gustav Seibt leitet daraus die Frage ab, »wo Goethes Geschichtsbegriff im Spektrum der uns zugänglichen historischen Erfahrungen« stehe. Er sucht die Antwort über eine Parallelführung von Goethes »Huldigungsschreiben, Lebensresümee und Ermahnung« (S. 17 f.) mit Fernand Braudels »Schichtenmodell historischer Zeit«; der »Dichter des ›Faust-Schlusses« stellt sich dabei als Zeitgenosse einer Sattelzeit dar, der bereits gesehen hat, »was im Kommen war: das Maschinen-Zeitalter, das Veloziferische, die Möglichkeit zum Umsturz aller Lebensverhältnisse« (S. 26 f.).

Nicht sämtliche Beiträge haben in gleicher Weise zentral mit Goethe zu tun, sondern sind in dieser Hinsicht vielmehr als Crescendo/Decrescendo aneinandergereiht. Im eröffnenden *Weltgeist auf Spaziergängen. Wo das kulturelle Herz Deutschlands schlägt* wird das »Aufmerksamkeitsdefizit« (S. 13) beklagt, unter dem Thüringen und Anhalt aufgrund der Dominanz Preußens im historischen Gedächtnis leiden, obwohl sich zwischen »Wittenberg an der

Elbe und Weimar an der Ilm« doch eine »geistige Produktivität« entfalte, deren Dichte nur »in der Toskana der Renaissance oder im antiken Griechenland« (S. 8) ihresgleichen finde (Seibts Plädoyer für die Gips- und Pappmaché-Kultur zwischen Wörlitz und Weimar entdeckt ganz nebenbei eine schlagende Analogie zwischen Luthers Befreiung des Christentums »vom Gewimmel der Heiligen und kirchlichen Vorschriften« [S. 11] und dem strengen Funktionalismus des Bauhauses). *Sein Kaiser. Goethe im Empire* geht von der Katastrophen-Erfahrung der Okkupation Weimars durch französische Truppen nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt aus und schildert »Goethes ganz persönliche napoleonische Modernisierung« als Reaktion auf die »doppelte Existenzbedrohung, die physische und die materielle«; Goethe habe »ständische Familien- und Besitzformen in bürgerliche« verwandelt (S. 32 f.); später sei allerdings doch ein »neuer Zug von imperialem Feudalgeist in Goethes politische Existenz« (S. 46) gekommen. *Dichtung und Wahrheit* wird vor diesem Hintergrund als dasjenige Werk gelesen, »in dem die klare Luft des Empire weht« (S. 47), so wie Goethes Autobiographie überhaupt den wichtigsten Referenzpunkt für den primär historisch interessierten Essayisten bildet.

Die titelgebenden Ausführungen zu »Goethes Autorität« (im Untertitel *Vom Leben mit der Überlegenheit*) verteidigen Goethe nicht allein gegen den oft erneuerten Vorwurf, ein »Fürstenknecht« gewesen zu sein, sondern führen eine Wirkungsgeschichte in nuce vor, die schlaglichtartig aufzeigt, worin die überragende Bedeutung des »Olympiers« gelegen haben muss, dessen Nüchternheit doch immer nur ein »ziemlich zurückhaltendes, nämlich skeptisch-freundliches Angebot von Autorität« (S. 61) macht. Seibt illustriert das schön an der Umkehrung von »unten« und »oben« in Goethes freundschaftlicher Beziehung zum Herzog Carl August und erklärt »das offenbare Geheimnis von Goethes zwangloser Autorität bei späteren Generationen: Es besteht in der Anziehungskraft eines in allen Bezügen interessanten, beispielhaft gelungenen, umfassend Sprache gewordenen Lebens« (S. 73).

In den hieran anschließenden Essays tritt der Goethe-Bezug mehr und mehr zurück. Greift die bereits 1998 entstandene Rezension der Eindeutschung von William Gaddis' *The Recognitions* (1955) den weitläufigen »Faust-Faden« (S. 76) auf, um den epochalen Roman als »Bedeutungsmaschine« im »Genre des Künstlerromans« (S. 79) zu erschließen, gestattet *Nicht mitmachen. Meine Außenseiter* gelegentliche Einblicke in die nicht ausschließlich literarischen Neigungen und Abneigungen des Verfassers. Sein »Lieblingsaußenseiter« (S. 89) bleibt der Schweizer Historiker Jacob Burckhardt, dem dann auch ein eigener Beitrag gewidmet ist: *Dem Niagara entgegen. Über Jacob Burckhardts Vorlesungen zur Geschichte des Revolutionszeitalters*.

Eine ebenso engagierte wie sympathisierende Auseinandersetzung mit dem Konservativismus führt *Die Europäische Freiheit. Friedrich von Gentz und die Pluralität der Staaten*, während *Im Land des Ungehorsams* als »Fahrt zu den Schauplätzen von Theodor Fontanes Roman *Vor dem Sturm*« konzipiert ist und einen Landstrich rühmt, der zumindest dem Literaturliebhaber bisweilen »magische Erlebnisse« (vgl. S. 137) schenkt, jedoch ahnen lässt, warum es den Verschwörern vom 20. Juli 1944 »so schwer fiel, ihre Eide zu brechen« (S. 146). *Der Einspruch des Körpers. Philosophien des Lachens von Platon bis Plessner – und zurück* markiert dann den Schlusspunkt als eine zwar kleine, aber bestens informierte Geschichte der bisherigen Theorien des Lachens in all ihrer Intrikatheit.

Wo er zur Sprache kommt, erscheint Goethe stets als »Figur der Freiheit« (S. 174), und zwar gerade deshalb, weil er ein »Erbe« der Revolution war, »die Politik zum Schicksal machte«. Gustav Seibts Absicht, »nicht das Zerrbild vom unpolitischen Dichter« zu erneuern, sondern »durch Historisierung« den Blick auf eine Person frei zu machen, die ihre Zeit »mit tiefem Unbehagen erlebt und begriffen« hat, wird zweifellos umfassend eingelöst. Er gibt Goethes »imposantem napoleonischen Irrtum« sein Recht und macht mit den Seitenblicken auf »Zeitgenossen und Nachfolger wie Gentz, Burckhardt und Fontane« zugleich die »Gegenrechnung« auf (S. 173 f.).

Albert Meier

Figurationen des Grotesken in Goethes Werken. Hrsg. von Edith Anna Kunz, Dominik Müller u. Markus Winkler. Bielefeld 2012, 283 S.

Der Abscheu, den Goethe 1787 auf seiner italienischen Reise angesichts der grotesken Figuren im Park des Principe di Palagonia nahe Palermo empfand, ist bekannt: Die zusammengewürfelten »Mißbildungen« (MA 15, S. 305), die dem Spaziergänger wie »Spitzruten des Wahnsinns« zusetzten, entsprachen seinem Klassizismus so wenig, »daß das Gefühl der Wasserwaage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht [...], in uns zerrissen und gequält wird« (MA 15, S. 306). Demzufolge müsste das Groteske in Goethes Werk eines Heimatrechts entbehren. Den Beiträgern des vorliegenden Bandes, der auf eine Tagung zu Ehren des Genfer Germanisten Hans-Jürgen Schrader zurückgeht, fällt es indes nicht schwer, den Leser vom Gegenteil zu überzeugen: Bei genauerem Hinsehen gleicht Goethes Werk vielmehr selbst einem von zahlreichen grotesken Figuren bevölkerten Park, der denjenigen, der nicht am traditionellen Bild des Weimarer Klassikers festhält, zu faszinieren vermag. Vom Totengerippe über Hanswurst, Götzen und »hundsköpfige Götter« bis zu den Grotteskgestalten der *Classischen Walpurgisnacht* reicht das Spektrum der Figurationen, denen man in den Beiträgen am werkgeschichtlichen Weg Goethes entlang begegnet.

Diese Inventur des Grotesken in Goethes Werk setzt ein theoretisches Konzept voraus, das nach der Einleitung der Herausgeber zuerst im Beitrag von Katharine Weder als ambivalente Struktur näher erläutert wird – weshalb es sich am besten mit Hilfe zweier unterschiedlich akzentuierender Ansätze darlegen lässt: Charakteristisch für das Groteske ist »das Oszillieren zwischen Komik und Grauen« (S. 49), also die heterogene Mischung von »entfremdendem« Schrecken und lustvoll bejahendem Lachen; während Wolfgang Kayser's Theorie der Groteske vor allem für die angstvolle Seite steht, kommt das befreiende Moment in Michail Bachtins Überlegungen zur subversiven Volkskultur zum Zuge. Seine schaurig-komische Körperlichkeit nimmt im turmerklimmenden Gerippe des *Totentanz*-Gedichtes (1813) evident Gestalt an, aber die grotesken »Späße« bannen zugleich die persönliche Kriegsangst im antinapoleonischen Freiheitskrieg, dem Goethe wie der Türmer im Gedicht entkommt. Dass neben dem Genialischen und Empfindsamen das »Grobianisch-Derb-komische« (S. 61) die Werkphysiognomie des jungen Goethe prägt, zeigt Rémy Charbon am »Schönbartspiel« *Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* (1773) auf, das sich unmittelbar mit Bachtins These zur Karnevalisierung engführen lässt. Im »Chaos« (S. 62) der kaleidoskopischen Szenen wird die »fröhliche Relativität« (S. 63) zur dramatischen Form, um ganz nebenbei den »langweiligen« Gottschedianismus von der Bühne zu vertreiben – auf welche es nach der einzigen belegten Aufführung einer überarbeiteten Fassung (1778) freilich erst wieder durch Peter Hacks' oft gespielte Adaption (Uraufführung 1975) gelangte. Da aber wird die dramatische Groteske, erneut im subversiven Sinn Bachtins, zur Satire auf die Literatur- und Kulturpolitik der DDR. Auf den traditionellen wie saisonalen Kontext des Karnevals führt Karlheinz Rossbacher auch *Hanswursts Hochzeit* (1775) zurück: die Hanswurstdiade als »Befreiungsakt« aus den »unerträglichen« Frankfurter Kreisen Lili Schönemanns, mit der Goethe bis zur Verlobung Ostern 1775 »eine Karnevalsaison [...] verlebte« (S. 84). Eine andere Loslösung, diesmal von den »Verrücktheiten« (S. 94) der Geniezeit und aus dem Rückblick in *Dichtung und Wahrheit*, betreibt Goethe Bernhard Böschenstein zufolge, wenn er eine Nacktbadeszene auf seiner ersten Schweizreise sowie Lavaters physiognomische Porträts der mitreisenden Gebrüder Stolberg dem Gelächter preisgibt.

Für den Goethe der klassischen Periode ist das Groteske dagegen eine »Herausforderung« (S. 101; Margrit Wyder), die ihm, dem Morphologen, in »monströsen« Naturgestalten begegnet. Ausgerechnet in Palermo, im Giardino Pubblico, geht Goethe 1787 seiner »Grille« von der »Urpflanze« nach, deren Annahme oder erhofftes Auffinden auch die »Monstra«, also das Naturgroteske, in die Morphologie harmonisch integrierbar machen soll: In »abnormen« Gestalten evoluiert die Natur ständig eine neue, »andere Vollkommenheit« (S. 125).

Wenngleich das Groteske offenbar nicht zum Wortschatz Goethes gehört, begegnet es im Werk sowohl motivisch und figürlich wie als ›Textstrategie‹: Ulrike Landfester untersucht unter dem heuristischen Konzept ›Grotexen‹ eine Verbindung des Grotesken mit Goethes Texten, die in der Vermischung verschiedener Darstellungsmodi besteht und deren »Gelenkstelle« (S. 135) häufig das Komische darstellt. Landfester's Konzept entfernt sich vom sinnfällig Grotesken allerdings weit, wenn sie etwa im Widerstreit von sinnlicher Verifizierung und textueller Darstellung der *Farbenlehre* eine groteske Struktur ausmacht. Demgegenüber konzentriert sich Harald Fricke auf die (mangelnden) positivistischen Belege für das Wort ›grotesk‹ in Goethes *Sprüchen in Prosa (Maximen und Reflexionen)*, dessen Feld er durch die Begriffsreihe ›absurd‹, ›abstrus‹ und ›abstrakt‹ abgedeckt sieht. So, also ›abstrus‹, erschienen Goethe zunächst auch Philosophie und »monstroseste Religion« Indiens (MA 11.2, S. 246), die den Romantikern kunstreligiöse Verehrung abverlangten; doch das exotisch Fremde konnte, so Gerhard Lauer, morphologisch gedeutet werden wie die Veränderungen der Pflanzen oder der Wolken: als nur äußerlich groteske Gestalten am gemeinsamen Himmel klassischer Humanität. Ähnlich, aber auf der Grundlage von Peter Fuß' Bestimmung des Grotesken als Transformations- oder Übergangsmedium argumentiert Anke Bosse, dass die Billigung der »chimärischen Figurationen orientalischer Poesie« bei Goethe den »Epochenumbbruch« in die nachklassische Phase« eingeleitet habe (S. 193).

Die letzten vier Beiträge konzentrieren sich auf Goethes *Faust*-Dramen. Das Groteske im Klassischen aufzusuchen, wie Goethe es in der *Classischen Walpurgisnacht* tut, läuft auf eine Karnevalisierung der klassizistischen Ordnung von Zeit, Raum und Handlung hinaus, die allegorisch durch Proteus verkörpert wird. Letztlich spielt die groteske Szenenfolge im *Faust II* semantisch kohärent die Metamorphose als organisches Weltprinzip durch (Heinrich Detering). Dass dieser Gestaltwandel bereits die Grenze zur Undarstellbarkeit passiert, gilt für den Versuch, dieselbe Szenenfolge malerisch ins Bild zu setzen, natürlich erst recht; das führt Ulf-Michael Schneider an Paul Strucks 1975/76 entstandenem *Faust-Triptychon* für das Düsseldorfer Goethe-Museum vor.

In Goethes *Faust II* wird am »groteske[n] Staatskörper« (S. 249) des »fieberkranken« Reiches die Darstellung modern-heterogener Gesellschaftlichkeit mit Mitteln der Groteske erprobt (›monstro simile‹ nannte Pufendorf schon 1667 die Verfassung des Deutschen Reiches): Die nicht mehr homogenisierbare ›Masse‹ affiziert die dramatische Form mit ihren »hunderttausend Possen« (S. 255), wie Edith Anna Kunz demonstriert. Das »Prinzip der Heterogenität« (S. 260), in dem die Beiträger des Bandes durchgehend die formprägende Funktion der ästhetischen Kategorie sehen, trifft auch auf den Schluss der Tragödie zu, den Johannes Anderegg als Groteske beschreibt: als »zitierende und komprimierende Bildinszenierung«, die Motivtraditionen der religiösen Kunst (Tizian, Raffael, Dürer) zitiert (S. 261). Dass die groteske Deformation am ehesten einer nachreligiösen Weltauffassung zu entsprechen scheint (Faust: »nach drüben ist die Aussicht uns verrannt«, V. 11442; MA 18.1, S. 330), zeigt zugleich die moderne Signifikanz des Konzepts an, die es z.B. bei dem mehrfach genannten Friedrich Dürrenmatt gewinnt.

Dass das Groteske nicht nur den Text, sondern auch seine Lektüre affizieren kann, darauf macht Hans-Georg Kemper gleich im ersten Beitrag des Bandes aufmerksam; er erkennt in Goethes Frankfurter Hymnen eine tendenziell groteske »Über-Anstrengung des lyrischen Gestus« (S. 19), der dadurch intentional uneindeutig, ja zwischen ›Spaß‹ und ›Ernst‹ vieldeutig bleibt. Der Interpret muss sich daher vor der »Wut des Verstehens« (Schleiermacher) hüten, die die »eigenen, bisweilen grotesken Lektüren« an die Stelle des vielfachen Textsinns setzt (S. 32). Dagegen zeigt der Band zumeist vorbildlich, wie das irritierend Uneindeutige des Grotesken bei Goethe mit philologischer Wasserwaage und Perpendikel ausgelotet werden kann. Er trägt damit, was auch Hans-Jürgen Schrader zur Ehre gereicht, Wesentliches zur Erforschung des Grotesken als literarischer Kategorie bei.

Christoph Deupmann

Franziska Lenz: *Kollektive Arbeitsweisen in der Lyrikproduktion von Goethe*. Würzburg 2013, 247 S.

An großen (zuweilen auch polemischen) Worten wird in dieser Untersuchung nicht gespart, am Anfang nicht, nicht in der Mitte und erst recht nicht am Ende. »Die Ergebnisse dieser Dissertation«, so heißt es auf S. 213, »erweitern nicht nur das Goethe-Bild, sie führen auch das tatsächlich immer noch gängige Verständnis von Goethes Lyrik als original und unmittelbar ad absurdum«. Konsequenterweise wird dann im Kapitel *Fazit* postuliert: »Diese Dissertation stellt somit den Ausgangspunkt für eine partielle Neuausrichtung der Goethe-Forschung dar, indem sie eine fundierte Grundlage dafür liefert, künftig den Begriff kollektive Arbeitsweise auf Goethes lyrische Produktionsform anzuwenden« (S. 222). Ein hoher Anspruch wird also (offenkundig mit dem Segen der Gutachter in Karlsruhe) erhoben. Wie steht es um dessen Einlösung?

In sieben Kapiteln gibt Franziska Lenz, der Chronologie folgend, einen Überblick über Goethes lyrisches Werk und die jeweilige Spezifik ›kollektiven Arbeitens‹, um uns von der Schlüssigkeit ihrer These zu überzeugen. Beginnend mit Goethes Leipziger Lyrik, führt sie den Leser über Goethes Begegnung mit Herder, die das Sammeln von Volksliedern und das dadurch angeregte *Heidenröslein* zur Folge hat, über Goethes zeitweiliges Zusammenwirken mit Karl Sigmund von Seckendorff, die Zusammenarbeit mit dem Komponisten Philipp Christoph Kayser, das Arbeitsbündnis mit Schiller bis zum lyrischen Dialog mit Marianne von Willemer, um dann in einer abschließenden Studie Goethes Weltliteraturkonzept den eigenen Postulaten dienstbar zu machen.

Festzuhalten ist, dass Lenz bei der Untersuchung ihrer Gegenstände im Einzelnen ausgewogen und sachlich argumentiert. Davon profitieren insbesondere die Studien zum *Heidenröslein* und zu den *Xenien*, partiell auch die zur *Divan*-Lyrik. Festzuhalten ist aber auch, dass Lenz im Grunde um Goethes wesentliche lyrische Schöpfungen einen Bogen macht, Seitenwege einschlägt, die Hauptwege sein sollen. Sehen wir genauer hin: Wenn der Leipziger Student Goethe, überzeugt zwar von seiner Begabung, doch unsicher noch in der Handhabung seiner lyrischen Sprache, sich dem Einfluss von Ratgebern unterwirft, so ist das kaum unter dem Begriff ›kollektive Arbeitsweise‹ zu fassen. Die Verfasserin subsumiert darunter alles, was als Traditionsbezug (oder Intertextualität) längst Gemeingut der Forschung ist. In Straßburg dann hat Goethe seinen eigenen Ton gefunden. Dass er Herder unendlich viel verdankt, nicht zuletzt die in *Dichtung und Wahrheit* formulierte Erkenntnis, dass »die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer« (MA 16, S. 440), ist nie bestritten worden. Doch die Auslegung, die Lenz (zu wiederholten Malen) diesem Bekenntnis gibt, ist unzulässig, denn Goethe plädiert nicht für eine ›kollektive Arbeitsweise‹, sondern wendet sich gegen eine Poesie, die sich in der Befolgung enger Traditionen und Konventionen erschöpft, und postuliert eine Dichtung, in der sich die Stimme des Humanen – individuell, wie sonst – Geltung verschafft; insofern durchaus Keim dessen, was sich später im Weltliteraturkonzept artikuliert. Sorgfältig arbeitet Lenz heraus, dass Goethes *Heidenröslein*, ungeachtet seiner Bezüge zu vorliegenden Volks- und Kunstliedsammlungen, ein eigenständiger Text geworden ist. Wo aber liegt das Kollektive?

Die lyrischen Kostbarkeiten aus Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt lässt Lenz beiseite. Stattdessen wendet sie sich Kasualreimereien zu, die Goethe Ende 1778 gemeinsam mit Seckendorff für die Hofgesellschaft als Gruß zum neuen Jahr ›produziert‹ hat – hier ist das Wort einmal am Platze. Über den Rang solcher Verse hat Goethe sich und uns nicht im Unklaren gelassen; derlei Übungen gehörten zu seinen Pflichten als höfischer Maître de Plaisir. Im Übrigen: Wenn zwei Versproduzenten denselben geselligen Anlass bedenken, kann man schwerlich von ›kollektiver Arbeitsweise‹ sprechen. Wieder anders liegt der Fall bei Goethes Zusammenarbeit mit dem Komponisten Kayser. Hier handelt es sich nicht um die Vertonung

einzelner Gedichte, sondern um das Komponieren arioser Einlagen in einem Singspiel-libretto, bei deren Abfassung Goethe – Theaterpraktiker, der er sein Leben lang war – selbstverständlich auf die Intentionen des Komponisten eingegangen ist. In dieser Tradition stehen Lorenzo da Ponte und Wolfgang Amadeus Mozart, Arrigo Boito (um nur diesen zu nennen) und Giuseppe Verdi, Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss. Eine spezielle Form von Koproduktion war intendiert – dass sie nicht zustande kam, macht Lenz durchaus plausibel; deren generelle Übertragung auf lyrische Bekundungen Goethes führt aber in die Irre.

Von Goethes klassischer Lyrik wird behauptet, dass ›kollektives Arbeiten‹ darin erkennbar werde, doch von Goethes eigentlicher klassischer Lyrik ist nicht die Rede. Die Rede ist von Schillers und Goethes polemischem Gemeinschaftswerk der *Xenien*, die, aufbauend auf Studien von Franz Schwarzbauer und Frieder von Ammon, in den Blick genommen werden. Was Lenz im Einzelnen an subtilen Beobachtungen zusammenträgt, vermag unseren Horizont zu erweitern, und versteht man unter ›kollektivem Arbeiten‹ das Zusammenwirken mehrerer Autoren an *einem* Werk – wie es in der Moderne etwa bei Stücken Brechts zu beobachten ist –, dann ist für die *Xenien* – allerdings nur dort – der Terminus am Platze. Dass Lenz beide Autoren vom Vorwurf des Plagiiens freizusprechen sucht, ist ehrenwert, aber unnötig, weil es des Freispruchs aufgrund der Faktenlage nicht bedarf.

Ein ›lyrischer Dialog‹ findet im *Buch Suleika* des *West-östlichen Divan* statt. Während die Forschung sich im Kern darin einig ist, welche Gedichte Marianne von Willemers Goethe mit leichten Retuschen in seine Sammlung aufgenommen hat, möchte Lenz geltend machen, dass weitaus mehr Gedichte Goethes als Summe ›kollektiver Autorschaft‹ anzusehen seien. Bei allem philologischen Scharfsinn, den sie dem Verhältnis der Dialogpartner widmet (z. B. den Abhängigkeiten zwischen Goethes Chiffrenbriefen und Gedichten Willemers), vermögen ihre Zuweisungen, die Willemer als »ebenbürtige Mitautorin« (S. 146) aufwerten sollen, nicht zu überzeugen. Marianne von Willemer und Goethe haben auch keine »Chiffrengedichte« geschrieben, sondern per Brief codierte Collagen von Hafis-Zitaten geschaffen, mit denen sie ein rational schwer auflösbares ironisches Spiel trieben. Bei alledem: Stets haben wir individuelle Kundgaben vor uns, deren Übernahme (in drei oder vier Fällen) in Goethes *Divan* kaum als ›kollektive Arbeitsweise‹ zu begreifen ist.

Im abschließenden Kapitel wird der Versuch unternommen, Goethes Weltliteraturkonzept, das im Konsens mit der aktuellen Forschung entwickelt wird, für eine Theorie von ›kollektiver Autorschaft‹ produktiv zu machen. Als stützendes Argument fungiert die Interpretation weniger bei Gelegenheit entstandener Kurzgedichte, die pars pro toto für Goethes Alterslyrik genommen werden. Daraus abzuleiten, Goethe habe sich in Theorie und Praxis »entschieden [...] vom geistigen Eigentum und vom schöpferischen Genie« (S. 221) verabschiedet, seine späte Lyrik sei »beinahe ausschließlich gedichtete Theorie« (S. 220), mutet merkwürdig an. Die *Paria*-Trilogie, die *Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten*, die Dornburger Gedichte »gedichtete Theorie«? »Künstler«, so heißt es auf S. 201, »ist Goethe zufolge daher nur, wer sich selbst als untrennbar von der Gemeinschaft erkennt und das eigene Schaffen als Produkt dieses Kollektivs begreift«. Man glaubt in einem Lehrbuch des sozialistischen Realismus zu lesen. Lenz bezieht sich in diesen Passagen immer wieder auf Aussagen bei Eckermann und Soret, ohne zu erkennen zu geben, dass bestenfalls die Formel ›Eckermann (oder Soret) lässt Goethe sagen‹ zur Anwendung kommen kann. Mitnichten sind die bei Eckermann (im mit besonderer Vorsicht zu behandelnden dritten Teil seiner *Gespräche*) protokollierten Äußerungen zum »kollektive[n] Wesen« im Sinne einer Eingemeindung des schöpferischen Subjekts ins gesellschaftliche Kollektiv zu verstehen (MA 19, S. 691). Es muss hier genügen, an Goethes Traditionsverständnis und an seinen Begriff von Entelechie zu erinnern. Immer ist es das Individuum, das »empfangen und lernen« muss (ebd.). ›Kollektive Arbeitsweise‹ erweist sich als diffuser Leitbegriff, in dem alle Unterschiede verschwinden.

Hätte sich Franziska Lenz in ihrer Untersuchung strikt auf die jeweiligen Gegenstände und deren Spezifika konzentriert, so wären die durchaus existierenden, sorgfältig ermittelten Einzelergebnisse überzeugender ausgefallen. Doch da sie diese in das Prokrustesbett ihrer

forcierten Thesen zwingt, kann ihre eingangs bereits zitierte Behauptung, den »Ausgangspunkt für eine partielle Neuausrichtung der Goethe-Forschung« (S. 223) geliefert zu haben, nur mit einem Fragezeichen versehen werden.

Jochen Golz

Gloria Colombo: *Goethe e la trasmissione delle anime*. Bern u. a. 2013, 264 S.

Am 24. Oktober 1812 hielt Christoph Martin Wieland anlässlich seines 80. Geburtstags in der Loge *Amalia zu den drei Rosen* in Weimar eine Vorlesung zum Thema *Ueber das Fortleben im Andenken der Nachwelt*. Darin bezeichnete er die Metempsychose als »Glaube der Edelsten und Besten unter den Menschen« und stellte fest, »dass die weisesten Männer und schärfsten Denker des Alterthums, oder vielmehr *aller* Zeiten, jene mit Sokrates, diese mit Plato an der Spitze, einstimmig und aus überwiegenden Vernunftgründen behauptet haben, dass die Seele oder der Geist, das empfindende, denkende und wollende Wesen in uns, [...] unaufhörlich, und unvergänglich sei, und durch die Trennung vom *Leibe* [...] in seiner *eigenen* Art zu sein und zu leben *nicht* unterbrochen werde, sondern fortfahre, zu wollen, und auf die in Beziehung mit ihm stehenden Dinge ausser ihm zu wirken«.¹ Der Schriftsteller und Pädagoge Johannes Daniel Falk berichtet, dass Goethe 1813 – ein Jahr nach Wielands Vorlesung – demselben Gedanken einen bildlichen Ausdruck gegeben hat. Goethe äußerte, dass es ihn wenig wundern würde, wenn er »einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte« (Gespräche, Bd. 2, S. 775). Am Motiv des Überlebens der Seele nach dem Tod und des Übergangs der Monade von einem Körper zu einem anderen wird das Interesse der kulturellen Elite Weimars an der Thematik der Seelenwanderung deutlich. Zugleich zeigt sich darin, wie relevant eine intellektuelle Debatte über die Möglichkeit einer »vernünftigen Metempsychosis« zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland war.

Gloria Colombos Buch *Goethe e la trasmissione delle anime* beschäftigt sich mit dem Einfluss der Seelenwanderungslehre auf Goethes Werk. Ziel der Untersuchung ist es, eine Lücke in der Goetheforschung zu schließen: Während die jüngere Germanistik solchen esoterischen Vorstellungen in der Periode der Weimarer Klassik einige wichtige Beiträge gewidmet hat – hier ist vor allem die Monographie von Lieselotte E. Kurth-Voigt *Continued Existence. Reincarnation and the Power of Sympathy in Classical Weimar* (1999) zu erwähnen –, folgt Colombo einer Forschungslinie, die sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch Beiträge von Otto Schrader *The Religion of Goethe* (1914) und »Selige Sehnsucht«. *Ein Bekenntnis zur Seelenwanderung* (1952) entwickelt hat und die sich zu meist auf Goethes Werk konzentrierte, um den Gegenstand zu vertiefen. Das hat interessante neue und kritische Perspektiven auf Goethes Œuvre eröffnet.

Die Studie der Germanistin gliedert sich in drei große Teile. Zuerst geht Gloria Colombo den Quellen nach, die die Seelenwanderungsvorstellungen des Autors beeinflusst haben. Die Forscherin versucht auf diese Weise, das Weltbild Goethes, seine »eigene Religion« zu rekonstruieren, die sich schon in den Frankfurter Jahren herausgebildet hatte, als er mit dem pietistischen Kreis um Susanna Katharina von Klettenberg in Berührung kam. Wenn man im 8. Buch von *Dichtung und Wahrheit* liest, dass der »neue Platonismus« dieser persönlichen Religion zugrunde lag und »das Hermetische, Mystische, Kabbalistische [...] auch seinen Beitrag« leistete (MA 16, S. 378 f.), so bestimmt Colombo damit die Lektüren, die Goethes

1 Christoph Martin Wieland: *Ueber das Fortleben im Andenken der Nachwelt* [...]. Weimar 1812, S. 9, 7.

Rezeption der Seelenwanderungslehre zwischen dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts vermittelt haben. Werke aus der neuplatonischen Tradition, die der Dichter kannte und die das Motiv des Auf- und Abstiegs der Seele durch verschiedene Existenzstufen literarisch behandeln, sind Plotins *Enneaden*, Porphyrius' *De antro Nympharum*, Plutarchs *Moralia* und die *Dialoghi filosofici italiani* von Giordano Bruno. Sorgfältig untersucht die Autorin diese Werke hinsichtlich Goethes Interesse an der Seelenwanderungslehre. Nach der präzisen philologischen Rekonstruktion der Germanistin scheint sich Goethe auch mit der Kabbala von Isaac Luria, durch den die Lehre der Metempsychose in die jüdische Philosophie eingeführt wurde, intensiver beschäftigt zu haben sowie mit dem indischen Epos *Bhagavad-Gita*, das er 1808 in der Übersetzung von August Wilhelm Schlegel las.

Im zweiten Teil bestimmt Gloria Colombo die Stellen in Goethes Tagebüchern, Briefen und Gesprächen (mit Charlotte von Stein, Falk, Eckermann), die sein Interesse an diesem Thema belegen, um sie dann zu kontextualisieren. Die Forscherin liest Goethes Aussagen über die Metempsychose und die Monadenlehre weniger als Ausdruck seines eigenen Glaubens denn als Produkt der kulturellen Stimmung der Epoche, also vor dem Hintergrund der öffentlichen Debatte zur Seelenwanderung, die 1780 wegen Lessings Bekenntnis zu dieser esoterischen Lehre in Deutschland ausgebrochen war. Schon der Aufklärer Lessing hatte die These von der Unsterblichkeit der Seele angesichts seiner durch Spinoza beeinflussten pantheistischen Vorstellungen in der *Erziehung des Menschengeschlechts* und im Fragment *Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können* verteidigt. Zudem war die Lehre von der Metempsychose schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Kreisen der Wolfianer verbreitet. Als Anhänger von Christian Wolff hat Georg Schade von einer ›vernünftigen Metempsychosis‹ gesprochen und sie 1760 als ›die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und sogenannten Adepten‹, so der Titel seiner gleichnamigen Schrift, bezeichnet. Wie Martin Mulsow in verschiedenen Beiträgen nachgewiesen hat, waren solche alternativen Vorstellungen zum Christentum damals vor allem in den Geheimgesellschaften tradiert. Die Seelenwanderungslehre war beispielsweise in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein wesentlicher Bestandteil der geheimen Philosophie des Illuminatenordens, dem Goethe 1783 beitrug: Die von Adam Weishaupt verfassten Texte zu den höheren Graden des freimaurerischen Systems behandelten den aufklärerischen Diskurs über die geistige Perfektibilität des Menschengeschlechts unter dem Gesichtspunkt der Unsterblichkeit der Seele und der ständigen Entwicklung neuer Geistesfähigkeiten.

Durch die Fokussierung dieses intellektuellen Kontextes erläutert Gloria Colombo die zahlreichen Anspielungen auf das Schicksal der Seele, die in Goethes Werken häufig auftauchen: in den *Leiden des jungen Werthers*, im *Prometheus*-Fragment, im *Gesang der Geister über den Wassern*, in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und in den *Wahlverwandtschaften*. Die letzten beiden Kapitel der Monographie sind einer ausführlichen Analyse der zweiten Fassung von *Wilhelm Meisters Wanderjahre* und der Figur der Makarie, um die Goethes Seelenwanderungsvorstellungen kreisen und bei der sie ihren Höhepunkt finden, sowie dem *Faust* gewidmet. Vor allem im *Faust II* wird das Motiv der Seelenreise in den Geschichten des Homunculus und der Choretiden von Goethe literarisch bearbeitet. Hier nimmt die Metempsychose einen anthropologischen, kosmischen und universellen Charakter an.

Die Forschung hat in den letzten Jahren immer mehr betont, in welchem Maße die Esoterik als neue Dimension der Aufklärungsforschung angesehen werden kann – z. B. in Arbeiten von Monika Neugebauer-Wölk und Martin Mulsow –, und die Lehre der Seelenwanderung als esoterischen Ersatzglauben für den Verlust traditioneller Religionsvorstellungen zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert interpretiert. In diesem Kontext ist Colombos Untersuchung ein wichtiger Beitrag – nicht zuletzt wegen des Mangels an solchen Studien in Italien –, weil gezeigt wird, inwiefern der Begriff Esoterik als neues, hilfreiches Heuristikum für die Goetheforschung wie für die Literaturwissenschaft überhaupt gelten kann.

Gianluca Paolucci

Jana Jäger: *Dämon und Charisma bei Goethe. Ein zentrales Begriffsfeld in Goethes spätem Weltbild*. Frankfurt a.M. 2013, 206 S.

Schon der Titel dieser schmalen Hildesheimer Dissertation (2012) wirkt irritierend: Abgesehen von der unschönen Doppelnennung Goethes in Haupt- und Untertitel sowie der an die Germanistik der 1950er Jahre (vgl. Hans Joachim Schrimpf's einschlägige Studie von 1956) erinnernden Rede von »Goethes spätem Weltbild« macht die dem Titel inhärente These stutzig, der zufolge die Paarformel »Dämon und Charisma« ein »zentrales Begriffsfeld« beim späten Goethe abstecke. Tatsächlich kommt das Wort ›Charisma‹ – anders als ›Dämon‹ – bei Goethe überhaupt nicht vor, weder im Früh- noch im Spätwerk.

Ungeachtet der Titelformulierung behauptet Jana Jäger in ihrer Arbeit aber auch nicht das Gegenteil. Vielmehr geht es ihr darum, fundamentale Gemeinsamkeiten zwischen Goethes Konzept des Dämons bzw. des Dämonischen und dem späteren Charisma-Begriff im Sinne der herrschaftssoziologischen Typologie Max Webers herauszustellen. Will die Verfasserin damit zugleich gegen die vermeintliche *communis opinio* der »Forschung« zeigen, dass Goethe kein »vormoderner Dichter und Denker« (S. 14), sondern ein Wegbereiter der Moderne sei, so führt sie allerdings insofern ein Scheingefecht, als die neuere Forschung Goethes ›Modernität‹ schon wiederholt thematisiert hat (vgl. z.B. die 2010 erschienene Monographie von Günter Saße: *Auswandern in die Moderne. Tradition und Innovation in Goethes Roman »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*).

Der zweiteilige Aufbau der Studie, deren Vorgehensweise als Kombination von ideengeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen beschrieben wird, ergibt sich durch das im Haupttitel genannte Begriffspaar »Dämon und Charisma«: Während der erste, etwas längere Teil die Konzepte des Dämons und des (davon verschiedenen) Dämonischen im Spätwerk Goethes anhand konkreter Textanalysen untersucht, konzentriert sich der zweite Teil auf den Charisma-Begriff, um dessen wirkungsmächtige Prägung durch Max Weber als erheblich von Goethe beeinflusst nachzuweisen.

Im Einzelnen gelangt Jäger dabei zu folgenden Ergebnissen: Mit Blick auf das aus fünf Stanzen bestehende Altersgedicht *Urworte. Orphisch* (1817), dessen erste Strophe die Überschrift *ΔΙΜΩΝ, Dämon* trägt, wird konstatiert, dass Goethe damit nicht an die im christlichen Kontext negativ konnotierte Bedeutung des Ausdrucks, sondern an antike Traditionen wie die Orphik und den Neuplatonismus anknüpft. So aktualisiere er die »ursprüngliche, durchaus positiv besetzte Bedeutung« von ›Daimon‹ als dem schicksalhaft wirkenden individuellen Charakter des Menschen, »um seinen Glauben an die Schicksalhaftigkeit« des menschlichen Lebens lyrisch zu gestalten (S. 31). Dass dieses den *Urworten* zufolge noch durch andere Faktoren (Tyche/Zufall, Eros/Liebe, Ananke/Nötigung und Elpis/Hoffnung) bestimmt wird, deutet Jäger in Bezug auf die weiteren Strophen des Gedichts zwar an. Das genaue Verhältnis der einzelnen ›Urworte‹ zueinander wird jedoch kaum klar ersichtlich, schon deshalb, weil neben der *Dämon*-Strophe, ohne dies näher zu begründen, nur noch die *Tyche*- und die *Eros*-Strophe betrachtet werden (vgl. S. 51-61). Hier bietet die – von der Verfasserin nicht berücksichtigte – Abhandlung von Jochen Schmidt *Goethes Altersgedicht »Urworte. Orphisch«. Grenzerfahrung und Entgrenzung* (2006) eine weitaus ergiebigeren Analyse.

Nach einer kurzen Zwischenbetrachtung, die Goethes Verständnis des Dämons als »Geprägte Form die lebend sich entwickelt« (FA I, 1, S. 501, V. 8) auch auf die anthropologischen Implikationen seines Metamorphose-Denkens überträgt, wendet sich Jäger den *Wahlverwandtschaften* (1809) zu. Dabei lässt sie sich von der These leiten, dass die in den *Urworten* »eher abstrakt« bleibenden Vorstellungen vom Roman »in konkreter Ausformung« präsentiert werden (S. 71). Insbesondere sei es das Wechselverhältnis von Dämon (schicksalhafter Individualität) und Tyche (äußerem Zufall), das der Roman an seinen vier Hauptfiguren thematisiert. Dies verdeutliche gleich zu Beginn des Romans die zentrale che-

mische Gleichnisrede, die den Protagonisten einen freien Willen implizit abspreche: »Die Figuren werden so chemischen Elementen ähnlich, die nur scheinbar frei zu handeln befähigt sind, aber in Wirklichkeit lediglich nach bestimmten vorgeschriebenen Prinzipien handeln können« (S. 88). Auch wenn sich Goethes Dämon-Konzept in der Tat (obwohl eher kontrastiv) auf die *Wahlverwandtschaften* beziehen lässt, führt Jägers Lesart zu einer merklichen Komplexitätsreduktion, indem sie die ironische Gebrochenheit des Textes ausblendet, die Differenzen zwischen Autor, Erzähler und Figuren nivelliert und den Roman kurzerhand zur Darstellung von Goethes ›Weltbild‹ »anhand konkreter Figurenbeispiele« (S. 89) erklärt.

Anschließend widmet sich die Verfasserin vor allem mit Blick auf das 20. Buch von *Dichtung und Wahrheit* dem Dämonischen bei Goethe, das im Unterschied zum Dämon »nicht zwangsläufig mit dem menschlichen Bereich verbunden« sei (S. 101 f.). Während der Dämon für Goethe die dem Menschen je eigene Wesensart bezeichnet, komme das Dämonische, wie Jäger hervorhebt, nicht per se jedem Menschen zu, sondern zeichne »große« Individuen aus, von denen »eine gesteigerte und außeralltägliche Anziehungskraft« ausgeht (S. 113), die mit Webers Charisma-Konzept assoziiert wird. Die daraus abgeleitete Feststellung, dass bei Goethe der Dämon eine »ontologische«, das Dämonische hingegen eine »ästhetische Kategorie« sei (ebd.), sucht Jäger schließlich durch den Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Goethes Ideal höchster (poetischer) Produktivität und seiner Vorstellung des Dämonischen zu stützen. Indes erscheint die Bezeichnung des Dämons als »ontologische« Kategorie etwas irreführend: Da Goethes Dämon-Begriff nicht auf das Seiende im Ganzen, sondern nur auf die schicksalhaft wirkende Individualität *des Menschen* zielt, wäre es angemessener, von einer ›anthropologischen‹ Kategorie zu sprechen. Überdies ließe sich gegen die »ästhetische« Lesart des Dämonischen einwenden, dass Goethe das Dämonische keineswegs auf Dichter oder Künstler beschränkt, sondern auch Personen wie Friedrich dem Großen, Napoleon oder dem Weimarer Herzog Carl August zuschreibt.

Der zweite Teil der Arbeit verfolgt nach einem kurzen Abschnitt zur ›charismatischen Anziehungskraft‹ Goethes, die am Beispiel seiner produktiven Rezeption durch Thomas Mann und Martin Walser betrachtet wird, die Geschichte des Charisma-Begriffs bis in die griechische Mythologie (Charis, Chariten) und in den 1. Korintherbrief des Apostels Paulus (Charisma als Gnadengabe) zurück. Anschließend wird der Typus der charismatischen Herrschaft in Max Webers 1921/22 postum publiziertem Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* beleuchtet und auf Goethes Konzept des Dämonischen bezogen. Entgegen der programmatischen Ankündigung zu Beginn der Arbeit kommt die Verbindung zwischen dem Dämonischen bei Goethe und dem Charismatischen bei Weber aber letztlich kaum über den Status einer Randnotiz hinaus. Zwar wird Webers Charisma-Begriff ausführlich erläutert, doch bleibt es im Wesentlichen bei der wiederholten *Behauptung* eines engen Zusammenhangs mit Goethes Konzept des Dämonischen, die auch durch die abschließenden Hinweise auf die Figur der Ottilie aus den *Wahlverwandtschaften* keine plausible Begründung erfährt. Die These, dass Ottilie »[i]n puncto übersinnlicher Fähigkeit [...] den charismatischen Menschen par excellence« (S. 190) verkörpere, erweist sich schon deshalb als fragwürdig, weil dadurch die romaninterne skeptische Relativierung dieser »übersinnlichen Fähigkeit« ignoriert wird. Ohne derartige interpretatorische Kurzschlüsse geht der Versuch, Webers Charisma-Vorstellung bereits im Werk Goethes zu entdecken, offenkundig nicht ab.

In summa: Die konkreten Textanalysen im ersten Teil zeichnen sich weder durch besondere Genauigkeit noch durch innovative Originalität aus; die Parallelen zwischen Goethe und Weber, die Jäger im zweiten Teil zieht, werden überstrapaziert und sind daher wenig geeignet, die ›Modernität‹ des späten Goethe zu erweisen. Über dessen Konzepte des Dämons und des Dämonischen bietet die Arbeit zwar eine gewisse Orientierung, allerdings geraten die Ausführungen bisweilen recht problematisch, was nicht zuletzt an der zwischen schwärmerischer Emphase und steifer Umständlichkeit schwankenden sprachlichen Darstellung liegt. Weitschweifige Argumentationen, welche die wenigen Grundthesen allzu häufig wiederholen, ermüden den Leser – trotz des geringen Umfangs der Monographie. Ein Blick

auf das kaum drei Seiten umfassende Literaturverzeichnis ruft vollends Kopfschütteln hervor: Die nur dürftige Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der (neueren) Goethe-Philologie führt unweigerlich dazu, dass die Arbeit am Forschungsstand vorbei argumentiert.

Sebastian Kaufmann

Henrik Halbleib: »*Die Konstellation war glücklich ...*«. *Goethes Frankfurt 1749-1775. Eine Ausstellung des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main* [Begleitbuch]. Frankfurt a.M. 2012, 63 S.

Die gleichnamige, durch den Frankfurter Stadtgeschichtler Henrik Halbleib kuratierte Ausstellung, die vom 17. August 2012 bis zum 27. Januar 2013 im Dormitorium des Frankfurter Karmeliterklosters zu sehen war, überzeugte inhaltlich durch die Auswahl der zahlreichen Exponate, die auch in den vom Kurator verantworteten Katalog aufgenommen wurden und farbig, in sehr guter Qualität abgebildet sind. Frankfurt zur Zeit von Goethes Kindheit und Jugend wird fassbar als befestigte Stadt von etwa 40.000 Einwohnern (also 13-mal so viel wie damals in Weimar), wird anschaulich in Ansichten von Westen und Osten, als Stadt von einer gewissen mittelalterlichen Enge. Frankfurt war zugleich umgeben von Landhäusern mit großen Gärten entlang dem Mainufer und eine Handelsstadt mit mannigfaltigen Kontakten, die offen mit unterschiedlichen Konfessionen, Nationalitäten, Währungen und Weltanschauungen umging, wenngleich ihr reichsstädtisch gewachsenes Regierungssystem noch sehr altertümliche Bestimmungen aufwies. Halbleib stellt den Exponaten in seinem Begleittext immer wieder Zitate aus *Dichtung und Wahrheit* sowie aus Briefen Goethes, z.B. an Adam Friedrich Oeser und Anna Katharina Schönkopf, zur Seite, um die erinnerte Wahrnehmung des Dichters mit der durch die bildenden Künstler überlieferten Wirklichkeit abzugleichen. Goethes Blick war wohl – auch retrospektiv – sehr realitätshaltig, so die plausible These. Schon durch die privilegierte Stellung der Goethe'schen Familie, in die Johann Wolfgang hineingeboren wurde, profitierte er von deren souveränem Umgang mit allen Schichten der Gesellschaft. Überdies war ihm ein regelrechter Wissensdurst eigen.

Halbleib gliedert den Katalog in vier Kapitel. In seiner Einleitung beschreibt er die soziale Situation der Goethe'schen Familie in Frankfurt, die Geschwisterkonstellation Johann Wolfgang und Cornelias, Goethes erste Wahrnehmungen seiner Heimatstadt und geht dann ein auf das Ausstellungsinstitut, das Frankfurter Institut für Stadtgeschichte im Karmeliterkloster, das Goethe als Kind als einen großen, nur noch von wenigen Mönchen belebten Baukomplex – unweit seines Elternhauses – kennengelernt hat. Die Geschichte des Klosters nach Goethes Weggang wird bis zur Umwidmung in ein Stadtarchiv in den 1960er Jahren rekapituliert. Auch die überlieferten Archivalien, die für die Zeit des ganz jungen Goethe von Belang waren, benennt Halbleib, so die in *Dichtung und Wahrheit* ausführlich beschriebene Goldene Bulle, die – seit mindestens 1908 – herausgerissene Originalseite des Frankfurter Geburtsregisters, auf der Goethes Geburt dokumentiert war (nur die Zweitschrift und das Konzept des Originals sind heute noch erhalten), und schließlich die Prozessakten zum Fall der Susanna Margaretha Brandt, jener Kindsmörderin, die eines der Vorbilder für Goethes Gretchen war.

Das zweite Kapitel, benannt *Das Antlitz der Stadt*, wird durch eine Vergrößerung des Merian-Plans von Frankfurt um 1770 eröffnet, in der die Lage auch von Goethes Geburtshaus am Großen Hirschgraben zwischen der alten Stadtmauer und der Stadterweiterung von 1333 erkennbar wird. Halbleib erklärt den Festungscharakter der Stadt; sie war und wirkte altertümlich, weil sie nie von Stadtbränden heimgesucht wurde. Weitere Stadtpläne und Ansichten folgen; die Unterscheidung zwischen der feinen Frankfurter Seite und Sachsenhausen, dem Viertel der Fischer, Gärtner und Gerber, das den beliebten Frankfurter Wein-

berg beherbergte, wird deutlich. Den Umbau seines Elternhauses erlebte der junge Goethe 1755 schon sehr bewusst als Modernisierung, wenngleich eine noch modernere städtische Bevölkerungsschicht bereits damals einen Neubau außerhalb des ältesten Stadtrings angestrebt hat, etwa auf der Zeil. Einen Garten jedenfalls besaß das Haus am Großen Hirschgraben nicht; den besuchte Goethe als Kind an der Friedberger Gasse, wo sein Großvater Textor einen Besitz mit Spargel und Wein hatte.

Das Leben in der Stadt heißt das dritte Kapitel des Katalogs. Hier wird Frankfurt als Handels- und Messestadt, Finanzstandort, Verkehrsknotenpunkt und Kommunikationszentrum des 18. Jahrhunderts dargestellt sowie als konfessionell festgelegte Stadt: Für Katholiken und Reformierte gab es nahezu keine Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Stadtadministration (erst recht nicht für die 3000 damals in Frankfurt ansässigen Juden). Frankfurt war lutherisch und ab 1732 hatten kaiserliche Resolutionen zum einen die Macht des Rats der Stadt bürgerlichen Kontrollgremien unterworfen, zum anderen versagte eine neue Bestimmung ab diesem Zeitpunkt engen Verwandten von im Stadtrat Beteiligten den Zugang zum Stadtrat. Dies hatte Goethes Vater unmittelbar betroffen, der ein öffentliches Amt gern eingenommen hätte. Da jedoch sein Halbbruder schon vor ihm in den Rat gewählt worden war, stand diese Perspektive für ihn nicht zur Verfügung. Auch das Frankfurter Bürgerrecht wird erläutert, das zwischen den ordentlichen Bürgern, den Beisassen (ohne Recht, Immobilien zu erwerben, und eingeschränkt in der Berufsausübung) sowie den begrenzt zum Leben und Arbeiten zugelassenen Permissionisten unterschied. In diesem Kapitel des Katalogs sind Bilder aus dem Handelsleben und Handwerk sowie Bilder von Mägen und Lastenträgern zu sehen – deren Lebenswelten, so Halbleib kritisch, seien in *Dichtung und Wahrheit* nicht abgespiegelt worden. Das Kapitel fährt mit kürzeren Abschnitten *Bildung, Religiöses Leben, Kulturelles Leben, Künstler und Gelehrte, Friedenszeit und Siebenjähriger Krieg* sowie *Ausnahmestände* fort; die Themen werden in ihrer Beziehung zum jungen Goethe behandelt. Unter dem letzten Stichwort werden die Krönungsfeierlichkeiten erwähnt, die die Stadt stets an die Grenze ihrer Belastbarkeit brachten, aber auch unglaublich belebten, wie es Goethe anlässlich der Krönung Josephs II. 1764 beschrieb. All diese Teile der Ausstellung sind ausgewogen dokumentiert und schlüssig kommentiert.

Das letzte Kapitel, *Nestflucht* benannt, wurde kurz gefasst. Goethe habe die 1771 eröffnete Anwaltskanzlei »nur halbherzig« betrieben, schreibt Halbleib (S. 58) und resümiert damit allzu summarisch die in *Dichtung und Wahrheit* sehr plastisch dargestellte Orientierungslosigkeit des jungen Goethe, sein Schwanken hinsichtlich valider Liebes- und Arbeitsbeziehungen in Frankfurt, seine Unfähigkeit, Entscheidungen zu treffen. Den Aufbruch aus der Frankfurter »Enge« (S. 60) nach Weimar, vergleichsweise viel kleiner (3000 Einwohner) und als Residenzstadt den Comments einer Adelsgesellschaft verpflichtet, hätte man sich noch etwas stärker motiviert gewünscht.

Annette Seemann

Konrad Schaum: *Sinn und Gestalt von Goethes »Egmont«*. Heidelberg 2012, 165 S.

Zu Goethes *Egmont* liegen bislang nur wenige Monographien vor.¹ Auch die Masse der in den letzten Jahrzehnten erschienenen Aufsätze ist für goethesche Verhältnisse überschaubar. Schon Ernst Zimmermann hatte die geringe Ergiebigkeit der wenigen Literatur bemerkt,

1 Heinrich Düntzer: *Goethe's »Götz« und »Egmont«*. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen. Braunschweig 1854; Franz Thomas Bratranek: *Goethes »Egmont« und Schillers »Wallenstein«*. Eine Parallele der Dichter. Stuttgart 1862; Ernst Zimmermann: *Goethes »Egmont«*. Halle an der Saale 1909; Horst Hartmann: *»Egmont«*. Geschichte und Dichtung. Berlin 1972, 21988; Volkmar Braunbehrens: *Goethes »Egmont«*. Text – Geschichte – Interpretation. Freiburg i. Br. 1982.

Volkmar Braunbehrens einen »relativen Stillstand« der Forschung beklagt.² Konrad Schaum macht sich nun nicht etwa anheischig, der Deutung des Trauerspiels mit innovatorischem Gestus Schwung zu geben. Die Worte »Sinn und Gestalt« im Titel erinnern vielmehr an die Zeit, in der der Verfasser in Princeton mit einer Arbeit über die Bild- und Symbolgestalt in Franz Grillparzers Dramen promoviert wurde (1955). Seine Beschäftigung mit Goethes *Egmont* schlug sich 1960 in einem Aufsatz über Dämonie und Schicksal nieder.³ Die nun erschienene Monographie vermittelt den Eindruck, als habe sich die Forschungslage in den letzten Jahrzehnten, zumindest aus der Sicht des Verfassers, nicht gravierend geändert. Die für heutige Maßstäbe sporadisch zitierte Literatur stammt vorwiegend aus den 60er und frühen 70er Jahren. Mit Paul Böckmann, Wilhelm Emrich, Jeffrey L. Sammons, Elizabeth M. Wilkinson und Hans Reiss kommen Vertreter nahezu einer Generation am häufigsten zu Wort. Goethe wird durchgängig nach der Gedenkausgabe zitiert. Die Kommentare der neueren Studienausgaben wurden von Schaum offenbar kaum benutzt, wie sich an der eigenwilligen Deutung der im Traum antizipierten Symbolik der Vereinigten Niederlande – Pfeilbündel, Stab und Hut – zeigt (S. 151). Das Literaturverzeichnis lässt aber darauf schließen, dass Schaum mit der aktuellen Forschung vertraut ist.

Einleitend wird im Anschluss an Franz Grillparzer und Karl Viëtor zunächst die Haltung des späten Goethe zur Geschichte und Historiographie umrissen. Der für den Hauptteil wichtigste Gedanke ist, dass im dichterischen Umgang mit der Geschichte eine überpersönliche Wahrheit und Wirklichkeit, eine übergeordnete Gesetzmäßigkeit gestaltet wird, die unerforschlich, d.h. einer rationalen Analyse nicht zugänglich ist (S. 11–16). Der zweite Teil der Einleitung wendet den Gedanken auf die Figur des Prometheus an, so dass diese in der Geschichte waltende Gesetzmäßigkeit als geahntes persönliches Schicksal auftritt (S. 34). Auch hier wird die Kosmologie des jungen durch das Medium des späten Goethe erschlossen. Im dritten Teil der Einleitung wird das Dämonische nicht in erster Linie auf den Charakter des Helden, sondern auf die historischen Verhältnisse und Entwicklungen bezogen, denen er unterliegt. Obwohl auch das Dämonische unerforschlich ist, fällt es mit der übergeordneten Gesetzmäßigkeit nicht ganz zusammen, äußert es sich doch in Despotie und Machtgier (S. 41). Schon im Aufsatz von 1960 werden der Held und das Dämonische daher als konträr aufgefasst. Dem Versuch, *Egmont* als einen dämonischen Charakter zu deuten, hält Schaum entgegen: »Wahrscheinlicher ist es, daß Goethe in *Egmont* alle positiv menschlichen, vernünftigen und sittlichen Kräfte vereinigte, die gegenüber jener dunklen, seelenlosen Dämonie der geschichtlichen Vorgänge wahrhaft rettende Wirkung entfalten.«⁴ Der Abschnitt endet mit einer zusammenfassenden Formulierung der These des Buchs. Den Helden spricht Schaum von der seit Schiller monierten eigenen Schuld am Untergang frei und führt ihn auf durchweg positive Beweggründe zurück: »Er entspringt vielmehr einer freiwilligen, opferbereiten Liebe, die auf einer tieferen Bindung des verantwortlichen und gewissenhaften Menschen beruht, der sich sowohl einer höheren Wahrheit als auch einer tieferen Einsicht in die realen Verhältnisse des Daseins verpflichtet weiß, sich aber von keiner Parteilichkeit und keinen spezifisch politischen Überzeugungen zum revolutionären Freiheitskampf gegen die versklavende und eigennützige Gewaltherrschaft der absolutistischen Staatsraison herausgefordert fühlt« (S. 42). In seinem Handeln erfüllt der Held also eine höhere Verbindlichkeit, die in der über das gesamte Buch hinweg immer wieder zitierten Rede vom »ganzen freyen Werth des Lebens« (II, 2) ihren prägnantesten Ausdruck findet.

Während der Titel *Sinn und Gestalt von Goethes »Egmont«* an die »relation of form and meaning« (Wilkinson) denken lässt, liegt der Schwerpunkt der Untersuchungen Schaums auf

2 Zimmermann (Anm. 1), S. 4, 7; Braunbehrens (Anm. 1), S. 29.

3 Konrad Schaum: *Dämonie und Schicksal in Goethes »Egmont«*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 10 (1960), S. 139–157.

4 Schaum (Anm. 3), S. 141.

dem Sinn der Egmont-Gestalt als Figur.⁵ Die zehn Abschnitte des Hauptteils entfalten Schaums These mit wechselnden Akzentuierungen. Der Liebe sind zwei Abschnitte gewidmet. Sie wird, einschließlich der Liebe Klärchens, aller bloß subjektiven oder gar geschlechtlichen Motive entledigt und in die Sphäre von »erweckenden und entfaltenden Potenzen ursprünglichen Seins« erhoben (S. 54). Hier wie andernorts bleibt das, worauf es in Schaums Deutung wesentlich ankommt, unexpliziert. Dies ist jedoch keine Lücke in, sondern Teil der Argumentation, da es in der Natur der vage umschriebenen Sache liegt, dass sie rational unzugänglich ist. Wer solche Voraussetzungen nicht akzeptiert und sich an der häufig unzeitgemäßen Ausdrucksweise stört (z. B. »Volksgemeinschaft«), wird an dem Buch insgesamt nur wenig Freude haben. Eher greifbar sind die »realen Verhältnisse des Daseins«. Sie werden näher bestimmt als die angestammte Lebens- und Denkweise eines Volkes (S. 45-47), in der wiederum die »Unsterblichkeit der Gattung« verkörpert ist (S. 139). Am überzeugendsten ist der Abschnitt, in dem Egmonts Entschluss zum Bleiben gegen Oraniens Kalkül als eine realitätstüchtige Gewissensentscheidung ins Recht gesetzt wird (Abschnitt 2.4). Es entspricht der Anlage des gleichsam aus der Zeit gefallenen Buchs, dass auch hier die Forschungsdiskussion nicht wesentlich weitergeführt wird.⁶

Gerrit Brüning

Mattias Pirholt: *Metamimesis. Imitation in Goethe's »Wilhelm Meisters Lehrjahre« and Early German Romanticism*. Rochester, New York 2012, 220 S.

Die maßgebende Wirkung, die Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) auf die Entwicklung insbesondere der Romanliteratur der deutschen Frühromantik hatte, ist in der Literaturgeschichtsschreibung sowohl mit Blick auf die Rezeption des Romans vor allem bei Friedrich Schlegel und Novalis als auch in Hinsicht auf deren Romanproduktion unbestritten. Dass aber gerade die autoreflexive, gleichsam romantische Dimension des *Wilhelm Meister*-Romans ihn und die Romane der Frühromantik in ein komplexes Verhältnis zum ästhetischen Leitparadigma des 18. Jahrhunderts (um nicht zu sagen: bis zu Aristoteles zurück) setzt, dass *Wilhelm Meister* ebenso wie die Theorie und große Prosaliteratur von Schlegel, Novalis und Brentano gerade im Verhältnis zu diesem Leitparadigma die entscheidenden Schritte gehen zu einem autonomen Subsystem Literatur – das herauszuarbeiten ist die überzeugende Leistung des vorliegenden Bandes. Wenn Mattias Pirholt auch insgesamt nicht, wie gerade nahegelegt worden zu sein scheint, im Sinne einer luhmannschen Theorie gesellschaftlicher Systeme argumentiert, sondern vielmehr konzeptimmanent im Sinne frühromantischer Literaturtheorie, angereichert durch eine an Derrida geschulte Zeichen- und Differenztheorie, so lassen sich doch die Ergebnisse seiner Studie in luhmannschen Kategorien ausdrücken.

Pirholt hinterfragt auf differenzierte Weise das etwas vereinfachende Vorurteil der Romantikforschung, »that the romantic revolution also meant the complete refutation of the aesthetics of mimesis«, um romantische Theorie als vielgestaltige, reflexive Integration des Nachahmungsgedankens zu skizzieren: »Did they, wether consciously or unconsciously, appropriate, reinterpret, and reshape the idea of mimesis, adopting it to new aesthetic, political, social, and moral circumstances« (S. 3). Der Grundgedanke der Arbeit scheint einfach zu sein: Goethe im *Wilhelm Meister* sowie der frühromantische Roman integrieren Nach-

5 Elizabeth M. Wilkinson: *The Relation of Form and Meaning in Goethe's »Egmont«*. In: *Publications of the English Goethe Society*, N.F. 18 (1948), S. 149-182.

6 Vgl. Hartmut Reinhardt: »Egmont«. In: *Goethes Dramen*. Hrsg. von Walter Hinderer. Stuttgart 1992, S. 158-195; hier S. 185.

ahmung nicht als naives Prinzip ästhetischen Umgangs mit der Welt (Kunst als Nachahmung der Natur oder handelnder Menschen), sondern vollziehen diese Integration reflexiv: Verschiedene Modi der Mimesis werden im Roman selbst zum Gegenstand der Reflexion. In ihrem Gestus der (Auto-)Reflexivität verhalten sich die Romane zum von Aristoteles herührenden Grundkonzept ästhetischer Produktion, um einerseits seine ästhetischen Möglichkeiten auszuloten, um es aber letztlich (auf je verschiedene Weise) zu transzendieren. In diesem Sinne wählt Pirholt den Titel seiner Studie, *Metamimesis*, höchst angemessen.

Nach einem Forschungsbericht, der die rezenten Positionen insbesondere zum romantischen Roman und zur Nachahmungsproblematik in romantischer Theorie referiert, widmet sich Pirholt zunächst dem *Wilhelm Meister* – in gewissem Sinne Auftakt und Abarbeitungsgegenstand der romantischen Romanliteratur. Theaterthematik, die Prädominanz der Entgegensetzung von Schein und Sein, die große Rolle bildender Kunst insbesondere im Bereich der Turmgesellschaft und sogar bürgerlich-ökonomische Dimensionen von Theater und Kunst als Ware werden nicht nur als Gegenstände der Romanwelt erarbeitet, sondern – und darauf kommt es Pirholt an – als Gegenstände der auch expliziten (Figuren-)Reflexion innerhalb des Romans. Im Roman selbst diskutieren die Figuren über den Vorrang von Drama oder Roman, über die Mimesis weit transzendierende Wirkung bildender Kunst. Darin, dass Pirholt hier, in Bezug auf den *Wilhelm Meister*, das Theater in den letzten beiden Büchern des Romans ausschließlich durch die bildende Kunst ersetzt sieht, entgeht ihm allerdings – die Deutung nur auf die Ebene der erzählten Geschichte reduzierend –, dass theatrale Repräsentation von Welt auch romanintern durch romanhafte ersetzt wird: Der literarisch-ästhetische Paradigmenwechsel ist komplexer (und autoreflexiver wie ästhetisch-autonom), als der Verfasser wahrhaben will.

Schlegels *Lucinde* treibe die Reflexion des schon bei Goethe dominanten Moments der uneinholbaren Differenz zwischen ästhetischer Repräsentation und Leben entschieden weiter: »The novel mimetically represents the difference of mimetic representation as well as the act of transgressing this differentiation void, an act, that the difference enables. These acts of mimetic transformation and transgression take place in the sphere of intersubjective communication« (S. 81). Der Roman insgesamt wird als Spiel mit unendlichen Akten der Imitation in Sprache gelesen – mit politischen und ästhetisch-theoretischen Konsequenzen: »The ideology of representation in Schlegel's novel consists of a radical nontranscendence – infinite oscillation, transformation, transgression, and imitation within reality – which implicitly undermines the bourgeois ideology of progression« (S. 108). – Die Romantisierung der Welt als Programmbegriff bei Novalis kehre, so Pirholt, im *Heinrich von Ofterdingen* die Mimesis-Problematik gewissermaßen um, ohne aber aus dem grundsätzlichen Differenz-Dilemma der Mimesis heraustreten zu können: »The novel represents life by representing a unity (truth) that is unrepresentable. The use of figures of imitation forms this unrepresentable unity but only by means of representation« (S. 148). – An Brentanos *Godwi* zeigt Pirholt, in wie hohem Maße der Roman die welterschaffenden Potenzen von Kunst und gleichzeitig ihre wesenhafte Leblosigkeit und todesähnliche Nachträglichkeit reflektiert. Insgesamt werde damit die romantische Reflexion von künstlerischer Mimesis ironisch gebrochen.

Trotz aufgrund philosophischer und literaturtheoretischer Dichte zum Teil etwas schwer lesbarer Diktion liefert Pirholt insgesamt eine Studie, die an den Kern des Verhältnisses von Weimarischem Klassizismus und Romantik zur Aufklärung heranführt: Die Auflösung des aristotelischen bzw. gottschedschen Nachahmungsparadigmas in der kunstinternen Reflexion über die Abbildbarkeit von Welt im Zeichen und schließlich die Überführung der Nachahmung in die autopoietische Welterschaffung markieren überzeugend die Entstehung autonomer Kunst.

Benedikt Jeßing

Carsten Rohde, Thorsten Valk (Hrsg.): *Goethes Liebeslyrik. Semantiken der Leidenschaft um 1800*. Berlin 2013, 404 S.

Der Sammelband, der auf eine Weimarer Tagung im Jahr 2010 zurückgeht, umfasst neben dem instruktiven Vorwort der Herausgeber zwanzig Beiträge von neunzehn Literaturwissenschaftlern aus Deutschland und den USA. Im Zentrum aller Aufsätze steht Goethes Liebeslyrik, teils in detaillierter Analyse einzelner Gedichte, teils in der Zusammenschau größerer Werkkomplexe. Der Bogen spannt sich von der Leipziger Rokokolyrik bis hin zur Marienbader *Elegie*, die freilich nur im Zusammenhang mit ihrer Rezeption durch Martin Walser in seinem Roman *Ein liebender Mann* betrachtet wird (Carsten Rohde). Ein deutlicher Schwerpunkt liegt bei den *Römischen Elegien*, während – in programmatischer Absetzung von älteren Studien zu Goethes Liebesdichtung, die die sogenannte Erlebnislyrik bevorzugten – die Sesenheimer und Straßburger Gedichte weniger Aufmerksamkeit finden. Allein der Aufsatz von Jan Röhnert befasst sich ausdrücklich mit der »Liebeslyrik von 1771 bis 1775«, die als Exempel für eine Schreibweise der »autobiographische[n] Selbstbehauptung« (S. 47) verstanden wird, mithin keinesfalls spontan unmittelbares Erleben widerspiegelt.

Drei Beiträge verfolgen einen komparativen Ansatz, indem sie ausgewählte Gedichte Goethes mit der Liebesdichtung jüngerer Autoren vergleichen. Am überzeugendsten unter ihnen ist hinsichtlich Fragestellung und methodischer Durchführung der Aufsatz von Dieter Burdorf, der zunächst die Umstände der persönlichen Begegnungen Hölderlins mit Goethe resümiert und anschließend die konträren Ansätze beider Dichter durch einen Vergleich der jeweiligen poetischen Selbstreflexion in ihren Liebeselegien darstellt. Die unterschiedlichen Auffassungen Goethes und Hölderlins über grundsätzliche Möglichkeiten der Liebesdichtung werden dabei präzise konturiert. Während dieser Vergleich durch die unmittelbare Zeitgenossenschaft, ja die persönlichen Begegnungen Goethes mit dem zwanzig Jahre jüngeren Hölderlin hohe Plausibilität gewinnt, erscheinen die Aufsätze von Renate Stauf (zum Verhältnis des *West-östlichen Divan* zu Heines *Buch der Lieder*) und von Ulrich Kittstein (über »Liebeslyrik bei Goethe und Brecht«), so anregend und kenntnisreich sie im Einzelnen auch sind, im Kontext des Sammelbandes deutlich beliebiger bzw. – um ein Lieblingswort der Herausgeber zu gebrauchen – kontingenter: Aus der großen Fülle von intertextuellen Auseinandersetzungen jüngerer Dichter mit Goethe hätten durchaus auch andere Namen und Werke von Rang herausgegriffen werden können.

Anregende Vielfalt der Perspektiven gehört zu den Charakteristika des Genres Tagungsband, dessen Beiträge bei aller programmatischen Stringenz unterschiedliche Schwerpunkte setzen müssen, wodurch sich wiederum reizvolle Querverweise ergeben. In seiner Gesamtstruktur gleicht dieser Band somit einem anregenden Großessay, der – anders als ein Handbuch – keinem Zwang zur Systematik und Vollständigkeit unterliegt.

Allerdings sind die beiden Herausgeber bei der Zusammenstellung des Bandes keinesfalls beliebig verfahren, wie die ausführliche Einleitung *Goethes Liebeslyrik im Spiegel der Forschung* (S. 1–17) verdeutlicht. Die Unterteilung der Forschungsgeschichte zu Goethes Liebeslyrik in drei Zeitabschnitte – »Biographismus und Positivismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert« (S. 3), »geistesgeschichtlich-idealistisches Deutungsverständnis in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts« (S. 7) sowie »Pluralisierung und Ausdifferenzierung der Deutungsansätze ab 1960« (S. 12) – ist eine glückliche didaktische Vereinfachung, die auch solchen Lesern, die mit der germanistischen Forschungsgeschichte noch wenig vertraut sind, Orientierung bietet. Zu fragen wäre allenfalls, ob der implizite Fortschrittsoptimismus, der aus diesem Überblick spricht, in jedem Fall gerechtfertigt ist und von welchem metatheoretischen Standpunkt aus das »bunte Nebeneinander verschiedener Methoden und Theorien« (S. 14), das für die jüngere Literaturwissenschaft konstatiert wird, gesichtet und gewichtet werden kann. Für den allerjüngsten Abschnitt der Forschungsgeschichte, den die Herausgeber mit Beginn des 21. Jahrhunderts einsetzen lassen, reklamieren sie »Mehrstimmigkeit als Prinzip«

(S. 16), ohne explizit zu machen, worin der methodische Fortschritt gegenüber der zuvor beschriebenen Pluralisierung und Ausdifferenzierung besteht. Bezieht man die reklamierte Mehrstimmigkeit indes nicht allein auf allgemeine Leitparadigmen der literaturwissenschaftlichen Textauslegung, sondern versteht sie entgegen der zuvor entwickelten Systematik zuvörderst als konkretes Interpretament für die Analyse von Goethes Liebesdichtung, dann wird eine der grundlegenden Prämissen deutlich, die so gut wie allen Beiträgen dieses Bandes zugrunde liegt: die Überzeugung nämlich, dass Goethes Liebesgedichten stets auch eine poetologische Dimension eignet und dass sich in ihnen verschiedene Liebeskonzeptionen manifestieren. Damit verbinden die Herausgeber die Gewissheit, dass diese »experimentellen liebeslyrischen Anordnungen«, die »inmitten der Kontingenz der Moderne platziert« sind (S. 16), einen mehrfach spielerischen Charakter haben. Das nachzuweisen soll unter anderem Aufgabe der Beiträge sein. Späteren wissenschaftshistorischen Untersuchungen wird es vorbehalten bleiben zu entscheiden, inwieweit bereits die Leitvokabeln dieser systematischen Einleitung eine präzise Datierung des Sammelbandes auf das Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts ermöglichen.

Originell und methodisch überzeugend sind insbesondere diejenigen Aufsätze, die die poetologische Dimension einzelner Motive und Figuren für bestimmte Werkgruppen untersuchen. So analysiert David E. Wellbery zwei ›Sprachgebärden‹ (ein Begriff in Anlehnung an die ›Figuren‹ Roland Barthes') in Goethes Gedichten, denen eine besondere Erschließungskraft für das umfassende poetologische Konzept seiner Liebeslyrik zukommt. Gemeint ist erstens das »Denken an die ferne Geliebte« (S. 212), das Wellbery als eine – nicht nur bei Goethe – der Lyrik eigene Form der »phatischen Kommunion« identifiziert (S. 213), und zweitens die »Integration in eine umfassende Prozesshaftigkeit« (S. 214), wie sie sich etwa in den Gedichten *Herbstgefühl* und *Auf dem See* manifestiert, wobei es sich nach Wellbery um eine originäre Denkfigur Goethes handelt.

Ebenso souverän im Überblick, präzise in der Textanalyse und reflektiert in der methodischen Fundierung ist Mathias Mayers Studie über »Goethes Liebeslyrik im Licht des Mondes« (S. 181), deren Anspruch weit über eine traditionelle Motivgeschichte hinausgeht, indem die Funktion des Mondes als die »einer quasi-natürlichen poetologischen Instanz« bestimmt wird, deren Wandelbarkeit als ein geeignetes Zeichen in »der Bewältigung des Redens über die Liebe« erscheint (S. 184).

Alexander Košenina untersucht die von ihm eigenwillig so benannte »Kardiopoetik« Goethes (S. 67), also die zahlreichen Liebesgedichte, in denen das Herz ausdrücklich erwähnt wird. Košenina versteht sie als Ausdruck einer »naturkundlich fundierte[n] Liebesphilosophie und Ästhetik« (S. 69), die sowohl über bloße sentimentale Schwärmerei als auch über ausschließlich medizinische Betrachtungen hinausgeht.

Die Vielfalt der von Goethe entwickelten Liebeskonzeptionen steht im Zentrum mehrerer Beiträge. Thorsten Valk, der entschieden für eine Aufwertung der oft unterschätzten Rokokolyrik Goethes plädiert, entdeckt in dessen Leipziger Jugendgedichten ein originelles Spiel mit der Konvention, da hier die gattungstypische Situation der Beobachtung potenziert und der Leser der Liebesgedichte selbst zu einem Beobachter zweiten Grades erhoben werde.

Einzelne Werkgruppen stehen auch im Zentrum anderer Beiträge: Gerhard Neumann erläutert das Spezifikum poetischer »Gaben« am Beispiel von Goethes »Zettelgen« an Frau von Stein (S. 87). Reiner Wild untersucht den Zusammenhang von »Liebe und Dichtung« in Goethes Sonetten von 1807/1808 (S. 245), während Andrea Polaschegg sich auf »Morphologie, Erotik und orientalische Autorschaft« im *West-östlichen Divan* (S. 279) konzentriert; dies sind allesamt dichte und ideenreiche Studien.

Uwe Japp erläutert in einer ausführlichen Kommentierung der *Römischen Elegien* das sie verbindende Konzept einer »freien Liebe«, womit einerseits die Freiheit gegenüber Konventionen gemeint ist, ohne dass die Elegien einen »Absolutismus der seelischen Identifikation« (S. 162) vertreten, und andererseits die Freiheit gegenüber einschränkenden Moralvorstellungen. Hinsichtlich antiker Liebeskonzepte, deren Verhältnis zu den *Römischen Elegien* in

den Beiträgen von Nikolas Immer und Sandra Richter diskutiert wird, hält Goethe – so Japps Argumentation – bei aller freien Moral gleichzeitig an der Vorstellung von größerer Innigkeit und Treue fest.

In methodischer und inhaltlicher Nähe zu Japps Aufsatz steht Dirk von Petersdorffs Beitrag zu dem erzählenden Gedicht *Das Tagebuch*, das als Ausdruck der Entwicklung einer integrativen Anthropologie verstanden wird, die Geist und Körper gleichermaßen gerecht werde und ethisch fundierte Antworten auf die Probleme im Umgang mit der Sexualität gebe, die im Zuge der Aufklärung besonders drängend geworden seien. Hervorzuheben an Petersdorffs Beitrag ist die methodische Reflexion, mit der er am Ende seiner Überlegungen ausdrücklich die »Differenzqualität des Literarischen« betont und damit überzeugend Skepsis gegenüber solchen kulturwissenschaftlichen Ansätzen äußert, die keinen Unterschied zwischen den literarischen Texten und einer »diskursiven Programmschrift« machen (S. 277).

Einen ausdrücklichen Brückenschlag zwischen nichtliterarischen und poetischen Texten unternimmt Margrit Vogt in ihrer Abhandlung über »wahrnehmungstheoretische Aspekte in Goethes ›Römischen Elegien‹ vor dem Hintergrund der ›Farbenlehre‹« (S. 165). Das eingangs artikuliert explizite Erstaunen darüber, dass Goethe »seine Liebesgedichte nur marginal koloriert« habe (S. 166), postuliert einen solch engen Austausch zwischen Literatur und wissenschaftlicher Erörterung, wie Petersdorff ihn mit Recht kritisch betrachtet. Konzediert man jedoch, dass Vogts Verwunderung über die »Farblosigkeit« von Goethes Liebesgedichten im Allgemeinen und den *Römischen Elegien* im Besonderen vor allem heuristischen Wert hat, dann lassen sich die weiteren Ausführungen mit Gewinn lesen, da sie erhellende Beobachtungen zur Bedeutung von Linie und Kontur in den *Römischen Elegien* enthalten. Dass Vogt diesen Zyklus allerdings zweimal emphatisch als Liebeslyrik »par excellence« bezeichnet und ihn damit als exemplarisch für die gesamte Gattung hervorhebt (S. 165, 180), bleibt hinter dem Reflexionsstand zurück, den die Herausgeber für den gesamten Band formulieren, indem sie nachdrücklich die Pluralität von Goethes Liebeskonzeptionen betonen.

Unterschiede im Grad der theoretisch-methodischen Reflexion wie der Differenziertheit der Begriffsverwendung durchziehen den gesamten Band. Während einige Beiträge auch durch umfassende Vertrautheit mit dem Instrumentarium metrisch-rhetorischer Textanalyse bestehen – insbesondere die Untersuchung von Bernhard Fischer zu den beiden Fassungen von *An den Mond* und der bereits erwähnte Aufsatz von David E. Wellbery –, findet sich andernorts eine größere Nonchalance, etwa wenn die Quartette eines Sonetts sachfremd als »Strophen« bezeichnet werden (in dem assoziations- und spekulationsfreudigen Beitrag von Ulrike Landfester über »Kreisverkehr. Muster der Selbstreferenzialität in Goethes Liebeslyrik«, hier S. 235). Wenig überzeugend ist auch die Reduktion des komplexen Phänomens der Klassik auf einen »Begriff«, der – eine verblüffende Ontologisierung eines historisch wandelbaren Konzepts – ein Verschleifen zwischen Interpretationen der Selbstreferenz und der Präsenz legitimiert, ja geradezu fordert«, so Sandra Richter in ihrem streckenweise anregenden Aufsatz über »Präsenz und Selbstreferenz in Goethes Liebeslyrik« (S. 127).

Derart eklatante Unschärfen der Argumentation bleiben jedoch Ausnahmen in diesem Sammelband, der insgesamt erhellend und lesenswert ist und dem der Verlag zudem eine ausgesprochen schöne und gediegene Aufmachung zuteil werden ließ.

Sabine Doering

Heinz Härtl (Hrsg.): »Die Wahlverwandtschaften«. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808-1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang. Göttingen 2013, 563 S. (SchrGG, Bd. 76)

Genau dreißig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen liegt die von Heinz Härtl zusammengestellte Dokumentation zur Wirkung von Goethes *Wahlverwandtschaften* in ansprechend gestalteter neuer Form vor. Sie wurde als Band 76 der Schriften der Goethe-Gesellschaft (SchrGG) veröffentlicht und präsentiert neben den in der Erstausgabe enthaltenen 567 Textzeugnissen aus den Jahren 1808 bis 1832 auch 91 neue Funde in bewährt sorgfältiger Aufbereitung und Kommentierung durch den Herausgeber. Dazu gehören unter anderem zwei Rezensionen, Briefe des Verlegers Cotta und Jean Pauls, Lektüreindrücke von Frauen aus dem Umkreis Goethes und der Romantiker oder Notizen von Arthur Schopenhauer. Die zusätzlichen Quellen verdanken sich, wie Härtl im Vorwort ausführt, sowohl dem Sammelleiß von Kollegen als auch neuen Editionen, Handschriftenfunden und vor allem dem weiteren Fortschritt der Regestaufgabe der Briefe an Goethe.

Der Nutzen dieser umfassenden Dokumentation für die Forschung ist unbestritten. Das Spektrum der außerordentlich breiten Diskussion und kontroversen Meinungsbildung über Goethes Roman wird durch die Ergänzungen in einigen Facetten bereichert, die wichtige Impulse für die Forschung geben. So bietet die noch vergrößerte Zahl weiblicher Rezeptionszeugnisse eine solide Ausgangsbasis für Untersuchungen zu Fragen der geschlechtsspezifischen Rezeption. Besonders interessant sind auch die Zeugnisse zu Fragen einer Übersetzung des Textes ins Französische, die Goethe zum Anlass nimmt, den Fortschritt des französischen Urheberrechts gegenüber dem deutschen explizit zu loben: »So viel höher standen schon die Franzosen im Begriff von geistigem Besitz und gleichem Recht des Höhern und Niedern, wozu sich die guten Deutschen wohl sobald nicht erheben werden« (S. 522). Schließlich hebt Härtl im Vorwort einen größeren Komplex von Textfunden hervor, die eine Beziehung zwischen Kleists gemeinsamem Selbstmord mit Henriette Vogel und deren Lektüre der *Wahlverwandtschaften* herstellen (vgl. S. 526-533).

An dieser Stelle zeigt sich aber auch eine Gefahr der starken Ausweitung zeitgenössischer Kontexte: Ob das Caroline de la Motte Fouqué zugeschriebene *Gespräch über die Erzählungen von Heinrich von Kleist* aus der *Zeitung für die elegante Welt* (erschieden im September 1812, Nr. 461 c) wirklich die *Wahlverwandtschaften* »stilistisch so penetrant« imitiert, dass »die Nachahmung zur Parodie tendiert« (S. XII), wie Härtl im Vorwort ausführt, bedürfte noch eines genaueren Nachweises. Auf der Textoberfläche ist der einzige Verweis auf eine Beziehung zu den *Wahlverwandtschaften* die Benennung von zwei der insgesamt fünf Gesprächspartner als »Charlotte« und »Eduard«. Zweifellos sind weitere Bezüge auch im Inhalt des Gesprächs zu erkennen, aber eben nur indirekt. Das Gleiche gilt für Dokument 456 c aus Adolph Wagners *Ueber Mysticismus und Schwärmerei*, in dem Kleists Selbstmord in den Zusammenhang der aufklärerischen Diskussion um die Schwärmerei gestellt wird; die *Wahlverwandtschaften* tauchen nur über ein (zudem nicht genau wörtliches) Zitat in der Schlusszeile auf (»gegen welche es eben keine Waffe giebt, als Liebe, wie der Dichter sagt«; S. 528). Letztlich entfernt sich Härtl hier vom direkten Rezeptionszeugnis in Richtung auf einen erst durch Deutung zu konstruierenden Kontext, was schwerwiegende Folgen für die Auswahlkriterien eines solchen Bandes insgesamt hat.

Auch kleine Versehen (so z.B. der Neuabdruck eines Voß-Briefes unter der Nr. 287 a, der in der Originalausgabe schon unter der Nr. 261 enthalten ist und dort auch mit derselben Quelle nachgewiesen wird) mindern insgesamt nicht den hohen Wert der Dokumentation sowie das Verdienst ihrer erweiterten Neuauflage. Dass gerade die »intensive disparate Aneignung des Werks durch die Zeitgenossen« (S. XIII) Härts Vorwort zufolge ein Zeichen seiner Qualität ist, ist eine hermeneutische Erkenntnis, die die Forschung längst noch nicht eingeholt hat. Es wäre außerordentlich wünschenswert (und angesichts der heutigen Mög-

lichkeiten der digitalisierten Textrecherche nicht mehr mit unüberwindlichen Mühen verbunden), wenn ähnliche Dokumentationen für vergleichbar kontrovers diskutierte Kanonwerke entstünden, die eine solide Basis für eine intensiviertere Rezeptionsforschung und eine revidierte Rezeptionsästhetik legen könnten. Als erster Schritt in diese Richtung wäre durchaus eine Fortsetzung des vorliegenden Unternehmens vorstellbar – bewegen doch die *Wahlverwandtschaften* bis in unsere Zeit bekanntermaßen nicht nur die Literaturwissenschaftler, sondern auch nicht-professionelle Leser.

Jutta Heinz

Rainer Heene: »Liebe will ich liebend loben«. Goethes Sonette von 1807/1808. Eine Interpretation auf biographisch-psychologischer Grundlage. Würzburg 2012, 148 S.

Die strenge Form des Sonetts hat Goethe erst verhältnismäßig spät für sich entdeckt. Erprobt zunächst in Versen, die Maßgaben für die Kunst verkünden (»Natur und Kunst«), danach in Dienst genommen für polemische Diatriben, gelangt das Sonett 1807/08 für Goethe zu seiner eigentlichen Bestimmung. Inspiriert vom geselligen Kreis im Haus des Jenaer Verlegers Frommann, angeregt von der literarischen Romantik und einem wiederauflebenden Petrarkismus sowie sehr konkret von der in Frommanns Haus praktizierten »Sonettenwut« Zacharias Werners, entsteht eine Folge von Sonetten, die ein ironisches Spiel mit den großen Themen Liebe und Kunst in Szene setzen.

Es liegt in der Natur dieser Gedichte, dass sie in zweifacher Hinsicht in den Blick genommen wurden. Der erste Blick, lange Zeit der einzige, richtete sich auf die Frauen, die Goethes Sonette mehr oder minder direkt veranlasst haben sollen. Während dieser meist auf Frommanns Ziehtochter Wilhelmine Herzlieb, ein wenig auch auf Bettina Brentano fiel, rückte in jüngerer Zeit Silvie von Ziegesar stärker in den Fokus der Betrachter. Der zweite Blick, dem erst Max Kommerell die Richtung gewiesen hat, richtete sich auf den Kunstcharakter von Goethes Sonetten – ihren poetologischen, selbstreflexiven Gehalt –, deren Substanz im Vergleich mit zu gleicher Zeit entstandenen Werken wie *Pandora* oder den *Wahlverwandtschaften* herausgearbeitet wurde. Goethes Sonette, so etwa die Summe gegenwärtiger Forschung, stehen an der Schwelle zum Alterswerk und markieren eine Poesie freier, ironisch schwebender, wechselseitiger Spiegelungen von Kunst und Leben. Autobiographische Bezüge treten demgegenüber in den Hintergrund.

Rainer Heene kehrt nun zur Interpretation »auf biographisch-psychologischer Grundlage« zurück. Mehr als die Hälfte des Buches nimmt eine Darstellung der Forschungsgeschichte ein, die in Heenes Diktion als »Rezensionsgeschichte« bezeichnet wird und deren Beiträger als »Rezensenten« erscheinen, offenkundig eine eigenwillige Handhabung des in der Textkritik – allerdings nur dort – gebräuchlichen Terminus »Recensio«. Verlässlich orientieren Heenes Darlegungen über heuristische Positionen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, angemessen auch fallen die Urteile über den jeweiligen Erkenntnisgewinn aus. Dort freilich, wo die Forschung gegen eine unmittelbare Verknüpfung von Lebenserfahrung und poetischem Text Stellung bezieht, lässt es Heene an deutlichen Worten nicht fehlen.

Entsprechend seinen methodischen Maßgaben ist Heenes eigene Interpretation strikt personenzentriert. Im Mittelpunkt von Kap. 4 stehen – immer Heenes Deutung zufolge – auf Bettina Brentano bezogene Sonette, Kap. 5 ist den auf Minna Herzlieb, Kap. 6 den auf Silvie von Ziegesar zu beziehenden Sonetten vorbehalten, während Kap. 8 die »Sonette der Huldigung« (S. 5) in den Mittelpunkt stellt, die erst in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen wurden.

Wenn das Ergebnis hinter den im Untertitel geweckten Erwartungen zurückbleibt, dann ist dies paradoxerweise vor allem Heenes intellektueller Redlichkeit zuzuschreiben. Auch in

den Kapiteln 4 bis 8, die seinen eigenen Auslegungen vorbehalten sind, werden Forschungsergebnisse extensiv referiert und erlangen ein Übergewicht gegenüber dem Interpretationsansatz des Autors, der ausdrücklich den autobiographischen Gehalt akzentuieren will. Heene selbst hat in einer früheren Untersuchung anhand vorliegender Dokumente ein Charakterbild von Wilhelmine Herzlieb entworfen.¹ Im Falle von Bettina Brentano und Silvie von Ziegesar zieht er ebenfalls autobiographische Zeugnisse heran. Über das Konstatieren des längst Bekanntesten gelangt er indes nicht hinaus, denn Interpretieren und Kommentatoren leugnen ja keineswegs – wenn auch in unterschiedlicher Gewichtung – die inspirierenden Momente, die aus der Begegnung mit den drei Frauen erwachsen sind. Jeder ›Fall‹ liegt anders. Während Goethe – im inneren Widerstreit von Sympathie und Distanz – sich der Zudringlichkeit Bettina Brentanos dadurch zu erwehren suchte, dass er einerseits ›Keimworte‹ Bettinas aus ihren Briefen in seine Sonette montierte, sie andererseits auf Gespräche mit seiner Mutter umzuorientieren wusste, eröffnet sein Verhalten Wilhelmine Herzlieb gegenüber Raum für vielfältige Auslegungen – nicht zuletzt aufgrund der authentischen Zeugnisse, die uns Auskunft geben. Wenig schlüssig ist Heenes Versuch, Silvie von Ziegesar die Rolle einer geistigen Partnerin Goethes zuzuweisen, wie sie später Marianne von Willemer einnehmen sollte; dafür gibt es kaum einen Anhaltspunkt.

Heenes Buch verharrt in einem Zwiespalt. Einerseits muss er die poetologische Dimension von Goethes Sonetten konzidieren, andererseits trägt er quellengestützte Argumente zusammen, die seine »biographisch-psychologische« Lesart stützen sollen, ohne die poetologische grundsätzlich in Frage zu stellen. Um es an einem markanten Beispiel zu verifizieren: Goethes Sonett *Mächtiges Überraschen* ist in der jüngeren Forschung mit guten Gründen als ein poetologischer Schlüsseltext des alternden Goethe gedeutet worden.² Dass Heene im Zusammenhang mit diesem Gedicht auf den 1806 sich ereignenden Bergsturz bei Arth-Goldau in der Schweiz aufmerksam macht, ist gewiss bedenkenswert. Doch wenn er das Gedicht in strikt autobiographisch motiviertem Verständnis auf Bettina Brentano bezieht, sie im Grunde als Autorin *avant la lettre* reklamiert, ist das in keiner Hinsicht stichhaltig, denn Bettina hat erst *nach* dem Erhalt des Sonetts dieses in eigener Prosa paraphrasiert.

Heene kommt das Verdienst zu, eine sachliche Bilanz der Forschung gezogen zu haben. Dass Lebens- und damit Liebeserfahrungen einen poetischen Text veranlassen können, ist nicht zu bestreiten; dass sie zugleich aber in der Kunst transformiert werden und diese sich dann einer biographischen Deutung im engeren Sinne entzieht, möchte Heene entschiedener außer Kraft setzen, als es ihm die Quellenlage gestattet. Insofern hält sich der Erkenntniswert seiner Studie, die den »autobiographischen Grundzug der Sammlung« (S. 138) erweisen und ein »erweitertes Verständnis« (S. 8) befördern soll, in Grenzen.

Jochen Golz

Wiebke Hoheisel: *Goethes Geschichtsdenken in seinen autobiographischen Schriften*. Berlin, Boston 2013, 361 S.

Nicholas Boyles These folgend, dass zwischen Goethes Geschichtsdenken und seiner Autobiographik ein enger Zusammenhang bestehe (vgl. GJb 1993, S. 169), sucht Wiebke Hoheisel diesen in Goethes autobiographischen Schriften genauer zu bestimmen. Damit tritt sie den aus ihrer Sicht verfehlten Interpretationsansätzen entgegen, welche vermeintliche

1 Rainer Heene: *Goethe und Wilhelmine Herzlieb. Eine psychologisch-biographische Studie*. In: GJb 2004, S. 223–237.

2 Vgl. zuletzt Dieter Borchmeyer: »*Lebensfluten – Tatensturm*«. *Goethe – der bewegte Bewegte*. In: GJb 2012, S. 49–63; hier S. 52 f.

›Wahrheit‹ und vermeintliche ›Dichtung‹ säuberlich voneinander trennen, den realen Kern von Goethes Biographie herauspräparieren und den verbleibenden fiktionalen Rest auf dem Konto persönlicher Selbststilisierung verbuchen wollen. Goethe habe nicht einfach Fiktion und Wirklichkeit nebeneinandergestellt oder miteinander vermischt, sondern Literarisches und Historiographisches zu einer höheren Einheit, zu einer »höheren Wahrheit« der eigenen Geschichte (S. 5) zu verschmelzen gesucht. Ein vollständiges Bild der historischen Wahrheit, so Goethes Überzeugung, sei nur in einem literarischen Rekonstruktionsprozess zu erreichen.

Dieses Axiom, das für den Umbruch des Geschichtsdenkens um 1800 charakteristisch ist, verfolgt Hoheisel nun anhand von Goethes autobiographischem Werk. Vorab werden sein Geschichtsdenken sowie die konzeptionellen Aspekte seines Autobiographieprojekts beschrieben, der Forschungsstand referiert und noch offene Fragen der wissenschaftlichen Rezeption und Auseinandersetzung behandelt. Tiefe Skepsis gegenüber einem wie auch immer definierten ›Sinn‹ von Geschichte, die Goethe als unberechenbar, zerstörerisch und jenseits der Moralkategorien von Gut und Böse wahrnimmt, die Zurückweisung des zeitgenössischen Fortschrittsoptimismus mit seinem teleologischen Geschichtsverständnis sowie eine kritische Haltung zur Historiographie und Geschichtsphilosophie seiner Zeit identifiziert die Autorin als Ausgangspunkte der Bemühungen des Dichters, einen Weg zum Verständnis der Geschichte zu finden. Die Hinwendung zum biographischen Genre und zur Kulturgeschichte, das Denken in Epochen und der Blick auf die Einzigartigkeit historischer Zeiträume sowie schließlich die Verbindung von Historiographie und Dichtung seien seine heuristischen Schlüssel zur Bewältigung dieses Problems. Damit erweist sich Goethes Geschichtsdenken als durchaus modern.

Diesen theoretischen und methodologischen Betrachtungen folgt ein umfangreiches Kapitel, das sich den Textanalysen von Goethes autobiographischem Werk widmet. Der erste Teil untersucht Goethes Bestreben, die Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz zu verstehen bzw. eine solche zu konstruieren und sich damit einen Platz im Gedächtnis der Nachwelt zu schaffen. Gegenstand sind unter anderem das Phänomen der Autodafés, also der vom Dichter selbst mehrfach veranstalteten Verbrennungen von Briefen und Manuskripten, weiterhin Goethes Skizze *Dankbare Gegenwart*, der Versuch, in Frankfurt am Main ein Goethe-Denkmal errichten zu lassen, und seine Schreibstrategien als die wirkungsvollere Möglichkeit, sein eigenes Denkmal zu gestalten. Goethes Ziel sei es gewesen, im Gedächtnis von Gegenwart und Nachwelt als der klassische Autor fortzuleben, und er habe deshalb auch die »gesunde« spätere Zeit seines Lebens und nicht die überwundene »kranke« Werther-Epoche in den Mittelpunkt seiner autobiographischen Selbststilisierung gerückt (S. 142).

Im zweiten Teil der Textanalyse weist die Autorin anhand von *Winkelmann und sein Jahrhundert* sowie von *Dichtung und Wahrheit* nach, wie Goethe versuchte, der Literaturgeschichte seiner Epoche neue Wege zu weisen. Analysiert werden die Schilderung der »Irrfahrt« (S. 155) von Goethes Leipziger Studienzeit als Konstruktion einer literaturgeschichtlichen »Negativfolie« (S. 157), die den Durchbruch zum *Sturm und Drang* motiviert, die Emanzipation von der Autorität der französischen Sprache und Literatur sowie der Besuch des Mannheimer Antikensaals.

Der dritte Teil behandelt die »Geschichte des erzählten Ichs« (S. 143) vom Eingangskapitel von *Dichtung und Wahrheit* bis zu *Urworte. Orphisch*, dem Programmgedicht der Alterslyrik.

Der vierte Teil lenkt den Blick auf die vom »erzählten Ich« erlebte Zeit als die »Geschichte eines Jahrhunderts« (S. 216). In beeindruckender Weise analysiert die Autorin, wie der Dichter die Geschichte seiner Zeit gleichsam als Urgewalt erlebt. Anhand der *Italienischen Reise* zeigt sie, wie er sich Geschichtliches erschließt, indem er das Chaotische und Bedrohende, dem der Mensch durch die Natur ausgesetzt ist, auch in der Geschichte repräsentiert findet. Wie seine Besteigung von Vesuv und Ätna sieht Goethe auch seine zeitgeschichtliche Situation im *Römischen Carneval* als einen Tanz auf dem Vulkan. Hier hätte sich ein Blick auf die Betrachtungen über die europäische Politik in Goethes Brief an Herzog Carl August vom

17. November 1787 angeboten, wo er seine Furcht vor einem Zusammenbruch des europäischen Mächtegleichgewichts mit verheerenden Folgen für die Kultur und Zivilisation explizit zum Ausdruck brachte. Damit wäre auch die Brücke zu den folgenden Ausführungen über die *Campagne in Frankreich* noch überzeugender zu schlagen gewesen.

Der fünfte und sechste Teil der Textanalyse widmet sich Goethes Strategien zur literarischen Darstellung von Geschichte. Analysiert werden die Zugänge, die sich der junge Goethe zu historischen Phänomenen verschaffte, die Abkehr von der Aufklärungshistorie als der in Italien gefundene »Schlüssel« (S. 253) zur Geschichte und die Darstellung der Kaiserwahl Josephs II. in *Dichtung und Wahrheit*. Danach untersucht die Autorin die Poetologie der disparaten Schreibverfahren Goethes. Überzeugend erschließt sich dem Leser hier die Methode, mit der Goethe, Dichtung und historische Chronik vereinigend, gleichzeitig aber auch »Lücken« (S. 298) lassend, in den Bereich der »höheren Wahrheit« von Geschichte vordringt. Entscheidend sei jedoch weniger die Frage des Wie der autobiographischen Darstellung als vielmehr die Tatsache, dass dieses Leben überhaupt niedergeschrieben wurde.

Hoheisels Untersuchung vermittelt ein beeindruckend überzeugendes und detailreiches Bild von Goethes Geschichtsdenken. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass es nicht genügt, dieses allein aus der Analyse der autobiographischen Texte heraus verstehen zu wollen. Gerade die Erkenntnis, dass die von Goethes autobiographischem Werk vermittelte »höhere Wahrheit« ein Konstrukt ist, das auf bewusster Stilisierung beruht, zwingt die Forschung dazu, genauer hinzusehen und sowohl das herauszuarbeiten, was als wesentlich hervorgehoben ist, als auch das, was nur angedeutet oder ganz weggelassen wurde. Die Goethebiographik wird sich der Aufgabe, das literarisierte Geschichtsbild des Dichters mit der Rekonstruktion des realhistorischen Geschehens zu konfrontieren, auch künftig nicht entziehen können.

Gerhard Müller

Till Radinger: »*Der Streiferlogner Meere*«. *Reflexionen der Poesie in Goethes »West-östlichem Divan«*. Freiburg i. Br. u. a. 2012, 340 S.

An der Jahrtausendwende setzten die Arbeiten von Hendrik Birus (FA I, 3.1 u. I, 3.2, 1994, 2010) und Karl Richter (MA I.I.I.I u. I.I.I.2, 1998), von Katharina Mommsen (*Eigenhändige Niederschriften*, 1996) und Anke Bosse (*Die Nachlaßstücke*, Bd. 1/2, 1999) für die *Divan*-Forschung Meilensteine philologischer Editions- und Kommentierungskunst. Seither hält die Aufsatzproduktion zu Goethes faszinierendem Werk unvermindert an, während Monographien eher selten sind. Daher ist es sehr zu begrüßen, dass Till Radinger sich in seiner am Germanistischen Institut der Universität Bonn abgeschlossenen Dissertation mit der Poetologie des *Divan* beschäftigt.

Thematik und Untersuchungskontext sind recht vertraut. Doch Radinger zeigt, welche aufregende Perspektiven sich ergeben, wenn man Überlegungen aus Moderne-Postmoderne-Debatten, inzwischen in etlichen Arbeitsbereichen bis hin zur Lyriktheorie eingeführt, in Analysen von Goethes Werk einbezieht. Er kritisiert unter anderem zwei traditionelle Wege in den *Divan*. Zum einen sind dies symboltheoretische, oft auch organologische Zugänge, bei denen eine in sich geschlossene Einheit oder die Vollendung des Werks vorausgesetzt werden; bei all ihren Verdiensten bleiben die älteren poetologischen Studien von Ingeborg Hillmann (*Dichtung als Gegenstand von Dichtung*, 1965), Manfred Eickhölder (*Die Lehre vom Dichter in Goethes »Divan«*, 1984) und Monika Lemmel (*Poetologie in Goethes »West-östlichem Divan«*, 1987) solchen Annahmen verpflichtet. Der Verfasser sieht sich der impulsgebenden jüngeren Arbeit von Gabriele Schwieder näher (*Goethes »West-östlicher Divan«: eine poetologische Lektüre*, 2001), die die Polyphonie und Offenheit des Werks

betont. Zum anderen wendet er sich gegen immer wieder aufgelegte Thesen von realitätsmeidender Flucht und wirklichkeitsfreier Weltferne des *Divan*, denen er entgegenhält, dass das Werk »die Realität in ihrer ganzen disparaten Vielgestaltigkeit« in sich aufnehme (S. 15). Nicht erwähnt ist, dass die Forschung diese Sicht längst vorgezeichnet hat, besonders die Herausgeber der genannten Ausgaben tun dies (*Einführung*: FA I, 3.1, S. 725 ff.; 2. Aufl. ebd.; MA 11.1.2, S. 313 ff.). Mit seinen Positionsbestimmungen begibt sich Radinger auf einen Kurs, der erfolgsversprechend ist.

Grundlegend für seine *Divan*-Lektüre als »poetologische Selbstreflexion« (S. 39) ist ein neueres Verständnis des Prosateils, das in Kapitel 1 referiert wird. Dass die *Noten und Abhandlungen* mehr als Kommentare des Gedichtteils sind und ebenso eigenständige künstlerische Qualitäten wie ausgeprägtes Rollenbewusstsein ausspielen, zeigt der Verfasser unter anderem in Anlehnung an Hannelore Schlaffer (*Gedichtete Theorie*, GJb 1984). Unverständlich ist die Abwertung der wegweisenden Studie von Wolfgang Lentz (*Goethes »Noten und Abhandlungen« zum »West-östlichen Divan«*, 1958; dazu z.B.S. 40, Anm. 3), dessen Einsichten, die eigentlich den Verfasser gedanklich stützen, anerkannt sind (MA 11.1.2, S. 730 ff.). Zweifellos ist es eine Stärke Radingers, Wechselbeziehungen zwischen beiden Werkteilen in poetologischer Hinsicht weiter aufzudecken und zu entwickeln. So spannt Kapitel 2 nach einer Betrachtung des Auftakts *Hegire* einen großen Bogen von Gedichtanalysen zu *Liebliches, Wiederfinden*, »Wo hast du das genommen?« und »Jene garstige Vettel« über Erläuterungen ausgewählter Passagen aus dem Prosateil bis hin zu Deutungen der Gedichte *Der Winter und Timur*, *Lied und Gebilde* und *Erschaffen und Beleben*. Argumentationsleitend sind die vielfältigen Rollenfiktionen und Ironie-Strukturen bzw. -Signale, darin zugleich die Absetzungen von klassizistischen Kunstkonzepten und Formen tyrannischer Herrschaft. Der Verfasser sieht demgemäß den *Divan* in eine permanente, hochreflektierte Spannung zur Realität gestellt: in »die Frage nach der Rechtfertigung der Poesie angesichts ihres prekären Verhältnisses zur außerliterarischen Wirklichkeit« (S. 77), worauf schon der Titel seiner Studie (*»Der Streif erlogner Meere«*), d.i. die Fata-Morgana-Metaphorik im Gedicht »Wo hast du das genommen?«, anspielt.

Kapitel 3 erweitert den Versuch, das Werk als Antwort auf eine krisenhafte Gegenwart zu lesen, auf Abschnitte des Prosateils, die sich mit Herrschaft und Panegyrik auseinandersetzen. Anmaßung, ja »Aufschneider« (*Künftiger Divan*; FA I, 3.1, S. 221, 2. Aufl. ebd.; MA 11.1.2, S. 208) erscheinen mit Blick auf das *Buch des Unmuts* oder einzelne Gedichte wie *Derb und tüchtig*, »Und wer franzet oder brittet«, *Anklage*, die *Fetwa*-Gedichte und *An Suleika* als legitime künstlerische Haltung und Gestaltung, in denen sich kaum noch steigbares Selbstbewusstsein Ausdruck verschafft und despotischer Herrschaft zur Seite bzw. auch gegenüber stellt. Unumschränkte, zugleich ironisierte Verfügbarkeit über das Reich der Poesie, das Schöne und das Nicht-Schöne, lässt sich auch als Einladung zum Lesen verstehen: eine Poesie »jenseits unmittelbarer Einfühlung und naiven Wohlgefallens, die an deren Stelle die geistreiche Reflexion setzt« (S. 179). Von hier aus erhält die Autothematik von Sprache und Schrift, von Überlieferung und Tradition, die in Kap. 4 und 5 entlang einer Reihe von Prosa-Ausschnitten und Gedichten behandelt wird, große Bedeutung. Das oft als Fremdkörper eingeschätzte Kapitel *Israel in der Wüste* wie z.B. auch *Hebräer* und *Mahomet* aus den *Noten und Abhandlungen* lassen erkennen, dass der *Divan* zu fundamentalistischem resp. dogmatischem Propheten-/Schriftgelehrtentum Distanz wahrt und, etwa in Gedichten wie *Offenbar Geheimnis*, *Wink*, *Unbegrenzt* oder *Nachbildung*, ein Eigenrecht literarischer Überlieferung und Äußerungsfreiheit, unter anderem »Mannigfaltigkeit poetischer Performativität« (S. 227), behauptet. Nicht nur die Liebeslyrik, wie der Verfasser an Beispielen facettenreicher Perlenmetaphorik, des Chiffrenspiels oder der Fluss- und Meeresmotivik darlegt, übereignet die Poesie der Lese- und Auslegungskunst des Rezipienten. Es sind darüber hinaus in Kapitel 6 abschließend erörterten Paradiesgedichte, die als »geistreiches Spiel mit kulturellen Versatzstücken« (S. 297) ihre ironischen und poetologischen Implikationen, selbst im oft diskutierten Gedicht *Höheres und Höchstes*, nicht verleugnen. Frucht-

bares Fazit der Lektüre: »Wenn [...] die Sprache der Dichtung eine eigene Welt entstehen lässt, so bleibt dieser doch immer die Reflexion auf einen möglichen Bezug zur außerliterarischen Realität eingeschrieben – ihr problematisches Verhältnis zur Wirklichkeit kennzeichnet die [...] Poesie des *Divans*, nicht die Loslösung von dieser« (S. 331).

Radinger argumentiert, geläufige Quellen- oder Briefverweise eingerechnet, überwiegend werkimmanent innerhalb der von Goethe zum Druck gegebenen *Divan*-Ausgaben (1819 u. 1827). Daran schließen sich mindestens drei Fragenkomplexe an:

1) Die Furcht des Verfassers vor Biographismus ist nachvollziehbar (S. 8, 27, 256, 257 u. ö.). Doch wenn er z. B. bei *Gingo biloba* dem Herausgeber der Frankfurter Ausgabe vorhält (S. 27, Anm. 68; S. 29, Anm. 72), dieser verzettelte sich in Gartenfragen, schießt er erheblich übers Ziel hinaus, denn akribische Detailarbeit gehört zur Entstehungsgeschichte im Sinne des dargelegten Wirklichkeitsbewusstseins des Werkes. Andererseits vermisst man Hinweise auf den Herausgeber und dessen weitreichende Überlegungen, etwa zur Struktur-, Zyklus- und Sammlungsproblematik (z. B. *Einführung*; FA I, 3.1, S. 725 ff.; 2. Aufl. ebd.), die sicher die Ideen Radingers von der Offenheit des *Divan* beeinflusst haben. Differenzierte entstehungsgeschichtliche Rekonstruktionen und Perspektiven, die die Wirklichkeitsnähe dokumentarisch grundieren, bietet sein Buch nicht.

2) So kommt es, dass seine Ausführungen zu Sprache und Schrift (Kap. 4 u. 5) die bereichernden Arbeiten von Anke Bosse, die aus ihrer editorischen Praxis viel zu Goethes Beschäftigung und Auseinandersetzung, zu Sprach- und Schriftverständnis sagt, nicht berücksichtigt. Es schmerzt, ihre beiden Bände nicht einmal im Literaturverzeichnis zu sehen.

3) Zu geschichtlichen Voraussetzungen wie poetologischen Dimensionen des *Divan* zählen unbedingt die Naturwissenschaften. Sporadisch ist die *Farbenlehre* erwähnt (z. B. S. 81, 146). Doch die Kommentare der neuen Ausgaben belegen, wie nachhaltig naturwissenschaftliche Vorstellungen und Praxis die Poesie inspirieren. Diesen Beziehungen intensiver nachzugehen und sie auch poetologisch auszuleuchten, bleibt eine Aufgabe (siehe MA 11.1.2, S. 326-332).

Till Radinger legt eine anregende Studie vor, die für den poetologischen Diskurs über den *Divan* ein Gewinn ist. Sie demonstriert, was Monographien leisten können: das Gespräch geduldig und ausdauernd bei Fragen zu halten, die ins Zentrum des Werkes führen.

Peter Ludwig

Martin Bez: *Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«. Aggregat, Archiv, Archivroman.* Berlin, Boston 2013, 313 S.

Die an der Goethe-Universität Frankfurt am Main verteidigte Dissertation nimmt ihren Ausgangspunkt davon, dass »die bisherige Narratologie für die Analyse eines Texts vom Format der »Wanderjahre« nicht die hinreichenden Werkzeuge zur Verfügung stellt« (S. 1). Sie will ihre eigene Erzähltheorie »aus dem Text gewinnen« (ebd.) und findet dessen organisierendes Zentrum im Archiv, das »anders als andere Topoi den ganzen Text beschäftigt« (S. 2). Das Archiv – eine auf Aufbewahrung abgestellte Sammlung vorläufigen Ordnungscharakters (vgl. S. 49), eine Zähmung der formlosen Form des Aggregats (vgl. S. 65, 109) – ist demnach zugleich Thema und Strukturprinzip von Goethes Altersroman. Als Thema verhandelt es im historischen Kontext situierte Praktiken und reflektiert zugleich eine Textorganisation, die im Archiv ein Bild von sich selbst enthält: »Das Erzählen gibt sich hier eine Rolle: die Rolle des Archivs« (S. 19). Als Strukturprinzip vermittelt es zwischen der »Darstellung« und der »Domestikation« empirischer »Vielfalt« (S. 3), dient der Konstitution eines »zugleich erzähler-

losen und erzählerüberreichen Texts« (S. 7). Den von Ehrhard Bahr geprägten Begriff des Archivromans¹ will Martin Bez in dem Sinn zu sich selbst bringen, dass nicht der »Redaktor, der ein Archiv verwendet«, sondern das »Archiv, das den Text verwaltet«, die »konzeptionelle Grundlage des Erzählens in den ›Wanderjahren‹« sei (S. 18 f.). Diese Theorie erlaubt in der Tat, auch die beiden Gedichte zu integrieren, die als »die wunden Punkte der Archivfiktion« (S. 20) nicht an die im Roman thematischen Archive zurückgebunden scheinen. Die in der Ausgabe letzter Hand erstveröffentlichten *Wanderjahre* von 1829 geben vielmehr das Abbild des von Goethe und seinen Mitarbeitern angelegten Archivs, aus dem diese Ausgabe geschöpft ist (vgl. S. 42, 237 f.), bilden die Mise en abyme von Goethes Nachlass.

Unter einem großen Argumentationsbogen von der Einführung in »Archivkonzepte« (Kap. III, S. 22-50) bis zur vierteiligen Bestimmung des »Archivromans« (Kap. XIII, S. 255-266) herrscht in der Gliederung dieser Arbeit eine sammelfreudige Ordnung und Unordnung von fünfzehn Kapiteln, die teils nur zwei bis drei, teils knapp sechzig Seiten umfassen. Damit ist offenbar auf die egalitäre Struktur des Archivs angespielt, hinter dessen Signaturen sich Größtes und Kleinstes befinden kann. Als Benutzer dieses Archivs hat man einige nötige Zu- und Unterordnungen selbst vorzunehmen: Zusammen gehören die Themen der Kap. VII: *Das Wort Archiv in den ›Wanderjahren‹* (S. 114-116), Kap. IX: *Das Sprechen über Archive* (S. 120-123) und Kap. XI: *Zur Thematisierung von Archivierung [...]* (S. 188-195). Die grundlegenden Beobachtungen von Kap. VI: *Pluralität als Faszinosum* (S. 111-113) hätten in der Exposition des Buches einen guten Platz gefunden. Dem Kap. VIII: *Ordnungsphantasie I: Quecksilber* (S. 117-119) entspricht ein Abschnitt X.6: *Ordnungsphantasie II: Magazin*, und ein Passus *Ordnungsphantasie III: Kontignation* im Unterabschnitt XII.2.6.2 ordnet sich sachlich zugleich den in Kap. IV: *Aggregat, Aggregation* (S. 51-79) behandelten Bildbereichen von Sandhaufen, Holzstößen und »scheinbaren Breccien« bei, zu denen letztlich auch das in Abschnitt V.8 verhandelte Katzensgold gehört. Dass Kap. V: »*Wer ist der Verwahrer*« (S. 80-110) fast alle Aspekte der Gesamtuntersuchung vorwegnehmend bündelt, erfüllt hingegen veranschaulichende Funktionen: Die Einzelinterpretation einer Novelle der *Wanderjahre* bildet so das Emblem der Argumentationen, die in den umfangreichen Kapiteln X: *Typologie von Archivarten* (S. 131-187) und XII: *Archivalisches Erzählen und Archivalisches Schreiben* (S. 196-254) als Querschnitte durch den Roman geführt werden.

Unklar bleibt, warum die Auseinandersetzung mit der *Wanderjahre*-Forschung nicht über den Stand von 2008 hinausgeht und auch davor ganze Forschungsstränge, selbst die allerbesten (wie von Dieter Borchmeyer, Hannelore Schläffer und das Dutzend einschlägiger Aufsätze von Günter Saße), quasi dearchiviert sind. Das jüngere Verständnis von Goethes letztem Roman steht im Zeichen der »ästhetischen Reflexion der Moderne« (Saße), von Goethe als »Bürger des 19. Jahrhunderts« (Borchmeyer). Die wichtigsten Stichworte sind hier Fragmentierung des narrativen Systems, Funktionalisierung des Individuums und Inszenierung des Traditionsbestands. Auch die Motive des Sammelns, Deponierens und Magazinierens wurden schon einmal, was der Verfasser übersieht, ausführlich erfasst und auf den Supertext der Ausgabe letzter Hand bezogen.² Bez' reichhaltige Beobachtungen unter anderem zu den narrativen Selektionen, Filiationen und Fehlbeständen, zur Ausbreitung archivarischer Dienstleister (Angela, Kustode, Pfandleiher), zu den kumulatorischen und sammlerischen Anstrengungen in allen von diesem Roman geschilderten Lebensbezirken verleihen dem, was die Forschung bereits umschrieben hat, eine einheitliche Sprache, ein archivtheoretisches Gesicht. Vieles hätte durch die Berücksichtigung vorhandener Diskussionen und Ergebnisse eine noch größere Relevanz, auch seine Besonderheit und Klärungsbedürftigkeit gezeigt.

1 Ehrhard Bahr: *The Novel as Archive. The Genesis, Reception, and Criticism of Goethe's ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹*. Columbia 1998.

2 Christina Salmen: »Die ganze merkwürdige Verlassenschaft«. *Goethes Entsagungspoetik in ›Wilhelm Meisters Wanderjahren‹*. Würzburg 2003, S. 32-91.

Dafür nur zwei Beispiele. Erstens: Dass die Menschen von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* keine psychologisch kohärenten, kausallogisch entwickelten Individuen mehr sind, heißt noch nicht, dass sich der Text statt mit ihnen mit etwas ganz anderem, nämlich dem Archiv, beschäftige (vgl. S. 71, 121, 162, 187, 276), sondern zunächst, dass hier eben die Verfassung des Subjekts problematisch ist. So lauten ja auch die Titel des Romans und seiner Erzählungen immer wieder auf Personen (Wilhelm, Joseph, Törin, Verräter, nussbraunes Mädchen, Mann von fünfzig Jahren, Melusine), insinuieren archivlogisch also eigentlich Personalakten. Zweitens: Bemerkenswerterweise wehrt sich Bez dagegen, seine Untersuchungsobjekte auf die von dem Roman sowohl beobachtete als auch vollzogene Modernität zu beziehen. Pluralität z.B. erscheint in dieser Untersuchung eher als eine feste Eigenschaft von jederzeitiger Empirie denn als Ergebnis von modernen Pluralisierungsprozessen. »Daß die ›Wanderjahre‹ modern erzählen, [...] will mir nicht einleuchten« (S. 19, vgl. S. 164), heißt es unter Verweis auf das »Vollkommenheitsbegehren« (S. 180) des archiva-lischen Erzählens und Schreibens. Unabschließbarkeit fließt zwar in die Definition des Archivromans ein (S. 264-266), jedoch nur unter den zuvor gemachten Voraussetzungen einer »Produktivität von Lücken« und der »Selbstanordnungskraft des Materials« (S. 185). Die Archiv-These in der vorliegenden, von Texten auf Gegenstände ausgedehnten Version betont mehr den Ordnungscharakter als die medialisierenden Effekte einer Einrichtung, die statt erfahrbarer Wirklichkeiten Texte um Texte bietet. Sie hat eine Tendenz, das, was sonst als offene, moderne oder modern anmutende Form interpretiert und alternativ etwa mit naturwissenschaftlichen Erkenntnismodellen in Verbindung gebracht wird, deutlich konservativer, auf einen institutionellen Topos, ein »universales Ordnungsinstrument« (S. 123) hin zu lesen. Dieser Kontrapunkt sollte dem Buch, neben seiner umfassenden Deutung aller Formen des Aggregierens und Archivierens in den *Wanderjahren*, eine feste Position in der Forschung über Goethes Romanvermächtnis verschaffen.

Stefan Keppler-Tasaki

Susanne Mildner: *L'Amour à la Werther. Liebeskonzeptionen bei Goethe, Villers, de Staël und Stendhal – Blickwechsel auf einen deutsch-französischen Mythos.* Göttingen 2012, 360 S.

Fragen des Kulturtransfers und des intertextuellen Vergleichs werden derzeit in der literaturwissenschaftlichen Komparatistik intensiv diskutiert. Die deutsch-französischen Beziehungen stellen ein besonders fruchtbares Forschungsfeld dar. In diesem Kontext ist die Dissertationsschrift von Susanne Mildner anzusiedeln. Am Beispiel des ›Amour à la Werther‹, also der Liebeskonzeption, die Goethes Briefroman zugrunde liegt, untersucht sie, wie die hier artikulierten Vorstellungen von Liebe in Frankreich aufgenommen und weiterentwickelt wurden.

Die Auswahl des Textmaterials ist bestechend stringent: Charles de Villers, Germaine de Staël und Stendhal greifen *Die Leiden des jungen Werthers* in ihren Texten dezidiert auf, indem sie die Wertherliebe zum Ideal erheben oder sich kritisch davon distanzieren. Zudem bilden die Autoren und ihre Schriften untereinander ein dichtes Netz kultureller Austauschbeziehungen, so dass – zum Teil über gemeinsame Bezugstexte wie diejenigen von Rousseau oder Kant – komplexe Kulturtransferprozesse analysiert werden können. Basis für Mildners Analysen ist demnach eine detaillierte Rekonstruktion der persönlichen Begegnungen, der Briefwechsel, Übersetzungstätigkeiten, Einflussdynamiken und intertextuellen Verweise.

Da Goethe vor dem Hintergrund der französischen Rezeption seinen *Werther* rückblickend erneut reflektiert, ist es nur konsequent, dass Susanne Mildner – die sich, nebenbei bemerkt, als vorzügliche Goethekennerin erweist – ihre Studie mit einem Goethekapitel beendet. So kann sie den anfangs eröffneten Kreis argumentativ wieder schließen und der

Tatsache Rechnung tragen, dass Kulturtransferprozesse kaum jemals in eine einzige Richtung verlaufen.

Im Zentrum der Arbeit stehen einschlägige Werke wie de Staëls *De l'Allemagne* oder *Déphilène*, Stendhals *De l'Amour* und Villers heute als *Érotique comparée* bekannte Abhandlung über die unterschiedlichen Liebeskonzeptionen französischer und deutscher Dichter. Aber auch ihre weniger kanonisierten Texte werden ausgesprochen konsequent auf die jeweiligen Liebesauffassungen hin befragt. Der Unterschied zwischen fiktiven und wissenschaftlichen Werken spielt dabei allerdings kaum eine Rolle, weil die Verfasserin die untersuchten Texte als Ausdruck der persönlichen Lebenshaltung der Autoren auffasst und deren Schriften direkt mit den biographischen (Liebes-)Erfahrungen in Beziehung setzt.

Dies ist unter anderem auf die theoretisch-methodische Ausrichtung der Arbeit zurückzuführen, die mehrere Konsequenzen hat. Mildner positioniert sich überzeugend an der Schnittstelle von Kulturtransferforschung, Imagologie und komparatistischer Interkulturalität. Alle drei Ansätze befassen sich in besonderem Maße mit Prozessen der Selbst- und Fremdwahrnehmung und stellen dafür die Auseinandersetzung mit Nationalstereotypen ins Zentrum. Diese Perspektive ist für das ausgewählte Textkorpus außerordentlich ergiebig, dient hier die Reflexion über die Liebe doch als Gegenstand, an dem die Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich besonders markant hervortreten. Je nachdem, ob man sich an die spezifisch ›deutsche‹ Liebesliteratur anlehnt, sich von ihr abgrenzt, sie erhöht oder verspottet, wird die eigene kulturelle Identität exemplarisch formuliert.

Diese Blickrichtung wird von Mildner im Wesentlichen übernommen. Die Studie bietet damit eine Fülle an präzisen, teils verblüffenden Erkenntnissen über die dichte und weitverzweigte kulturelle Auseinandersetzung mit der Liebesproblematik zwischen Deutschland und Frankreich. Dies ist vorrangig der großen Belesenheit, der detaillierten Rekonstruktionsarbeit und der sorgfältigen Kontextualisierung zu verdanken, von der die 360 Seiten starke Arbeit zeugt. Was die Verfasserin dabei weniger im Blick hat, ist die Frage, auf welche Weise die Konzepte von Liebe literarisch vermittelt werden. Phänomene des Stils und der Rhetorik, der Erzählverfahren, der dramatischen Präsentation oder der ästhetischen Qualitäten der Werke interessieren Mildner nur am Rande.

Insofern bietet die Arbeit – anders als der Titel es vermuten lässt – nicht in erster Linie neue Einsichten in die Liebe als diskursives Phänomen. Dies bedarf der Erwähnung, weil sich Mildner in ihrer Einleitung explizit auf die Ansätze von Niklas Luhmann und Roland Barthes bezieht. Eine solche Verbindung ist übrigens weniger gewagt, als dies die Verfasserin selbst einschätzt. Sie scheint, schon allein wegen der wichtigen Rolle des *Werther* für beide Denkansätze, eher naheliegend und bewährt als methodisch »experimentell« (S. 23) zu sein. Doch solche Erkenntnisinteressen stehen nicht im Fokus der Betrachtung, weshalb für die Textanalysen die Schriften *Fragments d'un discours amoureux* und *Liebe als Passion* keine nennenswerte Rolle mehr spielen. Wie Liebe als diskursive oder ästhetische Konstruktion entsteht, welche Funktion der Literatur bei der Formierung ihrer Codes und Sprachen zukommt und wie sich der Dialog dieser beiden Liebes-Theoretiker weiterdenken lässt (vgl. S. 23) – um solche Fragen zu beantworten, hätte es einer konsequenteren systemtheoretischen oder (post-)strukturalistischen Perspektive bedurft.

Das letzte Kapitel fällt angesichts des zuvor entfalteten Detailreichtums recht knapp aus. Es führt zu zwei zentralen Ergebnissen: »Liebe [lasse] sich nicht nationalisieren« und »Themen und Leitgedanken für die Darstellung der Liebe werden nicht zufällig gewählt. Die Autoren reagieren auf die jeweilige Gesellschaft« (S. 321). Damit läuft dieses Kapitel Gefahr, hinter die gewonnene Fülle an Erkenntnissen zurückzufallen, zumal hier die Erklärungsversuche der einzelnen Konzeptionen durch persönliche Liebeserfahrungen der Autoren besonders irritieren. Insgesamt bietet die vorliegende Monographie nämlich kluge Antworten auf Problemstellungen, die Mildner am Schluss rückblickend formuliert: »Welche Veränderungen zeichnen sich im Verlauf dieser literarischen Identitätssuche ab, welche Selbst- und Fremdbilder [...] werden fortgeschrieben? Welche soziokulturellen Vorstellungen verbinden

sich mit der Forderung nach einer deutschen bzw. französischen oder gar europäischen Literatur? Welche sind ihre Trägerschichten?» (S. 324).

Mildner geht diesen Fragen nach, indem sie zum einen die Intentionen der einzelnen Autoren klar benennt: Villers geht es darum, die Liebesmoral vor dem Hintergrund des Protestantismus und seiner Kant-Rezeption für eine Kritik an der eigenen Nation einzusetzen, de Staël stellt in einer politisch motivierten Auseinandersetzung mit der Liebe das Moment der Tugend in den Vordergrund, ohne die französischen Eigenheiten grundsätzlich in Frage zu stellen, wohingegen Stendhal den ›Amour à la Werther‹ zwar der Figur des Don Juan vorzieht, zugleich aber die deutsche Romantik z.B. durch parodistische, nationalstereotyp geprägte Verfahren auf Distanz zu bringen versucht. Zum anderen gelingt es der Verfasserin, solche Argumentationslinien in ihrer Vielschichtigkeit herauszuarbeiten und den damit verbundenen Ambivalenzen nachzuspüren. So leistet sie hinsichtlich der tradierten deutsch-französischen Nationalstereotype eine beträchtliche Differenzierungsarbeit.

Diese spiegelt sich auch im sorgfältigen Umgang mit der Forschungsliteratur wider. Die verlässlichen und detaillierten Nachweise (es finden sich zwischen 300 und 400 Anmerkungen pro Kapitel) besitzen freilich auch eine Kehrseite. Obwohl stilistisch angenehm zu lesen, geht der Textfluss bei der Lektüre oftmals verloren: erstens durch einen Fußnotenapparat, der nicht selten mehr als zwei Drittel der Seite einnimmt, und zweitens durch das exzessive Einfügen von Zitatfragmenten und zitierten Begriffen, was bewirkt, dass eine Seite mitunter nur aus wenigen Zeilen Text besteht, der durch die Primär- und Sekundärliteratur regelrecht überwuchert wird.

Was den Beitrag der Arbeit zur deutsch-französischen Kulturtransferforschung am Beispiel der Liebesvorstellungen zwischen 1770 und 1840 angeht, kann der Gewinn der Studie allerdings kaum hoch genug eingeschätzt werden. Alteritätsforschung, Literaturgeschichte und deutsch-französische Komparatistik werden davon gleichermaßen profitieren.

Christiane Solte-Gresser

Jan Ballweg: *Josias von Stein. Stallmeister am Musenhof Anna Amalias. Ein vergessener Aspekt der Weimarer Klassik.* Göttingen 2012, 314 S.

Dass Weimar eine Chiffre geworden ist und dass alles, was mit dem ›Goldenen‹ oder ›Silbernen Zeitalter‹ des aufklärerisch-romantischen Weimar in Zusammenhang steht, Wert scheint, im Rahmen der Weimar-Forschung aufgegriffen zu werden, ist nicht neu. Dieser Forschungsdrang verlangt jedoch zugleich eine Antwort auf die Frage, welche Relevanz die Untersuchung immer weiterer – tatsächlich oder angeblich – ›vergessener Aspekte‹ jeweils für die Rezipienten hat.

Jan Ballwegs Studie über den Weimarer Adligen Gottlob Ernst Josias Friedrich von Stein (1735-1793) muss diese Frage keineswegs scheuen. Sein Buch geht dem Leben Steins, der am Weimarer Hof der Goethezeit das Amt eines Oberstallmeisters versah, detailliert und mit einem Blick auf alle Lebensbereiche nach. Solche Studien gibt es für den Weimarer Raum in der Tat nicht allzu viele. Zumeist kennt man die adeligen Geschlechter zwischen Erzgebirge und Rhön nur dann und insoweit, als sie eine Verbindung mit den Weimarer Geistesgrößen aufzuweisen haben. Josias von Stein erscheint in Ballwegs Buch hingegen als eigenständige Person, auch wenn er an vielen Stellen zu sehr in die Abhängigkeit der Weimarer Innenperspektive gerät. Man kann sich den Oberstallmeister und seine adeligen Standesgenossen aus dem Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach durchaus auch im Zusammenhang übergreifender adels- oder gesellschaftsgeschichtlicher Forschungen vorstellen. Insbesondere mentale Wandlungsprozesse, also Veränderungen bei Selbstsichten, Rollenverständnissen und Lebensentwürfen, rücken dann noch mehr in den Blick.

Gerade deshalb ist es verdienstvoll, dass Ballweg ein differenziertes Quellenstudium betrieben und auch die Akten des Großkochberger Archivs im Thüringischen Staatsarchiv Rudolstadt ausgewertet hat, um ein zusammenhängendes Lebensbild Steins zu zeichnen. Er widmet sich bei seiner Darstellung den Abstammungs- und Familienverhältnissen der Steins, ihrer wirtschaftlichen und finanziellen Situation, der Kindheit, Erziehung und Karriereplanung Josias von Steins sowie dessen Rolle am Weimarer Hof – vom Kammerjunker bis zum Oberstallmeister. Die Familie sieht sich dabei – nicht untypisch für den deutschen Adel am Ende der Frühen Neuzeit – auch mit Abstiegsbedrohungen konfrontiert. Josias erreichte beispielsweise die Karrierestufe seines Vaters, des 1739 gestorbenen Ludwig von Stein, nicht. Dieser war Reichstagsgesandter in Regensburg und im Reich bestens vernetzt. Immerhin verliehen Josias der Schulbesuch in Pforta, am Coburger Casimirianum und ein, wenn auch kurzer, Studienaufenthalt an der Universität in Jena eine Ausbildung, die einen höheren Verwaltungs- und Hofdienst ermöglichte. Es lässt sich vermuten, dass die engen Verbindungen seiner Familie sowohl in die schwarzburgischen als auch ernestinischen und albertinischen Herrschaftsbereiche Josias von Stein verschiedene Karrieremöglichkeiten eröffneten. Schließlich ging er an den Hof der Herzogin Anna Amalia nach Weimar. Sein Leben dort wird zwar intensiver als bislang, gleichwohl mit begrenztem Erkenntnisgewinn ausgeleuchtet. Ballwegs Grundhaltung zu seinem Thema basiert auf der Absicht, »etwas mehr gesunden Menschenverstand« (S. 211) in die Untersuchung der Weimarer Verhältnisse zu bringen. So lässt sich erkennen: Josias von Stein füllte seine Ämter aus, war wohl auch nicht so kommunikationsarm, wie er von anderen Mitgliedern der höfischen Gesellschaft mitunter beschrieben wurde, widmete sich dem Glücksspiel mit der Herzogin Anna Amalia und nahm am Liebhabertheater Goethes teil. Die Verschuldungsprobleme seiner Familie konnte er jedoch nicht grundlegend lösen, weshalb er stets ein Getriebener blieb, der darauf achten musste, seine Anstellung nicht zu verlieren. Daher war er wohl auch gezwungen, manches zu konzedieren – etwa die süffisanten oder gar hämischen Bemerkungen über die Verbindung Goethes zu seiner Frau Charlotte, welchen Charakters diese auch immer gewesen sein mag.

So erfreulich – und so selbstverständlich für einen wissenschaftlichen Autor der Gegenwart – Ballwegs Absicht ist, gegenüber der Weimarhistoriographie der Vergangenheit einen eigenen Standpunkt zu erarbeiten, so unverständlich erscheinen die recht pauschalen Vorwürfe gegenüber der »institutionalisierte[n] Goetheforschung in Weimar«, die »sich sehr schwer« tue, »einer abweichenden Meinung einen heute eigentlich selbstverständlichen Minderheitenschutz zu gewähren«, und dem »Glauben« anhänge, »über die abschließende Definitionsmacht in allen Goethebelangen zu verfügen« (S. 21). Diese schon zu Beginn des Buches vorgebrachte Kritik wird von Ballweg in den einzelnen Kapiteln nicht überzeugend begründet.

Und damit rückt die Krux des Buches in den Vordergrund. Es suggeriert, mit Josias von Stein sei eine bedeutende Figur des klassischen Weimar marginalisiert und an den Rand der historischen Aufmerksamkeit gedrängt worden. Schon der das Buch eröffnende Vergleich zwischen dem Tod Marie Antoinettes 1793 und dem Ableben des Weimarer Oberstallmeisters im selben Jahr legt eine vorgebliche Bedeutung Steins nahe, die bislang nur eben nicht thematisiert worden sei. Das Geraune über wissenschaftsverschwörerische Vertuschungen und Manipulationen zur Aufrechterhaltung eines positiven Weimar- und Goethebildes, mit dem angeblich verdeckt werden soll, dass dieses Weimar im Grunde nur aus »unterirdischen Gängen und Kloaken« bestanden habe, belastet die Entstehung relevanter Fragestellungen und triftige Ergebnisse.

Ballwegs Buch weist durchaus Passagen auf, in denen er mit klaren Worten und ausgezeichneten Analysen auf die Beschränktheit manch aufgeblasener Debatten der letzten Jahre aufmerksam macht, beispielsweise wenn es um das Beziehungsdreieck Goethe, Anna Amalia, Charlotte von Stein geht (S. 206–211). Dann aber finden sich auch Kapitel, deren Absicht sich nur schwer erschließt: Die Frage, ob Josias von Stein Freimaurer war, wird weder plausibel begründet noch beantwortet (S. 103–105); ebenso verhält es sich mit dem

Reitunterricht Carl Augusts (S. 114-117) oder Steins Krankengeschichte (S. 231-233). Darauf aufmerksam zu machen, dass Quellen von früheren Forschergenerationen anders bewertet wurden oder seinerzeit andere Quellenbestände zur Verfügung standen, ersetzt die ausreichende heuristische Absicherung einer gegenwärtigen Untersuchung nicht (z.B. S. 231).

Wenn der Autor nicht der Versuchung erlegen wäre, sich dann doch den typisch internen Debatten zur Geschichte des klassischen Weimar hinzugeben, hätte er klarer sehen und beschreiben können, dass die Quellenlage eben an vielen Stellen nicht ausreicht, um gesicherte Urteile über Josias von Stein zu fällen – zumal, wenn so wenig persönliche Hinterlassenschaften, Ego-Dokumente etc. überliefert sind. Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten können solche Quellen nicht auf Dauer ersetzen, auch wenn das Plädoyer für mehr gesunden Menschenverstand unbedingt zu begrüßen ist. Ob der Oberstallmeister also z.B. sein Amt gut oder schlecht ausgeführt hat, lässt sich eben nicht mit Sicherheit sagen. Wie überzeugend ist die Aussage, Stein sei »ein erfolgreicher Manager« gewesen (S. 141), wenn die Grundlage einer solchen Bewertung fast nur in den wenigen, summarischen Rechnungen des Hofstallamts und Marstalls besteht (»ein buchhalterischer Befund«, S. 160)?

Jan Ballwegs Buch widmet sich einer schon qua Amt nicht unwichtigen Person des klassischen Weimar und plädiert dafür, sie in ihren biographischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen zu sehen. Dieses Bemühen darf nicht gering geachtet werden. Indes steht sein Buch auch dafür, dass sich die Normalisierung des historiographischen Blicks auf das klassische Weimar noch nicht vollständig durchgesetzt hat.

Marcus Ventzke

Jakob Philipp Hackert: *Briefe* (1761-1806). Hrsg. u. kommentiert von Claudia Nordhoff. Göttingen 2012, 751 S.

Jakob Philipp Hackert (1737-1807) gilt als der bedeutendste realistisch-dokumentarisch arbeitende Landschaftsmaler des 18. Jahrhunderts.¹ Sein Erfolg ließ den am neapolitanischen Hof König Ferdinands residierenden und seine Werke gut vermarktenden Hackert in der Einschätzung der Zeitgenossen zum reichsten Künstler Europas aufsteigen.² Hackerts Künstlerschaft und -habitus waren wiederum für Goethe, der 1787 Hackert in Neapel und bei Rom mehrfach begegnet war und in dieser Zeit von ihm in der Zeichenkunst angeleitet wurde, so interessant, dass er aus den nachgelassenen biographischen Aufzeichnungen Hackerts 1811 dessen Biographie publizierte.³ War der Ruhm Hackerts unter seinen Zeitgenossen noch groß, so änderte sich das nach seinem Tode rasch. Erst in jüngerer Zeit ist das Interesse an Hackert wieder gewachsen. Die in Weimar und Hamburg gezeigte Ausstellung von 2008/09 hat daran keinen unwesentlichen Anteil.⁴ Auch die Goethe-Forschung hat sich

1 Wolfgang Krönig: *Jakob Philipp Hackert (1737-1807). Ein Werk- und Lebensbild.* In: *Heroismus und Idylle. Formen der Landschaft um 1800 bei Jacob Philipp Hackert, Joseph Anton Koch und Johann Christian Reinhart.* [Ausstellungskatalog]. Hrsg. vom Wallraf-Richartz-Museum. Köln 1984, S. 11-16; hier S. 11.

2 Thomas Weidner: *Jakob Philipp Hackert. Landschaftsmaler im 18. Jahrhundert.* Bd. 1. Berlin 1998, S. 7.

3 *Philipp Hackert. Biographische Skizze meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Goethe.* Tübingen 1811.

4 *Jakob Philipp Hackert. Europas Landschaftsmaler der Goethezeit.* [Ausstellungskatalog]. Hrsg. von Hubertus Gäßner u. Ernst-Gerhard Güse. Ostfildern 2008.

im Hinblick auf die persönliche Beziehung zwischen Goethe und Hackert sowie die Relevanz Hackerts als eines Künstlerschaftsmodells für Goethe an dieser Entwicklung beteiligt.⁵

Knapp zwei Jahrzehnte nach der Veröffentlichung des Werkverzeichnisses⁶ legt die Hackert-Expertin Claudia Nordhoff nun eine – ohne jede finanzielle Förderung bei Recherchen und Drucklegung (S. 19) – entstandene umfängliche Edition der Briefe Hackerts vor. Die eher essayistische Einleitung (*Vorwort*, S. 7–17) gibt einen Überblick über die Themen der Briefe; man wünschte sich allerdings noch Hinweise auf das Verhältnis der erhaltenen Briefe zur vermutlich tatsächlich getätigten Korrespondenz, sowohl im Ganzen als auch hinsichtlich einzelner Korrespondenzpartner. 123 Briefe sind im Original oder zumindest textlich überliefert und werden im Textteil der Ausgabe abgedruckt; auf Faksimiles der Briefe wird bis auf vier illustrierende Beispiele verzichtet. 26 verlorene, aber zumeist wenigstens im Hinblick auf Adressaten und Datum erschließbare Briefe sind am Ende des Bandes gelistet und um Informationen über weitere, einstmals bei Veräußerungen gehandelte Briefe ergänzt (S. 663–665). Zur Konstitution des Brieffixes ist die Herausgeberin auch bereit, ungewöhnliche Wege zu gehen: Die zweite Seite des Briefs vom 30. Juli 1785 an einen unbekannten Empfänger gewinnt sie aus der Spiegelung der auf Seite 1 der Handschrift durchschlagenden Schrift, denn der Brief ist lediglich in einer Fotografie der Seite 1 erhalten (S. 75).

Hackerts Briefe sind adressatenspezifisch in Deutsch oder in Französisch verfasst. Sie werden prinzipiell ohne Eingriffe in die Orthographie zeichengetreu wiedergegeben und spiegeln dadurch exakt Hackerts Schriftsprache wie auch die Sprachform, in der der Brief den Empfänger erreichte. In eckigen Klammern werden vereinzelt Buchstaben ergänzt, wenn das Wort nach Einschätzung der Herausgeberin sonst unverständlich bliebe (S. 22). Solche editorischen Auffüllungen im Text sind jedoch nicht ganz unproblematisch. Ob etwa die Ergänzung der Superlativendung in »Sie haben auch gar nicht Unrecht, den für einen Landschafts Mahler ist dises nicht der gemeinig[ste] weg« (S. 31) überhaupt richtig ist und nicht etwa nur die Flexionsendung des Positivs bei Hackert entfallen ist, ließe sich fragen, wie andererseits der Konjunktion »den« im genannten Beispiel durch die Herausgeberin ein »n« hätte hinzugefügt werden können, um das Wort von einem »den« in pronominaler oder in Artikelfunktion unterscheidbar zu machen.⁷

Insgesamt ist die Textkonstitution der Briefe aber durch einen deutlich dokumentarischen, zugleich die Zeichenmaterialität in gewisser Weise berücksichtigenden Zug gekennzeichnet. So werden Orts- und Datumsangaben sowie Hackerts Unterschrift positionsadäquat zum Original platziert (S. 22). Auch werden gestrichene Wörter in den Text aufgenommen und mit einfachem oder doppeltem Durchstreichungsstrich dargestellt, Unter-

5 Siehe u.a. Rolf H. Seiler: *Johann Wolfgang Goethe über Jakob Philipp Hackert*. In: GJb 1987, S. 301–317; Norbert Miller, Claudia Nordhoff mit Beiträgen von Claude Keisch und Gisela Maul: *Lehrreiche Nähe. Goethe und Hackert*. München, Wien 1997, darin S. 86–105 hrsg. von Gisela Maul die vollständige Korrespondenz zwischen Goethe und Hackert; Rüdiger Nutt-Kofoth: *Erzähltes Leben zwischen Überlieferung und Konstruktion. Goethes »Hackert«-Biographie und das Problem des »congruenten Ganzen«*. In: GJb 2011, S. 198–216.

6 Claudia Nordhoff, Hans Reimer: *Jakob Philipp Hackert 1737–1807. Verzeichnis seiner Werke*. 2 Bde. Berlin 1994.

7 Auch steht zu erwarten, dass die herausgeberisch um Buchstaben ergänzten Wörter z. B. in folgenden Fällen ohne die Hinzufügung vom Leser verstanden worden wären: »franzö[s]ischen«, »Pensi[o]nair«, »die vortreff[lich] ist« (sämtlich S. 31); Fall 1 zeigt Hackerts generell hochindividuelle Umgangsweise mit der Rechtschreibung, Fall 2 eine etwaig fehlende genaue Kenntnis der Schreibung des Fremdworts, Fall 3 lässt eher eine – im Original eventuell nicht durch ein eigenes Zeichen ausgewiesene – Abkürzung vermuten (so wohl auch beim französischen »prem[er]«, S. 41). Welche Schwierigkeiten bei solchen editorischen Auffüllungen entstehen können, zeigt ein Beispiel auf S. 44: Auf ein und derselben Seite steht der italienische Stadtname »Bolong« des Originals einmal ohne, einmal mit Editorergänzung, wobei im letzteren Fall durch die Ergänzung am Wortende unterstellt ist, dass Hackert die Schreibung mit zweifachem »n« intendiert habe: »Bolong[na]«.

strichenes des Originals wird unterstrichen wiedergegeben. Nachträgliche Hinzufügungen Hackerts werden interlinear an zugehöriger Stelle positioniert und erscheinen in eckigen Klammern. Im kurzen vierseitigen editorischen Bericht (*Zur Briefedition*, S. 21-24) wird diese Verfahrensweise zwar benannt, allerdings werden nicht alle verwendeten Zeichen erklärt, so z. B. nicht die spitzen Klammern für Einfügungen. Erraten muss der Leser, was sich hinter Gestrichenem oder Ausgepunktetem in eckigen Klammern verbirgt (»[...]«), S. 91, siehe auch S. 50f.), weil sich weder die Funktion der Punkte (wohl für Ungelesenes) noch die Bedeutung der sonst für Editorergänzungen stehenden eckigen Klammern erschließt. Eine knappe Übersicht über die editorischen Zeichen wäre also hilfreich gewesen.⁸ Vorzügliche Dienste hätte dem Benutzer schließlich ein Zeilenzähler geleistet, auf den aus unerfindlichen Gründen verzichtet worden ist. Die im Kommentar erläuterten Lemmata muss der Benutzer jetzt mit Mühe im Text suchen.

Der Kommentar selbst stellt ein Glanzstück des Bandes dar. Die Intensität der Kommentierung zeigt sich schon in deren Umfang, der nicht nur mit etwa 420 Seiten die etwa 230 Seiten Brieftext um fast das Doppelte übertrifft, sondern zugleich in wesentlich kleinerer Type gedruckt ist, sodass das Verhältnis des Brieftextes zum Kommentar etwa 1:4 betragen dürfte. Die Erschließungstiefe der Brieftexte durch den Kommentar führen aufs deutlichste schon die Erläuterungen zu Personen vor Augen, z. B. die vierseitige Erläuterung zu Hackerts Förderer Johann Friedrich Reiffenstein, der in Rom als Kunstagent und Reiseführer prominenter Rombesucher lebte (S. 243-246): Neben knappen biographischen Grundinformationen wird die Bedeutung Reiffensteins für Hackert dargelegt, und durch reiche Zitate aus zeitgenössischen Dokumenten entsteht ein tiefergehendes Bild Reiffensteins. Gleiches gilt etwa für die in der Haupterläuterung zu Ferdinand IV. angeführten zeitgenössischen Dokumente, die geeignet sind, die Vorstellung von der Bildungslosigkeit und Inkompetenz des Königs zu relativieren (S. 310f.). Die in großer Dichte herangezogenen Briefe oder Aufzeichnungen Dritter führen ein weites Panorama an Verflechtungen vor, in die Hackerts Briefe eingeordnet werden können. In diesem Sinne arbeitet eine solche Art des Kommentars der Idee eines Ego-Dokumentennetzwerks vor, das es erlauben würde, eine beachtliche Menge an biographischen, künstlerischen und kulturwissenschaftlich hochinteressanten Bezügen von verschiedenen Ansatzpunkten aus sichtbar zu machen.

Natürlich liegt ein Schwerpunkt der Erläuterungen auf Hackerts konkreten malerischen Arbeiten, seien sie im Einzelnen oder nur summarisch erwähnt (etwa die ausführliche Darlegung zu den Bildern der Tschesme-Schlacht, S. 253-256, oder zum Gemälde-Großauftrag für Marcantonio IV. Borghese, S. 271-273); im Anhang sind zudem 33 Gemälde farbig abgebildet. Aber auch Hackerts geschäftliches Verhalten kommt in den Erläuterungen nicht zu kurz (etwa zu den Preisen der Gemälde, S. 270f.). Gleichfalls werden bestimmte Grundannahmen Hackerts vor ihrem Rezeptionshintergrund kommentiert, so Hackerts physiognomischer Vergleich zwischen Tieren und Menschen, zu dem ausführlich der Streit zwischen Hackert und Tischbein mit der auf Lavater zurückgehenden Vorstellung dargelegt wird (S. 371f.). Ganz neu kann die Edition politikgeschichtlich wichtige Erkenntnisse anführen, nämlich mit Text und Kommentar der Briefe an den vormaligen russischen Gesandten in Neapel, Graf Andrej Kyrillowitsch Rasumowsky, Hackerts spionageartige Tätigkeit als

8 Weitere kleine Verbesserungen bei der insgesamt spürbar an der Differenzierung der Befunde interessierten editorischen Verfahrensweise hätten dem Band noch guttun können, so z. B. in der editorischen Kopfzeile über jedem Brief, die den neueren Standards für Briefeditionen entsprechend Absendeort, Adressat, Adressierungsort sowie das Datum mit Wochentag verzeichnet. Nicht nötig wäre es gewesen, jedes Mal noch den Absender zu nennen, da es sich ja ausschließlich um Briefe von Hackert handelt. Stattdessen wünschte man sich, dass bei Texten, die wegen des fehlenden Originals nach einem späteren Druck konstituiert sind, in der Kopfzeile die Bemerkung ›Druck‹ erscheint. So wüsste der Leser sofort, dass die normalisierte Orthographie des folgenden Brieftextes nicht die originale Hackerts ist.

russischer Informant 1785/86 aufdecken (Haupterläuterung S. 384-386), die bis hin zur Benutzung von Codewörtern in den Briefen reichte (siehe die Erläuterung zu »Mousselin«, S. 451, oder zu »Chocolat«, S. 455). Das biographische Wissen zu Hackert vertieft z. B. die allerdings leicht im Spekulativen verbleibende – dennoch abwägend-informative – lange Erläuterung zur Frage, ob Hackert der Vater von Carolina Rubby gewesen sei, der Tochter der mit dem englischen Maler und Zeichner John James Rubby verheirateten Rosa Rubby (S. 443-445).⁹

Auffällig ist, dass die Briefe der späteren Lebensjahre zunehmend selbstreflexive Momente hinsichtlich Hackerts Künstlertum ausstellen. Dazu gehört ein explizites Bewusstsein künstlerischer Methodik, wie es etwa in dem über sechs Druckseiten langen Brief vom 24. Juni 1795 an Karl August Böttiger zur Enkaustik-Malerei deutlich wird (S. 165-171). Zur Verbindung von Kunst und Leben hatte Hackert schon im Brief an Johann Ludwig von Negerlein vom 2. November 1793 im Anschluss an das Lob für den verstorbenen Reiffenstein als »den besten Führer und Belehrer in Künsten« die Maxime aufgestellt: »Laßen Sie Uns die Kunst zu leben beßer in Übung bringen, wie er es that« (S. 147). Im Brief an Tischbein heißt es 1804 zum Zusammenhang von künstlerischer Produktion und Leben: »[...] so lange ich Mahlen kan bin ich zufriden« (S. 211). Im vorletzten erhaltenen Brief Hackerts, demjenigen an Eleonora Schwarz vom 29. März 1806, wird Künstlerschaft unter einem geographischen Gesichtspunkt betrachtet: »Der Künstler der einmal 10 Jare in Italien gelebt hat, kan Über die Alpen nicht mehr für seine Kunst leben« (S. 223). Dass Goethe sich von solchen Einstellungen herausgefordert fühlen konnte, Hackerts Biographie zu verfassen, nimmt nicht Wunder. Das Biographische wird schließlich zum Thema von Hackerts letztem erhaltenen Brief, nämlich jenem an Goethe vom 27. Mai 1806 (bes. S. 229). So mag man die Verzahnung von Hackerts und Goethes Künstlerimpetus an diesem Eckpunkt von Hackerts Briefkorpus besonders wahrnehmen.

Ob man diesem oder einem der vielen anderen in Hackerts Briefen aufscheinenden Aspekte folgen mag, steht dem Leser natürlich frei. Der fulminante Kommentar der verdienstvollen Edition stellt dafür jedenfalls nicht nur eine quellengesättigte Grundlage dar, sondern macht der Anschlussforschung zugleich viele Angebote zur weiteren Vernetzung des Dargelegten.

Rüdiger Nutt-Kofoth

Katharina Bott (Hrsg.): *Der Maler Friedrich Bury (1763-1823). Goethes »zweiter Fritz«*. [Katalog zu den Ausstellungen Klassik Stiftung Weimar, Schiller-Museum, 1. Mai bis 21. Juli 2013 und Historisches Museum Hanau Schloss Philippsruhe, 20. August bis 20. Oktober 2013]. Berlin, München 2013, 240 S.

1787 lebten fast fünfzig deutsche Künstler in Rom. Einer von ihnen war der Maler Friedrich Bury (sprich: Bury). Seine heutige Bekanntheit verdankt er vor allem der Begegnung mit Goethe im November 1786, als beide mit ihren hessischen Landsleuten Johann Heinrich Wilhelm Tischbein und Johann Georg Schütz eine »Künstlerwohngemeinschaft« am Corso 18 in Rom bildeten. Der Maler und der Dichter blieben bis zu Burys Tod im Jahre 1823 freund-

9 Nur vereinzelt fallen empathiegeleitete Äußerungen in der ansonsten hochsachlich angelegten, die wissenschaftliche Distanz zum Erläuterten wahrenen Kommentierung aus dem Rahmen, etwa zu Hackerts sich aller Mittel bedienenden Bestrebungen, bei König Ferdinand im rechten Licht zu erscheinen: »Es steht zu hoffen, dass er in späteren Jahren über solche Schachzüge erhaben war« (S. 418).

schaftlich verbunden. Dies belegen unter anderem die 51 erhaltenen Briefe Burys an Goethe, davon 35 aus Italien.¹

Zu der aus Anlass des 250. Geburtstags von Bury in Weimar und Hanau gezeigten Ausstellung ist ein Katalog erschienen, der zwölf Beiträge versammelt, die das Verhältnis zwischen Goethe und Bury im Detail nachzeichnen, den Maler aber auch aus dem Schatten des übermächtigen und allgewaltigen Dichters hervortreten lassen.

Katharina Bott gibt einleitend einen vorzüglichen Abriss des Lebensweges: *Goethes »zweiter Fritz«*. *Der Hanauer Maler Friedrich Bury*. Nur ein Detail sei an dieser Stelle herausgegriffen: Die Hoffnungen Burys um 1799/1800, in Weimar Fuß fassen oder mit einer Pension des Hofes wieder nach Rom zurückgehen zu können, wurden möglicherweise von Johann Heinrich Meyer hintertrieben.

Einen Blick auf die Familie Bury bietet der Beitrag *Hanau in der Zeit des Friedrich Bury* von Richard Schaffer-Hartmann. Die Burys sind hugenottischer Herkunft gewesen oder stammten aus der welschen Schweiz. Nachweisbar ist die Familie in Straßburg und Umgebung. Im Musée des Arts décoratifs de Strasbourg ist ein silberner Deckelpokal von 1732 ausgestellt, das Meisterstück von Johann Jacob Bury d. Ä. (S. 34, Abb. 2). An der Hanauer Zeichenakademie erhielt Friedrich Bury seinen ersten Unterricht und studierte anschließend von 1780 bis 1782 an der Düsseldorfer Akademie.

Für seine Zeichnung *Der liebeskranke Königsohn Antiochos* erhielt er 1781 den zweiten Preis, wie Dawn Leach (*Die Düsseldorfer Akademie um 1780*) ausführt.

Eine besondere Adresse ist das Haus Nr. 18 in der Via del Corso incontro del Palazzo Rondanini. Ursula Bongaerts (*Eine besondere Adresse: Rom, Via del Corso 18*) macht auf den lockeren, ungezwungenen Lebensstil aufmerksam, der in der »Künstlergemeinschaft« am Corso herrschte (S. 52). Nachdem sich das Verhältnis zwischen Tischbein und Goethe in Neapel »sehr abgekühlt hatte, schloss Goethe nun engere Freundschaft mit dem viel jüngeren, 24-jährigen Hausgenossen Friedrich Bury« (S. 53). Da sich der Dichter mit fortlaufendem Ministergehalt in Rom aufhielt, darf man nach den Rechnungen der Wirtsleute Collina schließen, dass er »auch die Kosten für Unterkunft und Verpflegung aller Mitbewohner trug« (S. 54 mit Verweis auf Roberto Zapperi in Anm. 21).

Die römischen Jahre Burys stehen im Mittelpunkt des Aufsatzes *Friedrich Bury in Rom (1782-1799)* von Gerhard Bott. Bury sah und sprach dort Papst Pius VI., Kaiser Joseph II. und Karl Theodor, den Kurfürsten von Bayern. Auf Goethes Empfehlung hin konnte sich Bury dem Hofstaat Anna Amalias anschließen, mit der er sich besonders gut verstand. In Prinz Augustus Frederick, dem Herzog von Sussex, fand Bury dann einen wohlhabenden Förderer.

Martin Dönike erörtert in seinem Beitrag *Friedrich Bury und die Antike*, dass der Vorbildcharakter der antiken Kunst fast wie ein »Fluch« verbindlich war. Drückender Fluch, aber auch Einnahmequelle waren die »Copir Schuen«, wie Bury am 12. Oktober 1793 aus Rom an Anna Amalia schrieb.²

Manfred Pix stellt uns eindrucksvoll Bury als Kopisten vor: »Man kann wirklich nicht vollkommener Copiren« (Aloys Hirt). *Friedrich Bury als Kopist italienischer Malerei*. Er geht dabei ausführlich auf die Geschichte der Kopie der um 1512/13 von Raffael gemalten Sixtinischen Madonna in Dresden ein.

Zu einem künstlerischen Zusammenwirken von Bury und Goethe kam es im Juli 1808, als der Maler Karlsbad besuchte, um den Dichter wiederzusehen. Nach Motiven Burys verfasste Goethe auf Kurprinzessin Auguste das Huldigungsgedicht *Einer hohen Reisenden*, wie

1 Martin Dönike (Hrsg.): *Friedrich Bury. Briefe aus Italien an Goethe und Anna Amalia*. Göttingen 2007. – Goethes Briefe an Bury sind verloren.

2 Dönike (Anm. 1), Brief 44, S. 85. Gemeint sind die »Kopier Schuhe«, d. h., Bury musste Kopier-Arbeiten übernehmen, um seinen Lebensunterhalt zu sichern.

Hermann Mildnerberger ausführlich darlegt: *Friedrich Bury und Weimar. Aspekte zum Austausch zwischen Bild und Wort*.

Da sich für Bury in Weimar keine Perspektiven ergaben, reiste er nach Berlin. Dort setzte sich der Archäologe und Kunsthistoriker Aloys Hirt (1759-1837) für ihn ein, wie Manfred Pix in seinem zweiten Beitrag darlegt: *Friedrich Burys »Bildnis von Goethe ... zur öffentlichen Beurteilung« als Attraktion seiner Berliner Atelier-Ausstellung und die Folgen*. In der Wohnung des Malers (Behren-/Ecke Friedrichstraße) war das heute verschollene Gemälde *Porträt Goethes in ganzer Figur* (Werkverzeichnis VG 9, S. 216) gegen ein Eintrittsgeld von zwölf Groschen zu besichtigen. Die öffentliche Meinung über den ›Wert‹ des Bildes war geteilt.

Wie Helmut Börsch-Supan in *Friedrich Bury in Berlin 1800-1814. Malerei für die Aristokratie* aufzeigt, achtete Bury in seiner Berliner Zeit sehr darauf, Auftragsbildnisse nur von bedeutenden Aristokraten zu malen. Ein Beispiel dafür ist das Bildnis des Generals Gerhard von Scharnhorst (S. 189, Abb. 70), bei dem es sich allerdings um ein postumes Porträt handelt, wie nachgewiesen wird. Die »Distanz wahren Bildnisse« wurden von Clemens Brentano als kalt und steif kritisiert (S. 133).

Im Laufe des Jahres 1802 lernte Bury Auguste, die Kurprinzessin von Hessen-Kassel kennen. 1806 wurde er ihr Zeichenlehrer und schuf ein Porträt, das die Prinzessin als Kopistin der Raffael'schen *Sixtina* darstellt, und zwar so, dass ihr Kopf die Position des Madonnen-Gesichtes einnimmt. Durch diese »außergewöhnliche Komposition« gelingt Bury »gleichsam eine Apotheose der von ihm hochgeschätzten und verehrten« Prinzessin, wie Marianne Heinz (*Friedrich Bury, Lehrer der hessischen Kurprinzessin Auguste von Hessen-Kassel*; hier S. 141 f.) treffend schreibt.

Weniger nahe stand Bury Wilhelmine, der Schwester der Auguste und späteren Königin der Niederlande. Marc de Beyer (*Friedrich Bury am niederländischen Hof. Der Lehrer von Erbprinzessin Wilhelmine von Oranien-Nassau*) führt aus, dass das von ihr 1817/19 geschaffene Ölbildnis (Abb. S. 146) stilistische Einflüsse der altniederländischen Malerei aufweist.

Den Band beschließen ein Katalog der Werke Burys mit insgesamt 106 Abbildungen und ein Werkverzeichnis, in dem nicht nur jene Arbeiten vermerkt sind, die sich in Goethes Besitz befanden, sondern auch jene, deren Verbleib heute ungeklärt ist.

Alles in allem wird uns ein vielleicht nicht ganz ›großer‹ Künstler vor Augen geführt, dafür aber ein bedeutender Porträtist, den es gewissermaßen als deutschen François Gérard zu entdecken gilt. Deutlich wird zugleich, dass Bury seine ›Karriere‹ in den Anfängen Goethe zu verdanken hatte, sich dann aber zu einer durchaus eigenständigen Persönlichkeit entwickelte, die sich in einem vergleichbaren höfischen Umfeld bewegte.

Kay Ehling

Rolf Bothe: Clemens Wenzeslaus Coudray 1775-1845. Ein deutscher Architekt des Klassizismus. Köln, Weimar, Wien 2013, 638 S., 745 Abb.

Clemens Wenzeslaus Coudray zählt zu den eher unbekannten großen Architekten seiner Zeit. Zwar haben jüngere, wegweisende Einzelstudien zentrale Aspekte von Coudrays Schaffen herausarbeiten können – eine umfassende, Leben und Werk darstellende Untersuchung war indes seit Walther Schneemanns 1943 veröffentlichter Biographie ein Desiderat. Ein Grund für die zögerliche Auseinandersetzung mit Coudrays Werk dürfte nicht zuletzt in der schwierigen Überlieferungslage seiner virtuellen Architekturzeichnungen zu sehen sein. Die empfindliche Forschungslücke wird nun weitgehend durch die opulente Monographie Rolf Bothes geschlossen, eines Autors, der sich mit wichtigen Publikationen zur Geschichte des

Weimarer Residenzschlosses und den Anfängen der Weimarer Kunstsammlungen, deren Direktor er von 1992 bis 2002 war, als ein Kenner der Kunst um 1800 ausgewiesen hat. Sein mit 745 Abbildungen reich illustrierter und sorgfältig gestalteter Band stellt den nahezu unbekannten, heute vornehmlich in den Beständen der Klassik Stiftung Weimar überlieferten zeichnerischen Nachlass vor und verortet auf dieser Basis Coudray im Kontext seiner Zeit.

In chronologischer Ordnung folgt der Autor den vergleichsweise übersichtlichen Lebensstationen des Architekten: 1775 in Ehrenbreitstein bei Koblenz geboren und aus einer ursprünglich in Frankreich beheimateten Bildhauerfamilie stammend, absolvierte Coudray zunächst eine Lehre bei dem Frankfurter Tapezierer und Dekorateur Ludwig Daniel Philipp Rumpf. Auf dessen Empfehlung ging Coudray im Oktober 1800 nach Paris, um dort für vier Jahre an der 1794 gegründeten École polytechnique zu studieren. Als deren Preisträger und als Meisterschüler des bedeutenden französischen Architekten Jean-Nicolas-Louis Durand war Coudray enger Mitarbeiter in dessen Privatatelier und an der Herstellung der Bildtafeln zu Durands Hauptwerk *Précis des leçons d'architecture* (1802-1805) beteiligt. Diese Arbeit dürfte Coudray später die Anregung zu einem eigenen bautypologischen Lehratlas gegeben haben, der für Rolf Bothe ein Versuch ist, Architektur als einen »assoziativen Ideengeber« (S. 364) zu verstehen.

Seinen Pariser Erfolge verdankte Coudray die Anstellung als Hofarchitekt in Fulda (1804-1815). Kurz nach dem Antritt dieser Stelle unternahm er 1805 eine halbjährige, bis Paestum führende Italienreise, die dem Zweck diene, Anregungen für künftige Bauaufgaben zu sammeln. Welches Wagnis eine solche Reise in politisch brisanter Zeit darstellte, wird aus Coudrays überliefertem und hier erstmals publiziertem Tagebuch des ersten Reiseabschnitts von Paris nach Turin ersichtlich. Der junge Architekt zeigt sich darin als ein vielseitig gebildeter wie zeitkritischer Beobachter. Die politischen Umbrüche, die die Epoche prägten, führten Coudray schließlich im April 1816 nach Weimar: Infolge des Wiener Kongresses war das Fürstentum Fulda aufgelöst und ein kleiner Teil seines Territoriums dem neuen Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach zugeschlagen worden, das somit hessische Landesbedienstete übernehmen konnte. In Weimar war man ausdrücklich daran interessiert, einen fähigen, in Paris und Rom ausgebildeten Architekten zu gewinnen, von dem man sich zudem erhoffte, dass er – anders als Vorgänger wie Heinrich Gentz – dauerhaft bliebe. Tatsächlich hat Coudray sein mit zahlreichen Verpflichtungen verbundenes Amt als Großherzoglicher Oberbaudirektor bis zu seinem Tode 1845 ausgeübt. In diesen drei Jahrzehnten hat er es verstanden, mit seinen eleganten klassizistischen Bauten und Entwürfen das Erscheinungsbild des »klassischen« Weimar nachhaltig zu prägen. Darüber hinaus gelang es ihm, in vielen Orten des Großherzogtums durch die Errichtung von Bürgerbauten und Dorfkirchen sowie durch Wiederaufbauprojekte Akzente zu setzen.

Zu seinen wichtigsten Gesprächspartnern in Weimar zählte Goethe, der den Architekten über die ausdrückliche Empfehlung des Frankfurter Mineralogen Karl Cäsar von Leonhard kennen und nach einer ersten persönlichen Begegnung im Januar 1816 bald schätzen lernte. In Goethes Tagebüchern finden sich häufige Hinweise darauf, dass er mit Coudray in einem ständigen Austausch stand über Fragen der Architektur, der Organisation der Baubehörde, aber auch der Einrichtung einer Baugewerkschule, die 1829 unter Coudrays Leitung eröffnet werden konnte. Ein bemerkenswertes Zeugnis dieser engen Zusammenarbeit bilden Coudrays um 1820/21 entworfene Studien für einen Theaterneubau, denen nach dem Brand des Weimarer Theaters im März 1825 eine eigene Bedeutung zukam. Es ist ein besonders eindruckliches Kapitel in Rolf Bothes Untersuchung, das in einem ideengeschichtlichen Abriss die (möglichen) Hintergründe eines auf der Höhe der Zeit befindlichen Kunstgesprächs zwischen dem Theatermann Goethe und dem selbstbewussten Architekten Coudray rekonstruiert und zugleich aufzeigt, wie der Schüler Durands es vermochte, den in ihn gesetzten Erwartungen gerecht zu werden. Dass dieses innovative Projekt an Weimarer Befindlichkeiten scheiterte, zeigt freilich, dass Coudrays kulturvermittelnder Rolle Grenzen gesetzt waren.

Rolf Bothes biographisch ausgerichtete und nach Werkgruppen gegliederte Analysen zeichnen sich durch einen großen Kenntnisreichtum des Autors aus. Weniger überzeugend ist indes sein Umgang mit den Quellen. So wäre ein die Untersuchung abschließender ausführlicher Anhang der geeigneten Orte gewesen, um die zitierten Archivalien nachzuweisen und ausgewählte Dokumente zu veröffentlichen, die Coudrays Lehr- und Bautätigkeit oder die Umstände seiner Berufungsverhandlungen mit Weimar und Kassel beispielhaft belegen könnten. Auch die Pariser Jahre hätten durch gezielte Recherchen in französischen Archiven und Sammlungen stärker fundiert werden müssen. Ein Verzeichnis der Schriften Coudrays hätte zudem die publizistischen Ambitionen des Architekten nachweisen können, und eine Übersicht seiner geplanten und tatsächlich ausgeführten Bauten wäre dem Leser eine hilfreiche Orientierung gewesen. So verdienstvoll der 299 Nummern umfassende Katalog ausgewählter Zeichnungen Coudrays ist, wird er doch kaum dem einer Monographie durchaus zumutbaren Anspruch eines kritischen Verzeichnisses sämtlicher überlieferter Zeichnungen gerecht, zumal die Auswahlkriterien nicht hinreichend erläutert werden. Besonders bedauerlich ist, dass das als roter Faden die gesamte Publikation durchziehende, in der eigenhändigen Fassung im Goethe- und Schiller-Archiv überlieferte Selbstzeugnis *Lebens-Ereignisse* nach der von Walther Schneemann 1943 publizierten Fassung zitiert wird, die neben gravierenden Transkriptionsfehlern einige nicht unbedeutende Auslassungen aufweist. Das von Rolf Bothe praktizierte Verfahren, in gelegentlichen Fußnoten (S. 17, 205, 412) einzelne Fehler zu korrigieren, ist nicht sinnvoll. Eine kritische Edition dieses auch für die Gattung der Künstlerautobiographie aufschlussreichen Textes bleibt damit einer künftigen Ausgabe vorbehalten. Doch vielleicht sah der Autor diese Einwände schon voraus, als er bereits in der Einleitung seiner Untersuchung mit Goethe – angesichts der kritischen Aufnahme einer überarbeiteten *Iphigenie* – formulierte: »So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Mögliche gethan hat« (S. 14).

Alexander Rosenbaum

Torsten Unger: *Fürstenknecht und Idiotenreptil. Goethes Kritiker*. Erfurt 2012, 251 S.

Die plakativen Stichworte im Titel – das erste ein Topos aller Goethe-Kritiker, das zweite offenkundig einem Psychopathen aus der Feder geflossen – lenken den Leser im Grunde auf eine falsche Fährte, denn Unger, Redakteur beim Mitteldeutschen Rundfunk (MDR), will erklärtermaßen kein Zerrbild von Goethe liefern, sondern unvoreingenommen dessen Nachleben im Spiegel der Kritik dokumentieren. Ob er mit seiner Titelzeile eine glückliche Wahl getroffen hat, stehe dahin. Ebenso gibt das der Anthologie vorangestellte Motto, es sei »überhaupt lohnend [...], Goethe einmal mit den Augen seiner Gegner anzusehen« (S. 3), in seinem forcierten Duktus zu kritischen Nachfragen Anlass.

Unger ist nicht der Erste, der Stimmen von Goethe-Kritikern versammelt. Zu finden sind sie z. B. in Karl Robert Mandelkows Standardwerk *Goethe im Urteil seiner Kritiker* und in Jörg Drews' amüsanten Anthologie *Dichter beschimpfen Dichter*; Ungers Literaturverzeichnis, das nicht streng genug zwischen Primär- und Sekundärliteratur unterscheidet und präziser über die Quellsituation hätte unterrichten können, gibt Auskunft darüber, dass er diese und andere Quellen herangezogen hat. Die Reihe der Kritiker wird von Goethes Vater angeführt und endet, in einigermaßen freier Handhabung der Autorenchronologie, mit Marcel Reich-Ranicki. Sie alle werden mit einem kurzen Text eingeführt, in den Zitate eingebunden sind, die im zweiten Teil des jeweiligen Abschnitts – um weitere »schöne Stellen« vermehrt – so etwas wie ein Brevier des Kritikers ergeben. Dieses Brevier zusammenzustellen, d. h. die

Quellen selbst auf Passendes hin durchzusehen, war für den Herausgeber eine Fleißaufgabe, für die man ihm dankbar ist. Suggestive, mit Zitaten spielende Kapitelüberschriften sollen den Appetit des Lesers wecken – ein legitimes Verfahren, in dem sich Ungers journalistische Handschrift zu erkennen gibt. Sieht man einmal von drei Stimmen aus Frankreich (Madame de Staël, Napoleon und Barbey d'Aurevilly) und einer Stimme aus den USA ab (Daniel W. Wilson), so scheint der Chor der Kritiker allein in Deutschland und Österreich zu Hause zu sein. Zustande gekommen ist eine vielstimmige Anthologie, in der man teils amüsiert, teils mit leichtem Ingrimme liest. Mehr war möglicherweise nicht beabsichtigt; die Sammlung will »unterhalten« (S. 10).

Gleichwohl bleiben Fragen. Der Begriff des Kritikers wird denkbar weit gefasst und erweist sich als reichlich diffus. Jakob Michael Reinhold Lenz und Gottfried August Bürger werden darunter ebenso subsumiert wie etwa Jean Paul. Es ist aber ein Unterschied, ob Goethes Vater seinen Sohn mahnend kritisiert, Charlotte Buffs Verlobter Kestner ein (durchaus positives) Charakterbild des *Werther*-Autors zeichnet, Charlotte von Stein als Erzieherin (im höheren Sinne) auf Goethe einwirkt – oder ob Karl August Böttiger Nachrichten aus Weimar hämisch und verfälschend kolportiert, Pfarrer Pustkuchen eine eigene Version von *Wilhelm Meisters Wanderjahren* herausbringt, Barbey d'Aurevilly und Jakob Haringer einem nur pathologisch zu nennenden Goethehass Stimme verleihen (beide hätten füglich wegbleiben können) oder Wilson, als Fachgelehrter eigentlich ein Fremder in *diesem* Feld der Kritiker, seine waghalsigen Behauptungen über Goethes vermeintliche Spitzeltätigkeit aufstellt. In diesen Fällen ist eine Tendenz zum Sensationellen wahrzunehmen. Im sehr knapp gefassten Vorwort hätte der hier zur Anwendung kommende Begriff von Kritik genauer dargelegt werden müssen.

Unger, so möchte ich annehmen, ist dieses Problem bewusst gewesen. In seinen kurzen Einführungen ist er um historisch ausgewogene Kommentare bemüht, wird er nicht zum »Lautsprecher« der jeweiligen Kritiker; dass ihm dabei zuweilen banale oder saloppe Formulierungen unterlaufen, sei nicht verschwiegen. Doch seiner »historisch-kritischen« Intention sind allein durch die Umfänge Grenzen gesetzt. Angemessen fallen seine Urteile aus, wenn sich Kritiker wie Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchen, Ludwig Börne, Wolfgang Menzel oder Christian Dietrich Grabbe laut und einseitig zu Wort melden. Schwieriger wird es, wenn historische Zusammenhänge diffiziler werden und eines differenzierten literaturwissenschaftlichen Kommentars bedürften. Es kommt der Quadratur des Kreises gleich, Jean Pauls Verhältnis zu Goethe, Heines Bild des »Olympiers«, die Goethe-Bezüge bei Walter Benjamin oder Thomas Mann mit wenigen Strichen skizzieren zu wollen.

Wie immer bleiben Wünsche offen. Zu beobachten ist, dass auch einem im Prinzip gewissenhaft recherchierenden Herausgeber wie Unger Fehler passieren. Seine Wiedergabe des Gesprächs zwischen Napoleon und Goethe in Erfurt (S. 18) stimmt nicht mit Goethes eigenen Aufzeichnungen überein. Aus meiner Sicht stellt zudem Gotthard Erlers Einordnung von Böttigers Klatsch-Kompodium *Literarische Zustände und Zeitgenossen* als »das Standard-Buch über den Alltag des klassischen Weimar« (S. 59) pure Verlagsreklame dar, so dass diese Passage getrost hätte eliminiert werden können. Börne gründete mitnichten mit Heine das Junge Deutschland (S. 68). Novalis konnte sich nicht bei der Pflege Schillers an Tuberkulose angesteckt haben (S. 109), weil dieser wegen Bauch- und Rippenfellentzündung darniederlag. Das auf S. 139 Madame de Staël zugeschriebene Urteil über Goethes *Natürliche Tochter* ist bei ihr nicht zu finden und soll einer dubiosen Anekdote zufolge von Herder stammen. Goethes *Campagne in Frankreich 1792* wird den napoleonischen Kriegszügen zugeordnet (S. 150). Und schließlich: Thomas Manns *Doktor Faustus* ist erklärtermaßen kein Goethe-Roman, sondern – wenn überhaupt – ein Nietzsche-Roman (S. 196f.). Dies zu reparieren bleibt einer neuen Auflage vorbehalten, in der auch, um Missverständnisse zu vermeiden, die Werktitel durchgehend in Anführungszeichen gesetzt werden sollten. Aus mir unerfindlichen Gründen kreidet Unger Goethe immer wieder seine »sagenhafte« Eitelkeit (S. 198) an. Hier, so scheint es, stimmt er ausnahmsweise einmal in den Chor der »Misswollenden« ein, denen er sonst mit kritischer Reserve begegnet.

Nicht unproblematisch ist Ungers Versuch, im abschließenden Kapitel die altbekannte These von Goethes »Biographie als Kunstwerk« (S. 234) vor allem aus Gesprächszitaten herzuleiten, denen man generell mit Vorsicht begegnen sollte. Ob Goethe tatsächlich den »Preis übergroßen Ehrgeizes« (S. 239) gezahlt hat, ist wie manches andere dort Geäußerte (z. B. über Goethes Verhältnis zur Musik) mit Fug und Recht zu bezweifeln. Im Grunde erweist sich eine solch bilanzierende Rechtfertigung der Anthologie als unnötig. Stattdessen hätte man sich ein ausführlicheres Vorwort gewünscht.

Als informatives und abwechslungsreiches Lesebuch, als Hinführung zu Goethe kann die Anthologie empfohlen werden. Wer genauere Aufschlüsse sucht, sollte bei den versammelten Autoren weiterlesen.

Jochen Golz

Natalja Jegorowna Nikonowa: *W. A. Schukowski i ewo nemezkiye drusja: nowyje fakty is istorii rossisko-germanskowo meschkulturnowo wsaimodeistwija perwoi polowiny XIX w.* Tomsk 2012, 336 S.

Wassili Andrejewitsch Schukowski, der Begründer der russischen Romantik, wurde vor allem als Schöpfer formvollendeter Nachdichtungen von Balladen der deutschen Klassik und Romantik berühmt. Wegen seiner Verdienste als Übersetzer und aufgrund wiederholter langer Aufenthalte in Deutschland gilt Schukowski als bedeutender Vermittler zwischen der deutschen und der russischen Literatur.

Natalja Jegorowna Nikonowa hat in ihrem Buch *W. A. Schukowski und seine deutschen Freunde* »neue Fakten aus der Geschichte der russisch-deutschen interkulturellen Wechselwirkung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts« (Übersetzung des Buchtitels) ermittelt, veröffentlicht und interpretiert wie in ähnlicher Weise bereits andere Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft auch, die vor ihr im Goethe- und Schiller-Archiv der Klassik Stiftung Weimar und im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar geforscht haben (sie bezieht sich auf Arbeiten von Rostislaw Jurjewitsch Danilewski, Juri I. Archipow und Jekaterina Jewgenjewna Dmitrijewa). Ferner benutzte Nikonowa Handschriften aus Archiven und Bibliotheken in Berlin, Marbach, Düsseldorf, München, Frankfurt a. M. und Heidelberg, vor allem aber in St. Petersburg, Moskau und Tomsk. In der westsibirischen Universitätsstadt wurde seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Privatbibliothek Schukowskis bibliographiert und erforscht. Nikonowa setzte diese Arbeit ihrer Universitätslehrer fort, indem sie die Widmungen der Verfasser und die Bucheintragungen Schukowskis als Zeugnisse deutsch-russischen Kulturtransfers auswertete und Informationen biographischer Natur oder über Schukowskis Übersetzertätigkeit hinzufügte. So z. B. hat der »Genius der Übersetzung«, wie ihn Alexander Sergejewitsch Puschkin nannte, Homers *Odyssee* und Auszüge aus der *Ilias* nach einer deutschen Interlinearübersetzung in Prosa und nach Johann Heinrich Voß' Meisterübersetzung ins Russische übertragen, *Rustem und Sorab* aus Firdusis *Schah-name* und *Nala und Damajanti* aus dem *Mahabharata* nach Friedrich Rückerts deutschen Übersetzungen – ein Beweis für die in der deutschen Klassik behauptete hervorragende Eignung der anpassungsfähigen deutschen Sprache für die Vermittlung von Weltliteratur.

Schukowski war der Hauptvertreter der empfindsamen Romantik in Russland. Mit Ausnahme weniger vom »Vaterländischen Krieg« 1812 inspirierter patriotischer Oden hinterließ er nur elegische Gedichte, die subjektive Empfindungen von unerfüllter Liebe, melancholischen Naturstimmungen und religiösem Jenseitsglauben mit großer Formkunst widerspiegeln. Von den in Russland heranreifenden gesellschaftlichen Konflikten und Kämpfen (Dekabristenaufstand 1825) ist in seinem Leben und Schaffen kaum etwas zu spüren, da er sich schon früh dem Dienst als Prinzenenerzieher am Zarenhof verschrieb und als überzeugter

Monarchist der kaiserlichen Familie treu ergeben war. Entsprechend konservativ fielen auch seine persönlichen Kontakte und Freundschaftsbeziehungen zu deutschen Schriftstellern aus. Der einzige Liberale unter seinen deutschen Korrespondenten, Karl August Varnhagen von Ense, ein Kenner der russischen Sprache und Literatur, sah von der Publikation seines Aufsatzes über Schukowski ab, da er in seinen politischen Anschauungen nicht mit dem unterwürfigen Höfling übereinstimmte.

Goethe empfing am 29. Oktober 1821 Schukowski zusammen mit dem russischen Staatsrat Johann Georg von Struve, am 4. und 5. September 1827 mit dem baltischen Baron und Maler Gerhard Wilhelm von Reutern, Schukowskis späterem Schwiegervater. Am 16. November 1821 sandte Goethe dem abgereisten russischen Dichter einen freundschaftlichen, aber inhaltsleeren Brief hinterher. 1827 erwähnte er den ihm »durch Lieb' und Freundschaft« verwandten Russen, Verfasser »zarte[r] Gedichte«, in einer Rezension über serbische Volkspoesie in seiner Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum* (WA I, 41.2, S. 313 f.). Das ist vonseiten Goethes alles. Schukowskis Weimarer Beziehungen beschränkten sich im Wesentlichen auf den Hof der Großfürstin Maria Pawlowna, Kanzler Friedrich von Müller und den Diplomaten und Übersetzer Puschkins und Fjodor Iwanowitsch Tjutschews Apollonius von Maltitz. Der schwäbische Dichter und Geisterseher Justinus Kerner gab 1852 Schukowskis *Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf* in deutscher Sprache heraus; ein estnischer Baron, Karl von Knorring, Schwager Ludwig Tiecks, übersetzte 1831 in einer kurzlebigen *Russischen Bibliothek für Deutsche* in Reval Erzählungen Schukowskis, der auch mit Elise von der Recke, dem elegischen Dichter Christoph August Tiedge und der Karschinkelmin Helmina von Chézy befreundet war.

Als bigotter Frömmeler und Monarchist ein Gleichgesinnter der Nazarener, bemühte sich Schukowski, von dem Reisealben aus Deutschland und Italien mit eigenen Landschafts- und Porträtzeichnungen erhalten sind, den Malern Friedrich Overbeck und Eduard Jakob von Steinle lukrative Aufträge vom russischen Thronfolger, seinem Zögling, zu verschaffen. Wie zuvor die Weimarer Bekanntschaften und die Beziehungen zu deutschen Schriftstellern Abschnitte des Buches bilden, so versucht Nikonowa die erwähnten Maler sowie – ganz disparat – Politiker, Gelehrte und Geistliche in einem letzten Kapitel zu gruppieren. Seit 1827 verband Schukowski eine auf politischer Übereinstimmung basierende enge Freundschaft und Gevatterschaft mit dem katholischen General Joseph Maria von Radowitz, der Prinzen-erzieher am preußischen Hof und Gesandter beim Deutschen Bund war. Außer militärischen, mathematischen und politischen Schriften dieses Hochkonservativen ist in Archivkreisen seine 1864 in Berlin versteigerte riesige Autographensammlung bekannt. Radowitz arbeitete für eine Reform des Deutschen Bundes als Bundesstaat unter preußischer Vorherrschaft unter Ausschluss Österreichs. 1850 war er kurzzeitig Außenminister und trat zurück, als sein Unionsplan scheiterte. Österreich und Russland bestanden auf der Wiederherstellung der ursprünglichen Verfassung des Deutschen Bundes, und Preußen musste der Übermacht nachgeben. In dieser Krisensituation trat Schukowski im Briefwechsel mit König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und in einer Broschüre in deutscher und in russischer Sprache für seinen Freund ein, den er zu einem Märtyrer der ihm verhassten 1848er Revolution idealisierte wie auch den Zaren Nikolaus I. als angeblichen Märtyrer des Jahrhunderts.

Zu Schukowski und Radowitz kommt in der Korrespondenz des Ersteren noch ein dritter Prinzen-erzieher hinzu, der Philologe Friedrich Adelung, wie Schukowski mit dem Zarenhof verbunden als Lehrer zweier Großfürsten. Nikonowa hat fünf Briefe Schukowskis an ihn und seinen Sohn veröffentlicht, in denen es um Büchersendungen und höfische Angelegenheiten geht. Danach folgen Billette, die vor und nach Alexander von Humboldts Russland-Reise 1829 mit diesem gewechselt wurden, und die detaillierte Beschreibung eines Erbauungsbuches des seinerzeit berühmten Predigers Johann Heinrich Bernhard Dräseke mit Eintragungen Schukowskis und seiner Schülerin und Nichte Maria Andrejewna Protasowa von 1815. Die umfangreichste Quellenpublikation Nikonowas aber sind im ersten Abschnitt des Buches 44 Briefe Schukowskis von 1823 bis 1852 an einen Jugendfreund, den

Dorpater Arzt Karl Johann von Seidlitz, der 1870 in Mitau die erste Biographie des Dichters veröffentlichte.

Der zunehmend mystischen Religiosität Schukowskis und anderer Romantiker schreibt die Autorin, der Schukowski-Forscherin Faina Sinowjewna Kanunowa folgend, eine maßgebliche Wirkung auf die weltanschauliche Entwicklung der späteren russischen Literatur, sogar auf Dostojewski und Tolstoi, zu. Das retrograde Gottsuchertum dieser kritischen Realisten gründete sich aber eher auf außerliterarische Voraussetzungen, die eine historische Literaturbetrachtung vor allem berücksichtigen sollte: Die sozialen Konflikte in der russischen Gesellschaft spitzten sich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 und dem Beginn des Kapitalismus unerträglich zu. Reiseeindrücke der Schriftsteller in Westeuropa hatten eine abschreckende Wirkung, so dass man im religiösen Fatalismus der russischen Bauern und im Messianismus der Slawophilen einen Ausweg fand. Während der Romantiker Schukowski sich eine reaktionäre subjektive Scheinwelt schuf, erlangten die bedeutendsten Schriftsteller Russlands durch das bewusst erlittene Elend und ihr Mitgefühl an den Grenzen und Tiefen menschlicher Existenz weltliterarische und gleichsam prophetische Größe.

Die Autorin sieht den Wert ihrer Arbeit vornehmlich in der Veröffentlichung neuer Quellen als Voraussetzung für eine wissenschaftliche Biographie. Bei der weitgehenden Ausklammerung der geschichtlichen Grundlagen und der sich aus den edierten Texten ergebenden Reduktion auf private Inhalte und zumeist recht unbedeutende Schriftsteller stellt sich die Frage nach Schukowskis Korrespondenz überhaupt (in der Einleitung, S. 15, die Zahlenangabe von mehr als 150 deutschen Korrespondenten?). Eine wenigstens vorläufige chronologische Übersicht der vorhandenen, verstreut gedruckten und handschriftlich nachweisbaren Briefe hätte den Leser vielleicht zu einer anderen Einschätzung veranlassen können. So aber bleibt vordergründig der Eindruck des Unbedeutenden in einer Zeit großer weltgeschichtlicher Kämpfe im Gedächtnis.

Günter Arnold

Arnold Pistiak: *»Nie und nimmer!« Überlegungen zu Hanns Eislers Projekt einer Faustoper.* Berlin 2013, 94 S.

Arnold Pistiak: *»Darf ich auch Verse von Goethe verwenden?« Hanns Eislers Goethe-Kompositionen.* Berlin 2013, 92 S.

In insgesamt vier schmucken Bändchen widmet sich Arnold Pistiak dem Werk Hanns Eislers und vor allem dessen politisch engagiertem Umgang mit literarischen Texten. Während die ersten beiden Abhandlungen Eislers Chorlieder nach Gedichten von Heinrich Heine sowie seine Kantaten auf Texte von Ignazio Silone und Bertolt Brecht in den Blick nehmen, richten sich die zwei folgenden Darstellungen auf Themen, die den Goethe-Forscher aufmerken lassen: Dass sich der Komponist der DDR-Nationalhymne mit Goethe und dessen Lebensthema *Faust* beschäftigt hat, dürfte jenen, die sich für die musikalische Nachwirkung des Dichters interessieren, allenfalls am Rande bekannt sein. Tatsächlich ist das *Œuvre*, um das es hier geht, eher schmal. Von Eislers vor allem 1952/53 verfolgtem Projekt einer *Johann Faustus*-Oper auf ein selbst verfasstes Textbuch hat sich außer dem Libretto nicht viel erhalten und die Teile seines kompositorischen Werks, denen Verse Goethes zugrunde liegen, dürften bei einer ersten Überschau den Eindruck des bloß einem äußeren Anlass Geschuldeten oder Zufälligen, ja Marginalen vermitteln. Neben ein paar verstreut entstandenen Liedern und einigen Skizzen oder nicht weiter verfolgten Plänen handelt es sich wesentlich um zwei größere Werke: einerseits um die *Rhapsodie für großes Orchester (mit Sopran-Solo*

nach Worten aus Goethes »Faust II«) und andererseits um die Kantate *Das Vorbild*, deren zweiter und dritter Satz Goethes Gedicht *Das Göttliche* und sein spätes Freimaurerlied *Symbolum* vertonen. Verbunden sind diese beiden (wie auch die meisten anderen) Goethe-Kompositionen Eislers durch ihre gemeinsame Entstehungszeit: Eisler hat sich zwar, wie er selbst bekannte, in den wechselnden politisch-historischen Konstellationen seines Lebens immer wieder neu in den Weimarer Klassiker vertieft, produktiv und öffentlichkeitswirksam geworden ist diese Lektüre aber allein in der Zeit der frühen DDR, in den Jahren 1949 bis 1952/53. Seine *Rhapsodie* war der zentrale, vom Landesausschuss Thüringen in Auftrag gegebene Musikbeitrag zu den ostdeutschen Feiern von Goethes 200. Geburtstag. Die Kantate *Das Vorbild*, die Eisler gut zwei Jahre später geschrieben hat, geriet nach ihren ersten Aufführungen in die Debatten um eine dem Aufbau des sozialistischen Staates angemessene Kunst, die wiederum 1953 Eislers Projekt einer Faustoper ein jähes Ende bereiteten.

Gerade diesen entstehungsgeschichtlich-kulturpolitischen Kontexten gilt Pistiaks besonderes Interesse. Entsprechend stellt er schon das Klavierlied *Der Schatzgräber* und das Orchesterlied *Glückliche Fahrt*, dessen Text Eisler ohne das bei Goethe (und manchen seiner Komponisten) voranstehende *Meeres Stille* vertonte, nicht nur in ihre musikhistorischen Traditionsbezüge (bei Ersterem habe Eisler »offensichtlich Schuberts« Vertonung des Textes »im Ohr gehabt« [S. 14], bei Letzterem referiere er deutlich auf Beethoven). Er liest sie vielmehr (trotz unsicher bleibender Datierung) als musikalische Beiträge zur politischen Gegenwart: »[...] herrscht in *Glückliche Fahrt* die Begeisterung darüber, dass nun endlich »das Land« zu sehen ist, die Freude über einen sich abzeichnenden gesellschaftlichen Aufbruch in eine gerechte Gesellschaft, so artikuliert *Der Schatzgräber* die Freude über den bereits individuell *vollzogenen* Aufbruch« (S. 13). Wenngleich die aktualisierende Interpretation der beiden Lieder etwas forciert wirkt, so ergibt sich die Frage nach einer politischen Indienstnahme Goethes bei der Geburtstags-*Rhapsodie* von 1949 schon aus der Auftragssituation. Nachgezeichnet werden nicht nur Eislers musikalische »Recycling«-Technik, mit der er Elemente eigener Filmmusik im instrumentalen Mittelteil wiederverwertet, sondern auch seine originelle Auswahl einzelner Verse aus *Faust II*, die er im vokalen Rahmen seiner Komposition verwendet: Die Aufforderung Phorkyas', sich »schnell von Fabeln frei« zu machen (*Faust II*; MA 18.1, S. 271, V. 9680), und der »neue Lieder« (ebd., S. 279, V. 9935) verheißende Schluss des Trauergesangs auf Euphorions Tod habe Eisler so aus dem Kontext isoliert und in einer solch »volkstümlichen« Weise komponiert, dass seiner *Rhapsodie* »alle-mal etwas Entschiedenes, Entschlossenes, Appellierendes, Kämpferisches« eigne (S. 32).

Vom »staatstragenden« Charakter seiner *Rhapsodie* zu Goethes 200. Geburtstag scheint sich Eisler zwei bis drei Jahre später geschaffene Kantate *Das Vorbild* entfernt zu haben. Jedenfalls zielt Pistiaks ausführliche Deutung darauf, im Werk und in seiner »zwiespältig[en]« Aufnahme durch die offizielle Kulturpolitik (S. 50) deutliche Zeichen einer zunehmenden Distanz zwischen Eisler und dem DDR-Staat zu sehen: Indem Eisler im Mittelstück der ursprünglich *Über den Frieden* genannten Kantate den Text von Brechts *Friedenslied* gegen Goethes *Das Göttliche* austausche, rücke er von einer unmittelbaren politischen Verwertung ab; auch der abschließende Satz, der Goethes *Symbolum* vertont, stelle sich mit seiner Textwahl »quer zu dem politischen Selbstverständnis der Partei- und Staatsführung«, indem »er sich jeder kämpferischen oder politischen Einvernahme« widersetze (S. 46). Wie aktiv Eislers Kantate tatsächlich von der staatlichen Doktrin abrückte, mag man dahingestellt sein lassen – einzelne Zitate, die dem Komponisten etwa vorwerfen, in seinem Werk keine »wirkliche innere Verschmelzung [...] mit den Erbauern der Stalinallee« zu zeigen (S. 52), lassen immerhin erkennen, dass Eisler 1952/53 in den Strudel der politisch zunehmend nervösen DDR-Kulturpolitik gekommen war.

Während die diesen Band abschließenden »Gedankensplitter« (S. 54-70) die Thesen verfolgen, Eislers Goethe-Kompositionen der »Aufbruchzeit« um 1950, die sowohl von der Goethe- wie von der Eisler-Forschung bislang als »nicht relevant« abgetan worden seien (S. 66), zeigten keinerlei »Distanz zu Goethe«, sondern »Unmittelbar-Identifikatorisches«

(S. 56), suchten weitgehend nach einem »bekenntnishaft-imperativischen« Sprechen (S. 58) und einer angemessenen »schlicht[en] und zugleich hochkünstlerisch[en]« Musiksprache (S. 63), verfolgt Pistiak in seiner Untersuchung zu Eislers Opernvorhaben konzentriert die Idee, der *Johann Faustus* sei im Kern ein antistalinistisches Projekt. Ja, man mag den Eindruck gewinnen, dass sich die politischen Zuspitzungen in den Interpretationen von Eislers Goethe-Kompositionen der Absicht verdanken, eine kohärente Entwicklungslinie zu konstruieren, die geradewegs auf das als regimekritisch verstandene Opernprojekt und schließlich auf den Bruch zwischen Eisler und dem DDR-Staat zuläuft. Dies manifestierte sich kurz vor dem 17. Juni 1953 in dem Beschluss der Staatlichen Kunstkommission und des Ministeriums für Volksbildung, das schon gedruckte und zunächst zustimmend aufgenommene Textbuch des *Johann Faustus* müsse »aus dem Buchhandel zurückgezogen« werden (S. 31).

Entsprechend geht Pistiaks zweite Abhandlung der Frage nach, »wo denn die tieferen Gründe für das massive Vorgehen« der DDR-Obrigkeit »gegen Eislers *Johann Faustus* zu suchen seien« (S. 5). Um die von der bisherigen Forschung erst ansatzweise gefundenen Antworten zu geben, stellt der Verfasser die »Inszenierung der Kampagne« (S. 10-33) sowie deren wirkungsgeschichtliche Folgen dar (S. 34-38) und widmet sich dann einzelnen Aspekten von Eislers Textdichtung (S. 39-66), die ihn schließlich zu zusammenfassenden Deutungen führen (S. 67-83). Auf diese Weise wird klar, dass Eislers Projekt mitten in die in den frühen 1950er Jahren wieder aufflammende »Formalismus«-Debatte und in die seinerzeitige Diskussion um eine moderne »deutsche Nationaloper« (sozialistischen Zuschnitts) hineingeraten ist. Der geschichtliche und zugleich für die damalige Gegenwart brisante Kontext der Bauernkriege, in dem Eisler seine zum »Renegaten« werdende Faust-Figur placierte, und der Anspielungshorizont, den sein Text durch satirische Hinweise etwa auf das sich ausbreitende Bespitzelungswesen des DDR-Staates gewinnt, plausibilisieren durchaus die Grundthese, Eisler reflektiere in seinem von Thomas Mann inspirierten *Johann Faustus* die Misere des vom Volk isolierten Intellektuellen (S. 48f.) und verweigere sich den 1952/53 zunehmend dogmatisch verengten, »funktionärstümlichen und volkstümlichen« Ansprüchen eines »sozialistischen Realismus« mit dem Ruf nach ganz positiven, gradlinig auf eine Muster-gesellschaft zuschreitenden Helden (S. 69).

Dass der Verfasser mitunter in einen apologetischen, etwas übers Ziel hinausschießenden Ton fällt, dass er den künstlerischen Anspruch Eislers auch dort nicht in Zweifel ziehen mag, wo andere durchaus ästhetische Bedenken gegen dessen kompositorische Collage- und Popularkunst hegen, und dass er sich manche (immerhin nicht verschwiegene, sondern ausführlich diskutierte) Indizien, die seiner zentralen These entgegenstehen, Eislers *Johann Faustus* sei ein antistalinistisches Projekt, ein wenig zurechtinterpretieren muss – all dies sollte keineswegs in eine Fundamentalkritik münden. Es ist vielmehr als Ausdruck des großen Engagements zu sehen, mit dem Arnold Pistiak sein Thema verfolgt und damit ein vor allem kulturpolitisch interessantes Kapitel der Goethe-Rezeption in der frühen DDR geschrieben hat.

Dieter Martin

Matthies Andresen: *Die Charaktere aus Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre« bei Anton Rubinstein und Hugo Wolf. Mit einer Analyse der Rezeptionsgeschichte der lyrischen Einlagen des Romans.* Frankfurt a. M. u. a. 2012, 243 S. u. 1 CD

Seit Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* in der ersten Ausgabe von 1795/96 mit Notenbeilagen von Johann Friedrich Reichardt erschienen ist, fanden die darin enthaltenen Lieder eine intensive musikalische Resonanz. Besonders Mignon und der Harfner, die Mitglieder von Wilhelm Meisters »romantischer Familie«, die im Gespräch wortkarg bleiben,

sich aber im Gesang eindringlich ausdrücken können, wurden zu Lieblingsfiguren der Liederkomponisten von Franz Schubert bis in die frühe musikalische Moderne. Da Goethe die Gesänge aus *Wilhelm Meister* später separat in seine Gedichtsammlungen aufgenommen hat, konnten die Komponisten ihre Lieder entweder unabhängig vom Romangeschehen als isolierte Monologe geheimnisvoller Charaktere gestalten oder aber sie gewannen die Texte unmittelbar aus dem Roman, um den Erzählsammenhang, in dem die Gedichte stehen, in unterschiedlicher Intensität musikalisch widerzuspiegeln. Die beiden Komponisten, die in den Jahrzehnten nach Robert Schumanns erstmals auch das *Requiem für Mignon* einschließendem *Wilhelm Meister*-Zyklus (Opus 98 a und b) am stärksten auf eine Gesamtvertonung aller musikalisierbaren Verseinlagen des Romans zielten, nimmt die vorliegende Arbeit von Matthias Andresen in den Blick: Anton Rubinstein und Hugo Wolf.

Die Untersuchung, die im Jahre 2010 an der Universität Mannheim als Dissertation angenommen worden ist, gliedert sich in drei Teile. Zunächst wird ausgreifend die »Literarische Rezeptionsgeschichte der Lieder und Gedichte« von der Entstehungszeit des Romans bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts dargestellt (S. 21-87). Zweitens untersucht der Verfasser Anton Rubinsteins um 1870 erschienenen Opus 91, *Die Gedichte und das Requiem für Mignon aus »Wilhelm Meister's Lehrjahre«* (S. 89-155), und drittens werden Hugo Wolfs knapp zwanzig Jahre später entstandene *Wilhelm Meister*-Lieder analysiert (S. 157-219). Eine knappe *Vergleichende Schlussbetrachtung unter Berücksichtigung der verwendeten Tonarten bei Rubinstein und Wolf* (S. 221-230) rundet den übersichtlichen Band ab, dem eine CD-ROM beigelegt ist, die Scans von Rubinsteins nicht ganz leicht zugänglichem Notendruck enthält. Innerhalb der Kapitel geht die Untersuchung recht kleingliedrig zu Werke. So werden im ersten Abschnitt die Rezeptionszeugnisse – von Briefen Schillers bis zu Auszügen aus der Literaturgeschichte Wilhelm Scherers – in weitgehend chronologischer Folge aneinandergereiht, dabei eher knapp kontextualisiert als intensiv interpretiert. Ähnlich bestehen auch die musikwissenschaftlichen Kapitel, jeweils nach informativen Ausführungen zu Leben und Werk der Komponisten, aus einer lückenlosen Reihe von Einzelliedanalysen. Die Schlussfolgerungen, die der Verfasser zieht, sind insgesamt transparent und nachvollziehbar: Während sich Rubinstein strikt an die Abfolge des Romans hält und mit eher rückwärtsgewandten kompositorischen Mitteln »der chronologischen Entwicklung der Figuren im Roman« nachgeht, zieht Wolf die Lieder der einzelnen Figuren zu kleinen Gruppen zusammen und arbeitet mit seinen moderneren musikalischen Verfahren nuancierter an der Hervorhebung »einzelne[r] Charaktermerkmale« (S. 222).

Da Wolfs Kompositionen von der Forschung bereits verschiedentlich gewürdigt wurden, dürfte der bleibende Wert der Studie in der erstmaligen ausführlichen Beschreibung von Rubinsteins *Wilhelm Meister*-Liedern bestehen. Die kontextuelle Einbindung dieser Analysen erschließt sich hingegen nicht ganz. Zu welchem Zweck er die literarischen Rezeptionszeugnisse so breit vorangestellt hat (weil die Promotion im Fach Germanistik erfolgte?), hätte der Verfasser genauer begründen müssen; in den Interpretationen der Kompositionen jedenfalls geht er nicht systematisch der Frage nach, wie sich die musikalischen Charakterporträts Mignons und des Harfners zum außermusikalischen Verständnis der Figuren zwischen Romantik und Positivismus verhalten. Umgekehrt wäre es wohl wichtiger und erhellender gewesen, Rubinsteins und Wolfs *Wilhelm Meister*-Lieder vor die Folie früherer und gleichzeitiger Parallelvertonungen zu stellen, statt bloß summarisch »auf das umfangreiche Verzeichnis von Willi Schuh« zu verweisen (S. 87) – dass Andresen die Konkurrenz zu Robert Schumanns Zyklus ausblendet, in die Rubinstein sich allein schon durch die auf größtmögliche Vollständigkeit zielende Vertonung von Goethes Liedeinlagen begibt, mindert den Wert seiner Arbeit erheblich. Hinzu kommt, dass sie in ihrer seriellen Anlage argumentativ kaum thesengeleitet wirkt und durch ihre deskriptive Genügsamkeit dem Leser weniger Vergnügen bietet, als es das Anhören der bislang leider nicht eingespielten Lieder Rubinsteins wohl verschaffen könnte.

Christiane C. Schachner: *Martin Walsers Goetheroman »Ein liebender Mann«*. *Dichtung und historische Wahrheit*. Würzburg 2012, 154 S.

Im Jahr 2008 erschien Martin Walsers Roman *Ein liebender Mann*, in dessen Zentrum die Verbindung Goethes zu Ulrike von Levetzow steht – ein Abschnitt von Goethes Leben, der schon oft die Phantasie seiner Biographen angeregt und beflügelt hat. Die ersten beiden Teile des Romans erzählen eng an den historischen Quellen von Goethes Begegnung mit der mehr als fünfzig Jahre jüngeren Frau; der dritte Teil enthält nicht nur die Marienbader *Elegie*, die Goethe nach seinem erfolglosen Werben um Ulrike von Levetzow schrieb, sondern auch eine Reihe fiktiver Briefe, die den Gemütszustand des Enttäuschten nach seiner Ankunft in Weimar spiegeln. Was an diesem von Walser entworfenen Arrangement entspricht der historischen Wirklichkeit, was davon entspringt der Einbildungskraft des erzählfreudigen Autors? Diese Frage stellten sich die zahlreichen Rezensenten von Walsers Roman, und sie steht auch im Zentrum dieser Untersuchung, die als Masterarbeit an der Universität Graz entstand.

Die Verfasserin verfolgt im Wesentlichen zwei Ziele. Zum einen möchte sie das Verhältnis von historisch verbürgten Fakten und dichterischer Erfindung in Walsers Roman klären. Zum anderen geht es ihr um den Nachweis, dass dieser Roman durch das Motiv der Generationen überspannenden Liebe eng mit früheren Texten Walsers verbunden ist. Grundlegend dabei ist die These, dass Walser durch die Wahl eines historischen Sujets und die Konzentration auf Goethe dem Thema der Liebe eines alten Mannes zu einer erheblich jüngeren Frau zur Akzeptanz verholfen habe. Für dasselbe Thema hatte er noch in seinen vorangegangenen Romanen – *Der Augenblick der Liebe* (2004) etwa oder *Angstblüte* (2006) – vielfältige Kritik erfahren. Christiane C. Schachner begegnet Martin Walser und seinem Goethe-Roman mit dem Gestus grundsätzlicher und weitgehend unkritischer Affirmation. Diese generelle Zustimmung zu Walsers Œuvre wie zu seinem öffentlichen Auftreten wird auch an Schachners zusammenfassenden Bemerkungen zu den Kontroversen um seine Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels (1998) und dem Streit um die Veröffentlichung seines Romans *Tod eines Kritikers* (2002) deutlich (S. 24 f.).

Die Frage nach dem Verhältnis Walsers zu seinen Vorlagen beantwortet die Verfasserin überzeugend. In den Hauptkapiteln ihrer Studie erbringt sie den detaillierten und insgesamt plausiblen Nachweis, dass Walser seine Quellen (vor allem Goethes Korrespondenz und seine Tagebücher, aber auch Werke der Goethe-Biographik) kenntnisreich und mit großem Geschick genutzt hat; kleinere Abweichungen in der Faktenschilderung werden von ihr präzise beschrieben. Besonders gelungen sind die Abschnitte zur Figurencharakterisierung. Wie Christiane C. Schachner anschaulich darlegt, veränderte Walser vor allem die Frauenfiguren: Goethes Schwiegertochter Ottilie wird von ihm kritisch und negativ gezeichnet, während Ulrike von Levetzow in Walsers Schilderung Züge einer emanzipierten jungen Frau erhält, deren Habitus eher demjenigen unserer Tage als dem des frühen 19. Jahrhunderts entspricht. Die Funktionen der intertextuellen Verweise Walsers auf Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werther* werden schlüssig dargelegt. Ausführliche Vergleiche mit den Quellen eröffnen Einblick in Aufbau und Konstruktion von Walsers Roman, worin ein nicht zu unterschätzender Wert der Studie liegt.

Erstaunlich undifferenziert bleibt demgegenüber das eigentliche Fazit, dass sich in Walsers Roman »treffende Zitate an den richtigen Stellen« finden, wodurch neben anderen Effekten »eine besondere Lese-Atmosphäre« erzeugt werde (S. 127). Wenn die Verfasserin daraus folgert, dass der Roman mit zweierlei Intention gelesen werden könne – einerseits könne man sich »in goethesche Sphären [...] versenken«, andererseits »kommen Walser-Fans [...] auf ihre Kosten« (S. 127) –, so ist das ein wenig überraschendes, ja geradezu schlechtes Ergebnis. Irritierend ist zudem die Wortwahl der weiteren Argumentation, dass Walsers Buch nämlich die »Bedürfnisse zweier völlig heterogener literarischer Strömungen« bediene

(S. 127), bezeichnet der Begriff der ›literarischen Strömung‹ doch üblicherweise keine individuelle Lesehaltung, sondern eine literarhistorische Entwicklung.

Überhaupt hätte es der Untersuchung gut getan, wenn sie in durchgesehener und geraffter Form veröffentlicht worden wäre, womöglich als längerer Aufsatz in einem Sammelband oder einer Zeitschrift. So aber ist offenbar die ungekürzte Masterarbeit als Buch erschienen, wofür die Verfasserin, wie die rahmenden Passagen der Publikation bezeugen, von verschiedenen Seiten breite materielle und ideelle Unterstützung erfahren hat, bis hin zu einem lobenden handschriftlichen Brief Martin Walsers, der am Beginn des Buches als Kopie wiedergegeben wird.

Das aber führt zu grundsätzlichen Überlegungen. Es ist unbedingt zu begrüßen, wenn gelungene universitäre Abschlussarbeiten, die ein Thema von allgemeinem Interesse behandeln, publiziert werden und nicht in Archiven einer fortdauernden Nichtbeachtung anheimfallen. Allerdings sind in jedem Fall – und so auch hier – die Folgen einer unredigierten Veröffentlichung zu bedenken. Denn mit den veränderten Rahmenbedingungen verändern sich zugleich die Maßstäbe, unter denen eine Magister- oder Masterarbeit gelesen wird; und manches, was sonst allein in der institutionell verankerten, sich außerhalb der Öffentlichkeit vollziehenden Kommunikation zwischen Gutachtern und Absolventen zur Sprache gekommen wäre, lenkt nun größere Aufmerksamkeit auf sich. Wer sich dem Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit aussetzt, riskiert, dass problematische Stellen ausgeleuchtet werden.

Auch in der vorliegenden Studie finden sich – bei aller grundsätzlichen Zustimmung zur Verfahrensweise – etliche Schwächen, die die Lektüre leider erheblich erschweren. Die über die gesamte Arbeit verstreuten Inkonsistenzen in der Interpunktion, zahlreiche umgangssprachliche Wendungen und einige eklatante Versehen (»Emmanuel Kant«, S.117; Verwechslung von Eckermann und Stadelmann, S. 99) hätten sich durch eine sorgfältige Korrektur schnell beheben lassen. Recht unprofessionell ist das Literaturverzeichnis angelegt, da Goethes Werke ohne erkennbares Prinzip vorwiegend nach unterschiedlichen Taschenbuchausgaben zitiert werden.

Schwerwiegender und bedenklicher sind die Schwächen in der theoretischen Konzeption. Die von der Verfasserin bemühte Rezeptionstheorie im Anschluss an Wolfgang Iser wird nur in den rahmenden Partien erwähnt und bleibt für die Textanalyse und ihre Ergebnisse entbehrlich. Ähnlich verhält es sich mit den Aussagen zur Intertextualität, die insgesamt vage und oberflächlich gehalten sind und eine kohärente Begriffsbildung vermissen lassen. Insbesondere die von der Verfasserin etablierte Alternative »Intertextualität oder historischer Roman?« (S. 22) beruht auf einem Kategorienfehler, da ein Verfahren der Textproduktion und ein literarisches Genre als vermeintlich einander ausschließende Konzepte kontrastiert werden. Die unscharfe, mitunter fast hilflos anmutende Begriffsverwendung setzt sich fort, wenn es heißt: »Auch Teile aus originalen Briefen Goethes [...] sind als Intertextualität zu bezeichnen« (S. 23). Das sind sie natürlich nicht; der Begriff des Prätextes hätte hingegen erwünschte Klarheit gebracht. Die Behauptung schließlich »Fast alle Dichtungen, Studien, Briefe und Aufzeichnungen des alten Goethe wurden von John verfasst« (S. 53) sollte kaum als Versuch verstanden werden, Goethe seiner Autorschaft zu berauben, sondern beruht offenkundig auf einer Wortverwechslung, die die Aufgaben von Goethes Schreiber erstaunlich aufwertet.

Trotz dieser Einwände: Als einführender Kommentar zu Walsers Goethe-Roman hat diese Untersuchung ihre Verdienste.

Sabine Doering

Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft

*Rede zur Auszeichnung der Preisträger
des 4. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft
am 23. Mai 2013 im Deutschen Nationaltheater
in Weimar*

PROF. DR. BENEDIKT JESSING

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Mitglieder und Freunde der Goethe-Gesellschaft!

In seinen Abhandlungen zur Fabel schlägt Lessing in der fünften Abhandlung *Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen* ein Verfahren vor, dass mit Blick auf die (zeitweilige) Produktionsorientierung im modernen Deutschunterricht nahezu idealtypisch erscheint: »Unter den Übungen nun [...] würde die Erfindung äsopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am aller angemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduktion, und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören«. Die Reflexion des Allgemeinen, also eines Lehrsatzes, das Erdenken einer angemessenen Fabel könnten letztlich philosophisches Denken einüben. Es fehle »in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen« – und eine solche Fabel-Schreib-Übung könne gewissermaßen schon in den Schulen nicht nur philosophische Verfahren lehren, sondern letztlich Genies, erfindende Köpfe hervorbringen helfen.

Nun – die Goethe-Gesellschaft in Weimar veranstaltet doch keinen Ideenwettbewerb für Erfinder und Genies?! Doch mag ein Essay-Wettbewerb den oben zitierten Ansprüchen Lessings durchaus gerecht werden.

Der Essay ist gewiss die anspruchsvollste Textsorte literaturwissenschaftlichen Schreibens. Das gilt sowohl für seine Form, seinen Stil als auch für den Anspruch, der an die intensive inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Gegenstand gestellt ist. – Auf den ersten Blick wirkt dies eher umgekehrt, scheint doch der Essay auf die strenge Erarbeitung und systematische Darstellung eines Sachverhalts zu verzichten, scheint er ein kreativeres, wilderes Denken zu erlauben. Die Struktur des Essays ist dadurch gekennzeichnet, dass hier gleichsam antisystematisch und zudem in einer literarischen Sprache versucht wird, einer Wahrheit, einer Erkenntnis näherzukommen. Der Essay ist Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Literatur: Von der umfassendsten Kenntnis eines Gegenstandes oder Sachverhalts her, die ein

Essay voraussetzt, gehört er zu den wissenschaftlichen Textsorten; von der Durchführung der Gedanken und von seinem Stil her ist er ein literarischer Text.

Der Essay ermöglicht in hohem Maße, über Gedankenexperimente, über einen spielerischen Umgang mit Hypothesen, mit intuitiven, stark subjektiv gefärbten Bildern und Denkmöglichkeiten einen Gegenstand auszuleuchten, um nicht etwa am Ende eine ›Wahrheit‹ auf einen Begriff zu bringen, sondern im Prozess dieses unsystematischen, rhapsodischen Denkens, Sprechens und Spielens die Dimensionen dieses Gegenstandes aufzuzeigen. Und es ist klar, dass die Vielfalt der spielerisch in die essayistische Reflexion einbezogenen Facetten des Gegenstandes um so höher ist, je inniger man mit diesem Gegenstand vertraut ist. So würde beispielsweise ein Essay *Die Klassizität von Goethes Festspielen um 1800* eine reiche Kenntnis der dramatischen Kultur der Zeit, ein umfassendes Wissen über die problematischen (Epochen-)Begriffe wie Klassik und Klassizismus und vieles mehr beanspruchen.

Der Essay ist also eine wissenschaftliche Textsorte. Gleichzeitig ist der Essay eine spielerische, literarische Textsorte. Die beiden Essays, die die Jury der Goethe-Gesellschaft in Weimar in diesem Jahr prämiert hat, repräsentieren diese scheinbar gegensätzlichen Charakteristika oder Bestimmungsmöglichkeiten des Essays in jeweils fast extremer Form!

Die Aufgabe, die den jungen Essayisten gestellt war, berührt den Kern des Selbstverständnisses eines jeden Literaturwissenschaftlers – und gleichzeitig jeder Leserin und jedes Lesers. Wieviel biographisches Wissen – wenn überhaupt – darf in unser Verständnis literarischer Texte hineinspielen, ohne dass wir den Text auf biographistische Kurzschlüsse reduzieren? Miriam Strieder und Adrian Robanus sind in ihren Antworten auf diese Frage unterschiedliche Wege gegangen.

Miriam Strieder, Germanistik-Studentin, nebenbei auch Krimi-Autorin, schreibt einen flotten Jargon, manchmal mit schiefen Bildern, immer zum Schmunzeln reizend: Ihre wirklich essayistische Herangehensweise berührt zentrale Problemhorizonte der gestellten Aufgabe, doch bleiben die argumentative Klarheit und auch die Erarbeitung einer dezidierten und am Exempel vorgeführten eigenen Position hinter dem erstplazierten Essay zurück – allerdings zugunsten einer gewissermaßen liebenswürdigen, gleichsam anekdotischen Diktion, die diesen Text zu einem ganz anderen, vielleicht ›echten‹ Essay macht. Hier ist der Essay im besten Sinne literarischer, spielerischer Text. Die Goethe-Gesellschaft in Weimar verleiht an Miriam Strieder den zweiten Preis im 4. Essay-Wettbewerb.

Adrian Robanus liefert einen völlig anderen Essay: Hier ist dieser ein wissenschaftlicher Text. Die Ausgangsfrage wird kritisch reflektiert. Da wird ausgezeichnet argumentiert, methodisch differenziert und abgewogen und exemplarisch die eigene Position begründet – und letztlich nicht nur im wissenschaftlichen Gestus argumentiert, sondern der Anspruch des Essayistischen ebenso eingelöst. Außerdem halte ich die Position, die Robanus schließlich bezieht, für sehr beachtenswert! Konsequenter aus seiner Argumentation abgeleitet, kommt Robanus – alle Überlegungen an einem Beispiel exzellent überprüfend – zu einer abgewogenen Schlussfolgerung, die an die Stelle biographistischer Kurzschlüsse eine wissenschaftlich haltbare und historisch-kontextualisierend gleichsam objektivierbare interpretierende Operation setzt: »Es ist also viel wichtiger, Goethes Text auf zeitgenössische Wissensbestände zu beziehen als auf seine Person«. Grammatische Interpretation im

Sinne Schleiermachers und die Einbeziehung des historisch vielfältigen Texthorizonts, wie Gadamer es genannt hat, treten an die Stelle psychologischer oder biographischer Spekulation. Dass allerdings der Autor und sein individueller Erfahrungszusammenhang ein – wenn auch nur kleiner – Teil des Texthorizonts sind, weiß der Essayist, weiß dieses aber auch gut in seine Schlussbegründung einzubeziehen.

Adrian Robanus' Essay ist mithin ein vollgültiger wissenschaftlicher Text, der auf eine zentrale Frage der Literaturwissenschaft eine kluge Antwort zu geben vermag. Aus diesem Grunde verleiht die Goethe-Gesellschaft in Weimar ihm den ersten Preis im 4. Essay-Wettbewerb.

Im Namen des Vorstands der Goethe-Gesellschaft beglückwünsche ich beide Preisträger sehr herzlich.

Die Preisträger des 4. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft

Die Jury vergab folgende Preise:

1. Preis: Adrian Robanus (Würzburg)
2. Preis: Miriam Strieder (Mainz).



Die Preisträger des Essay-Wettbewerbs Adrian Robanus und Miriam Strieder

ADRIAN ROBANUS

Gedichtetes Leben?

Müssen bei der Interpretation von Goethes Gedichten biographische Kontexte berücksichtigt werden?

I. Biographie und Werk: Methodisches

Muss man biographische Kontexte bei der Interpretation von Goethes Gedichten einbeziehen? Diese Frage wurde, seit es Goethes Gedichte gibt, immer wieder gestellt und auf unterschiedliche Weise beantwortet. Im Folgenden soll zunächst kurz auf Modelle eingegangen werden, die literaturwissenschaftliche Schulen zur Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis von Autor und Werk vorgestellt haben. Im Hauptteil werde ich dann anhand von Goethes Gedicht *Geheimstes* aus dem *West-östlichen Divan* beispielhaft untersuchen, welche Art von biographischer Kontextualisierung den Erkenntnisgewinn bei der Interpretation fördern könnte.

Im literaturwissenschaftlichen Positivismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erscheint das Werk des Autors als Ausfluss seiner Lebensgeschichte. Würde man sich für unsere Frage an die Schule Wilhelm Scherers halten, müsste man hier also erörtern: Was in Goethes Leben hat dazu geführt, dass er dieses oder jenes Gedicht geschrieben hat? Welche Kausalitäten dieser Wechselbeziehungen sind erschließbar? Das Projekt der positivistischen Interpretationsschule ist es, die »Ursachen dessen zu ergründen, was geschieht«. ¹ Die Kausalbeziehungen zwischen Autorleben und Werk und deren universelle Gesetzmäßigkeiten sollen ergründet werden. Goethe und Schiller, zwei deutsche »Nationaldichter«, eigneten sich wegen der reichhaltigen Überlieferung zu ihrem Leben besonders gut dazu. Goethe war daher ein wichtiger Bezugspunkt in der Philologie Scherers und seines Schülers Erich Schmidt. Aus einer solchen Perspektive könnten tatsächlich Goethes unglückliche Liebe zu Charlotte Buff und Karl Wilhelm Jerusalemers Selbstmord für die Interpretation des *Werther* relevant sein. Im populärwissenschaftlichen und populärkulturellen Bereich ist der Positivismus nach wie vor die beliebteste Art der Beschäftigung mit Goethe. Eine Fernsehproduktion zu Goethe in der Reihe *Giganten* zeigt ihn als liebenden, sogar lüsternen alten Mann, aus dessen Zurückweisung durch eine jüngere Frau mehr oder weniger direkt Hochliteratur – namentlich die Marienbader *Elegie* – resultiert. ² Der Film *Goethe!* von Philipp Stölzl treibt die Geschichtsklitterung auf die Spitze. ³ War es das Projekt der Positivisten, das Werk durch die Biographie zu erklären, so scheint es das Projekt Stölzls, der Projektions-

1 Wilhelm Scherer: *H. Hettners Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts*. In: ders.: *Kleine Schriften zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte*. Hrsg. von Erich Schmidt. Berlin 1893, S. 66-71; hier S. 66.

2 *Giganten: Goethe – Magier der Leidenschaften*. ARD, 2007.

3 Philipp Stölzl: *Goethe!* Deutschland 2010.

figur Goethe quasihistorischen Status zu verleihen; dabei scheut er selbst vor offen kontrafaktischen Elementen nicht zurück.

Auch in der psychoanalytischen Interpretationstradition, die maßgeblich von Sigmund Freuds *Der Dichter und das Phantasieren* angestoßen wurde, werden literarische Werke vom Autor her gelesen. Ging es den Positivisten mehr um die äußeren Umstände, die zur Hervorbringung eines Textes geführt haben, so kann man die Psychoanalyse als ›Positivismus des Inneren‹ charakterisieren. Der Roman, das Theaterstück, das Gedicht lassen auf einen bestimmten psychischen Zustand des Autors schließen. Wie den Traum wertet Freud den literarischen Text als Ort der Erfüllung unbewusster und verdrängter Wünsche. Der Dichter ist »Träumer am hellichten Tag«⁴ und erfüllt sich literarisch, was er sich biographisch versagt oder versagen muss.

Während der Positivismus und die Psychoanalyse also die Biographie des Autors als Quelle zum Verständnis seines Werks in den Blick nehmen, hat sich im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts der Fokus auf die Texte und deren Kontexte verschoben. Die Hermeneutik nimmt den Text in den Blick, die Diskursanalyse dessen Kontexte, und Roland Barthes ließ den Autor publikumswirksam seinen verdienten Tod sterben.⁵

Die strikte Trennung von Dichter und Dichtung oder das Postulat, dass die Autoren der interpretierten Texte ziemlich unwichtig seien, haben natürlich interpretatorische Konsequenzen: Goethe ist zwar eine historisch vielfach belegte Persönlichkeit, sein langes Leben von 1749 bis 1832 ist so genau dokumentiert wie kaum ein anderes deutschsprachiger Autoren. Wenn man die Unterscheidung von Autor und Werk ernst nimmt, dann ist dieses Leben aber für den Literaturhistoriker zunächst von sekundärer Bedeutung oder sogar ganz und gar irrelevant.

Es gibt bei der interpretatorischen Bezugnahme auf biographische Kontexte zudem eine oft vernachlässigte Problematik, die sich aus einer mediengeschichtlichen Perspektive ergibt: Der Zugang zur Biographie ist nur textuell vermittelt. Weder gibt es Ton- noch Filmaufnahmen aus dem 18. Jahrhundert. Folglich ist alles, was wir zum Beispiel über die historische Persönlichkeit Goethe wissen, immer schon durch das Medium der Schriftlichkeit vorgeformt und damit nicht unmittelbar. In der Geschichtswissenschaft wurde und wird viel über den Wahrheitsanspruch historischer Forschung diskutiert.⁶ Während auf der einen Seite die Darstellung historischer Zusammenhänge vor allem als Konstrukt gesehen wird, halten sich die Vertreter der Gegenposition an das Prinzip der Verifizier- oder Falsifizierbarkeit von Aussagen in Bezug auf die verwendeten Quellen, um den ontologischen Status geschichtswissenschaftlichen Arbeitens vom rein Fiktionalen abzugrenzen.

4 Sigmund Freud: *Der Dichter und das Phantasieren*. In: ders.: *Studienausgabe*. Bd. X: *Bildende Kunst und Literatur*. Hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards u. James Strachey. Frankfurt a. M. 1969, S. 175.

5 Roland Barthes: *Der Tod des Autors*. In: Fotis Jannidis (Hrsg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000, S. 185-193.

6 Vgl. zum Beispiel zur Debatte im angloamerikanischen Wissenschaftsraum: Mark Bevir: *Objectivity in History*. In: *History and Theory* 3 (1994), S. 328-344; David Carr: *Historical Explanation*. In: *History and Theory* 47 (2008), S. 19-30; Jonathan A. Carter: *Telling Times: History, Emplotment, and Truth*. In: *History and Theory* 42 (2003), S. 1-27.

Man muss Goethe nicht gleich seine Existenz absprechen, wenn man auf den vermittelten Charakter aller Aussagen über sein Leben verweist. Mir geht es nur darum, deutlich zu machen, dass der Bezug zwischen Goethes Biographie und seinen Gedichten nicht greifbar ist, wenn man dabei eine Opposition von Faktum und Fiktion voraussetzt. Denn – um das noch einmal zu wiederholen – Goethes Biographie ist nur textuell vermittelt greifbar. Eine Relation kann also immer nur hergestellt werden zwischen Texten *über* Goethes Leben (von ihm selbst wie von anderen Autoren) und seinen literarischen Texten.

Die hier gestellte Frage, soviel ist bereits ersichtlich geworden, ist komplex. Pragmatisch sollte man sich fragen, was man unter ›Einbeziehung autobiographischer Kontexte‹ bei der Gedichtinterpretation versteht. Zur Definition biographischer Kontexte ist die in der Erzähltheorie gängige Unterscheidung zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen nützlich.⁷ Pragmatisch-phänomenologisch lässt sich der Unterschied auf diese Weise aufrechterhalten. Wenn man Karl Wilhelm Jerusalems Selbstmord in seiner Faktualität bezweifelt, so geht es um Quellenkritik: Ist der Verweis auf ein außertextliches Ereignis zuverlässig? Wenn man andererseits den Selbstmord einer Person namens Werther nach der *Werther*-Lektüre beklagen würde, so hätte man die Regeln fiktionalen Erzählens nicht verstanden. Das Problem der Unterscheidung zwischen Faktum und Fiktion ist ein Vermittlungsproblem: Dasjenige, von dem wir annehmen, dass es geschehen sei, ist nicht unmittelbar greifbar. Bei den historiographischen Quellen gibt es sodann verschiedene Grade der Zuverlässigkeit: von sehr zuverlässig (offizielle Dokumente, Goethes Leben betreffend) über zuverlässig (Goethes Tagebuch zur italienischen Reise) bis zu dichterisch überformt (*Dichtung und Wahrheit, Italienische Reise*⁸) und unzuverlässig (journalistische Spekulationen über das ›wahre‹ Verhältnis von Goethe und Charlotte Buff). Außerdem muss man natürlich Goethes autobiographische Aussagen von Aussagen der Zeitgenossen über ihn und nachträglichen Rekonstruktionen unterscheiden.

Nun lässt sich der Bogen zur Frage der Berücksichtigung autobiographischer Kontexte schlagen. Die Fragestellung muss folgendermaßen präzisiert werden: Soll man historiographische Quellen über Goethes Leben zur Interpretation seiner Gedichte nutzen? Was den Spezialfall der poetologischen Texte angeht, so muss man außerdem deren Position zwischen Werk und Biographie bestimmen.

II. »Geheimstes« als Beispiel: interpretatorische Annäherung

Damit sich die Beschäftigung mit der Fragestellung dieses Essays nicht in den spanischen Stiefeln wirklichkeitsabgewandter Logik verliert, werde ich jetzt ein konkretes Gedicht Goethes aus dem *West-östlichen Divan* in den Blick nehmen. Ich habe das Gedicht *Geheimstes* aus dem Abschnitt *Usch Nameh. Buch der Liebe* gewählt:⁹

7 Vgl. Matías Martínez, Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*. München 2009, S. 11–21.

8 Gerade bei der *Italienischen Reise* kann man diesen Unterschied deutlich fassen, wenn man sich die erhaltenen Tagebücher anschaut und mit der redigierten und klassizistisch überformten, zwei Jahrzehnte später entstandenen *Italienischen Reise* vergleicht.

9 Johann Wolfgang Goethe: *West-östlicher Divan*. Neue, völlig revidierte Ausgabe. Hrsg. von Hendrik Birus. Frankfurt a.M. 2010, Teilbd. 1, S. 41 f. Bei der Erschließung der inter-

GEHEIMSTES

»Wir sind emsig nachzuspüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer dein Liebchen sey und ob du
Nicht auch habest viele Schwäger.

Denn daß du verliebt bist sehn wir,
Mögen dir es gerne gönnen;
Doch daß Liebchen so dich liebe
Werden wir nicht glauben können.«

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf, nur hört das Eine:
Ihr erschrecket wenn sie dasteht,
Ist sie fort, ihr koost dem Scheine.

Wißt ihr wie *Schehâb-eddin*
Sich auf *Arafat* entmantelt,
Niemand haltet ihr für thörig
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaysers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird gesprochen
Sey es dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer
Als einst *Medschnun* sterbend wollte
Daß vor *Leila* seinen Namen
Man forthin nicht nennen sollte.

Dieses Gedicht galt lange als besonders schwer zu interpretieren.¹⁰ Auch dem heutigen durchschnittlich gebildeten Leser ist es nicht unmittelbar zugänglich. Das liegt einerseits an der Bezugnahme auf einen im Vergleich zur griechisch-römischen Antike weniger bekannten Kulturkreis und dessen Gestalten und Mythen (»*Schehâb-eddin*« zum Beispiel, von dem wohl die Mehrzahl der Rezipienten bis heute nicht wusste beziehungsweise weiß, wie er sich »entmantelt« hat). Andererseits ist auch die Identität der »Vielgeliebten« (V. 18) unklar. Dass es sich dabei wahrscheinlich um eine Bezugnahme auf die Kaiserin Maria Ludovica von Österreich handelt, wurde erst 1878 von Heinrich Düntzer gezeigt.¹¹

textuellen Referenzen und biographischen Bezüge wurde wesentlich der zugehörige Teilbd. 2 herangezogen.

10 Ebd., Teilbd. 2, S. 1054.

11 Vgl. Heinrich Düntzer: *Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. Goethes westöstlicher Divan*. Leipzig 1878.

Textimmanente Interpretation von »Geheimstes«

Um den Mehrgehalt bei der Interpretation mit Hilfe biographischer Bezüge feststellen zu können, ist es sinnvoll, das gewählte Gedicht zunächst anhand der klassischen Hermeneutik zu interpretieren. Selbstverständlich können auch ideengeschichtliche und diskursanalytische Aspekte signifikant zum Verständnis beitragen. Für die Zwecke dieses Essays erscheint aber eine textimmanente Interpretation sinnvoll, um den Kontrast zur Interpretation mit Hilfe biographischer Kontexte herauszustellen. *Geheimstes* muss überdies im Kontext des gesamten *West-östlichen Divans* gelesen werden, hier soll aber das Einzelgedicht im Mittelpunkt stehen.

Der Titel *Geheimstes* gibt einen wichtigen Hinweis auf eine mögliche Interpretationsrichtung. Ein Gedicht namens *Geheimstes* als letztes Poem des Teilabschnitts *Usch Nameh. Buch der Liebe* lässt Erotisches oder Liebesphilosophisches vermuten. Die ersten beiden Strophen handeln nun aber nicht von der Liebe, sondern von den Paparazzi der Liebesbeziehungen anderer: »Wir sind emsig nachzuspüren, / Wir, die Anekdotenjäger, / Wer dein Liebchen sey« (V. 1-3). Dabei spielt die Häme über die mögliche Untreue der Geliebten eine Rolle: Sie möchten herausfinden, ob es nicht »viele Schwäger« (V. 4), also Nebenbuhler der Geliebten, gebe.

Die Antwort des Sprechers ist eine kritische Erwiderung auf die Anrede der »Anekdotenjäger«. Während diese in den beiden einleitenden Strophen unverhüllt ihr Anliegen ausdrücken, ist die – vierstrophige – Gegenrede des Sprechers durch eine Vielzahl von Anspielungen weniger unmittelbar durchschaubar. Dem »Geheimsten« korrespondieren die geheimnisvollen Referenzen auf östliche Mythen und einen »Kayser« (V. 17), der nicht ohne weiteres historisch lokalisiert werden kann.

»Wißt ihr wie *Shehâb-eddin* / Sich auf *Arafat* entmantelt« (V. 13 f.): Es ist zu vermuten, dass die Angesprochenen das nicht wissen und damit in ihrer Unfähigkeit, das Geheimste zu ergründen, decouviert werden. Sie haben sich eben nicht Rechenschaft von 3000 Jahren gegeben und können das Geheimste der Liebe durch ihre oberflächliche Sensationslust nicht erkennen. »Ihr erschrecket wenn sie da steht, / Ist sie fort, ihr koost dem Scheine« (V. 11 f.): Die »Anekdotenjäger« können die Präsenz der Geliebten des Sprechers weder in ihrer Anwesenheit noch in ihrer Abwesenheit fassen. Das bleibt dem Dichter vorbehalten. Er benennt mit seiner uneigentlichen Rede die Dinge bei ihrem eigentlichen Namen.

Intertextualität: Werkzeugfunktion biographischer Kontexte

Textintern sind einige Anspielungen in *Geheimstes* nicht verständlich – es sei denn, man zieht Bezugstexte heran. Konkret muss man wissen, wie »*Shehâb-eddin* / Sich auf *Arafat* entmantelt« (V. 13 f.) hat, was es mit der Geschichte von Medschnun und Leila auf sich hat und wer die »Vielgeliebte« (V. 18) sein könnte.

Das ist der erste Punkt der Interpretation, bei dem biographische Kontexte zur Texterschließung nützlich sein können. Bekanntermaßen hat sich Goethe zur Entstehungszeit intensiv mit östlicher Kulturgeschichte beschäftigt. Angeregt besonders durch die Hafis-Übersetzung des Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall hat er Quellenstudien betrieben und sich sein eigenes Bild vom Nahen Osten gemacht. Für klassizistische Texte wie *Iphigenie auf Tauris* oder die *Römischen Elegien*

konnte Goethe bei seinem humanistisch gebildeten Publikum aus dem Bildungsbürgertum das Bezugswissen voraussetzen. Das war bei der Bezugnahme auf den arabischen Kulturkreis anders: Wenn es auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an den Universitäten eine zunehmende Beschäftigung mit dem Nahen Osten gegeben hat, so war dieses Wissen doch bei weitem nicht so präsent wie die Kenntnis der griechisch-römischen Mythologie. Folglich ist es das Anliegen des dem *Divan* beigegebenen *Besserem Verständniß*, dieses Kontextwissen zu liefern.

Über den biographischen Bezug sind also wichtige Sekundärtexte erschließbar, die ihrerseits zur Interpretation des *West-östlichen Divans* genutzt werden können. Das Biographische ist hier aber nur Mittel zum Zweck der Erschließung. Über die Erkenntnis, dass das Verfassen der Gedichte des *Divans* auf Goethes Interesse am nahöstlichen Kulturkreis in den 1810er Jahren zurückgeht, und über einen leichteren Zugang zu den Bezugstexten der Gedichte des *Divans* führt die Einbeziehung biographischer Kontexte kaum hinaus. Es genügt, in einschlägigen Lexika oder im Kommentarband des Deutschen Klassiker Verlags die Bezüge nachzulesen. Entsprechend ist die Beschäftigung mit Goethes biographischer Situation zur Entstehungszeit zunächst ›nur‹ nützliches Werkzeug, eine Art Hilfswissenschaft zur Erschließung.

Was »*Schehâb-eddin*« betrifft, so weiß man, wo Goethe das gefunden hat: in der Übersetzung des *Poëme du Scheikh Schéref-eddin Omar ben-Faredh*. Dort wird beschrieben, wie der Scheich »Schéhab-eddin Sohrawerdy«¹² bei seiner letzten Pilgerreise im Jahr 628 (1231 n. Chr.) auf dem Arafat von dem Scheich Faredh aufgefordert wurde, sich nackt auszuziehen. Er tat dies und »Les Scheikhs les plus distingués«¹³ folgten seinem Beispiel. Im Kontext dieser Quelle ist die ›Entmantelung‹ religiös motiviert: Die Ehrfurcht vor Gott bewegt den Scheich dazu, der Aufforderung, die Insignien des weltlichen Ranges vor dem Heiligtum abzulegen, zu folgen. Die Geschichte von Medschnun und Leila erschließt sich über eine Übersetzung in Adam Olearius' *Persianischem [...] Baum-Garten*.¹⁴ Medschnun/Medsnum antwortet auf die Frage, ob er der von ihm Geliebten etwas ausrichten wolle: »Es ist unnöthig / daß meiner gedacht werde / wo sie ist / und darumb hastu nichts bey ihr von mir zu gedencken«.¹⁵

Die Erschließung dieses Kontextwissens eröffnet weitere interpretatorische Perspektiven zur Liebes- und ›Anekdotenjäger‹-Thematik. Es kann aber nicht zum biographischen Kontext im engeren Sinne gezählt werden, da der objektive Bezug auf diese Quellen auch aus dem Gedicht heraus nachweisbar ist. Über die Erkenntnis hinaus, dass die Beschäftigung mit einem bestimmten, ihn faszinierenden Thema Goethe dazu gebracht hat, Gedichte darüber zu schreiben, ist hier wenig gewonnen.

12 Goethe (Anm. 9), Teilbd. 2, S. 1056.

13 Grangeret de Lagrange: *Poëme du Scheikh Schéref-eddin Omar ben-Faredh*. Übersetzt aus dem Arabischen; zit. nach ebd., S. 1057.

14 [Adam Olearius:] *Des Welt-berühmten Adami Olearii colligirte und viel vermehrte Reise-Beschreibungen [...] Nebenst beygefügetem Persianischen Rosen-Thal und Baum-Garten [...]*. Hamburg 1696.

15 Goethe (Anm. 9), Teilbd. 2, S. 1059.

Ist Poetologie biographisch? »Besserem Verständniß«

Es ist umstritten, ob man bei der Interpretation Aussagen des Autors zu seinem Werk berücksichtigen soll oder nicht. Voraussetzung dafür ist natürlich, dass es solche Aussagen überhaupt gibt. Beim *West-östlichen Divan* liegt uns der Prosa-Abschnitt *Besserem Verständniß* vor, dem ein programmatisches Gedicht vorangestellt ist:

Wer das Dichten will verstehen
Muß in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen.¹⁶

Dies ist ein Gedicht zu »Besserem Verständniß«, das allerdings seinerseits interpretiert werden muss. Für den Interpreten sind besonders der dritte und vierte Vers relevant: Man muss in »Dichters Lande« (V. 4) gehen, um den Dichter verstehen zu können. Der angeschlossene Kommentar Goethes nimmt immerhin 156 Seiten der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags ein. Ohne Goethe a priori eine größere Kompetenz in der Interpretation seiner eigenen Gedichte zugestehen zu wollen, soll im Folgenden versucht werden, Goethes Selbstkommentar für die Interpretation zu nutzen.

In der Einleitung begründet Goethe die Beigabe des Kommentars biographisch-rezeptionsgeschichtlich: »Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten wie es damit gemeint sey«.¹⁷ Dass Goethe sich oft missinterpretiert gefühlt hat, geht daraus hervor, dass er von »Unbilden die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte« spricht.¹⁸ Um »den ersten guten Eindruck« des *West-östlichen Divans* nicht unnötig zu »hindern«, fügt Goethe Erläuterungen, Erklärungen und Nachweise bei. Im Nachtrag sollen vornehmlich die Quellen für den *West-östlichen Divan* vorgestellt werden; entsprechend bedürfe, so Goethe, »derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat«.¹⁹

Eine nützliche Quelle zur Poetik des *West-östlichen Divans* ist *Besserem Verständniß* sicherlich. Sind aber poetologische Aussagen des Autors überhaupt zum biographischen Kontext zu rechnen? Diese Frage soll hier verneint werden. Der Interpret muss für sich klären, inwieweit er bei seiner Interpretation die Poetologie des Autors und seine Texte aufeinander beziehen möchte; das hängt von der jeweiligen Erkenntnisabsicht ab. Grundsätzlich aber haben die dichtungstheoretischen Texte keinen direkten biographischen Bezug. Möglicherweise haben bestimmte Autoren ein dichterisches Programm, bei dem die Unmittelbarkeit der Dichtung und damit das Biographische besonders im Vordergrund stehen; das heißt aber noch nicht, dass ihre eigene Dichtung durch biographische Kontexte interpretiert werden muss.

¹⁶ Goethe (Anm. 9), Teilbd. 1, S. 137.

¹⁷ Ebd., S. 138.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

Allgemein Poetologisches kommt also kaum in Frage, wenn es um explizit biographische Kontexte geht. *Besserem Verständniß* eröffnet zwar zahlreiche intertextuelle Bezüge und es werden dort viele Hinweise auf die von Goethe gewünschte Interpretationsrichtung gegeben; das eigentlich Biographische spielt dabei aber eine eher untergeordnete Rolle.

Biographischer Kontext im engeren Sinne

Die Äußerungen des Autors über sein Werk gehören also nicht zum biographischen Kontext im engeren Sinne. Als biographisch wird hier, wie oben erläutert, der Bezug auf Faktuales gesehen. Was wäre dadurch gewonnen, um dieses Gedicht zu verstehen? Zwei Beispiele sollen hier *pars pro toto* herausgegriffen werden:²⁰ die »Anecdotenjäger« und die »Vielgeliebte«. Was Erstere betrifft, kann diesbezüglich der zeitgenössische Journalismus als Teil von Goethes Biographie im weiteren Sinne herangezogen werden, der immer wieder Goethes »Mésalliance« mit Christiane Vulpius thematisiert hat. Goethe selbst war über solche »unwürdige Redereyen«²¹ empört. In einem einschlägigen Brief wirft er dem Verleger Cotta vor, die Klatschsucht des Publikums bereitwillig zu bedienen:

Nur mit Wenigem will ich Sie aufmerksam machen, wie seit einiger Zeit, in Ihrer allgemeinen Zeitung, Weimar, seine Verhältnisse, seine fürstl. Personen, seine Privatleute sehr unschicklich und unanständig behandelt werden. [...] Halten Sie das Gute was wir zusammen noch vorhaben für bedeutend, fühlen Sie die Schönheit unsres Verhältnisses in seinem ganzen Umfang, so machen Sie diesen unwürdigen Redereyen ein Ende, die sehr bald ein wechselseitiges Vertrauen zerstören müßten.²²

Diese Kritik findet sich in einem relativ kurzen Brief Goethes; einen viel längeren und sehr kritischen Brief zu diesem Thema hat er verfasst, aber nicht abgesandt. In diesem wird das problematische Verhältnis Goethes zum zeitgenössischen Journalismus noch wesentlich deutlicher. Goethe selbst hatte seit seiner Rückkehr aus Italien durch sein Zusammenleben und schließlich seine Ehe mit Christiane Vulpius immer wieder für Aufsehen gesorgt. Auch seine *Römischen Elegien* waren für zu erotisch und somit für skandalös befunden worden.

All dies ist Bestandteil der traditionellen Goethe-Überlieferung. Seit Goethe bekannt geworden ist, haben sich Goethe-Rezipienten für seine Ausnahmepersönlichkeit, sein ereignisreiches Leben und die damit verbundenen Legenden und Anekdoten oft mehr interessiert als für seine Texte. Für die Rezeptionsgeschichte sind diese Zusammenhänge von großer Bedeutung. Die konkrete Kritik an den »Anecdoten-

20 Die Bezüge zum Briefwechsel mit Marianne von Willemer habe ich im Rahmen dieses Essays nicht aufgegriffen, da das »ein zu weites Feld« im Rahmen der gestellten Aufgabe wäre. Für die Bestimmung des Verhältnisses von Goethes Leben, Lieben und Dichten sind diese Briefe selbstverständlich ein ideales Spielfeld. Entsprechend gibt es von Düntzer auch hierzu eine Untersuchung: *Goethe und Marianne von Willemer*. In: *Westermanns Monatshefte* 28 (1870), S. 639-663.

21 Goethe (Anm. 9), Teilbd. 2, S. 1054.

22 Goethe an Cotta, 25.12.1806 (WA IV, 19, S. 252 f.).

jäger[n]« in *Geheimstes* erschließt sich jedoch bereits werkimmanent, so dass das biographische Hintergrundwissen hierzu für die Interpretation irrelevant ist. Dass Goethe sich über »Anecdotenjäger« geärgert hat, ist verständlich, aber er könnte auch »Anecdotenjäger« als literarische Fiktion erzeugt haben (in Bezugnahme auf den allgemeinen Klatsch der Zeit), um diese sodann zu kritisieren. Die Gefahr biographischer Kontextualisierung ist es, Goethes Ärger über die »Anecdotenjäger« in das Gedicht hineinzuprojizieren, um dann zu Ergebnissen zu kommen, die möglicherweise der plausibelsten Deutung sogar widersprechen.

Was die von Düntzer vorgenommene Identifikation der »Vielgeliebten« mit der Kaiserin Maria Ludovica angeht, so scheint diese Erkenntnis zunächst einen wichtigen Bezugspunkt zum Verständnis herzustellen. Goethes Verehrung für die Kaiserin, deren Wunsch, in seinem Werk nicht »genannt oder errathen zu werden«, ²³ er mit seinem kryptischen Gedicht zugleich entsprach und nicht entsprach – das ist der Stoff, aus dem Literaturgeschichte gemacht wird. Da in unserem Gedicht die »Vielgeliebte« aber ohnehin charakterisiert wird, ist der Erkenntnisgewinn auch hier weniger ergiebig als gedacht.

III. Fazit

Meine essayistische Betrachtung hat mich zu dem Schluss geführt, dass biographische Kontexte ein gutes Hilfsmittel zur Erschließung von Hintergrundwissen für Goethes Gedichte sein können. Biographische Kontexte ins Zentrum der Interpretation zu rücken und vor allem den Verweis auf außerliterarische, faktuale Bezüge deutlich zu machen – das hat sich, zumindest beim Gedicht *Geheimstes*, als wenig ergiebig erwiesen. Es ist also viel wichtiger, Goethes Text auf zeitgenössische Wissensbestände zu beziehen als auf seine Person. Allerdings kann der Hinweis auf seine persönliche Erfahrung ein guter Anknüpfungspunkt für diese diskursive Kontextualisierung sein. Das biographische Dokument ist äußerst nützlich als Wegweiser für die Einordnung in den zeitgenössischen Diskurs.

Jedenfalls vertrete ich die Position, dass zuerst der zu interpretierende Einzeltext in den Blick genommen werden muss. Allgemeine Regeln der Interpretation müssen sich immer wieder am Einzeltext bewähren und modifiziert werden. Die Berücksichtigung ideen- und wissensgeschichtlicher Kontexte ist zu Recht ein unverzichtbarer Bestandteil der germanistischen Forschung geworden. Aber da manchmal der Einzeltext in der Masse von Sub-, Inter- und Kontexten verschwindet, könnte man sich in Anlehnung an eine Konferenz der Uni Siegen fragen: *Braucht die Germanistik eine germanistische Wende?* Auch die Berücksichtigung biographischer Kontexte wäre dann zwar kein interpretatorisches Tabu, jedoch zweitrangig gegenüber der vornehmen Aufgabe, zu erkennen, was das jeweilige Gedicht »im Innersten zusammenhält« – modern: was seine spezifische Qualität als Gedicht ausmacht.

23 Hofdame Gräfin Josephine O'Donell an Goethe, 4.1.1813; zit. nach Goethe (Anm. 9), Teilbd. 2, S. 1054.

Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft

In memoriam

Professor Dr. Dr. h. c. mult. Paul Raabe
21. Februar 1927 – 5. Juli 2013



Die Nachricht vom Tod Paul Raabes, der der Goethe-Gesellschaft seit 1955 angehörte, hat viele Menschen in Deutschland und weit darüber hinaus unmittelbar berührt. Von Haus aus Bibliothekar und Bibliograph, war Raabe gleichermaßen Forscher, Entdecker, Anreger und Förderer, überdies ein wirkungsmächtiger Kulturpolitiker. Indem wir uns an ihn erinnern, wird uns bewusst, was wir an ihm verloren haben.

In Oldenburg als Sohn eines Holzbildhauers geboren, der seine fünfköpfige Familie mit kunstgewerblichen Arbeiten über Wasser hielt, war Paul Raabe die Liebe zum Buch nicht in die Wiege gelegt. Sie prägte sich jedoch früh aus und war, wie er in seinem Erinnerungsbuch *Frühe Bücherjahre* betont, der »Schlüssel zum Verständnis« seines Lebens. Sammelleidenschaft zeichnete schon den Heranwachsenden aus, der mit sechzehn Jahren einen Katalog der eigenen Bücher anlegte.

Ein günstiges Geschick ersparte es Raabe, gleich vielen seiner Altersgenossen an die Kriegsfront ziehen zu müssen; als Luftwaffenhelfer entging er gleichwohl nur mit knapper Not dem Tod. In der Oldenburgischen Landesbibliothek fand Raabe 1946 als Bibliotheksanwärter für den mittleren Dienst seinen ersten Wirkungsort. Von der Pike auf lernte er die Arbeit einer Bibliothek kennen, was ihm unschätzbare Erfahrungen und bei vielen seiner Kollegen damals wie später Achtung und Sympathie eintrug. Im Goethejahr 1949 veröffentlichte Paul Raabe seinen ersten Artikel in der Zeitung seiner Heimatstadt; im selben Jahr wurde er zum Diplombibliothekar befördert. Goethe sollte fortan seinen Weg begleiten.

Über das Terrain der Bibliothek drängte es ihn bald hinaus. Ermutigt durch seinen Direktor, bestärkt durch den Zuspruch seiner späteren Frau schrieb sich Raabe 1950 als Student der Germanistik an der Universität Hamburg ein, musste seine Zeit aber um des Lebensunterhalts willen zwischen dem Studienort und der Bibliothek in Oldenburg teilen, wo er einige Tage in der Woche weiterhin tätig war. In Hamburg lehrten damals Hans Pyritz und Adolf Beck. Beck, ein grundsolider Philologe, Herausgeber von Hölderlins Briefen und Lebenszeugnissen in der Großen Stuttgarter Ausgabe, war Raabes akademischer Lehrer; bei ihm wurde er 1957 mit einer Arbeit über Hölderlins Briefe promoviert. Pyritz führte den jungen Germanisten in das Bibliographieren ein und lehrte ihn die Achtung vor dieser oft

verkannten Kunst der Ermittlung und Bewertung wissenschaftlicher Ergebnisse. Die unter Pyritz' Namen veröffentlichte Goethe-Bibliographie, nach wie vor ein Standardwerk, trägt auch Raabes Handschrift. Dass Raabe darüber hinaus Zeit fand, im Auftrag eines Hamburger Sammlers dessen Kubin-Sammlung zu katalogisieren, spricht für seine bewundernswerte Arbeitskraft wie für seine Liebe zu den Künsten.

Nach Studium und Promotion stand die Frage »Aber wohin denn ich?« auch vor Paul Raabe. 1955 war in Marbach am Neckar unter Bernhard Zellers Ägide das Deutsche Literaturarchiv gegründet worden, das es sich zur Aufgabe machte, der verbannten und verfeimten deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts eine Heimstatt zu geben. Dorthin wurde Raabe dank Adolf Becks Vermittlung 1958 berufen, um die Bibliothek des Archivs aufzubauen. Bibliothekarische Tätigkeit hat Raabe niemals nur als Erwerben, Katalogisieren und Ausleihen verstanden. Der Bibliothekar, so sein Credo, solle »immer auch Entdecker oder Wiederentdecker vergessener oder übersehener Bücher und Texte sein«. Marbach bot ihm dafür reiche Gelegenheit. Einen fulminanten Einstand gab er dort 1960 mit einer großen Ausstellung zum deutschen Expressionismus. Davor und danach suchte Paul Raabe, der zeit seines Lebens ein liebenswürdiger und toleranter »Menschenfischer« war, Zugang zu den in aller Welt verstreuten expressionistischen Autoren, ihren Weggefährten und Nachfahren. Die sich daraus entwickelnden freundschaftlichen Begegnungen habe er, so Raabe in seinem Buch *Mein expressionistisches Jahrzehnt*, als »Geschenk und Glück« empfunden. Es blieb nicht bei der Ausstellung. Aus dem Projekt entwickelten sich Texteditionen, Bibliographien und Kompendien zum deutschen Expressionismus. Zum ersten Mal konnten sich Raabes wissenschaftliche und menschliche Tugenden frei und selbständig entfalten.

Noch aber hatte er nicht den Wirkungskreis gefunden, der sich seinem zupackenden Naturell als angemessen erweisen sollte. Das geschah erst in dem damals weltabgeschiedenen Wolfenbüttel, in dessen Bibliothek einst Leibniz und Lessing gewirkt hatten und wohin Raabe 1968 als Direktor berufen wurde. Im Jahr zuvor hatte er sich in Göttingen habilitiert. In »Bibliosibirsk«, wie Raabe die Stadt an der Oker im Titel seiner Erinnerungen an Wolfenbüttel nannte, traf er auf zwar intakte, aber in Selbstbescheidung befangene Verhältnisse, die er von Grund auf reformierte. Als er 1992 in den Ruhestand ging, war dank seines rastlosen Veränderungswillens, der sich auf Partner in Politik und Wirtschaft übertrug, ein Bibliotheksquartier von staunenswerten baulichen Dimensionen und mit ihm eine Forschungsstätte zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit von weltweitem Rang und Ruf entstanden. Den Typus der Forschungsbibliothek, seit langem in den USA präsent, hat Paul Raabe in Wolfenbüttel als »humane Einrichtung« beispielhaft für Deutschland geschaffen. »Deutschlands bekanntester Bibliothekar« – diesen Ehrentitel verliehen ihm die Feuilletons – konnte auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken. Drei Festschriften und eine voluminöse Bibliographie seiner Veröffentlichungen sind ihm zu Ehren erschienen.

Dass dieses Leben eine nicht vorhersehbare Wendung nehmen sollte, war dem Lauf der Weltgeschichte zu verdanken, der Wolfenbüttel in die neue Mitte Deutschlands rückte. 1956 schon hatte Raabe den wissenschaftlichen Kontakt zur DDR aufgenommen, das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar zu Studienzwecken aufgesucht, gemeinsam mit seiner Frau sich den kulturellen Reichtum im anderen deutschen Staat erschlossen. Für ihn war die DDR keine Terra incognita. Ausgangs der 1980er Jahre reagierte er rasch auf die Anzeichen einer deutsch-deutschen Annäherung. Auf seine Anregung hin kam die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel mit Gelehrten aus Halle in Kontakt. Die deutsche Vereinigung setzte in Paul Raabe neue Energien frei. »Auf wissenschaftlichem und kulturellem Gebiet Brücken zu bauen« wurde ein zentraler Impuls seines Handelns. Aufmerksam geworden auf die desolate Situation der Franckeschen Stiftungen in Halle widmete Raabe – zunächst als Vorsitzender eines Freundeskreises, von 1992 bis 2000 als Stiftungsdirektor – dieser Stätte eines werktätigen Christentums und einer lange im Stillen wirkenden Gelehrsamkeit seine ganze Kraft. Was er hier leistete, verdient höchste Bewunderung. Fortan pendelte Raabe wie ein fahrender Scholar zwischen Halle und Wolfenbüttel. Einen Achtstundentag kannte er in Halle nicht.

Ein Aufbauwerk von ungeahnten Dimensionen musste in Angriff genommen werden. Zug um Zug wurden die Stiftungsgebäude restauriert, hielt dort wieder ein reiches geistiges Leben Einzug. Als rastloser Organisator, als Bauherr, Wissenschaftler und Kulturpolitiker war Raabe in seinem Element. Sein Enthusiasmus teilte sich auch den Mitarbeitern mit. »Jahre des Aufbaus«, so ist in seinem Erinnerungsbuch *In Franckes Fußstapfen* zu lesen, »sind Jahre des Zusammenwachsens«. Die Franckeschen Stiftungen rechtlich, materiell und ideell gesichert, ihnen zu neuem Glanz verholfen zu haben ist vielleicht Raabes größte Lebensleistung. Hohe öffentliche Auszeichnungen wurden ihm zuteil. Doch seine Leistung war gebunden an Entsagung durchaus im Sinne Goethes, an Entsagung auch für seine Frau, die gemeinsam mit ihm vier Kinder erzog, ihm als Mitarbeiterin und Ratgeberin zur Seite stand – und ihm 2005 im Tod voranging. Eher zurückhaltend hat Paul Raabe zu erkennen gegeben, worin ein zentraler Antrieb für sein Wirken in Halle bestand: in einer weltzugewandten, glaubensfesten Frömmigkeit, in der ihn in jungen Jahren der Landesbischof von Oldenburg, Wilhelm Stählin, befestigt hatte und die dem Geist August Hermann Franckes in manchem verwandt war.

Raabes Liebe zu Weimar, für ihn »die schönste Stadt Deutschlands«, war indes niemals erloschen. Als in den 1980er Jahren der dtv-Verleger und Goethe-Kenner Heinz Friedrich einen fotomechanischen Nachdruck der Weimarer Goethe-Ausgabe herausbrachte, sah Raabe darin eine Chance, seine bei Pyritz begonnene Sammeltätigkeit von Briefen Goethes in Buchform zu bringen. Gemeinsam mit seiner Frau legte er 1990 in drei Bänden Nachträge zur Briefabteilung der Weimarer Ausgabe vor, für die Vorarbeiten zu einer Goethe-Briefedition im Goethe- und Schiller-Archiv herangezogen werden konnten. Im Sommer 1990, die deutsche Vereinigung vor Augen, lud Paul Raabe Goethe-Philologen aus beiden deutschen Staaten zu einem Arbeitstreffen nach Wolfenbüttel ein, um mit ihnen Perspektiven der Goethe-Edition zu beraten. Von dieser Tagung ging das Signal aus für die historisch-kritischen Ausgaben von Goethes Tagebüchern und Goethes Briefen, wie sie nacheinander im Goethe- und Schiller-Archiv begonnen wurden. Raabes Zuneigung zum klassischen Weimar schlug im direkten Sinne zu Buche. 1990 erschienen im Verlag seiner Schwester Elisabeth Raabe *Spaziergänge durch Goethes Weimar*. Dieses originelle, informative Brevier wurde eines seiner erfolgreichsten Bücher, übertroffen wohl nur von seiner *Bücherkunde zur deutschen Literaturwissenschaft*, die es als Nr. 1 der Sammlung Metzler auf elf Auflagen brachte und in 100.000 Exemplaren verbreitet ist.

In Raabes Denken und Handeln verbanden sich wissenschaftliches Ethos, praktischer Sinn und weitblickendes kulturpolitisches Engagement. Den 3. Oktober 1990 verbrachte er mit seiner Frau in Weimar. Am Abend jenes Tages hielt er im Wittumpalais einen Vortrag, in dem er seine Vision von einem neuen klassischen Weimar entwickelte. Für ihn war es ein zwingendes Gebot der Stunde, nicht nur Halle, sondern auch der nachmaligen Klassik Stiftung Weimar und dem Freistaat Thüringen mit Rat und Tat zur Verfügung zu stehen. Von 1992 bis 2001 gehörte er dem Stiftungsrat der Klassik Stiftung an. Seine Impulse haben Segensreiches bewirkt. Ohne sein beharrliches Drängen wäre der Erweiterungsbau der Herzogin Anna Amalia Bibliothek vielleicht nicht zustande gekommen, existierte die Klassik Stiftung nicht in ihrer heutigen Gestalt. Im Jahr 2007, als die Klassikerstadt Paul Raabe den Weimar-Preis verlieh, legte er in seiner Dankesrede ein Bekenntnis zu Goethe ab: »Goethe sollte auch in der veränderten, von den Neuen Medien beherrschten Welt wieder der Botschafter einer zurück zu gewinnenden Humanität werden«. Der Bürger Paul Raabe hatte an den Orten seines Wirkens – in Wolfenbüttel, Halle und Weimar – immer auch das allgemeine Wohl der Kommune im Blick. Er gab den Weimar-Preis zurück, als die Stadt – glücklicherweise nur vorübergehend – das im schönsten Bürgerpalais von Weimar gelegene, eben restaurierte Stadtmuseum schloss.

Für Paul Raabe war die »Einheit unserer Kultur [...] kostbarstes Gut unseres Selbstverständnisses«. In diesem Geiste handelte er. Gemeinsam mit seiner Frau stellte er im Auftrag der Bundesregierung das Blaubuch *Kulturelle Leuchttürme* zusammen, eine aus genauer

Kenntnis geschöpfte Bestandsaufnahme wesentlicher erhaltenswerter Kulturstätten in den neuen Bundesländern, deren Rettung und Bewahrung ihm ein Herzensanliegen war. »Aliis in serviendo consumo« (im Dienst an anderen verzehre ich mich) – diesem Leitspruch seines Lebens, den er einst in alten Büchern in Wolfenbüttel gefunden hatte, folgte er auch hier.

In vier Erinnerungsbüchern hat Paul Raabe eine Bilanz seines Lebens gezogen. Er tritt uns darin als wacher und sensibler Bürger seines Landes entgegen, als ein im besten Sinne liebenswerter Patriarch, der dankbar des familiären Zusammenhalts gedenkt, ebenso dankbar seine Förderer und Weggefährten in Erinnerung ruft, niemals vergisst, was seine Mitarbeiter leisten, gutem Rat sich nicht verschließt, die eigene unbeirrbar ideale, die Realität zuweilen übersteigende Gesinnung gelassen und souverän dem Urteil der Geschichte anheimstellt. Ein beispielhaftes, ein gelungenes Leben hat sich vollendet. In großer Dankbarkeit werden wir Paul Raabes gedenken.

Jochen Golz

Professor Dr. Thomas P. Saine
8. März 1941 – 5. Dezember 2013



Thomas P. Saine, Professor Emeritus für Germanistik an der University of California, Irvine, und namhafter Fachmann für das 18. Jahrhundert und die Goethezeit, war Mitbegründer der Goethe Society of North America und langjähriger Herausgeber des *Goethe Yearbook*. Obwohl in Brooklyn, New York, geboren und in der Nähe von Dallas, Texas, gestorben, haben zwei andere und weitentfernte Orte im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Lebens gestanden: New Haven, Connecticut, und Irvine, Kalifornien.

Tom Saine (»Thomas« benutzte er nur schriftlich) hat an der Yale University studiert, wo er 1962 ein B.A.-Programm in Deutsch absolvierte und 1968 mit einer Dissertation über Karl Philipp Moritz' Ästhetik promovierte. Zuerst Instructor, danach Assistant Professor und Associate Professor im Department of Germanic Languages and Literatures an der Yale University wurde er bald als engagierter Erforscher der deutschen Aufklärung bekannt. Er bettete die

Schriften der Aufklärer in die Kultur- und Sozialgeschichte ihrer Zeit ein und entwickelte ein reges Interesse für eher vernachlässigte Autoren, darunter radikale Theologen und Freidenker. In diesen frühen Jahren erschien eine Reihe von wichtigen Veröffentlichungen: *Die ästhetische Theozie: Karl Philipp Moritz und die Philosophie des 18. Jahrhunderts* (1971), *Georg Forster* (1972), ein photographischer Nachdruck von Moritz' *Versuch einer deutschen Prosodie* mit Vorwort (1973) und der programmatische Aufsatz »Was ist Aufklärung?« *Kulturgeschichtliche Überlegungen zu neuer Beschäftigung mit der deutschen Aufklärung* (1974).

Tom Saine besaß eine mit Begeisterung zusammengetragene umfangreiche Bibliothek, in der sich auch weniger bekannte Aufklärungsschriften und Theologiebände sowie mehrere

Goethe-Ausgaben befanden. Als er im Herbst 1975 mit seiner Familie von der Ostküste an die Westküste umzog, erhielt diese beständig wachsende Bibliothek eine prominente Stelle in der neuen Wohnung. Tom Saine wurde Associate Professor of German an der University of California, Irvine, und im Jahr darauf Professor und Chair der Abteilung, die er anschließend elf Jahre lang leitete. In Irvine (UCI) blieb er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 2005. Diese Universität, die erst zehn Jahre alt war, als er dort seine Tätigkeit aufnahm, hat er zu seiner Heimat gemacht.

Das 18. Jahrhundert blieb lebenslang der Schwerpunkt seines Interesses, das zum Beispiel Christian Wolff, Christian Ludwig Liscow, Johann Christian Edelmann, Johann Gottfried Seume und Adolph Freiherr von Knigge galt. Im Jahre 1987 erschien *Von der Kopernikanischen bis zur Französischen Revolution: Die Auseinandersetzung der deutschen Frühaufklärung mit der neuen Zeit*, eine erweiterte Fassung davon im Jahre 1997 auf Englisch: *The Problem of Being Modern, or The German Pursuit of Enlightenment from Leibniz to the French Revolution* (mit neuen Kapiteln zu Lessings Theologie und dem preußischen Religionsedikt von 1788). Die deutsche Antwort auf die Französische Revolution untersuchte er 1988 in *Black Bread – White Bread: German Intellectuals and the French Revolution*.

Gleichzeitig wurde Goethe in seiner Forschung wie in seinem Leben immer zentraler. In Aufsätzen (zu *Die Leiden des jungen Werthers*, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, *Campagne in Frankreich*) und auch in Übersetzungen (*Campagne in Frankreich*, *Belagerung von Mainz*) befasste er sich mit Goethes Prosa. Er war an der 12-bändigen, von Suhrkamp verlegten Ausgabe *Goethe's Collected Works in English* beteiligt, in deren Rahmen er gemeinsam mit Jeffrey L. Sammons, seinem Freund und ehemaligen Kollegen an der Yale University, Goethes autobiographische Schriften herausgab.

Es waren aber Gespräche am späten Abend in Kalifornien über den Stand der amerikanischen Germanistik im Allgemeinen und der amerikanischen Goetheforschung im Besonderen, die zu einem bedeutenden Unternehmen führten. Man beabsichtigte ein Aufleben der amerikanischen Goetheforschung, außerhalb und eher unabhängig von der Kulturpolitik der DDR und der BRD, und sprach von einem neuen Jahrbuch, das Veröffentlichungen auch auf Englisch fördern könnte. Es entwickelte sich die Idee einer Goethe Society of North America (GSNA), die dann in den Jahren 1979 bis 1980 zur Realität wurde. Tom Saine wurde Herausgeber des *Goethe Yearbook*, ein Amt, das er zwanzig Jahre mit höchstem Sinn für Qualität ausübte. Auch zwei Sonderbände erschienen: *Interpreting Goethe's »Faust« Today* (1994), herausgegeben mit Jane K. Brown und Meredith Lee, und Stuart Atkins' Sammelband *Essays on Goethe* (1995), gemeinsam herausgegeben mit Jane K. Brown. Gewiss haben die anderen drei Mitbegründer der Gesellschaft, die von Anfang an engagiert waren, ihren Beitrag geleistet: Hans Rudolf Vaget (Smith College) leitete die Buchbesprechungen in den ersten Bänden des Jahrbuchs, Ehrhard Bahr (UCLA) wurde Executive-Secretary der Gesellschaft und Meredith Lee (UCI) Schatzmeisterin, aber ohne Tom Saine wäre die Goethe Society of North America nicht entstanden. Die GSNA ist heute fest etabliert und gedeiht unter der Leitung der nächsten Forschergeneration mit Jahrbuch, regelmäßigen Programmen innerhalb der amerikanischen Tagungen, einer selbstständigen Tagung alle drei Jahre, einer Bücherreihe und mehr. Über all das kann man sich auf der Internetseite www.goethesociety.org informieren.

Als Student hat Tom Saine ein Jahr (1962–1963) in Tübingen als Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) verbracht; als Professor hat er zwei Sommer (1981, 1982) in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und ein Jahr (1999–2000) als Gast des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen gearbeitet. In den Vereinigten Staaten wurden ihm Anerkennung und Forschungsunterstützung zuteil durch die renommierte John Simon Guggenheim Memorial Foundation und die American Council of Learned Societies.

Als Kollege und Privatperson war er nicht ohne Widersprüche. Obwohl eigentlich ein Einzelgänger, genoss er die Gesellschaft von Kollegen, besonders wenn das Gespräch leben-

dig wurde und sich Wesentlichem zuwandte. Im Gespräch war er öfters lakonisch, manchmal sogar schroff und ablehnend. Schriftlich aber schuf er eine klare und offene Prosa mit spürbarer Anziehungskraft. Er liebte Tiere, spielte gern Klavier, war ein begeisterter Motorradfahrer und auf dem Campus sichtbar mit dem Schild »Goethe« an seinem Auto, mit »Goethe« an seinem Motorrad. In Texas, nach seinem Umzug als Emeritus, sah man »Goethe« an seinem neuen Sportwagen.

Im Internet schrieb er in charakteristischer Kürze: »Though not totally obsessed with Goethe, I have devoted quite a bit of my career to his work and times«. Wir sind ihm sehr dankbar. Als Mensch, als Lehrer und als Goetheforscher hinterlässt er eine Lücke. Wir werden ihn vermissen.

Meredith Lee

Bericht über die 83. Hauptversammlung vom 22. bis 25. Mai 2013

Goethe und die Weltreligionen

Programm und Ablauf

22. Mai 2013

9.00–18.45 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«

Symposium junger Goetheforscher

(Konzeption und Leitung: Dr. Matthias Buschmeier, Bielefeld; Dr. Marie Wokalek, Berlin)

mit folgenden Vorträgen:

Markus Gansel (Heidelberg): »ein geistiges Werk geistig aufnehmen«. Zum idealen Leser von Goethes »Werther«. – Dr. Imelda Rohrbacher (Zagreb): Das Bewusstsein der Moderne – zum szenischen Präsenz in Goethes »Wahlverwandtschaften«. – Kai Spanke (Berlin): Zeitenwende auf Tauris. Zum epistemologischen und temporalen Umbruch in Goethes »Iphigenie«. – Daniel Ehrmann (Salzburg): Kollektive Autorschaft. Kollaborative Praxis und metapoetische Konstituierung von Perspektivität in den »Propyläen«. – Claudia Keller (Zürich): Aus dem Schiffbruch gerettet? Kulturhistorische Zeitreflexion der »Weimarerischen Kunstfreunde«. – Dr. Elsje van Kessel (St. Andrews): Goethe, das Museum und die (Un)Lebendigkeit der Kunst. – Thomas Höffgen (Bochum): Goethes Walpurgisnächte. Zwischen Pantheismus und Kirchenkritik. – Daniel DiMassa (Philadelphia): Der göttliche Poet: Selbstmythologisierung in Goethes Terzinen.

19.30–22.00 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«

Empfang für Studierende und junge Wissenschaftler

23. Mai 2013

10.00–12.30 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar

Eröffnungsveranstaltung

Die musikalische Einführung übernahm Thomas Jagusch, Klavier, Student der Hochschule für Musik Franz Liszt, mit der Ungarischen Rhapsodie Nr. 6 von Franz Liszt.

Begrüßung durch den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Dr. habil. Jochen Golz; Grußwort des Staatssekretärs im Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Prof. Dr. Thomas Deufel; Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar Stefan Wolf (siehe S. 13–21)

Auszeichnung der Preisträger des 4. internationalen Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft durch das Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft Prof. Dr. Benedikt Jeßing (Bochum) (siehe S. 295–297)

Festvortrag: Dr. Navid Kermani (Köln): Gott-Atmen. Goethes Religionen (siehe S. 23–42)

Verleihung der Goethe-Medaille an Prof. Dr. Yang Wuneng (Chengdu) mit Laudatio von Dr. habil. Jochen Golz und Dankeswort des Empfängers (siehe S. 327 f., 332 f.) und an Prof. Dr. Jochen Schmidt (Freiburg i. Br.) mit Laudatio von Prof. Dr. Werner Frick (Freiburg i. Br.) und Dankeswort des Empfängers (siehe S. 329–331, 334 f.)

12.30–13.30 Uhr, Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«

Begegnungstreffen der Referenten und Diskussionsleiter

14.00–17.00 Uhr, Audimax der Bauhaus-Universität Weimar

Podium »Goethe und die Weltreligionen«

mit folgenden Referenten:

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolfgang Frühwald (München): Goethe und das Christentum. Anmerkungen zu einem ambivalenten Verhältnis. – Prof. Dr. Hendrik Birus (Bremen): Goethe – »ein Muselmann«? – Prof. Dr. h.c. Terence James Reed (Oxford): Der säkulare Goethe und seine Religion.

Podiumsgespräch mit den Referenten und weiteren Teilnehmern: Prof. Dr. Albrecht Beutel (Münster) und Prof. Dr. Stefan Wild (Bonn)

Moderation: Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn); Begrüßung: Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a.M.)

19.30–23.00 Uhr, Deutsches Nationaltheater Weimar

»Faust (Margarethe)« von Charles Gounod. Oper in vier Akten, Libretto von Jules Barbier und Michel Carré in französischer Sprache mit deutschen Untertiteln (musikalische Leitung: Felix Bender, Regie: Karsten Wiegand, Bühne: Bärbl Hohmann, Kostüme: Ilse Welter-Fuchs, Choreographie: Otto Pichler, Chor-Einstudierung: Markus Oppeneiger, Dramaturgie: Mark Schachtsiek)

24. Mai 2013

9.00–12.30 Uhr, diverse Orte

wissenschaftliche Konferenz zum Thema »Goethe und die Weltreligionen«: 9.00–10.30 Uhr Arbeitsgruppen A–C (A: Schöne Seelen – prophetische Genies – Herzenssprache. Goethes pietistische Konnexe, B: Gegen und mit Religion. Verfahren der Selbststabilisierung in Goethes Lyrik, C: »Zum Schauen bestellt« – Goethes Naturreligion) und 11.00–12.30 Uhr Arbeitsgruppen D–F (D: Zum Teufel mit dem »heiligen Original«. Überschreibungen biblischer Originale in Goethes »Faust«, E: Bildung zur Gottähnlichkeit. Transformationen pietistischer und hermetischer Religiosität zur Kunst-Religion in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, F: Ex oriente religio. Schrift und Sinn(lichkeit) im »West-östlichen Divan«)

14.00–18.00 Uhr, Audimax der Bauhaus-Universität

Ordentliche Mitgliederversammlung

1. Eröffnung und Begrüßung

2. Feststellung der Tagesordnung

3. Verleihung von Ehrenmitgliedschaften
(siehe S. 336–343)

4. Satzungsänderung (§ 12, Beirat)

§ 12, Beirat, wurde wie folgt geändert:

- (1) Der Beirat berät und unterstützt den Vorstand im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen und dieser Satzung. Er besteht aus mindestens fünf in- und ausländischen Persönlichkeiten. Dem Beirat sollen Personen mit besonderer fachlicher, politischer oder wirtschaftlicher Kompetenz und Erfahrung im Hinblick auf die Erfüllung des Zwecks der Goethe-Gesellschaft angehören. Aufgaben des Beirates sind insbesondere
 - a) Empfehlungen für die Erfüllung des Zwecks der Goethe-Gesellschaft
 - b) Stellungnahme zum Haushaltsplan, zur Jahresrechnung und zum Tätigkeitsbericht
 - c) Empfehlungen zur Bestellung von Vorstandsmitgliedern.
- (2) Die Mitglieder des Beirates werden vom Vorstand für die Dauer von vier Jahren berufen. Wiederberufungen sind möglich.

5. Tätigkeitsbericht des Präsidenten
(siehe S. 316–322)

6. Geschäftsbericht des Schatzmeisters
(siehe S. 323–325)

7. Bericht der Kassenprüfer
(siehe S. 326)
8. Aussprache zu den Berichten
9. Antrag auf Entlastung des Vorstands
10. Antrag auf Entlastung der Kassenprüfer
11. Verschiedenes

20.30–0.00 Uhr, *Dorint Sofitel »Am Goethepark«*, Weimar

Geselliger Abend

mit Büfett sowie Musik und Tanz in der Hotelbar »Belle Epoque«

Zugleich waren für unsere Mitglieder das Goethe-Nationalmuseum sowie Goethes Wohnhaus und Garten geöffnet. Am Goethe-Hafis-Denkmal zeigte das Iranhaus Weimar eigens für unsere Mitglieder eine Kunstinstitution.

25. Mai 2013

8.00–9.30 Uhr, *Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«*

Sitzung des Vorstands der Goethe-Gesellschaft

10.00–11.30 Uhr, *Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«*

Goethe weltweit. Konfession – Religiosität – Weltbürgertum. Weimarer Klassik aus heutiger Sicht

mit folgenden Mitwirkenden:

Prof. Dr. Anil Bhatti (Neu Delhi), Prof. Dr. Wladimir Gilmanov (Kaliningrad), Kristina Dragović (Novi Sad), Dr. Liina Lukas (Tartu), Prof. Dr. Yang Wuneng (Chengdu)

Moderation: Prof. Dr. Nikolina Burneva (Veliko Tarnovo)

11.30–13.00 Uhr, *Jugend- und Kulturzentrum »mon ami«*

Begegnungstreffen mit den Vertretern ausländischer Goethe-Gesellschaften

13.00–22.00 Uhr

Exkursion zur Wartburg und nach Eisenach

(Konzeption und Leitung der Exkursion: MinR a.D. Dr. Wolfgang Müller, Ilmenau): Busfahrt zur Wartburg – Kaffeetrinken im Wintergarten des Hotels auf der Wartburg – Wartburgführung – Besichtigung der Georgenkirche: Begrüßung durch Pfarrer Stephan Köhler, der zugleich Informationen zur Georgenkirche und zur Stadt Eisenach gab – Gang durch die Karlstraße zum Hotel Thüringer Hof: Grußwort der Oberbürgermeisterin Katja Wolf, anschließend Abendbüfett – Rückfahrt nach Weimar

13.00–17.00 Uhr, *Goethe- und Schiller-Archiv sowie Goethe-Nationalmuseum*

Führungen durch das Goethe- und Schiller-Archiv und die Ausstellung »Lebensfluten – Tatensturm. Die Goethe-Ausstellung« im Goethe-Nationalmuseum

Tätigkeitsbericht des Präsidenten

Liebe Mitglieder, liebe Gäste,

Rechenschaft ist zu legen über die Arbeit, die zwischen 2011 und 2013 von Vorstand und Geschäftsstelle zu leisten war.

Eine der Politik entsprungene Alltagsweisheit verschafft sich auch in unserem Falle Geltung: Nach der Hauptversammlung ist vor der Hauptversammlung. Am letzten Tag einer Hauptversammlung tritt jeweils der Vorstand zusammen, um sich über das Thema der nächsten zu verständigen. Rasch waren wir uns 2011 einig, ein Thema zu wählen, mit dem wir stärker Bezug nehmen wollten auf aktuelle Debatten, nicht zuletzt deshalb, um Goethes Gegenwartigkeit jenseits wissenschaftsinterner Diskurse unter Beweis zu stellen. In solchem Zusammenhang gilt es stets zu bedenken, dass man sich davor hüten sollte, Goethe als Propheten und Nothelfer für allfällige Sorgen aufzurufen, zugleich aber darauf bedacht sein muss, in Goethes Texten selbst deren Gegenwartsbezug freizulegen. In einer Zeit, die von wirtschaftlichen Krisen und – damit korrespondierend – von geistiger Orientierungslosigkeit geprägt ist, in der Untergangsprophetien sich abwechseln mit dem Versuch, die Gegenwart gesund zu beten, kann uns Goethes spezifisches Weltverhältnis verlässliche Wertmaßstäbe an die Hand geben. Sein Verhältnis zu den Weltreligionen spielt dabei eine besondere Rolle. In diesem Verhältnis findet sich zusammen, was Goethes Denken insgesamt kennzeichnet, historisch-genetisches Verständnis für alle Formen religiösen Denkens im Laufe der Menschheitsgeschichte, Verständnis für und Respekt vor Andersdenkenden, was im übergreifenden Sinne in Liebe und Versöhnung mündet, in Gedanken also, die vornehmlich den alten Goethe erfüllt haben. Dem Thema entsprechend, haben wir die Dramaturgie der Hauptversammlung entworfen. Wer Gelegenheit nehmen will, sich nach der Hauptversammlung genauer zu informieren, dem sei eine Anthologie empfohlen, die Hans-Joachim Simm vor einigen Jahren als Insel Taschenbuch herausgegeben hat: Dort sind Goethes Texte zur Religion in einer substantiellen Auswahl versammelt.

Wenn der Vorstand ein welthaltiges Thema auf die Tagesordnung setzt, wird er bestrebt sein, das Thema im internationalen Maßstab zu diskutieren. *Goethe weltweit* – diese Überschrift haben wir der morgigen Podiumsdiskussion gegeben, in der Repräsentanten der Goethe-Forschung aus Asien und Europa in der Moderation unseres Vorstandsmitglieds Nikolina Burneva das Rahmenthema behandeln werden. Denn Goethe ist und bleibt nicht nur weltweit der wirksamste Repräsentant deutscher Kultur, seinem Werk widmen sich auch weltweit 39 Goethe-Gesellschaften auf allen Kontinenten; ihre Arbeit weist ganz unterschiedliche Schwerpunkte auf. Sie reicht von wissenschaftlichen Konferenzen, wie ich sie im April 2013 in Petersburg – in diesem Falle zur Reiseliteratur – miterleben konnte, über Vorträge und literarisch-musikalische Veranstaltungen bis zu Übersetzungswettbewerben. Vom 27. März bis zum 2. April 2012 war in Seoul eine Ausstellung zum *West-östlichen Divan* zu sehen, die Frau Prof. Chon in ihrer Eigenschaft als *Divan*-Übersetzerin mit Hilfe deutscher Institutionen ausgerichtet hatte. In unserem Newsletter versuchen wir, derlei aktuelle Entwicklungen einzufangen und zu dokumentieren. In der jüngsten Nummer finden Sie Berichte über die Arbeit der Goethe-Gesellschaft im georgischen Kutaissi – ein herzlicher Dank geht an Frau Professor Kakauridse und ihre Mitstreiter –, über einen Übersetzungswettbewerb im estnischen Tartu sowie ein Porträt der Schweizer Goethe-Gesellschaft. Zuvor konnten wir darüber berichten, dass die von George Guțu – dem Präsidenten der rumänischen Goethe-Gesellschaft und Herausgeber des rumänischen Goethe-Jahrbuchs, dessen zweiter Band gerade erschienen ist – als Hauptherausgeber betreute 18-bändige Goethe-Ausgabe aller objektiven Schwierigkeiten ungeachtet auf einem guten Wege ist; zudem erhält ein junger rumänischer Wissenschaftler in diesem Jahr Gelegenheit, als Stipendiat unserer Gesellschaft

für diese Edition tätig zu werden. »Denn man lebt mit Lebendigen«, könnte man mit Goethe sagen und Goethe ist weltweit lebendig. Um das auch statistisch zu beglaubigen: In der Verantwortung unseres früheren Vorstands- und Beiratsmitglieds Marino Freschi hat sich im Frühjahr 2012 eine Goethe-Gesellschaft in Neapel gegründet.

Stets ist es uns eine Verpflichtung, zu unseren Hauptversammlungen Referenten, Podiumsteilnehmer und Diskussionsleiter, Studenten und junge Wissenschaftler aus dem Ausland einzuladen. Das ist nur möglich, wenn wir die nötigen finanziellen Mittel beschaffen können. Sehr dankbar bin ich unserem Beiratsmitglied Ulla Unseld-Berkéwicz, die uns den Weg zur Hamburger Udo Keller Stiftung wies. Der Stiftung sei herzlich gedankt, und in diesen Dank schließe ich den an unsere Sponsoren ein, ohne deren aktives Engagement die Ausrichtung der Hauptversammlung in größerem internationalen Rahmen nicht möglich gewesen wäre.

Einen Schwerpunkt unserer Arbeit stellt nach wie vor das Stipendienprogramm dar, das vor zwanzig Jahren vom damaligen Präsidenten und jetzigen Ehrenpräsidenten Prof. Werner Keller ins Leben gerufen wurde und bis auf den heutigen Tag von ihm ideell und materiell gefördert wird. Mit Fug und Recht trägt das Stipendienprogramm seinen Namen. Sehr zu bedauern ist es, dass Prof. Keller seiner angegriffenen Gesundheit wegen nicht bei uns sein kann. In guten Wünschen für ihn vereinigen wir uns alle. Im Gespräch mit den Stipendiaten ist für mich Goethe weltweit zu erleben, ob sich eine marokkanische Germanistin der arabischen Rezeption Goethes und Schillers widmet, ob sich eine bulgarische Germanistin die Übertragung von Goethes Lyrik, ein slowakischer Germanist eine *Faust*-Übersetzung vornimmt oder ob eine lettische Wissenschaftlerin der ostjüdischen Rezeption der Weimarer Klassik im Zuge von Emanzipation und Haskala nachgeht; das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einem vielfältigen Themenangebot. In der Regel arbeiten unsere Stipendiaten maximal drei Monate in Weimar, nutzen die exzellente Quellsituation in Weimar und die Unterstützung der Klassik Stiftung, nehmen gelegentlich auch die Möglichkeit wahr, an anderen Universitäten zu forschen. Dafür ist Prof. Hansen, dem früheren Direktor des Düsseldorfer Goethe-Museums, besonderer Dank zu sagen. Prof. Dr. Christof Wingerts Zahn, sein Nachfolger im Amt, hat mir versichert, dass er diese Tradition fortsetzen wird. Für mich sind die Gespräche mit den Stipendiaten stets eine bereichernde Erfahrung, sie weiten meinen Horizont und fördern mein Verständnis für die Lebens- und Wissenschaftsprobleme unserer Gäste. Gefördert wird unser Stipendienprogramm in kleinerem Rahmen projektbezogen vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, außerdem nutzen wir die Möglichkeit, in jedem Jahr mit einem Antrag für das Goethe-Stipendium der Thüringer Ministerpräsidentin bei der Staatskanzlei einzukommen. Doch den Löwenanteil an unserem Programm steuern unsere Mitglieder bei. Die Mittel dafür kommen teils aus einer von Prof. Keller ins Leben gerufenen Stiftung, teils aus jährlichen Spenden unserer Mitglieder, aus deren Reihe ich stellvertretend Herrn Dr. Spelsberg mit großem Dank und ebensolchem Respekt nennen möchte. All unseren Förderern sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Unser Stipendienprogramm hat eine beeindruckende 20-jährige Bilanz aufzuweisen. So lag der Gedanke nahe, eine Jubiläumskonferenz einzuberufen und dazu ehemalige Stipendiaten einzuladen, die inzwischen einen erfolgreichen wissenschaftlichen Weg zurückgelegt haben und darüber Auskunft geben können. Zu unserer Freude haben alle Eingeladenen prompt zugesagt. Vom 19. bis zum 21. September 2013 wird die Konferenz voraussichtlich in Weimar stattfinden. Wissenschaftliche Vorträge werden gehalten, doch sollen die ehemaligen Stipendiaten auch Gelegenheit erhalten, Weimar und seine kulturellen Schätze mit neuen Augen zu sehen. Eine leichte Unsicherheit schwebt insofern noch über unserem Vorhaben, als die endgültige Zusage der Fritz Thyssen Stiftung, die wir um Unterstützung gebeten haben, noch aussteht. Da aber jetzt die Klassik Stiftung dankenswerterweise in Kooperation mit der Goethe-Gesellschaft die Antragstellung übernommen hat, hoffen wir auf einen guten Ausgang und eine interessante Konferenz, zu der Sie alle herzlich eingeladen sind.

Aus meinen Andeutungen können Sie ersehen, dass uns das Thema Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und des Mitgliedernachwuchses unausgesetzt beschäftigt. Eröffnet

wurde unsere Hauptversammlung traditionell mit dem *Symposium junger Goetheforscher*, diesmal unter stärkerer internationaler Beteiligung; sogar ein Gast aus den USA, Daniel DiMassa, war unter den Referenten, der vordem bereits – ebenso wie Claudia Keller aus der Schweiz – an einem unserer Sommerkurse teilgenommen hatte. In unseren Augen ist das ein idealer Brückenschlag, der sich recht oft wiederholen könnte. Die Finanzierung unserer Sommerkurse verdankt sich öffentlichem und privatem Engagement. Dank zu sagen ist an dieser Stelle der Allianz Kulturstiftung, Dank zu sagen ist aber vor allem unserem Mitglied Alfried Holle, auch wenn ihn dieser Dank nicht mehr unter den Lebenden antrifft. Alfried Holle war ein guter Geist unserer Sommerkurse, ohne dessen stilles und stets erfolgreiches Werben um Mittel vieles nicht möglich geworden wäre. Sein Wirken speiste sich aus tiefer Verbundenheit mit unserer Gesellschaft ebenso wie aus seiner Freude, mit jungen Menschen über Goethe sprechen und in den Weimarer Seminaren hospitieren zu können. Uneigennützig hat er in der eigenen Firma schöne, lebendige Chroniken der Kurse herausbringen können. Sein Tod hat uns sehr geschmerzt; ein Nachruf im Goethe-Jahrbuch bewahrt sein Andenken. Ein anderer guter Kursgeist ist unser ehemaliges Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Müller, der den Kurs organisatorisch umhegt – ganz einfach aus Freude am lebendigen Umgang mit Goethe; für die umsichtige Vorbereitung der morgigen Exkursion sei ihm schon jetzt sehr gedankt. Dass ein solcher Umgang zustande kommen kann, ist in erster Linie aber das Verdienst der wissenschaftlichen Kursleiter: Die Professoren Reed und Jeßing haben ein harmonisch arbeitendes Team gebildet. Leider hat sich Herr Jeßing größerer Verpflichtungen an seiner Universität Bochum wegen von der Kursleitung verabschieden müssen, doch ist es Prof. Reed gelungen, in Prof. Gottfried Willems, der seine aktive Lehrtätigkeit an der Universität Jena gerade beendet hat, einen neuen Kurspartner zu gewinnen; dafür bin ich ihm besonders dankbar. Im Rahmen der Weimarer Sommerkurse, die in Kooperation zwischen Weimar-Jena-Akademie und Klassik Stiftung an der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar stattfinden, hat die Goethe-Gesellschaft ihr eigenes Kursprogramm etabliert – stets mit direktem Bezug auf ein Rahmenthema. 2012 war der Kurs Goethes Lyrik gewidmet, 2013 lautet das Rahmenthema *Bürgertum und Zivilgesellschaft. Laboratorium Weimar*, und unser Kurs ist mit einer Zitateile überschrieben: »Der Bürger fängt an, sich zu fühlen ...«. Ich bin gewiss, dass den Kursanten wiederum in Rede und Gegenrede Erlebnisse und Erfahrungen zuteil werden, die ihr Bild vom klassischen Weimar, das durch ein reichhaltiges Kulturprogramm ergänzt wird, bereichern und erweitern. Den Professoren Reed und Jeßing, die in Dr. Christopher Meid aus Freiburg einen gewissenhaften Mitstreiter haben, sei an dieser Stelle für ihre Arbeit herzlich gedankt.

Vortragstätigkeit bildet nach wie vor einen Schwerpunkt unserer Tätigkeit, in den Ortsvereinigungen ebenso wie in Weimar. Im Goethe-Jahrbuch können Sie, wenngleich mit zeitlichem Verzug, die Dokumentation dieser Aktivitäten nachlesen. Überrascht und erfreut bin ich immer wieder von dem inhaltlichen Reichtum, der in den Vortragsprogrammen der Ortsvereinigungen zutage tritt, Zeugnis eines bereits aufgerufenen lebendigen Umgangs mit Goethe, wie er sich in vielfältigen Modifikationen äußert, in rein wissenschaftlichen Darbietungen, in literarisch-musikalischen Veranstaltungen, in kleinen Festen zu Jubiläen und jahreszeitlichen Höhepunkten, nicht zuletzt in den sehr beliebten Exkursionen. Für dieses beispielhafte Engagement sei allen Vorständen der deutschen Goethe-Gesellschaften von Herzen gedankt. Besonderen Ereignissen in Ortsvereinigungen sei hier Raum gegeben. Vom 31. Mai bis zum 17. Juli 2012 fand im Stadt- und Industriemuseum Wetzlar unter dem Titel ... *mein Werther – dein Werther – unser Werther ...* »Die Leiden des jungen Werthers«, *Ein Roman überwindet Grenzen* eine Ausstellung statt, die jetzt in veränderter Gestalt im Goethe-Museum in Frankfurt zu sehen ist. Als schöpferischer Geist in diesem Vorhaben hat sich unser Mitglied Katharina Lehnert-Raabe erwiesen. Die Eröffnungsveranstaltung bei herrlichem Frühsommerwetter auf dem Platz vor dem Lotte-Haus wird mir in Erinnerung bleiben. Ebenso rühmenswert ist der intensive Kontakt, den die Goethe-Gesellschaft Ulm und Neu-Ulm seit längerem zu den Goethe-Gesellschaften in den Donauländern pflegt. Frau

Heldmann hat mittlerweile das Amt der Vorsitzenden in jüngere Hände gelegt. Ihr sei für ihre vieljährige, sehr erfolgreiche Arbeit herzlich gedankt. Einmal im Jahr hat eine Ortsvereinigung besondere Gelegenheit, ihre Visitenkarte abzugeben, indem sie die anderen zur jährlich stattfindenden Tagung einlädt. Wenn ich auf Essen und Heidelberg zurückblicke, glaube ich im Namen aller Teilnehmer sprechen zu können, wenn ich den Vorständen beider Ortsvereinigungen ein großes Kompliment mache. Essen, einst die Stadt von Kohle und Stahl, hat sich dank der exzellenten Vorbereitung von Herrn Prof. Jeßing und Herrn Dr. Gaffron als gewandelter Ort im Zeichen kultureller Vielfalt präsentieren können. Die Sachdebatten, von Herrn Jeßing engagiert moderiert, waren sehr ertragreich. In diesem Jahr waren wir zu Gast in Heidelberg, zu Gast auch an der ältesten deutschen Universität. Es fällt schwer, einer der beiden Städte die Palme zu reichen. Wir geben am besten beiden das Zeichen des Sieges und der Standhaftigkeit. Heimstatt der Heidelberger Tagung waren die Alte Aula der Universität, die Kirchen der Stadt und das Benediktinerkloster Neuburg vor den Toren Heidelbergs. Frau Dr. Mancino-Cremer erwies sich als die Muse der Tagung. Klug und charmant präsentierte sie ihr Programm, das einen kulturellen Leckerbissen an den anderen reihte. Dass ich selbst am Fuße von Kloster Neuburg in den Stand eines Goethe-Abts ehrenhalber erhoben wurde, habe ich gebührend wahrgenommen. Herzlicher Dank geht noch einmal nach Essen und Heidelberg. An dieser Stelle sei wiederum gesagt, dass wir Weimarer, Frau Dr. Oberhauser, Frau Brendel und ich, uns freuen, wenn Ortsvereinigungen, die sich auf Thüringen-Fahrt befinden, uns in der Geschäftsstelle besuchen. Besonders buchenswert ist es, wenn uns der Vorstand einer gerade gegründeten Ortsvereinigung besucht, wie es ausgangs des Jahres 2012 mit dem Vorstand aus Ravensburg geschehen ist, dessen Anwesenheit in Weimar ich freudig vermerken kann. Im Gespräch können wir unsere Verbindung zu den Ortsvereinigungen vertiefen und umgekehrt können unsere Gäste Informationen über unsere Arbeit erhalten. Dass wir darüber hinaus gern – im Rahmen unserer Möglichkeiten – Hinweise und Unterstützung geben bei der Vorbereitung eines Weimar-Besuchs, sei noch hinzugefügt.

Aus gegebenem Anlass sei den Brüdern Andreas und Paul Rimmel in Siegburg herzlich gedankt. Sie haben uns wiederum mit einer gut gestalteten Publikation der Konferenzabstracts ein schönes Geschenk gemacht.

Unsere eigene Vortragsreihe in Weimar, betreut von Frau Dr. Oberhauser, hat sich einen festen Platz im Weimarer Kulturleben erobern können und besitzt eine treue Zuhörerschaft, die zuweilen bei so genannten spannenden Themen spürbar zunimmt und Platznot verursachen kann. Seit Januar 2013 finden unsere Vorträge im Goethe- und Schiller-Archiv statt, das im letzten Jahr prächtig restauriert wieder der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Da sich im Archiv ein Teil unseres Eigentums befindet, nämlich die Bibliothek des früheren Präsidenten Julius Petersen, war es eine glückliche Eingebung der Klassik Stiftung, den jetzigen Vortragsraum, flankiert von Petersens Büchern, Petersen-Bibliothek zu nennen. Auch dort, in einem technisch perfekt ausgestatteten Raum, findet sich unser Publikum bereitwillig ein. Und weil ich mehrfach schon mit einer entsprechenden Frage konfrontiert wurde: Das Goethe- und Schiller-Archiv ist an Wochenenden öffentlich zugänglich.

Das Goethe-Jahrbuch nimmt gestern, heute und morgen eine doppelte Aufgabe wahr: Es ist Spiegel der Goethe-Forschung und Spiegel des Vereinslebens unserer Gesellschaft. Für unser Vereinssäckel, damit verrate ich kein Geheimnis, stellt das Goethe-Jahrbuch eine starke Belastung dar, zumal seit etlichen Jahren der Bundeszuschuss nicht mehr gewährt wird mit dem Argument, dass Jahrbücher ureigene Vereinsangelegenheit seien. Seitdem müssen wir der Finanzierung des Jahrbuchs besondere Beachtung schenken. Zwar lässt Frau Dr. Oberhauser als Redakteurin nichts unversucht, um das Jahrbuch für adäquate Inserate zu öffnen, doch diesem Bemühen sind Grenzen gesetzt. Eine gewisse Ausgabenminderung ist durch Umfangsbegrenzung zu erreichen. So hat der Vorstand beschlossen, den Umfang auf maximal 400 Seiten zu begrenzen. Da an der wissenschaftlichen Qualität des Jahrbuchs keine Abstriche gemacht werden dürfen – da haben wir einen guten Ruf zu verteidigen –,

muss sich der Blick auf andere Teile richten. Dass die Goethe-Bibliographie weggefallen ist, kann man bedauern, doch wiegt in unseren Augen der Verlust gering angesichts der Tatsache, dass die Herzogin Anna Amalia Bibliothek im Netz eine Bibliographie zur deutschen Klassik bereithält, die weltweit genutzt werden kann. Das Jahrbuch 2012 wird im kommenden Monat erscheinen. Als ersten Beitrag enthält es die Rede, die Dieter Borchmeyer im August 2012 anlässlich der Eröffnung der neuen Dauerausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* im Goethe-Nationalmuseum vor dem Publikum im Festzelt gehalten hat, ferner Abhandlungen zu aktuellen Problemen der Goethe-Forschung und im Miszellenteil unter anderem einen bislang unbekannten Goethe-Brief. Ein Ausblick auf das Jahrbuch 2013 sei gestattet. Am 2. Dezember 2012 wäre Helmut Holtzhauer, der frühere Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (NFG), von 1971 bis 1973 Präsident unserer Gesellschaft, 100 Jahre alt geworden. Klassik Stiftung und Goethe-Gesellschaft haben an diesem Tag ein Kolloquium veranstaltet, dessen Abschluss zwei Reden bildeten, in denen Klassik-Präsident Hellmut Seemann und ich Holtzhauers Arbeit für die NFG bzw. für die Goethe-Gesellschaft beschrieben haben. Beide Texte werden im nächsten Jahrbuch nachzulesen sein. Ebenso werden Sie im Jahrbuch 2013 die wissenschaftlichen Vorträge der Hauptversammlung nachlesen können.

Neues gibt es von unserer Schriftenreihe zu berichten. Ein vielstimmiges Präludium unserer Hauptversammlung stellt jener Band dar, der 2012 herauskam und unter dem Titel »Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen« ausgewählte Studien von Katharina Mommsen zu ihrem Lebensthema *Goethe und die Weltkulturen* enthält. Nirgendwo sonst, dies als naheliegende Kaufempfehlung, wird man über diesen Gegenstand so kundig und substantiell unterrichtet. Im Spätsommer dieses Jahres wird als Schriftenband in erweiterter Gestalt ein Buch erscheinen, das sich der Dokumentation eines der erregendsten Kapitel von Goethes Wirkung widmet, der zeitgenössischen Rezeption seines Romans *Die Wahlverwandtschaften*. Der Weimarer Germanist Heinz Härtl hatte diese Edition schon einmal vor dreißig Jahren herausgebracht, doch inzwischen ist eine andere Leser- und Käufergeneration herangewachsen, der wir diese exzellente, um interessante Funde bereicherte Dokumentation nicht vorenthalten wollen. Wer hätte gedacht, dass selbst Kleists Freitod 1811 von den Zeitgenossen in die Reflexionen um Goethes Roman einbezogen worden ist.

Mittlerweile hat ein neues Publikationsmedium in unserer Gesellschaft Einzug gehalten und Freunde gewonnen, unser Newsletter – stoßen Sie sich bitte nicht am englischen Titel, wir haben ihn um seiner weltweiten Verständlichkeit willen gewählt. Als Blattmacher wirken unsere Vorstandsmitglieder Hans-Joachim Kertscher, Johannes Kippenberg und ich. Was wir Ihnen bieten möchten, ist eine Zeitung für Goethe, die nach unseren Vorstellungen dreimal im Jahr erscheinen soll und allgemeine Nachrichten ebenso enthält wie spezielle Auskünfte über unsere Gesellschaft. Ihr Vorzug liegt in der Aktualität. Die jüngste Nummer ist vor vierzehn Tagen ins Netz gestellt worden. Zu finden sind dort Mitteilungen z. B. über Handschriftenerwerbungen des Goethe- und Schiller-Archivs oder über die Erwerbung der Sammlung Goldschmidt in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Nachrichten über die Feierlichkeiten anlässlich des 200. Todestages von Friederike Brion in Sessenheim und Meisenheim oder über eine Gedenktafel für Goethe in einer ehemaligen Chemnitzer Textilfabrik. Dass an der Spitze der Verleihung des hessischen Verdienstordens an Anneliese Hartleb gedacht wird, wird jeder von Ihnen dankbar begrüßen. Leider ist Anneliese Hartleb aus gesundheitlichen Gründen die Teilnahme an unserer Hauptversammlung nicht möglich. Alle guten Wünsche gehen zu ihr nach Kassel. Ein Blick in neue Bücher wird im Newsletter getan, dokumentiert wird mein Briefwechsel mit dem Frankfurter Oberbürgermeister zum Plan eines Romantik-Museums in Frankfurt, das von unserer Vizepräsidentin Frau Prof. Bohnenkamp klug und energisch befördert wird und, so ist sehr zu hoffen, am Ende auch erfolgreich vorangebracht werden kann. Wenn sonst eine deutsche Ortsvereinigung sich vorgestellt hat, so ist diesmal ein Porträt der Schweizer Goethe-Gesellschaft aus der Feder ihrer Präsidentin, unseres Vorstandsmitglieds Dr. Margrit Wyder, zu finden. Von der Arbeit mit Goethe in Georgien, von

einer Partnerschaft zwischen den Universitäten in Kuttaissi und Jena ist ebenso die Rede wie von einem Übersetzerwettbewerb in Estland.

Mit alledem möchte ich Ihnen Appetit auf unseren Newsletter machen. Wer sich für ein Abonnement interessiert, sollte seine e-mail-Adresse im Organisationsbüro hinterlassen. Wir freuen uns über jeden neuen Nutzer und besonders freuen wir uns über Nutzer, die die alte Kaufmannsweisheit beherzigen: Wenn Sie zufrieden sind, sagen Sie es weiter, wenn Sie nicht zufrieden sind, sagen Sie es mir.

Lassen Sie mich daran noch einige allgemeine Bemerkungen knüpfen. In Zukunft wird sich die Goethe-Gesellschaft stärker als bisher auf die Bedingungen des Medienzeitalters einrichten müssen und damit Goethes *Maxime* beherzigen: »Ältestes bewahrt mit Treue, / Freundlich aufgefaßtes Neue«. Wir streben, das sei zunächst angemerkt, keinen radikalen Kurswechsel an, auch in Zukunft wird das Goethe-Jahrbuch, soweit mein Blick reicht, als gedrucktes Buch erscheinen – in diesem Jahr nach langer Pause wieder mit einem Festeinband, wofür wir dem Wallstein Verlag, der dies zu günstigen Konditionen ermöglicht hat, sehr dankbar sind. Doch denken wir ernsthaft daran, Teile des Jahrbuchs, die den Charakter einer aktuellen Information besitzen, in den Newsletter zu verlagern; beginnen werden wir mit dem Protokoll dieser Versammlung. Die beiden preisgekrönten Essays unseres 4. internationalen Essay-Wettbewerbs werden Sie bald im Newsletter nachlesen können, den erstplatzierten zusätzlich im Jahrbuch, ebenso Berichte von der Jahrestagung der Ortsvereinigungen und vom diesjährigen Sommerkurs, natürlich auch Notizen von dieser Hauptversammlung. Die Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen werden wir 2013 im Goethe-Jahrbuch, im Internet und im Newsletter (durch Hinweis auf unsere Internetseite) veröffentlichen. Ob sich daraus für die Tätigkeitsberichte in absehbarer Zeit eine alleinige Netzpublikation entwickeln kann, hängt von Ihrer Bereitschaft und Ihren Möglichkeiten ab, sich im neuen Medium zu informieren. Wir werden nichts überstürzen und Veränderungen stets im Dialog mit Ihnen vorbereiten, doch scheint mir die Zeit gekommen, diese in unseren Augen unumgängliche Entwicklung Ihnen einmal vor Augen zu führen.

Richteten wir unser Augenmerk allein auf den Nachwuchs, so wäre es schon heute keine Frage, welches Medium wir bevorzugt bedienen müssten. Literarische Gesellschaften sind aber nun einmal, und dafür gibt es viele gute Gründe, keine jugendbewegten Vereinigungen. Zwar ist unser Altersdurchschnitt nicht so hoch, wie man uns öffentlich manchmal glauben machen will, doch was vor uns allen als Aufgabe steht, ist das Bemühen, den Zustrom aus jüngeren Jahrgängen nicht abreißen zu lassen. Der Stand von etwa 2800 Mitgliedern gibt zu keinen größeren Sorgen Anlass, doch dürfen wir die Hände nicht in den Schoß sinken lassen. Nach wie vor bin ich der Auffassung, dass die *Maxime* »Mitglieder werben Mitglieder« die beste *Maxime* unseres Handelns ist. Werden Sie nicht müde, in der eigenen Familie, im Freundes- und Bekanntenkreis für unsere Gesellschaft zu werben; sagen Sie allen Interessenten, was eine Mitgliedschaft in der Goethe-Gesellschaft bedeuten kann: reichen geistigen Gewinn, so unser Bestreben, in den wissenschaftlichen Diskussionen der Hauptversammlung und in den deutschlandweiten Vortragsprogrammen, Bezug des Jahrbuchs als eines qualitativ hochwertigen traditionsreichen Organs der Klassikforschung, rabattierter Erwerb der Schriftenreihe, kostenloser Besuch der klassischen Stätten in Weimar und des Goethe-Museums Düsseldorf, Besuch der Sonderausstellungen der Klassik Stiftung Weimar zu ermäßigtem Preis. Und immer wieder ist auf stumme oder laut ausgesprochene Vorbehalte zu antworten: Wir sind keine elitäre Gelehrtenvereinigung, wo schlimmstenfalls ein Goethe-Examen zu absolvieren ist, sondern eine in alle Richtungen offene Vereinigung von kunstinteressierten Menschen, die unabhängig von Bildung und sozialer Stellung an Goethes Dichten und Denken Anteil nehmen wollen.

Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, dass Mitgliederzahl und Beitragsaufkommen in unauf löslicher Verbindung stehen. Erst ein stabiles Beitragsaufkommen versetzt uns in die Lage, den vielfältigen Aufgaben nachzukommen, wie ich sie in meinem Bericht skizziert habe. Es gibt keinen Grund, Klage zu führen über die Zahlungsmoral unserer Mitglieder, sie

ist besser geworden. Gleichwohl darf ich nicht verschweigen, dass das Mahnwesen uns Portokosten verursacht, die wir gern minimieren würden. Wer es uns besonders einfach machen will, wähle bitte den Dauerauftrag. Ein Ruhmesblatt der Gesellschaft, und das sage ich froh und mit Bedacht, ist die Spendenbereitschaft unserer Mitglieder. Groß ist die Zahl derer, die ihren Jahresbeitrag auf die nächste runde Summe bringen, nicht gering die Anzahl von Spendern, die dieses Limit weit überschreiten. In jedem Goethe-Jahrbuch ist der schriftliche Dank an unsere Spender zu finden, doch soll dieser Dank von ganzem Herzen ebenso hier in der Versammlung ausgesprochen werden.

Um so schmerzlicher ist es für Vorstand und Geschäftsstelle, wenn wir Abschied nehmen müssen von Mitgliedern, die ideell, nicht selten auch materiell treue Weggefährten unserer Gesellschaft waren. Unseres Mitglieds Alfried Holle habe ich schon gedacht. Dahingegangen sind Prof. Gerhard Kaiser in Freiburg, Festredner der 78. Hauptversammlung im Jahre 2003, einer der profiliertesten Germanisten seiner Generation, Prof. Gerhard Schmid in Weimar, mein Vorgänger im Amt des Direktors des Goethe- und Schiller-Archivs, Prof. Klaus Gerth in Hannover, eine wichtige Stimme im Hannoverschen Geistesleben, jüngst erst Prof. Eberhard Haufe in Weimar. Den genannten Persönlichkeiten sind Nachrufe im Goethe-Jahrbuch gewidmet. In mein Gedenken eingeschlossen sind all die anderen verstorbenen Mitglieder, zu denen sich jüngst zu unserem Leidwesen der Freiburger Musikwissenschaftler Prof. Walter Salmen gesellt hat, mit dem zusammen wir wissenschaftliche Projekte realisieren konnten.

In dreifacher Hinsicht soll abschließend Dank gesagt werden. Mein herzlicher Dank gilt dem Vorsitzenden unseres Beirats, Herrn Dr. Michael Albert, für guten Rat, für innovative Anregungen und für Überlegungen, die wir hoffentlich recht bald in organisatorische Realität überführen können, und dessen Mitgliedern: Frau Unseld-Berkéwicz für wohlbedachten Rat, Herrn Dr. Osten für inspirierende Anregungen, Herrn Dr. Jaschinski für die Vermittlung finanzieller Ressourcen für unsere Hauptversammlung. Ein besonderer Dank gebührt Herrn Dr. Albert für die Gewinnung des Essayisten Dr. Gustav Seibt für unseren Beirat. Der Vorstand unserer Gesellschaft hat zwischen beiden Hauptversammlungen regelmäßig getagt und jeweils ein anstrengendes Programm absolviert. Dies geschah immer in einer Atmosphäre ebenso konzentrierter wie entspannter Kollegialität, so dass mir die Leitung der Beratungen niemals schwergefallen ist. Allen Vorstandsmitgliedern sei für Ihre Bereitschaft zur Mitarbeit, ihre guten Ideen und ihr Engagement herzlich gedankt. Für mich ist es eine Freude, weitere zwei Jahre gemeinsam mit ihnen arbeiten zu können.

Was wäre aber unsere Gesellschaft ohne Frau Dr. Oberhauser und Frau Brendel. Obliegt der einen die Verantwortung für die Geschäftsstelle sowie die Redaktion des Jahrbuchs, so der anderen vor allem die Sorge um unsere Finanzen. Stets betrete ich die Geschäftsstelle mit dem guten Gefühl, eine Atmosphäre besonnener, umsichtiger Tätigkeit vorzufinden, die für mein eigenes Tun einen ›ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht‹ darstellt. Gerade in der Phase der Vorbereitung einer Hauptversammlung, in der tausend kleine Probleme zu lösen sind, von deren Existenz sich ein Außenstehender nur schwer eine Vorstellung machen kann, erweist sich die Geschäftsstelle als Dreh- und Angelpunkt des aktuellen Geschehens. Sie alle werden mir gewiss darin zustimmen, dass der bisherige Verlauf der Hauptversammlung meine kleine Laudatio mehr als gerechtfertigt hat. Herzlichen Dank an Sie beide. Wenn wir in der kommenden Woche in unseren Geschäftsräumen hoffentlich leicht entspannt auf die Hauptversammlung zurückblicken können, wird es uns nicht schwerfallen, in Goethes Zweizeiler einzustimmen:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

Jochen Golz

Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2011 und 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde in Goethe,

heute ist Rechenschaft abzulegen über die finanzielle Lage unserer Gesellschaft und ich kann Sie vorab schon einmal beruhigen: Die Lage gibt keinen Anlass zur Unruhe, wenngleich sie gern schöner und besser werden könnte.

In einem Bericht des Schatzmeisters müssen selbstverständlich Themen und Zahlen erörtert werden. Gehen wir also gleich in medias res, wofür Frau Brendel und ich wie alle zwei Jahre wieder ein Papier vorbereitet haben, welches die wichtigsten Einnahmen und Ausgaben wiedergibt. Bitte nehmen Sie es zur Hand und sehen Sie, dass oben die Einnahmen, darunter die Ausgaben aufgeführt sind; ganz unten finden Sie Angaben zu unserem Geldvermögen. Die Zahlen sind auf Tausende aufgerundet, damit Sie die Situation leichter überblicken können. Wenn da z. B. die Zahl 20 steht, verbergen sich dahinter etwa 20.000,- €. Die exakten Zahlen auf das Komma genau können Sie in der Geschäftsstelle einsehen, wenn Sie das möchten. Gottlob sind wir nicht verpflichtet zu bilanzieren, so dass wir unser Sachvermögen nicht bewerten und in eine Bilanz einstellen müssen.

Unser Sachvermögen – bestehend aus Büchern in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek und im Goethe- und Schiller-Archiv (Bestand Petersen-Bibliothek), aus Handschriften im Goethe- und Schiller-Archiv und musealen Gegenständen im Goethe-Nationalmuseum – hat sich nicht verändert. Es befindet sich in den Magazinen der Klassik Stiftung Weimar und besitzt seit 2007, als Goethe-Gesellschaft und Klassik Stiftung einen Kooperationsvertrag geschlossen haben, den Status von Dauerleihgaben; zwanzig Jahre nach Vertragsschluss ist der Vertrag erstmals kündbar. Jedermann ist es freigestellt, Überlegungen anzustellen, ob unser Eigentum anderen Zwecken dienstbar gemacht werden könnte. Ich bin jedoch der Meinung, dass wir am Status unseres Eigentums keine Veränderungen vornehmen, sondern eher darauf bedacht sein sollten, zur Vermehrung des klassischen Kulturgutes überall in der Welt und besonders hier in Weimar beizutragen. Diesem Auftrag war die Goethe-Gesellschaft seit ihrer Gründung im Jahre 1885 verpflichtet.

Einem umfassenden Blick zurück ist es geschuldet, dass das Papier in Ihren Händen diesmal Zahlen aus den letzten zehn Jahren enthält – das ist der Zeitraum, für den ich als Schatzmeister verantwortlich zeichne. Nun aber zu den Details. Bei den Ausgaben sehen Sie unter *Ausgaben Sommerkurs*, dass diese seit 2007 anfallen und durch Beiträge der Teilnehmer am Sommerkurs und eingeworbene Spenden (Zeile 8 der Einnahmen) gegenfinanziert werden. Wir haben das große Glück, dass auf Vermittlung unseres Beiratsvorsitzenden Dr. Michael Albert die Allianz Kulturstiftung seit 2010 alle zwei Jahre diesen Goethe-Sommerkurs für Studenten großzügig finanziell unterstützt. Wenn man bedenkt, wie die studentischen Jahre prägen und mit welch neuen Erkenntnissen und schönen Erinnerungen an Weimar die Teilnehmer wieder in ihre Heimatorte zurückkehren, ist das Geld für den Sommerkurs gewiss gut ausgegeben.

Wichtig für unsere Außenwirkung ist auch das Stipendiatenprogramm, für das wir eine unselbständige Stiftung in eigene Regie nehmen konnten, aus der wir jedes Jahr einen Batzen abzweigen und mit Spendengeld mischen dürfen. Auch die Stipendiaten gehen als Multiplikatoren in alle Welt hinaus.

Alle zwei Jahre findet eine Hauptversammlung statt – mit ansprechenden Themen und mit Debatten auf hohem Niveau. Aus dem Zweijahresrhythmus ergibt sich in den Zahlen immer ein Ebbe- und ein Flutjahr: In Jahren mit geraden Zahlen legen wir ein wenig zurück, in Jahren wie diesem geben wir dann etwas mehr aus.

Finanzielle Sorge bereitet uns das Jahrbuch, weil es uns jedes Jahr sehr teuer kommt. Wissenschaftliche Texte bilden seine Substanz und sollen über den Tag hinaus wirken, doch im Berichtsteil *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft* hinken wir der Chronologie etwas hinterher. Deshalb geben wir seit zwei Jahren einen Newsletter heraus, der uns herzlich wenig kostet und alle paar Monate erscheint. Damit können wir Druckkosten beim Jahrbuch und auch Porto sparen. Die Berichte im Newsletter sind stets so aktuell wie möglich, rücken den Leser an die Gegenwart heran und haben einen Bildteil. Ohne Baumsterben und Versandkosten kommt der Newsletter direkt zu Ihnen ins Haus und Sie werden regelmäßig über die Geschehnisse rund um die gelebte Goethe-Welt informiert. Sie müssen keine Kosten scheuen, denn diese entstehen für Sie nicht. Abonnent des Newsletters zu werden ist ganz einfach: Sie klicken auf der Homepage unserer Gesellschaft das Feld *Newsletter* an und geben Ihre e-mail-Adresse ein; alles Weitere geschieht automatisch. In gleicher Weise können Sie Ihre Adresse auch wieder löschen, wenn Sie das möchten, aber ich sage Ihnen voraus, dass Sie das angesichts der reichen Informationen gewiss nicht tun werden.

Eigentlich müsste ich gar keine Werbung für den Newsletter machen, denn die Zahl seiner Abonnenten wächst ohnehin, doch sei auch an dieser Stelle deutlich ausgesprochen, dass wir Ortsvereinigungen, Museen und Bildungseinrichtungen (Universitäten und Schulen), im Grunde aber jeden Goethe-Freund einladen, uns Nachrichten für den Newsletter zur Verfügung zu stellen.

Zurück zu den Finanzen. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die 5. Zeile lenken, die die *Bundeszuschüsse* ausweist. Und da zeigt der Überblick, dass unsere Unterstützung von rund 63.000,- € auf 15.500,- € im Jahr 2012 gesunken ist, also auf weniger als ein Viertel. Wir haben darum eine immer größer werdende Lücke bei den Bundesmitteln schließen müssen. Durch die Spendenfreude unserer Mitglieder und durch Zuwendungen unserer Förderer ist uns dies gelungen. Ihnen allen danke ich herzlich!

Weiterhin rate ich dazu, den Mitgliedsbeitrag, der pünktlich bis zum 31. März eines Jahres bei uns eingehen sollte, per Dauerauftrag abbuchen zu lassen, weil es Ihnen lästiges Erinnern und uns aufwendiges und kostspieliges Mahnen erspart.

Die Goethe-Gesellschaft ist sehr sparsam bei den Verwaltungskosten. Wir haben stets die Anregungen der Kassenprüfer zum weiteren Sparen berücksichtigt und bemühen uns, die vielfältigen Aufgaben möglichst kostengünstig zu finanzieren. Jede Summe, ob Beitrag oder Spende, ist für uns wichtig, und dass Sie uns in unserem ehrenamtlichen Einsatz für Goethe unterstützen, verdient abschließend noch einmal den Dank des Vorstandes und an dieser Stelle besonders den Ihres Schatzmeisters.

Johannes Kippenberg

*Finanzen der Goethe-Gesellschaft in gerundeten Zahlen
(alle Zahlen in Tausend Euro)*

Einnahmen	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012
Mitgliedsbeiträge	83	83	112	94	96	132	97	120	123	115	114
Einzelspenden	42	67	52	46	44	55	39	35	40	33	33
Spenden f. Stipendiaten u. ausl. Vereinigungen	55	79	63	22 17	41 12	27 25	43 30	36 14	33 5	29 12	24 20
Großspenden u. Zuwendungen	2	76	3	56	8	49	13	53	28,5	50	41,5
Bundeszuschüsse	63	39	53	37	38	21	16	23	16	18	15,5
Einnahmen Hauptvers.		22		29	3	38	–	29	–	30	–
Einnahmen OV-Tagung	–	–	–	11	12	–	–		–	–	–
Einnahmen Sommerkurs						12	20	14	12	11	17
Sonstiges	5	6	9	7	16	19	20	12	8,5	11	8
Gesamt	250	372	292	319	270	378	278	336	266	309	273
Ausgaben	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012
Stipendiaten	59	54	56	38	44	43	52	56	38	30	42
f. inländ. Vereinigungen	6	1	1	1	1	1	0,5	0,5	2	1	0,5
f. ausl. Vereinigungen	11	17	11	9	15	21	19	22	6	11	12,5
Personal	123	123	99	106	97	101	102	106	116	117	118
Büro und Druckkosten	19	30	27	22	15	13	8,5	16	14	13	15
davon Porto	5	13	8	5	5	8	3	5	4	5	4
und Telefon	2	2	2	3	2	1	1	1	1	0,5	0,5
und Internet	2	1	1	1	1	1	0,5	2,5	3	1,5	1,5
Vorstandssitzungen	7	3	6	2	6	2	3	2	3	1	3
sonst. Reisekosten	0,2	0,6	1	1	0,5	1	3	2	1	2	2,5
Jahrbuch	40	27	34	32	39	37	38	39	39	32	33
Schriftenreihe	8	–	–	10	–	–	9	24	9	14	12,5
Ausgaben Hauptvers.	–	120	–	96	1	113	2	87	3	74	2
Ausgaben Sommerkurs						10	18	12	12	15	15
Sonstiges	15	1	21	23	35	13	17	12,5	18	7	3
Tagung OVen und Stipendiatentreffen				–	23	–	–	–	–	–	–
Gesamt	288	377	256	340	277	355	272	379	261	317	259
Geldvermögen	149	144	180	159	152	175	181	138	143	136	149

Bericht der Kassenprüfer für die Jahre 2011 und 2012

Liebe Mitglieder der Goethe-Gesellschaft,
sehr verehrte Damen und Herren,

in den vergangenen beiden Jahren haben die von Ihnen gewählten Kassenprüfer ihre Arbeit so geleistet, wie das die Paragraphen unserer Satzung vorsehen. Beide Prüfer, Volkmar Birkholz und Ekkehard Taubner, haben das Finanzressort unserer Gesellschaft am 30. April 2012 und 5. April 2013 gewissenhaft überprüft und hinterfragt.

In den 24 Monaten des Berichtszeitraums wurden die der Goethe-Gesellschaft zugegangenen Gelder weder zweckentfremdet noch anderweitig eingesetzt, sondern stets strikt satzungsgemäß verwaltet und ausgegeben.

Bei einem genauen Vergleich der im Kassenbuch festgehaltenen Geschäftsvorgänge mit den dazugehörigen Belegen konnten keinerlei Fehler oder Unregelmäßigkeiten festgestellt werden. Das betrifft auch die wieder reichlich eingegangenen Spenden – alle Gelder wurden satzungsgemäß verwendet.

Wie das bereits der Schatzmeister Johannes Kippenberg getan hat, bedanken sich auch die Kassenprüfer bei den Spendern für die überwiesenen Gelder, denn diese ermöglichen das Gedeihen und die Entwicklung der Goethe-Gesellschaft. Die Zuwendungen und Spenden gewährleisten langfristig eine sichere Planung.

Natürlich hatten wir bei den Prüfungen auch die Sicherheit der Aufbewahrung der Finanzunterlagen im Blick. Sie dürfen gewiss sein, dass die Unterlagen übersichtlich, wohlgeordnet und verschleißbar in der Geschäftsstelle verwahrt werden. Schnell auffindbar – das betrifft jeden Beleg – sind die Finanzunterlagen sozusagen eine Augenweide. Jedes Mitglied kann Auskunft über die satzungsgemäße Verwendung der Gelder erhalten. Dafür geht unser herzlicher Dank an die Buchhalterin Cornelia Brendel.

Unser Namenspatron, meine sehr verehrten Damen und Herren, hat in seinem *Faust* wesentliche Aspekte unserer Finanzkrise bereits vorausgesehen. Das Drucken von immer neuen Geldscheinen ist nicht das Allheilmittel, vom Schuldenberg müssen sich die Länder selbst befreien. Die Goethe-Gesellschaft geht mit gutem Beispiel voran: Solides Haushalten, die sparsame Verwendung der vorhandenen Mittel und die Nachvollziehbarkeit der eingesetzten Gelder – das sind Merkmale des Finanzgebahrens auch bei der Lenkung und Leitung einer Gesellschaft wie der unseren.

Volkmar Birkholz, Ekkehard Taubner

Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille

Laudatio auf Herrn Prof. Dr. Yang Wuneng (Chengdu)

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen lass' ich gelten;
Also zwischen Ost- und Westen
Sich bewegen, sei's zum Besten!

Das kleine Nachlassgedicht zum *West-östlichen Divan* ist als Motto einem Werk vorangestellt, das Goethes lyrisches Bekenntnis in die Sprache der Wissenschaft überträgt. Es hat den Titel *Goethe in China (1889-1999)* und Prof. Yang Wuneng, den herausragenden Repräsentanten der chinesischen Goetheforschung, zum Verfasser. Goethe ist diesem Gelehrten zum Leitstern geworden.

1938 in der westchinesischen Stadt Chongqing geboren – heute eine Megametropole mit etwa 30 Millionen Einwohnern –, hat er von 1957 bis 1962 an der renommierten Nanjing-Universität Germanistik studieren und danach als Deutschlehrer in seiner Heimatstadt an der Fremdsprachenhochschule Sichuan arbeiten können. »Früh«, so heißt es in einem autobiographischen Text mit dem sprechenden Titel *Ich und mein Goethe*, »setzte ich mir das Ziel, ein hervorragender Literaturübersetzer und dadurch dann schließlich ein richtiger Schriftsteller zu werden«. Sehr bald legte Yang seine ersten Übersetzungen aus der deutschen Literatur vor.

Doch seine Laufbahn sollte jäh unterbrochen werden. Die sogenannte Kulturrevolution der Jahre 1966 bis 1976 legte sich wie eine erstickende Decke über das geistige Leben des riesigen Landes. Wer den eigenen, Jahrtausende alten kulturellen Traditionen des Heimatlandes oder den ideellen Botschaften der europäischen Kultur nicht abschwören wollte, wurde zur Umerziehung aufs Land verbannt oder zur Zwangsarbeit in die Industrie befohlen. In seinem Studienband *Goethe in China*, 1991 bereits in der Muttersprache, im Jahre 2000 dann auf Deutsch erschienen, hat Yang Leidensgefährten in kleinen Kapiteln vorgestellt, deren Überschriften – Zeugnis geistigen Widerstands – für sich sprechen. Eine lautet: *Dong Wenqiao: Ich übersetzte »Faust«, um gegen die »Viererbande« zu protestieren*, eine andere: *Fan Xiuzhang übersetzte »Faust« als Schweinezüchter*.

Anfang der 1970er Jahre kehrte in das kulturelle Leben Chinas eine gewisse Normalität ein. Es zeugt von Yangs unbeugsamer Gesinnung, dass er – nunmehr unter glücklicheren Umständen – den Entschluss fasste, von neuem zu studieren, und zwar an der Akademie für Geisteswissenschaften in Peking bei Prof. Feng Zhi, einem Gelehrten und Dichter gleich ihm. »Meinem seligen Lehrer Prof. Dr. Feng Zhi« ist das Buch *Goethe in China* in großer Dankbarkeit gewidmet. »Im Spiegel der Goethe-Rezeption«, so Yang, könne man »die Entwicklung und Umwälzung der chinesischen Gesellschaft wie des chinesischen Geistes seit mehr als einem Jahrhundert klar beobachten«. In seinen autobiographischen Notizen hat er, an die Schlusszeilen aus Goethes *Prometheus-Hymne* anschließend, formuliert:

Viele Verse Goethes wie diese habe ich mir nicht nur für ewig beherzigt, sondern zur Maxime meines Lebens gemacht. Aus ihnen schöpfte ich stets Mut und Kraft zum Leben und Streben. Denn ich bin von da an bereit, in dem eben nicht leichten Leben unserer Generation zu weinen, zu leiden, zu genießen und sich zu freuen, aber mich dem Schicksal nicht zu beugen.

Für drei Jahre, von 1978 bis 1981, nahm er als Mann von vierzig Jahren die Entbehrungen eines strikt kollektiven Studentenlebens ebenso auf sich wie die schmerzlich empfundene Trennung von seiner Frau und der damals neunjährigen Tochter.

Seit 1983 lehrte Yang Wuneng als Professor und Prorektor an der Fremdsprachenuniversität seiner Heimatstadt Chongqing, seit 1990 als Professor und Direktor des European Studies Center an der Sichuan University. Sein Lebensziel, »ein hervorragender Literaturübersetzer und [...] ein richtiger Schriftsteller zu werden«, hat er in beeindruckendem Maße erreichen können. In mehr als 1,5 Millionen Exemplaren ist seine Übersetzung von Goethes *Werther* verbreitet; weitere Übersetzungen – Gedichte Goethes, Romane und die *Faust*-Dichtung – legen Zeugnis ab von der enormen Wirkung und vom hohen Stand der Übersetzungskunst in der Volksrepublik China. Damit aber ist der Umfang von Yangs Übersetzungstätigkeit noch längst nicht umschrieben. Lessing, Schiller, Heine, E.T.A. Hoffmann, die Märchenautoren Grimm und Hauff, Storm und C.F. Meyer, Rilke, die Romanautoren Hesse und Thomas Mann verdanken ihre geistige Existenz in China zu guten Teilen den Übersetzungen Yangs. Auch mit eigenen Gedichten ist er hervorgetreten.

Gemeinsam mit »mehr als einem Dutzend hochqualifizierter Germanisten« – so Yangs eigene Worte – hat er im Goethe-Jahr 1999 eine 14-bändige Werkausgabe vorgelegt, die seinen Rang als Übersetzer und Goetheforscher ins allgemeine Bewusstsein gerückt hat. Eine Vielzahl von Untersuchungen über Goethe hat er in China veröffentlicht. Konfuzianischer Tradition, so vermute ich, ist es geschuldet, wenn Goethe in China nicht nur in den Kanon westeuropäischer Literatur, sondern auch in Enzyklopädien, selbst in Kinderlexika mit biographischen Artikeln Eingang gefunden hat. Wer die 2009 erschienene Bibliographie von Gu Zhengxiang *Goethe in chinesischer Übersetzung und Forschung 1878-2008* in die Hand nimmt, wird erstaunt sein über den Reichtum an Goethe-Übersetzungen und Goethe-Studien, den China seit Jahrzehnten aufzuweisen hat. Yang Wuneng ist ein würdiger, allseits anerkannter Repräsentant dieser bemerkenswerten geistigen Tradition. Hohe Auszeichnungen sind ihm in seinem Heimatland und in Deutschland zuteil geworden. Aus der Hand des Bundespräsidenten Johannes Rau erhielt er 2000 das Bundesverdienstkreuz, im Jahr darauf den Humboldt-Forschungspreis. Als Stipendiat der Humboldt-Stiftung hat er in Heidelberg, Bonn und Berlin leben und arbeiten können. Für ihn haben sich – Mephistos ironische Zeilen aus dem Zweiten Teil des *Faust* kommen mir in den Sinn – in späteren Jahren Verdienst und Glück auf exemplarische Weise miteinander verkettet.

Im Mai 2011 hat Yang, im benachbarten Chengdu lebend, sein persönliches Archiv und seine Bibliothek seiner ersten akademischen Wirkungsstätte, der Fremdsprachenuniversität seiner Heimatstadt Chongqing, gestiftet. Damit hat er das Fundament gelegt für ein Goethe-Zentrum, das weiter auszubauen ein wissenschaftliches Ziel seines Schülers Prof. Guanghua Mo ist. Für mich war es ein bewegender Moment, bei der Gründung dieses Zentrums anwesend sein zu dürfen.

Mit wachem Blick nimmt Yang Veränderungen in seinem Heimatland wahr. »Ich bin zwar kein Pessimist«, so hat er bilanzierend festgehalten, »fürchte aber doch, daß Goethe mit der Zeit immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird, oder durch die Modernen wie Kafka oder noch schlimmer durch Plutus und Mammon!« Gleichwohl bleibt Yangs Vertrauen in die Bedeutung Goethes für das geistige Leben seines Heimatlandes ungebrochen. Gegen Ende seines Buches finden sich Sätze, die sein Lebensmotto, eingefangen in den Schlusszeilen von Goethes *Prometheus*-Hymne, noch einmal bekräftigen und die wir nur mit Ergriffenheit zur Kenntnis nehmen können:

Ich habe mein bisheriges Leben eng mit dem größten deutschen Dichter und Denker verbunden. Es ist mir eben deshalb sinnvoll geworden. Ich bin meinem Goethe wirklich von ganzem Herzen dankbar, dankbar für mein Dasein auf dieser Erde, das reich an Leid und Freud, Mühsal und Genuß ist.

Die Goethe-Gesellschaft darf es sich zur hohen Ehre anrechnen und sich glücklich schätzen, Herrn Prof. Yang Wuneng heute ihre höchste Auszeichnung, die Goldene Goethe-Medaille, überreichen zu können.

Jochen Golz

Laudatio auf Herrn Prof. Dr. Jochen Schmidt (Freiburg i. Br.)

Herr Staatssekretär, Herr Oberbürgermeister,
lieber Herr Golz, meine sehr geehrten Damen und Herren,
vor allem aber: lieber und verehrter Jochen Schmidt, liebe Frau Schmidt-Berger!

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar verleiht die Goldene Goethe-Medaille, ihre höchste Auszeichnung, an Herrn Professor Dr. Jochen Schmidt, emeritierter Ordinarius für Neuere deutsche Literatur an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, und ehrt damit einen Wissenschaftler und Gelehrten, der sich in den vergangenen Jahrzehnten so intensiv und beständig wie wenige um die Erforschung und Vermittlung von Goethes Werk in seinen mannigfachen literatur-, kultur- und ideengeschichtlichen Bezügen verdient gemacht hat. Der Schauplatz dieser ausgedehnten Wirksamkeit waren nicht allein die universitären Podien – die Tübinger Dozentur und Professur seit 1978 und der traditionsreiche Freiburger Lehrstuhl seit 1988, beide mit einem ausgeprägten Akzent auf die Literatur- und Ideengeschichte der klassisch-romantischen »Kunstperiode« –, sondern ebenso sehr die örtliche Freiburger und die internationale Weimarer Goethe-Gesellschaft, deren höchst engagiertes Vorstandsmitglied und ideenreicher Impulsgeber er acht Jahre lang gewesen ist, daneben die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, der er seit 1997 als ordentliches Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse angehört und die er über viele Jahre, davon etliche als Vorsitzender, in der von der Heidelberger, der Göttinger und der Berlin-Brandenburgischen Akademie gemeinsam getragenen Interakademischen Kommission für das Goethe-Wörterbuch vertrat, eine der ehrwürdigsten und zugleich kompliziertesten Großunternehmungen in der Forschungslandschaft der deutschen Geisteswissenschaften.

Doch nicht von solchen institutionellen Meriten soll hier vor allem die Rede sein, sondern von Jochen Schmidt als einem der herausragenden Kenner jenes Goldenen Zeitalters der deutschen Literatur- und Ideengeschichte »um 1800«, das wir – mit einem vielleicht ein wenig monarchisch anmutenden, aber doch gerade in der heutigen Versammlung kaum weiter begründungsbedürftigen Epitheton – als »die Goethezeit« bezeichnen. Es ist wahr, Jochen Schmidt hat sich dieser für ihn maßgebenden Epoche nicht über ihr Zentralgestirn angenähert: Seine akademischen Laufbahnschriften, die bei Friedrich Beißner entstandene Dissertation und die Tübinger Habilitationsschrift, jede in ihrer Weise ein Meilenstein der Forschung, handeln vielmehr von Friedrich Hölderlins geschichtsphilosophischer Elegie *Brod und Wein* und von Heinrich von Kleists poetischer Verfahrensweise. Beiden Dichtern in ihrem – von Weimar her gesehen – je eigenen fragilen oder rebellischen Außenseiterstatus ist Jochen Schmidt treu geblieben und hat ihnen einen guten Teil seiner geistigen Energie und weitere bedeutende Monographien gewidmet, in Hölderlins Fall noch überdies eine bahnbrechende dreibändige, profund kommentierte Ausgabe der Werke und Briefe. Aber neben diese beiden Dichter, jeder für sich ein Solitär von höchsten Graden und von forderndem intellektuellem Zuschnitt, trat doch früh Johann Wolfgang von Goethe, hat Jochen Schmidt ein Gelehrtenleben lang begleitet und zur produktiven Auseinandersetzung stimuliert. Wir verdanken dieser fortwährenden Goethe-Affinität eine Fülle wegweisender und augenöffnender Studien: von den eindringlichen Interpretationen der gewaltigen, an Pindar Maß nehmenden *Sturm und Drang*-Hymnen, also von *Wandrer's Sturmlied* und *Prometheus*, *Mahomets Gesang*, *Ganymed* oder der *Harzreise im Winter*, aber auch von *Werther*, *Tasso*, *Wilhelm Meisters Wanderjahren* im überwölbenden ideengeschichtlichen Horizont von Jochen Schmidts summum opus, seiner zweibändigen *Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik* zwischen 1750 und 1945 bis hin zu seinem magistralen, inzwischen in 3. Auflage vorliegenden Kommentar-Buch zum Ersten und Zweiten Teil des *Faust*, wahrscheinlich der in heutigen Gymnasien und Universitäten meist-gelesenen und einflussreichsten Einführung in das dramatische Massiv von Goethes Weltgedicht, und weiter – um nur diese noch zu nennen – über die großen Heidelberger

Akademie-Abhandlungen zu »Metamorphosen der Antike in Goethes Werk« oder über »Grenzerfahrung und Entgrenzung« in Goethes Altersgedicht *Urworte. Orphisch* bis zu dem souveränen Aufsatz *Ironie und Skepsis in Goethes Alterswerk, besonders in den »Wahlverwandtschaften«* im Goethe-Jahrbuch 2004 oder den subtilen Erwägungen über »Goethes *Novelle* vor dem Hintergrund der romantischen Rückwendung zum Mittelalter« in der Festschrift für Günter Saße von 2010.

Es sind, neben der selten anzutreffenden Leuchtkraft und Eleganz ihres völlig jargonfreien, dafür luziden und prägnanten Stils (eines Stils, der geradezu darauf angelegt scheint, Goethes maliziöses Diktum zu widerlegen, das da lautet: »Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen«) – es sind, so wollte ich sagen, wohl zwei Qualitäten im Besonderen, die die charakteristische Signatur von Jochen Schmidts wissenschaftlichen Arbeiten ausmachen und so etwas wie den gelehrten Habitus ihres Verfassers begründen. Da ist zum einen die Präzision und Akkuratess des Philologen und Editors, der seine Kunst des Kommentars und der sorgfältigen Exegese bei den besten Meistern der klassischen wie der neueren Philologien, bei Lehrern wie Friedrich Beißner, Wolfgang Schadewaldt, Walter Rehm oder Hugo Friedrich, gelernt hat und der in der genauen »Liebe zum Wort« selbst zum Meister geworden ist (und seinerseits gerade ob der unbestechlichen Strenge seiner Ansprüche und Maßstäbe zu einem von seinen Schülern – und so auch von mir – bewunderten und mit großer Zuneigung verehrten Lehrer). Wenn- gleich der alte Goethe manches Lasterliche über die Philologen zunft und ihre gestrengen Pedanterien zu sagen wusste – »Philologen: Apollo Sauroktonos, immer mit dem spitzen Griffelchen in der Hand aufpassend, eine Eidechse zu spießen«, heißt es in den *Maximen und Reflexionen*; »Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen; das Handwerk der ersten ist zu emendieren, der andern zu bestimmen« im Brief an Zelter vom 18. Januar 1823; »Ich seh', die Philologen, / Sie haben dich so wie sich selbst betrogen«, spottet Chiron im Helena-Akt von *Faust II*; und noch eine despektierliche Gesprächs- äusserung vom März 1832 gegenüber dem Altphilologen Karl Wilhelm Götting, nur wenige Monate vor Goethes Tod: »Überhaupt seid ihr Philologen, obgleich ihr einen gewissen unverächtlichen Geschmack habt und durch eure solide, stämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Literatur behaupten werdet, doch eine Art Wappenkönige« –, auch wenn also Goethe die *déformations* professionelles einer engen Version von Philologie trefflich zu karikieren wusste, so wäre eine Philologie Jochen Schmidtscher Prägung in ihrer Weite und Offenheit doch unzweifelhaft in seinem Sinne gewesen. Im Brief an den Oberpräsidenten Johann August Sack vom 15. Januar 1816 nennt Goethe eine »Philologie ohne Kunstbegriff nur einäugig«; im Umkehrschluss gibt er damit den Wink auf die entscheidende *differentia specifica*, die das *Ceuvre* unseres Preisträgers auszeichnet, gleichsam auf die *Beidäugigkeit* seiner Wissenschaft von der Literatur: Denn Jochen Schmidts Profession und Meisterschaft gilt eben einer »Philologie *mit* Kunstbegriff«, einer peniblen Auslegungskunst und akribisch aufmerksamen Wissenschaft von den großen, fordernden, kanonischen Texten, die sich noch im poetischen Detail einer Verszeile oder einer dunklen Metapher offenhält für die umfassenden Problemzusammenhänge der Poetologie, Ästhetik und Hermeneutik und bei der die konzentrierte Versenkung in das je besondere vorliegende Werk in seinen Schönheiten und lustvoll genossenen Schwierigkeiten in notwendiger dialektischer Verschränkung einhergeht mit einem hochgebildeten Sensorium für die Weite, Vielschichtigkeit und Kommentartbedürftigkeit seiner historischen und ideengeschichtlichen Filiationen auf den langen Achsen der Tradition und des kulturellen Gedächtnisses – all dies in einer durchaus abend- ländisch-komparatistischen Dimension und mit einem nicht zuletzt durch Goethe geschärf- ten Sinn für den kollektiven geistigen Resonanzraum namens *Weltliteratur*. Oder besser und mit Goethe gesagt: »Wer nicht von dreitausend Jahren / Sich weiß Rechenschaft zu geben, / Bleib im Dunkeln unerfahren, / Mag von Tag zu Tage leben« – Goethes Maxime aus dem *Buch des Unmuts* im *West-östlichen Divan*, wie gemünzt auf Jochen Schmidt, den Kenner der Antike und Virtuosen der *longue durée*.

Lieber Herr Schmidt, im Namen aller Anwesenden gratuliere ich Ihnen von Herzen zur Auszeichnung mit der Goldenen Goethe-Medaille und wünsche Ihnen für die Unternehmungen der kommenden Jahre – die fortlaufende Arbeit am großen, vielbändigen, so verheißungsvoll begonnenen Nietzsche-Kommentar der Heidelberger Akademie, aber auch für die Fortführung Ihres Geistergesprächs mit Goethe und seinen Zeitgenossen – ungebrochene Energie und Schaffenskraft. »Ist fortzusetzen!« hätte Goethe vielleicht lapidar geschlossen oder auch einfach, mit der schönen Grußformel seiner Briefe: »Und so fortan!«

Werner Frick

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Yang Wuneng,
dem hochverdienten akademischen Lehrer und Erzieher
einer ganzen Generation chinesischer Germanisten,
dem wirkungsmächtigen Herausgeber von Goethes Werken
in der Volksrepublik China,
dem Stifter eines Goethe-Zentrums
an einer Universität in Chongqing,
in dankbarer Anerkennung
die Goldene Goethe-Medaille.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Herrn Professor Dr. Jochen Schmidt,
ihrem langjährigen verdienten Vorstandsmitglied,
dem eminenten Gelehrten, Philologen und Editor,
dem Autor wegweisender Studien zum Verständnis Goethes
und der Literatur- und Ideengeschichte der Goethezeit,
in dankbarer und bewundernder Anerkennung
die Goldene Goethe-Medaille.

Dank von Herrn Prof. Dr. Yang Wuneng

Sehr geehrter Herr Präsident Dr. Golz,
sehr geehrte Ehrengäste,
sehr geehrte, liebe Kollegen und Goethefreunde,

die Verleihung der Goethe-Medaille und die Laudatio von Herrn Dr. Golz haben mich so begeistert, dass meine Freude und mein Dank kaum noch in Worten ausgedrückt werden können. Die mir zuteil gewordene Anerkennung schätze ich äußerst hoch, da sie den großen Namen Goethe trägt! Die Ehrung gilt aber nicht nur mir allein, sondern der chinesischen Germanistik überhaupt und insbesondere meinem verstorbenen Lehrer Prof. Dr. Feng Zhi (1905-1993). Er ist zu seinen Lebzeiten der führende Goethe-Forscher in China gewesen. Hätte ich Goethe nicht unter seiner Anleitung studieren können, wäre ich nicht das, was ich heute bin. In dieser feierlichen, frohen Stunde möchte ich deswegen zuerst meines verehrten Lehrers Prof. Feng Zhi in innigster Dankbarkeit gedenken.

Als Goetheforscher und -vermittler in China hatte ich einen ebenso schwierigen wie langen Werdegang, einen Weg voller Windungen und Wendungen. Es war vor mehr als fünfzig Jahren, als ich 1957, mit neunzehn Jahren, an der berühmten Nanjing-Universität mein Germanistikstudium begann. Das in China damals unbeachtete Studienfach war von mir zwar nicht ganz freiwillig gewählt worden; ich lernte es jedoch schnell lieben, denn da begegnete ich der deutschen Kultur und Goethe. Bereits im zweiten Studienjahr lasen wir im Unterricht Goethes herrliche Gedichte wie *Mailed*, *Heidenröslein*, *Das Göttliche* und *Wandlers Nachtlied*, und dann, in den letzten drei Studienjahren, beschäftigten wir uns mit seinen umfangreicheren Werken. Noch heute kann ich mich genau erinnern, wie uns die Herren Ye Fengzhi, Zhang Weilian und Shang Chenzu mit tiefem Verständnis und innerer Liebe Auszüge aus *Werther* und *Faust* vorlasen und sie interpretierten. Mich haben Goethes Werke und Gedanken sehr berührt:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

oder

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

Tiefsinnige Verse wie diese habe ich nicht nur für ewig beherzigt, sondern zur Maxime meines Lebens gemacht. Aus ihnen schöpfte ich stets Mut und Kraft zum Leben und Streben. Und von da an war auch ich bereit, in dem eben nicht leichten Leben unserer Generation zu leiden, zu weinen, zu genießen und mich zu freuen, aber mich dem Schicksal nie zu beugen!

So haben Goethes Werke und Gedanken meine damals noch in Entwicklung begriffene Welt- und Lebensanschauung mitgeformt. In der Vermittlung Goethes und der deutschen Literatur habe ich meinen Beruf oder besser gesagt: meine Berufung gefunden. Doch nach

dem Studienabschluss 1962 konnte ich unglücklicherweise lange Jahre nicht das unternehmen, was ich innigst wollte und liebte. Erst nach der kulturfeindlichen Kulturrevolution und dank der Öffnungspolitik von Deng Xiaoping war es mir möglich, 1978 – mit vierzig Jahren – bei Professor Feng Zhi mein Studium Goethes fortzusetzen. Das war eine schicksalhafte Wende auf meinem akademischen Weg und in meinem Leben überhaupt.

Die nächste ebenso bedeutsame wie glückliche Wende fand 1982 statt. Da gelangte ich zum ersten Mal über Chinas Grenze, um auf Einladung in Heidelberg am internationalen Symposium *Goethe und China – China und Goethe* teilzunehmen. In der schönen romantischen Stadt, wo Goethe einst sein Herz verlor, lernte ich unter anderem den großen Sino-logen Prof. Günther Debon und die hervorragende Germanistin Prof. Katharina Mommsen kennen. Von Frau Mommsen ermutigt, wurde ich »das erste chinesische Mitglied der IVG«,¹ wie mir Prof. Albrecht Schöne einmal schrieb. Mit Hilfe von Herrn Debon bekam ich das kostbare Humboldt-Forschungsstipendium. So konnte ich in Deutschland meine Goethe-Forschungen vertiefen. In diesem Zusammenhang möchte ich meinem verehrten akademischen Betreuer und Lehrer Prof. Debon meinen herzlichen Dank aussprechen.

Sehr geehrter, lieber Herr Prof. Frühwald, sehr geehrter, lieber Herr Dr. Osten! Ich habe das Glück und die Ehre, mich heute an Sie wenden zu können. Ich möchte mich bei Ihnen und über Sie bei meiner langjährigen Förderin, der Alexander von Humboldt-Stiftung, bedanken, weil deren tatkräftige Unterstützung für mich nicht hoch genug bewertet werden kann. Ich erinnere mich noch, wie mir 2001 in Berlin Herr Prof. Frühwald als der damalige Stiftungspräsident die Verleihungsurkunde des hochansehnlichen Humboldt-Preises feierlich übergeben hat.

Schon lange habe ich geredet, doch schließen kann ich dennoch nicht. Ich habe noch einem weiteren edlen und hilfreichen Mann meinen herzlichen Dank zu sagen. Das ist Herr Prof. Werner Keller, der Ehrenpräsident der Goethe-Gesellschaft. 1997 kam ich glücklicherweise in Kontakt mit ihm. Dann hat er mir den Weg nach Weimar – der mir heiligen Goethestadt – geebnet. Ihm und der Goethe-Gesellschaft habe ich das zu verdanken, was Herr Präsident Dr. Golz in seiner Laudatio über mich gesagt hat.

Großen Dank habe ich an meine Lehrer, Kollegen und Freunde zu übermitteln, doch die Zeit drängt. Kurzum: Mein bisheriges Leben war eng mit Goethe verbunden. Das Leben auf der Erde ist mir deshalb sinnvoll und würdig geworden. Ich bin *meinem* Goethe von ganzem Herzen dankbar. Die Goldene Goethe-Medaille ist mir eine hohe Auszeichnung, aber nicht nur eine Auszeichnung, sondern auch ein Ansporn. Obwohl ich der Erforschung und Vermittlung Goethes und der deutschen Literatur mein halbes Leben gewidmet habe, obwohl ich mit über siebenzig Jahren schon nicht mehr jung bin, will und darf ich mich noch nicht »beruhigt auf ein Faulbett legen«. Denn Goethe lehrt: »Die Tat ist alles, nichts der Ruhm«.

Deshalb werde ich auch künftig mein Bestes tun, um Goethes Werke und Gedanken meinen Landsleuten und insbesondere der Jugend nahezubringen. Ich werde noch möglichst viel zur Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses für die Goethe-Forschung und -Übersetzung beitragen, damit unsere Sache, nämlich die Popularisierung von Goethes Werken und Gedanken, in China erfolgreich fortgesetzt wird.

1 Internationale Vereinigung für Germanistik (IVG).

Dank von Herrn Prof. Dr. Jochen Schmidt

Meine Damen und Herren,

es soll nur ein kurzes Dankeswort sein. Ich will diesen Dank mit einer Episode aus Goethes Leben ausschmücken, und nicht einmal mit einer rühmlichen. Da Medaillen eine Vorder- und Rückseite haben, auch weil sie eher in einer Schublade verschwinden, halte ich mich an eine andere Form der Ehrung, nämlich an Orden, zu denen Goethe, wie schon einige seiner Porträts verraten, eine ostentative Beziehung pflegte. Sie gehörten zu seinem Selbstbewusstsein und zu seiner Selbstinszenierung als Grandseigneur.

1813, vor zweihundert Jahren, trug sich hier in Weimar eine merkwürdige Ordensgeschichte zu. Die Völkerschlacht von Leipzig war geschlagen, Napoleon hatte bereits 1812 den von ihm selbst im Vorhinein als eigentlich sinnlos bezeichneten russischen Feldzug mit einer Katastrophe, fast 500.000 Toten seiner Grande Armée, und dem Bulletin abgeschlossen: »Seine Majestät befand sich nie bei besserer Gesundheit«.

Nun, im Jahr 1813, war Napoleon immer noch nicht endgültig besiegt, aber Deutschland war nach der Völkerschlacht von Leipzig schon befreit. Die Sieger kamen nach Weimar. Goethes *Tag- und Jahres-Hefte* zum Jahr 1813 melden Zar Alexander I. von Russland, Kaiser Franz II. von Österreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, außerdem Metternich und den preußischen Staatskanzler von Hardenberg. Zwar beklagte Goethe, dass die Kosaken in Weimar schlimm gehaust hatten, aber der Glanz der Majestäten verbesserte seine Stimmung. Am 24. Oktober notierte er: »Bey Hofe. Große Tafel. Kaiser Alexander«. An das Kaiserhaus in Wien schrieb er von seinen »geist- und herzerhebenden« Eindrücken bei so viel Prominenz. Die erhebliche Wendung der Dinge hinderte ihn aber nicht, dem österreichischen General Colloredo mit dem ihm von Kaiser Napoleon verliehenen Kreuz der Ehrenlegion entgegenzutreten. Wilhelm von Humboldt berichtete am 27. Oktober 1813 seiner Frau davon in einem Brief: »Von Goethe könnte ich Dir noch lange erzählen. Er hat den Feldzeugmeister Colloredo zur Einquartierung gehabt, der auf Goethes Kosten alle Tage 24 Personen zu Tisch gehabt hat. Die Geheimrätin versicherte, das koste 2 bis 300 Taler, und der Koch hätte ihr noch gesagt, daß sie sehr geizig wäre. Wie Colloredo gekommen ist, hat Goethe noch die Legion getragen, und Colloredo hat ihm gleich gesagt: »Pfui Teufel, wie kann man so etwas tragen!« »Heute früh«, so fährt Humboldt in seinem Brief fort, »hat er mich ernsthaft konsultiert, was er tragen solle; man könne doch einen Orden, durch den einen ein Kaiser ausgezeichnet hat, nicht ablegen, weil er eine Schlacht verloren habe. Ich dachte bei mir, daß es freilich schlimm ist, wenn man für das Ablegen der Legion keine besseren Gründe hat, und wollte ihm eben einen guten Rat geben, als er mich bat, zu machen, daß er einen österreichischen Orden bekäme«. Soweit Wilhelm von Humboldt.

Einen Orden, und es sollte nicht sein letzter sein, wollte Goethe unbedingt haben, aber er musste nun von der österreichischen Siegermacht kommen. Die Stimmung in Weimar war ohnehin patriotisch. Besonders aktiv waren die Frauen. Sie gründeten einen »Patriotischen Frauenverein«. Goethes spätere Schwiegertochter Ottilie, die man die »preußische Jungfrau« nannte, und Adele Schopenhauer stifteten gar einen Orden »gegen undeutsches Wesen und napoleonische Unterdrückung«. Goethe musste auf seinen neuen, nunmehr den Machtverhältnissen angepassten Orden allerdings lange warten, obwohl er schon gegen Ende 1813 ein vorsorgliches Dankeschreiben an den Kaiser von Österreich verfasste. Darin ist die Rede von der »großen unverdienten Auszeichnung, welche durch Ihre Kaiserlichen Majestät allerhöchste Gnade mir unverhofft zu Theil wird«, und vom »unschätzbaren Wert« dieser Auszeichnung. Das Datum des Schreibens ließ er offen, da er ja den Orden noch nicht hatte. Aber er musste zwei Jahre warten, bis Se. k. k. Majestät, der Kaiser von Österreich, ver-

mittels höchsten, aus Speyer vom 28. Juni erlassenen »Kabinets Schreibens«, ihm »das Com-mendeurs Kreuz des Österreichisch-Kaiserlichen Leopoldi-Ordens in Gnaden zu verleihen« geruhte.

Goethe bemerkte einmal: »Ein Titel und ein Orden hält im Gedränge manchen Puff ab«, und so ließ er sich denn in späteren Jahren zur offiziellen Selbstdarstellung immer wieder im vollen Ordensschmuck malen: auf der Brust mit dem Stern des russischen St. Annenordens und dem Weimarer Falkenorden, um den Hals das Komturkreuz des österreichischen Leopoldordens und am Rockaufschlag das Kreuz der Ehrenlegion. Frühere Zeiten kannten den Poeta laureatus, wie ihn Goethe selbst in seinem *Tasso*-Drama darstellt.

Dennoch gab es für ihn auch ganz und gar nicht offizielle, dafür aber menschlich zugewandte Huldigungen. Im September 1813, kurze Zeit vor der Völkerschlacht, schrieb Charlotte von Stein an Charlotte Schiller aus Kochberg: »Dem Meister habe ich den Tag vor meiner Abreise eine Ananas zu seinen Füßen geschoben, die ich ihm zum Geburtstag bestimmt hatte, ganz still bei Mondenschein, als er saß und sich von Mlle Engels auf der Gitarre vorspielen ließ. Ich war mit meinen Fräulein hinten zum Garten hineingegangen; hoffentlich hat er sie gefunden«.

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft

Laudatio auf Frau Angelika Kunkel (Wetzlar)

Mir obliegt die schöne Aufgabe, Frau Angelika Kunkel als neues Ehrenmitglied unserer Gesellschaft zu würdigen. Frau Kunkel ist Buchhändlerin in der Lotte-Stadt Wetzlar, Leiterin und Inhaberin der bekannten Buchhandlung am Dom – und sie ist seit unglaublichen 35 Jahren ehrenamtlich tätig als Schatzmeisterin der Goethe-Gesellschaft ihrer Stadt. Wenn wir sie nun auszeichnen für ihren langjährigen persönlichen Einsatz im Dienste der Goethe'schen Idee einer ›Weltliteratur‹, dann würdigen wir damit auch die erfolgreiche Arbeit der Goethe-Gesellschaft Wetzlar.

Bekanntlich meinte Goethe mit dem Kompositum ›Weltliteratur‹ – anders als heute üblich – nicht einen Kanon weltweit als herausragend anerkannter literarischer Werke, sondern den Austausch der »Literaturen und Literatoren« über die Grenzen der Nationen und Sprachen hinweg, den er auch als »geistigen Handelsverkehr« beschrieb. Wir würden etwas weniger anschaulich von »internationaler und interkultureller Kommunikation« sprechen. Und genau auf diesem Gebiet hat sich Angelika Kunkel mit hohem persönlichem Einsatz ausdauernd und sehr erfolgreich engagiert. Seit vielen Jahren fördert und betreut sie den lebendigen Austausch mit der 1995 unter Frau Professor Lili Kaufmann gegründeten Goethe-Gesellschaft Tambow. Die Partnerschaft zwischen der rund 450 km südöstlich von Moskau im Oka-Don-Becken gelegenen russischen Stadt und der Stadt in Mittelhessen ist das Vermächtnis von Friedrich Wilhelm Hedrich, der als Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Wetzlar kurz vor seinem Tod 1994 mehrfach nach Tambow reiste und dort die Gründung einer Goethe-Gesellschaft inspirierte. Die daraus entstandene Partnerschaft wurde seitdem maßgeblich von Angelika Kunkel organisiert und mit vielfältigem reichem Leben erfüllt. Frau Kunkel hat zur Realisierung des privat finanzierten Austauschs nicht nur Geld gesammelt, Bücherspenden eingeworben und eigenes Geld eingebracht, sie hat überdies regelmäßig Fahrten der Wetzlarer nach Tambow organisiert und immer wieder vor allem auch jugendliche Gäste aus der russischen Stadt in Wetzlar willkommen geheißen und dort gemeinsam mit Gleichgesinnten vorzüglich betreut. Sie hat in Tambow eine Bücherausstellung deutscher Literatur veranstaltet, sie hat Sprachkurse für die Studierenden in Tambow realisiert und sie hat dort Vorträge gehalten zur deutschen Kultur. Kurz: Gemeinsam mit Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft Wetzlar hat Angelika Kunkel wesentlich dazu beigetragen, die Partnerschaft der Goethe-Gesellschaften beider Städte zu einem beständigen kulturellen Austausch über Landes- und Sprachgrenzen hinweg zu entwickeln, der in offenen Begegnungen die wechselseitige Verständigung fördert und den Menschen in Tambow ermöglicht, das vielseitige Werk des »Weltbürgers« Goethe kennenzulernen.

Wir gratulieren Frau Kunkel und der Goethe-Gesellschaft Wetzlar zu ihrer engagierten und erfolgreichen Beförderung des »geistigen Handelsverkehrs« im Sinne Goethes und wünschen uns und Ihnen, dass die im Geist des Aufbruchs der 90er Jahre entstandene Partnerschaft unter den gegenwärtig ja leider zum Teil wieder schwierigeren politischen Rahmenbedingungen sich bewähren und fortgesetzt dazu beitragen möge, dass die Freundschaft zwischen den beiden Goethe-Gesellschaften, zwischen den beiden Städten und zwischen den beiden Ländern auch in die Zukunft trägt und weiter wächst. Herzlichen Glückwunsch, liebe Frau Kunkel!

Anne Bohnenkamp-Renken

Laudatio auf Herrn Dr. med. habil. Manfred Eckstein (Schleiz)

Das Motto, das ich meiner Laudatio voranstellen möchte, verdanken wir Herrn Dr. Ecksteins verehrtem Freund Reiner Kunze, der in seiner *Lindennacht*-Anthologie die Verse schrieb:

Was blühen muß, blüht
in geröll auch und gestein
und abseits jedes blickes.

Ehrungen und Ehrenzeichen – so äußern sich die Skeptiker – halten meist nur zur künftig noch gesteigerten Mühsal an; oft genug fordern sie gar zu jener Kärnerarbeit auf, die den anfänglichen Enthusiasmus zu dämpfen und damit in engen Grenzen zu halten weiß. Wir indes sprechen hier und heute von jener Güte, wie sie Manfred Eckstein mit tagtäglicher Mühe für andere wortlos vorlebt.

Die in vielen Ländern tätige Goethe-Gesellschaft hält die Distanz, die ihr Goethes geistige ›Größe‹ setzt, bewusst und bescheiden ein. Damit erinnert sie ihre Mitglieder an Paul Celans Ausspruch, in der deutschen Sprache hätten Denken und Danken denselben Ursprung.

Dieses Denken als Danken verband viele Angehörige der Goethe-Gesellschaft in schwerer Zeit – vornehmlich während der deutschen Teilung. Dr. Eckstein wurde schon im Jahr 1972 Mitglied der Goethe-Gesellschaft – wie er gestand »aus rein politischen Gründen«, weil sie eine gesamtdeutsche Gesellschaft war. Die Freundschaft des in Schleiz praktizierenden Arztes mit Reiner Kunze, der sein gesundheitlich gefährdetes Sorgenkind war, wurde zur Brücke für uns zu diesem mutigen und kompromisslos-kritischen Dichter, um den wir bangten. Dass der damals Bedrängte über diese Brücke später zu einer Lesung bei eben jenem Goethe-Freund eingeladen wurde, dessen gastliches Haus seit Jahren eine Pflegestätte der Literatur und der Musik ist, war mehr als eine freundliche Fügung. Die Rede ist von einem im Stillen wirkenden Wohltäter in kulturellen Nöten, nämlich vom heute gleichfalls zu ehrenden Dr. Walter Spelsberg. Die Verbindung zu ihm ergab sich aus dem inneren Gesetz geistiger Wahlverwandtschaft.

Seit 1981 war das Ehepaar Eckstein mit uns Kölnern freundschaftlich verbunden. Vor 1990 war es wie ein Glück für uns, dass wir bei Besuchen gelegentlich einiges ›Medizinische‹ mitbringen konnten, das in der DDR ›rar‹ war. Mit wertvollen Büchern beschenkt, kehrten wir jeweils dankbar zurück.

Von 1990 bis 1994 wirkte unser Goethe-Freund im thüringischen Landtag als Abgeordneter, der einen klugen Einblick ins Ganze und ungewöhnliche Kenntnisse im Detail besaß. Seither unterstützt er das Stipendiaten-Programm der Goethe-Gesellschaft durch Direktkontakte mit einzelnen Studierenden – beratend wie auch finanziell, und das Interesse zumal der jüngeren Generation an unserer Gesellschaft sucht er z.B. durch Patenschaften für erfolgreiche Abiturienten zu wecken.

Der Jugend ein älterer Bruder, Armen und Hilfsbedürftigen zugleich ein verlässlicher Freund – diese wenigen Worte konturieren den Mann, dessen Haltung und Tun für uns Vorbild sind und den wir heute ehren als den Unentbehrlichen aus Schleiz, der, man höre und staune, in seinem Heimatort mitbaut an einer »Straße der Deutschen Sprache«.

Dem wären noch viele weitere Gedanken und Gefühle hinzuzufügen, die hier im strengen Stil der Kurzcharakteristik einer Laudatio expressis verbis leider nicht wiedergegeben werden können. Alles Ungesagte findet sich in Goethes Versen für Großherzog Carl August:

Nur weil es dem Dank sich eignet,
Ist das Leben schätzenswert.

Werner Keller

Laudatio auf Herrn Alfried Holle (Düsseldorf)

Liebe Frau Holle,

es hätte ein freudiger Anlass werden sollen, wenn wir Ihrem Mann heute die Ehrenmitgliedschaft verleihen, aber es macht wehmütig, Sie nun allein vor mir zu sehen. Wollen wir hoffen, dass Ihr Mann uns aus der Höhe zuschaut und zufrieden ist, dass wir seinen großen Einsatz für Goethes Welt zu honorieren versuchen. Ihm selbst können wir hier auf Erden nicht mehr die Hand reichen, doch möchten wir Ihrem Mann unsere Verehrung ausdrücken durch die posthume Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Ihr Mann wurde 1927 in ein westfälisches Elternhaus hineingeboren, in welchem die evangelische Religion weniger in der Zeremonie denn im Wort und seiner Deutung gepflegt wurde. Ihrem Mann waren neben dem Lied daher immer die Predigten wichtig, und durch die Beschäftigung mit dem Gedanken rückte Ihr Mann in den Bannkreis des Wortes, des wohlausgewogenen, des weisen mehr denn des spöttischen oder kämpferischen, wodurch er in die Nähe Goethes geriet, während seine Altvordenen sich politischer Macht und wirtschaftlichem Erfolg gewidmet hatten. Gleichfalls fiel in die letzten Schuljahre Ihres Mannes die Verwüstung seiner Heimatstadt, und – gerade 18-jährig – stand er 1945 zwischen den Trümmern. Vom Wort geprägt, beschloss Alfried Holle damals, Schriftsetzer zu werden, begann eine entsprechende Lehre und machte sich selbständig. Beruflicher Erfolg brachte ihm ehrende Mitgliedschaften und repräsentative Ämter, aber neben der Religion blieb sein Anker Goethe. Er fuhr mit Ihnen schon nach Weimar, als die Mauer noch stand, und er trat dem Förderkreis des Goethe-Museums in seinem Wohnort Düsseldorf bei, dessen Vorsitz er für viele Jahre übernahm. Als die Mauer fiel, wurde ihr Mann hier bei uns in Weimar Kassenprüfer und brachte eher im Stillen seine Expertise und wertvolle Ratschläge ein.

Öffentliches Auftreten lag ihm nicht. Ich kann mich nicht erinnern, je eine Rede von ihm gehört zu haben. Private Erzählungen kenne ich nicht von ihm. Seine Zurückhaltung erinnerte vielmehr an einen Hanseaten, aber es wird sein westfälisches Erbe gewesen sein.

Als 1999 die Position des Schatzmeisters der Goethe-Gesellschaft neu zu besetzen war, hätte er ohne weiteres selbst erfolgreich kandidieren können. Zurückhaltend wie er war, zog er es jedoch vor, ganz unauffällig bei uns in München, bei einem Hauskonzert den pensionierten Dr. Hans Peter Linss von der Bayerischen Landesbank kennenzulernen und für dieses Amt zu gewinnen.

Alfried Holle selbst blieb im Hintergrund, aber wir hier in Weimar wie auch die Goethe-Freunde in Düsseldorf konnten, dem Psalm 121 gemäß, unsere Augen aufheben zu den Bergen und siehe da, Herr Holle kam zu Hilfe und wusste Rat. Doch nicht nur das: Er stellte sich sogleich dazu und half, half in unermüdlicher Weise.

Es schmerzte Ihren Mann, dass Düsseldorf und Weimar sich durch die getrennte politische Entwicklung 1945 bis zum 9. November 1989 so weit voneinander weg entwickelt hatten; er suchte personelle Querstangen einzubauen für den Zusammenhalt der Welt um Goethe. Er hätte es bestimmt sehr gern noch miterlebt, dass heute der neue Direktor des Düsseldorfer Goethe-Museums, Herr Dr. Christof Wingertzahn, und Frau Regine Zeller unter uns sind.

Zuletzt begeisterte Herrn Holle unser Goethe-Sommerkurs, der Studenten aus aller Welt nach Weimar bringt. Diese Zusammenkünfte im Dienste der Literaturwissenschaft wie des kollegialen Miteinander ließen ihn unermüdlich Fördergelder bei seinen Freunden und Bekannten in der rheinisch-westfälischen Industrie einwerben. Er ließ es sich nicht nehmen, an ausgewählten Seminaren im Kreise der Studenten teilzunehmen, unter den alten Bäumen der Begegnungsstätte jenseits der Ilm, und gleichsam das in seiner Jugendzeit nach dem Krieg gewiss vermisste Studium ein ganz klein wenig nachzuerleben.

Und dann verstarb Ihr Mann viel zu schnell. Gerade hatte er Mitte Januar das Krankenhaus verlassen und mir am 19. Januar noch geschrieben. Wenige Tage später erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte.

Sie, verehrte und liebe Frau Holle, haben sich zwar noch mehr im Hintergrund gehalten als Ihr Mann, aber wer genau hinschaute, konnte merken, dass Sie das Engagement Ihres Mannes nicht einfach nur duldeten. Hat man Sie gefragt, waren Sie jeweils bis ins Detail im Bilde und konnten, als hätte man Ihren Mann befragt, alle Angelegenheiten genau erörtern. Ihr Mann war zwar derjenige, der hinausging zu wirken, aber was und wie er es tun würde, geschah nach Ihren gemeinsamen Absprachen, in einer gegenseitigen Ergänzung, wie man es nicht häufig sieht. Philemon und Baucis sind in die Sagenwelt und auch in Goethes *Faust II* und die *Wahlverwandtschaften* eingegangen als die Namensgeber für eine lebenslange Gemeinsamkeit. Bei Ihnen, liebe Frau Holle, bewundere ich die Gemeinsamkeit im Geiste und im Wirken zusammen mit Ihrem Mann in gleicher Weise. Kommen Sie bitte weiterhin regelmäßig nach Weimar, leben Sie damit auch künftig den Zusammenhalt von Ilm und Rhein, wie Sie es mit Ihrem Mann lange Jahrzehnte getan haben.

Bitte empfangen Sie nun die Ehrenmitgliedschaft für Ihren Mann. Herzlichen Glückwunsch und ad multos annos!

Johannes Kippenberg

Laudatio auf Herrn MinR a.D. Dr. Wolfgang Müller (Ilmenau)

»Entschluß nach Ilmenau zu gehen. Vorbereitung Abreise um 10 Uhr. Kleine Gedichte. Stadt Ilm um 4 Uhr Abwechselnd Regen u Sonnensch. Ilmenau um 8 Uhr.« Diese kurzen Bemerkungen notiert Goethe unter dem 26. August 1813, vor fast 200 Jahren also. Die Stadt Ilmenau, gelegen am Fuße des Thüringer Waldes, markiert den Lebensmittelpunkt von Dr. Wolfgang Müller, dem wir heute die Ehrenmitgliedschaft unserer Gesellschaft verleihen wollen. »Ich war immer gerne hier und bin es noch«, schrieb Goethe am 29. August 1795 aus Ilmenau an Schiller, »ich glaube es kommt von der Harmonie in der hier alles steht. Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges ökonomisches Streben, und überall den Übergang vom Handwerck zum Maschinenwerck, und bey der Abgeschnittenheit einen größern Verkehr mit der Welt als manches Städtchen im flachen zugänglichen Lande«. Die Wege des gebürtigen Dresdeners Wolfgang Müller nach Ilmenau waren freilich verschlungener als die des Geheimrates. Da war zunächst die nicht bestandene Abiturprüfung im Jahr 1953: wegen mangelhafter Kenntnisse im Fach Gegenwartskunde. Das war jenes Fach, in welchem junge DDR-Bürger ihr Bekenntnis zum Sozialismus theoretisch abzulegen hatten. Die Ereignisse um den 17. Juni 1953 ließen die Schuloberen offenbar nachdenklich über den »Fall« Müller werden. Er bekam die Matura zuerkannt und durfte ab dem Wintersemester 1953 an der Hochschule für Elektrotechnik in Ilmenau studieren, wo er 1959 ein Diplom mit der Note »Ausgezeichnet« erwarb. Eine angestrebte Tätigkeit in der Forschungsstelle Galvanotechnik in Leipzig blieb ihm allerdings versagt, weil die Hochschule ihrem Absolventen bedenkliche ideologische Unsicherheiten in seinem Abgangszeugnis attestierte. Das Automobilwerk in Eisenach war da weniger voreingenommen, stellte den Galvanotechniker ein und konnte sogar durch dessen Mitwirkung als Cellist im Musik-Ensemble des Werkes in der Öffentlichkeit als kulturbeflüsselter Betrieb reüssieren. Eine nunmehr positive Abschlussbeurteilung, auch so etwas war in sozialistischen Zeiten möglich, öffnete ihm den Weg zurück zur Technischen Hochschule Ilmenau, wo er 1961 eine unbefristete Stelle am Institut für Elektrochemie und Galvanotechnik erhalten hat und 1967 mit einem Thema zur Elektrochemie des Kobalts zum Doktoringenieur promoviert werden konnte. Seinen musikalischen Interessen folgend, bemühte er sich um den Aufbau eines Kammerorchesters an der Hochschule, das bald über die Grenzen der Hochschule und der Stadt Ilmenau hinaus einen Spitzenplatz innerhalb der Amateuorchester der DDR erlangte.

Unsere Bekanntschaft datiert auf den Herbst 1980 und vollzog sich gewissermaßen auf audiovisuellem Wege. Ich war gerade wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kulturtheorie und Ästhetik der Hochschule geworden und besuchte eine Festveranstaltung, wahr-

scheinlich die Immatrikulationsfeier für die neue Matrikel. Das Akademische Orchester war für die feierliche Umrahmung zuständig. In den Reihen des Ensembles fiel mir ein Musiker auf, der mit großer Hingabe und Ernsthaftigkeit sein Cello bediente und damit dem Ensemble zu einer durchaus originären Klangstärke verhalf. Ich fragte einen Kollegen, wer denn dieser Mann sei, und erfuhr, dass es sich um den – »Kammerwolf« genannten – Galvanotechniker Dr. Wolfgang Müller handle. Der audiovisuellen folgte bald die direkte Bekanntschaft und zwar, Sie erraten es: bei einer Veranstaltung der Ortsvereinigung Ilmenau der Goethe-Gesellschaft. Aus der Bekanntschaft wurde bald eine lockere Freundschaft, die Musik und das gemeinsame Goethe-Interesse verbanden uns. Meine Rückkehr an die halle'sche Universität gestaltete die Beziehung etwas durchlässiger, einen Abbruch gab es nie.

In der Wendezeit sah Wolfgang Müller die Chance, seinen kulturellen Ambitionen gleichsam deutschlandweit nachzugehen. Dies begann 1990 mit einem Auftritt des Ilmenauer Kammerorchesters in Karlsruhe. Was sich zuvor schon in zahlreichen kulturellen Aktivitäten angekündigt hatte, gedieh nun zu einem Engagement, das geradezu als beispiellos bezeichnet werden kann. Eine ganze Reihe von Gründungen sind mit seinem Namen verbunden: der Thüringer Landesmusikrat (1990), der 1991 entstandene Landesverband der Thüringer Laienorchester (1991), der Thüringer Kunstverein (1992), der Thüringer Heimatbund (1993), der Förderverein Denkmalpflege in Thüringen (1995). Diese Leistungen hat der Freistaat Thüringen mit der Verleihung des Thüringer Verdienstordens gewürdigt.

Keinen Geeigneteren als Wolfgang Müller konnte dieser Freistaat als Beauftragten für Kultur in der Landesvertretung Thüringen in die damalige Bundeshauptstadt Bonn entsenden. Unermüdlich bemühte er sich dort, sowohl den Angehörigen der Bundesregierung als auch diplomatischen Vertretern aus dem Ausland die Reize der Thüringer Kulturgeschichte mit ihrem Facettenreichtum vorzustellen. So ist es beispielsweise bewundernswert, wie es der Ilmenauer verstand, die auf Beethoven fixierten Bonner zur Gründung einer Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft zu bewegen. Im Juli 1993 fanden sich 47 Interessenten zur Gründungsveranstaltung bereit. Wolfgang Müller übernahm das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden, das er bis 1999 bekleidete. Er organisierte und betreute allein fünf Exkursionen der Bonner ins Thüringer Land, redigierte die ersten Jahressgaben des Vereins. 2001 würdigte ihn die Bonner Goethefreunde mit der Ehrenmitgliedschaft in ihrer Vereinigung.

Auch in seiner Heimatstadt Ilmenau war er weiterhin »in Sachen Goethe« tätig, initiierte dort 1993 die Erneuerung der 1963 gegründeten Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft (ab 2006 Ilmenau-Stützerbach) und übernahm deren Vorsitz. 2003 wählten ihn die Teilnehmer der 78. Hauptversammlung zum Mitglied des Vorstands der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Hier konnte er in zahlreichen Aktivitäten seine langjährig erworbenen Erfahrungen im kulturellen Management wirkungsvoll einbringen. Davon seien an dieser Stelle nur einige herausragende Beispiele genannt: die Konzeption, Organisation und Durchführung der Exkursionen für die Teilnehmer der Hauptversammlungen unserer Gesellschaft an bedeutende kulturelle Stätten in Thüringen; die Verantwortung für die 2004 begründete und bis 2009 jährlich stattfindende internationale Goethe-Sommerschule für Schüler aus Thüringen, Polen, der Slowakei und Italien in der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte in Weimar; Mitwirkung bei der Vorbereitung und Durchführung internationaler Konferenzen, z. B. die der Goethe-Übersetzer 1999 in Erfurt bzw. der Goethe-, Shakespeare-, Diderot- und Mickiewicz-Gesellschaft 1999 in Gotha; Mitwirkung bei der Vorbereitung des seit 2005 alljährlich stattfindenden vierzehntägigen Goethe-Sommerkurses in Weimar für Studenten aus Deutschland und aller Welt.

Solche Veranstaltungen sind, wir wissen das, nicht im Nulltarif zu bestreiten. Wolfgang Müller hat sich – und dafür sei ihm an dieser Stelle ganz besonders gedankt – auch um die Erschließung von finanziellen Fördermöglichkeiten für derartige Projekte gekümmert.

Lieber Wolf, im Namen der Goethe-Gesellschaft in Weimar danke ich Dir für Deine Arbeit, die Du für die Gesellschaft geleistet hast, und gratuliere sehr herzlich zur Ehrenmitgliedschaft. Die Gratulation verbinde ich mit der nicht ganz uneigennützigen Hoffnung, dass

diese Ehrenmitgliedschaft nicht als Ruhekitel für Geleistetes, sondern eher als Wunsch verstanden wird, Deine Erfahrungen auch künftig in den Dienst der Goethe-Gesellschaft zu stellen. Doch das wird Dir, da bin ich mir sicher, nicht schwerfallen.

Hans-Joachim Kertscher

Laudatio auf Herrn Dr. Walter Spelsberg (Remscheid)

Wenn ein kaum siebzehnjähriger Jüngling aus einem Erdloch kriecht, in dem er das Kriegsende überlebt hat, und wenn er dann nach Wochen der Gefangenschaft unterernährt in seine von Bomben verwüstete Heimatstadt Remscheid zurückkehrt, seine Familie wiederfindet, die um den hochbegabten und vielgeliebten älteren Bruder trauert, den der Krieg getötet hat – dann muss dieser junge Mann den Weg zum Weiterleben finden.

Er geht also wieder zur Schule, um das Abitur zu machen, in provisorischen Räumen und ohne Unterrichtsmaterialien, doch von Zuversicht getragen. Er erinnert sich an die Zeit vor dem Krieg, als er als Zehnjähriger im Schulorchester am letzten Pult der zweiten Geige saß oder mit seiner Sopranstimme bei der Aufführung der Matthäus-Passion im März 1939 mitwirken durfte, wo im gewaltigen Eingangsschor die Knabenstimmen den cantus firmus zu singen haben. Dies hat ihn so geprägt, dass er jetzt, nach dem Krieg, seinen Lebensfaden daran anknüpft und dabei erfährt, dass Kunst und Kultur die Gesellschaft zusammen- und damit Zuversicht und Hoffnung bereithalten – denn der Gesang, so Goethe, ist »die erste Stufe der Bildung«.

Wenn unser junger Mann dann die Violine mit der Viola vertauscht und er dadurch die Welt des Streichquartettspiels erlebt, die Art des Musizierens in der vollendeten Form menschlichen Zusammenwirkens, wo die eigene Stimme erst zur Geltung gebracht werden kann, nachdem man auf die der anderen Spieler gehört hat – dann weiß er, wo er zu Hause ist: nämlich dort, wo eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegeneinander obwaltet. Musik ist es, die den jungen Walter Spelsberg erfüllt. Wenn er dann aber die Sehnsucht nach der »holden Kunst« hintanstellen muss und, dem Wunsch des Vaters folgend, in dessen Werkstatt die schwere Kunst des Freiformschmiedens erlernt, dann tut er das aus Pflicht und nicht aus Neigung.

Irgendwann hat der Vater ein Einsehen und der Sohn darf studieren, zwar nicht Musik, sondern Betriebswirtschaftslehre, allerdings ohne Bafög, als Werkstudent. Danken wir also seinem Vater, der ihm das Musikstudium nicht erlaubt hat, denn so ist in Walter Spelsberg die unstillbare Sehnsucht nach der »holden Kunst« immer weiter gewachsen, und wir, die Goethe-Gesellschaft, dürfen daran teilhaben.

Es steht unumstößlich fest, dass aus Walter Spelsberg nicht der heruntergekommene Kaffeehausgeiger geworden wäre, den sein Vater schon vor sich zu sehen glaubte; dazu war er einfach zu strebsam und zu fleißig. Und diese Eigenschaften machten aus ihm schließlich einen erfolgreichen Unternehmer, der über Jahrzehnte das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben der Stadt Remscheid mitgestaltet hat. Walter Spelsberg ist ein Beispiel dafür, dass Gewerbetätigkeit mit Liebe zu Wissenschaft und Kunst recht wohl vereinbar ist.

Wenn also aus dem Jüngling im Erdloch ein erfolgreicher und wohldenkender Mensch geworden ist, der mit wacher Teilnahme seine Umgebung betrachtet, und wenn dieser dann der Goethe-Gesellschaft begegnet, deren wissenschaftlichen Einsatz für Goethes Wirken er schätzt und dazu noch deren völkerverbindendes Engagement im Hinblick auf die ausländischen Goethe-Gesellschaften und das von Werner Keller begründete Stipendiatenprogramm bewundert, dann sorgt jener Mensch z.B. dafür, dass den Freunden aus dem Ausland, die sich eine Reise nach Weimar sonst nicht leisten könnten, eine Teilnahme an den Hauptversammlungen möglich wird.

Neben seiner Liebe zu Kunst und Kultur ist ein wesentlicher Charakterzug von Dr. Walter Spelsberg der Respekt vor den Leistungen anderer Menschen und ihren Ideen, deren Umset-

zung er gern unterstützt, vorausgesetzt, sie dienen dem Gemeinwohl. Ichbezogenes Handeln ist ihm ein Greuel, gemeinsames Handeln Ausdruck des Menschlichen, gleichsam in Anlehnung an Goethe: »Doch was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfnis«. Solch einem wackern Mann verleiht die Goethe-Gesellschaft in Weimar heute die Ehrenmitgliedschaft.

Herzlichen Glückwunsch, lieber Walter Spelsberg!

Ursula Heldmann

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Frau Angelika Kunkel,
der langjährigen Schatzmeisterin der Goethe-Gesellschaft Wetzlar,
die seit zwei Jahrzehnten maßgeblich den lebendigen Austausch
mit der Goethe-Gesellschaft Tambow organisiert, betreut und vielfältig fördert,
für ihr engagiertes Wirken bei der Vermittlung
deutscher Sprache und Dichtung im Ausland und
bei der tatkräftigen Verwirklichung der Goethe'schen Idee
einer Weltliteratur in Gestalt inspirierender Begegnungen
zwischen Russland und Deutschland
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Herrn Dr. med. habil. Manfred Eckstein,
dem im Geiste Goethes vorbildlich wirkenden Erzieher,
dem Freund vieler Menschen,
der seine stille Arbeit selbstlos verrichtet
und Jugendlichen aus verschiedensten Erdteilen
wie ein älterer Bruder beisteht,
in dankbarer Anerkennung des Gewollten und Erreichten
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Herrn Alfried Holle
in Würdigung seiner Verdienste
als langjähriger, großmütiger und erfolgreicher Förderer
des in- und ausländischen wissenschaftlichen Nachwuchses
sowie des gesamten Wirkens unserer Gesellschaft
zur Pflege und Verbreitung von Goethes Werk
in Dankbarkeit
posthum die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Herrn MinR a.D. Dr. Wolfgang Müller,
dem verdienstvollen ehemaligen Mitglied
im Vorstand der Goethe-Gesellschaft Weimar,
der engagiert im deutschen Vereinigungsprozess
die Einheit der Kultur betonte,
dem langjährigen Vorsitzenden der Ortsvereinigung Ilmenau-Stützerbach,
dem unermüdlichen Anreger und Organisator nationaler und
internationaler Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft,
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar
verleiht anlässlich ihrer 83. Hauptversammlung
Herrn Dr. Walter Spelsberg,
dem treuen Freund und Förderer des
Werner-Keller-Stipendiatenprogramms,
dem teilnehmenden Gönner der
ausländischen Goethe-Gesellschaften,
in Dankbarkeit
die Würde eines Ehrenmitglieds.

Bericht über das Podiumsgespräch »Goethe weltweit«

Konfession – Religiosität – Weltbürgertum Weimarer Klassik aus heutiger Sicht

Buchstäblich weltumspannend war die Runde, die sich am Vormittag des 25. Mai 2013 dem Tagungsthema *Goethe und die Weltreligionen* in seinem Bezug auf unterschiedliche Länder und Kulturen widmete. Vertreter aus Indien, China, Estland, Serbien und Russland gaben Auskunft über die Bedeutung der Religionen in ihren Ländern. Zugleich ging man auch der Wirkung nach, die Goethes Werk in den jeweiligen Ländern hatte und hat. Das Gespräch leitete Prof. Dr. Nikolina Burneva, die Vorsitzende der bulgarischen Goethe-Gesellschaft.

Prof. Dr. Anil Bhatti, Präsident der Goethe-Gesellschaft Neu-Delhi, hob die Bedeutung des *West-östlichen Divans* für den Subkontinent hervor. Er betonte, dass dieses Werk in Indien relativ früh, d.h. schon um die vorletzte Jahrhundertwende, rezipiert worden sei. In einer vom Kolonialismus geprägten Kultur galt diese Dichtung Goethes als ein Werk, das Verbindungen schuf, anstatt das Trennende hervorzuheben. Angeregt durch Thomas Carlyles Arbeiten, sprach der indische Intellektuelle und Koran-Übersetzer Abdullah Yusuf Ali 1906 in London über Goethe's *Orientalism*. Auch die Darstellung der Parsen im *Divan* fand Interesse: Der Bombayer Parsi-Priester und Gelehrte Jivanji J. Modi hielt 1914 einen Vortrag zu diesem Thema (Druckfassung: *Goethe's Parsi-nameh or Buch des Parsen*, in: *Journal B. B. R. A. S.*, Vol. XXIV, Nr. 1., pp. 67-95). – Allgemein bekannt wurde Goethes Dichtung ausgerechnet durch Karl Marx, der in einem Text über die englische Kolonialherrschaft in Indien 1853 das *Divan*-Gedicht *An Suleika* zitierte (vgl. Goethe-Handbuch, Bd. 1, S. 403).

Indien, so führte Bhatti weiter aus, bilde ein synkretistisches Reservoir. Damit sei die Grundlage für eine breite Rezeption ausländischer Literatur gegeben. Gleichzeitig sei das vielsprachige Land aber »übersetzungsfaul«, denn gegenüber dem Englischen würden die anderen europäischen Sprachen vernachlässigt. Goethes *Faust* werde deshalb in Übersetzung gelesen; die christliche Unterscheidung von Gut und Böse sei jedoch schwierig zu vermitteln.

Prof. Dr. Yang Wuneng, der 2013 mit der Goethe-Medaille geehrte Übersetzer von Goethes Werken ins Chinesische, demonstrierte das unterschiedliche Wesen der Religion in China und im Westen mit einem sprechenden Beispiel: Wo der westliche Mensch: »Mein Gott!« rufe, laute der entsprechende Ausruf in China: »Mein Himmel!« Ein Gott als Schöpfer oder Erlöser sei unbekannt. In einem traditionellen chinesischen Haus, so der Referent, finde sich ein Schrein, in dem fünf Instanzen verehrt werden: Himmel, Erde, Kaiser, Eltern, Lehrer. Yang wies auf die Traditionen des Konfuzianismus und des Taoismus hin. Ersterer sei eher als Lebens- und Staatsphilosophie denn als Religion zu betrachten. Der Taoismus dagegen sei eine Naturreligion bzw. Naturphilosophie; sein Ziel sei es, Harmonie mit der Natur und in der Koexistenz mit anderen zu erreichen. Yang bezeichnete die Chinesen in diesem Sinne als ungläubig bzw. pantheistisch, gebe es doch Gottheiten beispielsweise für das Essen, den Reichtum, das Glück etc. Doch auch die christlichen Konfessionen und der Buddhismus hätten in China viele Anhänger; so zähle man heute rund 20 Millionen evangelische Christen.

Die junge serbische Germanistin Kristina Dragović war kurzfristig als Vertreterin ihres Landes eingesprungen, um die verhinderte Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft Serbiens, Dr. Jelena Kostić-Tomović, zu ersetzen. Sie verwies auf die Psychoanalyse als eine moderne westliche Form der Seelenpflege. In Goethes Drama *Lila* seien Elemente der freudschen Psychoanalyse und des 1951 von Jacob Levy Moreno eingeführten Psychodramas visionär vorweggenommen. Indirekte mystisch-religiöse Elemente zeigten sich in Goethes Drama im Spiel mit Masken, mit deren Hilfe die seelische Kur an *Lila* schließlich gelingen kann.

Als säkular bezeichnete Dr. Liina Lukas, die Vorsitzende der estnischen Goethe-Gesellschaft, ihr Land. Die lutherische Konfession diene in Estland nur noch als soziale Ordnungsmacht. Lukas zitierte eine Aussage des dänischen Autors Georg Brandes, der in seinem Buch *Goethe und Dänemark* (1881) geschrieben hatte, ein Volk charakterisiere sich selbst durch sein Urteil über Goethe. Mit einem von Berthold Auerbach übernommenen Begriff sprach er von der »Goethe-Reife« einer Kultur. So sei in Estland, wie die Referentin ausführte, zunächst Schiller häufiger rezipiert worden; die Goethe-Rezeption setzte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein. Dabei wurde Goethe anfangs vor allem als Balladendichter wahrgenommen, danach als Autor des *Faust*. Gerade an diesem Werk habe sich aber auch Kritik entzündet, wie Lukas anmerkte: Aus nationalistischer Perspektive wurde moniert, die estnische Kultur kenne den »faustischen Drang« nicht; sie sei weniger rational als der Westen, vielmehr östlich geprägt.

Prof. Dr. Wladimir Gilmanov, der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft Kaliningrad, bezog sich auf eine Aussage Goethes über die christliche Welt als »ein großes Hospital« (*Italienische Reise*, 27. Mai 1787). Diese Metapher könne für die Region Königsberg/Kaliningrad gelten, in der er lebe. Der Referent sah die Warnung vor dem Verlust der Persönlichkeit als eine Konstante in der Dichtung dieser Region. Diese Warnung habe schon im 17. Jahrhundert der Dichter Simon Dach ausgesprochen, im 20. Jahrhundert dann Johannes Bobrowski in der Novelle *Der Mahner*. In der Heimat Kants und Hamanns sei Kants Frage: »Was ist der Mensch?« von größter Aktualität. Hier treffen auch viele Religionen aufeinander. Es gelte, so Gilmanov, eine notwendige Synthese zu suchen, eine Ethik des interkulturellen Gemeinwesens – die vielleicht mit Hilfe Goethes gelingen könnte.

In einem zweiten Teil des Gesprächs widmete sich das Podium dem Stellenwert und translatorischen Aspekten von Goethes Werken in den jeweiligen Ländern und Kulturen. Aus dem Publikum gestellte Fragen betrafen den Einfluss Goethes auf die jeweilige Literatur; zugleich interessierte man sich, ob es mit dem *Faust* vergleichbare »Weltgedichte« gebe.

Yang würdigte zunächst seinen Vorgänger, den großen Lyriker Guo Moruo, der als Präsident der Chinesischen Akademie der Wissenschaften und Staatsmann auch Goethe-Übersetzungen veröffentlicht hatte. *Werther* werde in China viel gelesen, ebenso *Faust* und Goethes Romane und Gedichte. Er selbst, so Yang, befasse sich gerade mit der Übersetzung von Sinnsprüchen Goethes, da die Chinesen solche Sammlungen liebten. Die Sprüche des Konfuzius gehörten zum Kanon, aber auch die Worte Mao Tse-tungs seien noch weit verbreitet. Übersetzungsprobleme seien reichlich vorhanden, gerade beim *Faust*. Sätze wie »Im Anfang war das Wort« oder der Begriff »unendliche Natur« müssten vor ihrem religiösen und philosophischen Hintergrund erläutert werden. – China habe seinerseits aus eigener Schuld der übrigen Welt nicht viel Eigenes vermittelt, es genüge sich lange Zeit selbst. Jetzt aber eröffne die Globalisierung Möglichkeiten zum Austausch. So übersetzt Yang nun Michael Endes Werke *Die unendliche Geschichte* und *Momo* ins Chinesische.

Gilmanov äußerte die Hoffnung, dass die klassische deutsche Literatur und Philosophie die moderne russische Gesellschaft befruchte. Im aktuellen Kampf um das Ideal der Freiheit könne auf den Freiheitsbegriff bei Kant verwiesen werden. Goethes Beitrag für die russische Gesellschaft sah der Referent in der Wirkung auf die notwendige Tiefe der einzelnen Persönlichkeit. Die Gottesliebe Hamanns – dessen Werke Gilmanov ins Russische übertragen hat – und Goethes Naturliebe schienen ihm bedeutsame Impulse dafür zu liefern. Als weiteren wichtigen Beitrag Goethes nannte der Referent dessen Bestreben, Religion und Naturwissenschaft in Übereinstimmung zu bringen.

Angesprochen auf die Bedeutung der Region Königsberg für das übrige Russland, verwies Gilmanov darauf, dass der russische Präsident Vladimir Putin sie eine »Pilotregion« genannt habe; ohne die baltischen EU-Staaten wäre sie aber nicht überlebensfähig. Kant gelte laut Putin als »Brand« für Kaliningrad. Die Hochachtung für die deutsche Kultur habe sich auch bei der Eroberung Königsbergs im Zweiten Weltkrieg gezeigt, als das Schiller-Denkmal mit

der russischen Aufschrift »Nicht erschießen!« beschriftet worden sei und also verschont blieb. – Die russische *Faust*-Rezeption bezeichnete Gilmanov als antinomisch: Alexander Puschkin lehnte das Werk völlig ab, er sah darin eine tödliche Anthropologie walten. Michail Bulgakov hingegen nahm den Fauststoff auf und verwendete ihn in seinem Roman *Der Meister und Margarita*. Die Aktualität des *Faust* sah der Referent im Willen zum Leben und im Mut zum Überleben, die in Russland oft fehlten. Goethe fordere die Ehrlichkeit gegenüber sich selbst. In der gegenwärtig in seinem Land herrschenden Mischung aus Endzeitstimmung und Fortschrittseuphorie könnte nach Gilmanovs Ansicht Goethes Stimme hilfreich sein.

Liina Lukas zitierte eine Aussage des estnischen Dichters Uku Masing: Kleinere Völker hätten einen weiteren Horizont – denn sie seien gezwungen, viel mehr von der Weltliteratur wahrzunehmen. So gehöre Goethes *Faust* in Estland zum Bildungskanon und sei Abiturstoff. Gelesen werde er allerdings in Übersetzungen, wovon zwei sehr gute, aber sehr unterschiedliche auf Estnisch existierten. Man spreche deshalb heute vom *Faust* von August Sang oder von Ants Oras, aus deren zeitlich parallelen Übertragungen sich lohnende Vergleiche ziehen ließen. Dem *Faust* vergleichbar sei das estnische Nationalepos *Kalevipoeg* von Friedrich Reinhold Kreutzwald aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, das jetzt wieder stärker rezipiert werde und auch dem Fauststoff Auftrieb verleihen könnte.

Anil Bhatti verwies auf ein gelungenes Beispiel für einen kulturellen Austausch: 1923 hat Muhammad Iqbal, der heute als Nationaldichter Pakistans gilt, in seinem Werk *Payam-i-Mashriq (Botschaft des Ostens)* eine Antwort auf Goethes *Divan* gegeben; das Werk in persischer Sprache ist als Gespräch mit Goethe verfasst. Es gehe darin um einen Dialog ohne Machtausübung, bei dem Grenzen überwunden werden. Die Grenzen zwischen den Fächern, so Bhatti weiter, gelte es zu überwinden; man solle den Impuls des *Divan* aufnehmen und auch mittels Übersetzungen das Gespräch fördern. Der indische Nobelpreisträger Rabindranath Tagore habe in diesem Sinne gewirkt, indem er Goethes Begriff der Weltliteratur ins Indische übertragen und eine Universität für »Weltkultur« gegründet habe. Indien rezipierte zudem stark den *Faust*, dessen *Vorspiel auf dem Theater* von Kalidasas Versdrama *Shakuntala* geprägt sei. So profitiere eine Übersetzung des *Faust* vom Nimbus indischer Mythen und Epen, worauf die indischen *Faust*-Übersetzungen auch in ihrem Vokabular Bezug nähmen.

In der serbischen Literatur gebe es wohl kein Werk, das sich in seiner Einzigartigkeit mit dem *Faust* in der deutschen Literatur vergleichen ließe, ergänzte Dragović. *Werther* werde in der Schule in serbischen Übersetzungen gelesen.

Die Runde war sich einig, dass es gelte, mittels einer herrschaftsfreien Gesprächskultur die transkulturelle Identität zu fördern. Goethes Werke könnten dazu beitragen. Besonders wichtig sei es, die Jugend einzubeziehen. – So lauteten die von Nikolina Burneva formulierten und allgemein akzeptierten Ergebnisse dieses anregenden internationalen Austauschs.

Margrit Wyder

Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2013

24. Januar 2013

Neujahrsempfang für alle Mitglieder und Goethefreunde in der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft mit Vorstellung des Jahresprogramms 2013

19. Februar 2013

Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Begegnungen mit der Antike: Voß, Klopstock, Wieland und Goethe. Ein Beitrag zum 200. Todesjahr von Christoph Martin Wieland*

16. April 2013

Dr. Arno Martin (Jena): »Daß ich Döbereiner und somit der Chemie in Jena für ewig eine Burg erbauen kann« – Goethe, das (Groß)Herzogliche Haus und die Chemie in Jena

9. – 12. Mai 2013

Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften in Heidelberg

22. – 25. Mai 2013

83. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft zum Thema *Goethe und die Weltreligionen* (siehe S. 313-315)

18. Juni 2013

Dr. Bernd Mahl (Tübingen): *Goethes »Faust« im Musical. Von den Anfängen (1973) bis zur Gegenwart* (Vortrag mit Musikbeispielen und Videosequenzen)

20. August 2013

Präsentation des neuen Goethe-Jahrbuchs

mit Vortrag von Dr. Martin Dönike (Berlin): *Eine »passionirte Existenz« – Friedrich Bury und Weimar. Ein Beitrag zum 250. Geburtstag von Friedrich Bury*
im Anschluss Geselligkeit bei einem Glas Wein

15. Oktober 2013

Dr. Annette Seemann (Weimar): *Goethe in Frankfurt – Goethe in Weimar. Zwei Landschaften erlebter Bildung*

19. November 2013

Prof. Dr. Klaus Mönig (Freiburg i. Br.): *Raffael und die Malerei der italienischen Renaissance in Goethes Kunstanschauungen.*

Stipendienprogramm im Jahr 2013

Folgenden Damen und Herren konnte die Goethe-Gesellschaft im Jahr 2013 ein – zumeist dreimonatiges – Stipendium gewähren:

Claudiu Baciú (Rumänien)

Arbeit an der Übersetzung von Goethes »Naturwissenschaftlichen Schriften« ins Rumänische

Dr. Elizaveta Burmistrova (Russland)

Goethe-Rezeption im Werk von Stefan George

Maja Chotiware (Deutschland)

Angelica Facius. Leben und Werk einer Bildhauerin der Goethezeit und des Spätklassizismus

Juliana Jovičić (Serbien)

Talvjs Korrespondenz mit Goethe – Goethes Mitwirkung bei der Unterstützung begabter Frauen seiner Zeit

Dr. Youngok Kim (Südkorea)

Goethes Shakespeare-Rezeption im »Faust«

Julieta Kukhianidze (Georgien)

Alfred Döblin: »Berlin Alexanderplatz« – eine Geschichte der inneren Wandlung

Dr. Iveta Leitane (Lettland)

Goethe und Schiller im Shtetl – die osteuropäische Rezeption der Weimarer Klassik im Zuge der Emanzipation und Haskala

Dr. Galina Loschakowa (Russland)

Kann Goethes ethische Kategorie der »Entsagung« als Grundlage der »herbstlichen Stimmung des Nachsommers« (Magris) gelten? Zur Prosa Joseph Schreyvogels

Dr. Edina Sándorfi (Ungarn)

Die farbigen Schatten eines Archivs – Goethes medialer Symbolbegriff als schwingende Archäologie der Natur

Prof. Dr. Ladislav Šimon (Slowakei)

Johann Wolfgang Goethe: »Lust und Schmerz« (»Slasť a ból«). Gedichte in Auswahl. Übersetzung aus dem Deutschen ins Slowakische

Piotr Stronciwilk (Polen)

Das Fremde im Osten – die Polenthematik im Werk Gustav Freytags.

Dank für Zuwendungen im Jahr 2013

All jenen, die im Jahr 2013 durch eine kleinere oder größere Spende die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft unterstützt haben, sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.

Für eine jeweils großzügige Förderung des Stipendiatenprogramms danken wir besonders Herrn Prof. Dr. Werner Keller, Köln, Frau Monika Quiring, Bonn, Herrn Dr. Walter Spelsberg, Remscheid, dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, dem Freistaat Thüringen sowie der Sparkasse Köln-Bonn.

Unsere 83. Hauptversammlung unterstützten: die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn, die Udo Keller Stiftung Forum Humanum, Neversdorf, der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Berlin, die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung, Essen, die Marion Dönhoff Stiftung, Hamburg, die Mutschler Holding AG, Zürich, die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen, Frankfurt a.M., die Stadt Weimar, die Fuchs Petrolub AG, Mannheim, sowie Herr Dr. Carl-Heiner Schmid, Reutlingen.

Für die Durchführung des 9. Goethe-Sommerkurses stellten die Van Meeteren Stiftung, Essen, sowie der Freistaat Thüringen jeweils eine namhafte Summe zur Verfügung

Nachfolgend möchten wir namentlich jenen Damen und Herren danken, die der Goethe-Gesellschaft eine Spende ab 50,- Euro zuteil werden ließen:

Dr. Michael Albert, München
Roland Andreas, Leipzig
Renate Arnold, Bergisch Gladbach
Prof. Dr. Dietrich Babel, Marburg
Detlev Bargob, Kiel
Prof. Dr. Karlheinz Bauch, Chemnitz
Dr. Ulrich Baur, Neuss
Prof. Dr. Wolfgang Bender, Euskirchen
Volkmar Birkholz, Erfurt
Renate Blank, Essen
Gabriele Bloess, Kerpen
Rolf Bönker, Fröndenberg-Ardey
Michael Braun-Huster, Sindelfingen
Dr. Angela Braunschweig-Rüter, Köln
Jörg Bruckmann, Sulzbach
Prof. Dr. Karl-Dieter Bünting, Essen
Sabine Bujack-Biedermann, Saalfeld
Richard Cremer, Frankfurt a.M.
Gisela Dobbelsstein-Krings, Herzogenrath
Hilmar Dreßler, Leipzig
Dieter Eckart, Heusenstamm
Dr. med. habil. Manfred Eckstein, Schleiz
Dr. Fritz Egli, Basel (Schweiz)
Erika-Irmgard Emmert, Dessau
Elke Maria Faull, Düsseldorf
Dr. Sieglinde Fechner, Leipzig
Dr. Karl-Heinz Fiebler, Berlin
Dr. Florian Fischer, Koblenz

Dr. Joachim Franke, Wiederitzsch
Helmut Fricke, Delligsen
Bernd Frilling, Vechta
Dr. Maria Fuhrmann-Gierth, Dresden
Prof. Dr. Bernhard Gajek, Lappersdorf
Renate Gesigora-Semrau, Köln
Dr. Udo Große Wentrup, Hamm
Dr. Renate Grumach, Berlin
Dr. Volker Güldener, Oberursel
Prof. Dr. Claus Günzler, Waldbrunn
Christine Hanke, Werda
Martin Hann, München
Ulrich von Heinz, Berlin
Marion Heise, Halle (Saale)
Prof. Dr. Werner Heldmann, Ulm
Renate Holle, Berlin
Dr. Rainer Hultzsich, Jena
Dr. Dirk Ippen, München
Dr. Siegfried Jaschinski, Stuttgart
Wolfgang Jehser, Rotenbek
Dr. Andreas John, Weimar
Ulrich Jordan, Dortmund
Kristina Kaiser, Berlin
Wilhelm Kaltenborn, Berlin
Prof. Dr. Rudolf Kassel, Köln
Berthold Kastner, Gundelfingen
Prof. Dr. Werner Keller, Köln
Hans-Georg Klauke, Dortmund

Joachim Klett, Wertheim-Hofgarten
 Eckart Knop, Essen
 Helmut Köhler, Sondershausen
 Irmgard Körner, Erkrath
 Gabriele Kralinski, Weimar
 Michael Kreienbrink, Hasbergen
 Angelika Kunkel, Wetzlar
 Thomas Lang, Leipzig
 Anneliese Lange, Ronnenberg
 Eva Lohse, Hamburg
 Dr. Gertrude Lückcrath, Köln
 Ute Mayer, München
 Dr. Horst Meyer, Bad Iburg
 Ulphilas Meyer, Hiltpoltstein
 Dieter Mlynek, Hannover
 Dr. Klaus Nerenz, Göttingen
 Harald Nigrin, Gotha
 Herta Nitezki, Salomonsborn
 Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten, Bonn
 Holger Paul, Mannheim
 Peter Piekenbrock, Herford
 Lothar Popp, Leipzig
 Dr. Tino Prell, Jena
 Monika Quiring, Bonn
 Dr. Alexander Reitelmann, Meckenheim
 Prof. Dr. Wolfgang Remagen, Köln
 Rolf Renken, Bad Salzungen
 Margot Richter, Dortmund

Dr. Mark D. Roth, Erndtebrück
 Heinrich van de Sandt, Düsseldorf
 Ricarda van de Sandt, Ühlingen-Birkendorf
 Else Schill, Syke
 Dr. Rosemarie Schillemeit, Braunschweig
 Prof. Dr. Marion Schmaus, München
 Dr. Marleen Schmeißer, Berlin
 Prof. Dr. Jochen Schmidt, Bad Salzschlirf
 Regine von Schönermark, Berlin
 Gisela Schröder, Göttingen
 Susanne Schunck, Marburg
 Jochen W.H. Schwarze, Train
 Hans-Günther Seibel, Gießen
 Dr. Siegfried Seifert, Weimar
 Dr. Horst Skonietzki, Berlin
 Dr. Sabine Solf, Wolfenbüttel
 Dr. Walter Spelsberg, Remscheid
 Holger Spies, Frankfurt a. M.
 Nikolaus von Steffelin, Karlsruhe
 Dr. Hans-Peter Stöckmann, Wernigerode
 Ursula Theuner, Köthen
 Dr. Hans-Jürgen Ulonska, Erfurt
 Vest-Recklinghausen, Ortsvereinigung
 der Goethe-Gesellschaft in Weimar
 Prof. Dr. Gottfried Willems, Jena
 Prof. Dr. Manfred Wolfrum, Rosdorf
 Dr. Ursula Wulfhorst, Kassel
 Gerd Ziegler, Weimar.

Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft

An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank all jenen Mitgliedern, die der Goethe-Gesellschaft seit Jahrzehnten angehören und ihr treu verbunden sind.

Im Jahr 2013 waren 70 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Hildegard Finger, München
Dr. Hans-Dieter Haeuber, Moers.

Im Jahr 2013 waren 60 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Prof. Dr. Katharina Mommsen, Palo Alto (USA)
Prof. Dr. Manfred Windfuhr, Kaarst.

Im Jahr 2013 waren 55 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Dr. Gerd Backenköhler, Hamburg
Dr. Dieter Broschmann, Berlin
Berthold Deckert, Cottbus
Dr. Renate Deichsel-Voss, Jork
Dr. Christa Dill, Erkner
Christiane Lehmann, Dinslaken
Dr. Josef Mattausch, Markkleeberg
Dr. Horst Nahler, Weimar
Claus Röpke, Magdeburg
Dr. Gertraud Stelzig, Bensheim.

Im Jahr 2013 waren 50 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Tilla Baerwolff, Hamburg
Prof. Dr. Bernhard Gajek, Lappersdorf
Ulrich von Heinz, Berlin
Dr. Hans Dieter Heise, Nordhausen
Ingeborg Lorenz, Rostock
Dr. Rainer Lucas, München
Steffen Schmeller, Dortmund
Dr. Sibylle von Steinsdorff, Unterhaching
Marie Ottilie Willing, Weimar.

Im Jahr 2013 waren 45 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Georg Bangen, Berlin
Dr. Götz Buchda, Jena
Dr. Ulrike Buchda, Jena
Dr. Rosalinde Gothe, Weimar
Prof. Dr. Heinz Hamm, Halle
Anneliese Hartleb, Kassel

Karl-Christian Kretzschmar, Oldenburg
Hilde Müller-Karpe, Wiesbaden
Kristina-Ingeborg Piwecki, Zürich (Schweiz)
Johanna Ullner, Michendorf-West.

Im Jahr 2013 waren 40 Jahre Mitglied der Goethe-Gesellschaft:

Prof. Dr. Bianca Cetti-Marinoni, Verona (Italien)
Prof. Dr. Maria Fancelli, Florenz (Italien)
Enid Gajek, Lappersdorf
Dr. Rainer-Maria Jacobi, Aue
Prof. Dr. Viktor Kaschniaschwili, Tbilissi (Georgien)
Prof. Dr. Werner Keller, Köln
Reinolde Kurtz, Marienthal
Prof. Dr. Yoshihito Mori, Chiba-ken (Japan)
Peter Piekenbrock, Herford
Barbara Schaefer, Kassel
Dr. Hannelore Teichert, Eisenach
Dr. Lore Toepfer, Hamburg
Dr. Siegmund Tyroff, Frankfurt a. M.
Dr. Karin Unsicker, Niederweimar
Kurt Weiland, München
Reinhard Weisbach, Feldengel.

Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2012

Aachen (gegr. 1990)

Vorsitzender: Prof. Dr. Helmut Schanze, Laurentiusstr. 69, 52072 Aachen; stellv. Vorsitzende: Helga Schulz, Wiesenweg 49, 52072 Aachen. – Jahresthema: *Wandlungen – Verwandlungen*. – Prof. Dr. Hans Kloft (Bremen): *Metamorphose und Morphologie. Ovids »Verwandlungen« und Goethes Naturauffassung*. – Prof. Dr. Helmut Schanze (Aachen): *Margarete – Gretchen: zur Frage der Figurenidentität in Goethes »Faust«*. – *Kein Monument, sondern eine »große Konfession«: Goethes »Faust II«* (Tagung in Zusammenarbeit mit der Bischöflichen Akademie Aachen). – Claudia Keller (Zürich): *Neue Freiheit, neue Krise. Die Weimarischen Kunstfreunde zwischen Autonomieästhetik und kultureller Bindung der Kunst*. – Martine zu Goethes Geburtstag *»Ich treibe die Kunst etwas stärker als sonst«* mit Dr. Werner Haubrich (Aachen): *Der junge Goethe in Prosa und Gedichten*, Jonas Seeberg (Aachen): *1. und 4. Suite für Cello solo von Johann Sebastian Bach*. – Prof. Dr. Erich Pelzer (Mannheim): *Napoleon und Europa. Vision und Wirklichkeit des korsischen Imperators*.

Altenburg (gegr. 1986)

Vorsitzende: Adelheid Friedrich, Zeitzer Str. 68a, 04600 Altenburg; stellv. Vorsitzender: Friedrich Krause, Friedrich-Ebert-Str. 28a, 04600 Altenburg. – Karin Kundt-Petters (Altenburg): *»Von der Mutter schreib mir alles auf, es ist mir wichtig. Sie hatte Kopf und Herz zur Tat wie zum Gefühl« (Goethe an Bettina Brentano). Überliefertes, Briefe und Zeugnisse über Goethes Mutter*. – Dr. Christa Grimm (Altenburg): *Augenblicke, Machtstrategien. C.F. Meyers letzte Novelle »Angela Borgia«*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Selbstgericht ist Weltgericht: Einführung in Leben und Werk von Franz Kafka (1883-1924)*. – Prof. Dr. Horst Nalewski

(Leipzig): *»Ich bin Saul und du bist David«. Zum Verhältnis zwischen Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy (1809-1847) (literarisch-musikalischer Abend)*. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Faust und das Faustische. Aktuelle Aspekte einer Debatte*. – Exkursion nach Jena und Gotha. – Dr. Dieter Gleisberg (Altenburg): *»Du mußt dein Leben ändern«*. Rilke und die Kunst. – Joseph von Eichendorff: *»Aus dem Leben eines Taugenichts«*. Papiertheater und Lieder zur Hakenharfe (nach Volksliedern gesetzt und zur Harfe gesungen von Ulrike Richter; gekürzte Lesung: Ulrike Richter, Bühnenbild: Paula Richter; beide Altenburg). – Prof. Dr. Dieter Burdorf (Leipzig): *Auf hoher See. Lesereisen als Modelle literarischer Bildung*. – Adelheid Friedrich (Altenburg): *Jahresausklang*.

Aue / Bad Schlema (gegr. 1983)

Vorsitzender: Konrad Barth, Richard-Friedrich-Str. 3, 08301 Bad Schlema; stellv. Vorsitzender: Erhard Schlame, Von-Bach-Str. 7, 09366 Stollberg; stellv. Vorsitzender seit Januar 2013: MR PD Dr. Manfred Jähne, Seminarstr. 22 e, 08289 Schneeberg. – Prof. Dr. Uwe Hentschel (Berlin, Chemnitz): *Goethes Schweizer Reisen*. – Kinder- und Jugendtheater Burattino (Stollberg): *»Der Meisterdieb«*. Aus Anlass der Erstausgabe 1812 der *»Kinder- und Hausmärchen«* der Brüder Grimm. – Siegfried Arlt (Chemnitz): *Goethes Liebe zur Musik*. – Prof. Dr. Dietmar Schubert (Zwickau): *»O flämenleichte Zeit der dunkeln Frühe«*. Leben und Werk Eduard Mörikes. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »sehr ernste Scherze« im »Faust II«-Finale: Fausts Tod und der Chorus mysticus*. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *»Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen«*. Eckermanns Schilderungen beeinflussten Goethes *»Faust«*. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»Willst Du besser sein als wir, lieber*

Freund, so wandre!« *Wanderzwang und Wanderlust im 18. Jahrhundert.* – Dr. Bernd Legler (Chemnitz): *»Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben«* (zu Eckermann, 9.7.1827). *Sinnenfreude, Pessimismus und Sprachkunst im Werk Guy de Maupassants (1850-1893), des Chronisten der frühen Dritten Französischen Republik.* – Eberhard Herold (Crimmitschau): *»Dieser Tage habe ich wieder Linné gelesen und bin über diesen außerordentlichen Mann erschrocken«.* Goethe und Linné (Dia-Vortrag). – Mitglieder und Gäste lesen literarische Texte.

Europa«. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *»Die Göttin der Schönheit sollte gar keine Falten haben«.* Wieland als erotischer Schriftsteller. – Feier von Goethes Geburtstag in Ulm. – Walter Frei (Ehingen): *Heinrich von Kleist: »Der zerbrochne Krug«.* – Reise in die Kulturstädte Thüringens. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Goethe und der Kindsmord.* – Dr. Reiner Zeeb (Augsburg): *Naturkonzept und Landschaftsmalerei. Alexander von Humboldts Anregungen für die Kunst.* – Dr. Wolfgang Pollert (Augsburg): *Goethes politische Wahrnehmungen der frühen Epoche. Kindheit und Jugend in »Dichtung und Wahrheit«.*

Auerbach (gegr. 1977)

Vorsitzender: Ekkehard Taubner, Falkenstein Str. 6, 08239 Bergen. – Horst Teichmann (Ellefeld): *Zauberhaftes Rajasthan. Reiseeindrücke aus dem Nordwesten Indiens* (Dia-Vortrag). – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes »sehr ernste Scherze« am Ende von »Faust II«.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *Goethe und Bettina von Arnim.* – Dr. Thomas Frantze (Gera): *Goethes Singspiele.* – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Der junge Goethe zwischen Aufklärung und Pietismus.* – Prof. Dr. Uwe Hentschel (Berlin, Chemnitz): *Leben und Werk von Christoph Martin Wieland.* – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Auerbach: *Vermischtes zur Weihnachtszeit.*

Augsburg (gegr. 2005)

Vorsitzender: Prof. Dr. Theo Stammen, Josef-Priller-Str. 43, 86159 Augsburg; stellv. Vorsitzender: Dr. Wolfgang Pollert, Prof.-Messerschmitt-Str. 30 b, 86159 Augsburg. – Prof. Dr. Theo Stammen (Augsburg): *Zur Genealogie des Politischen bei Goethe.* – Dr. Wolfgang Pollert (Augsburg): *Die amerikanische Utopie in Goethes Wilhelm-Meister-Romanen.* – Heinz Pröstler (Deisenhofen bei München): *Gottfried Keller in München: »Der Grüne Heinrich«.* – Prof. Dr. Michael Neumann (Eichstätt): *Rückblick auf eine Vision. Novalis: »Die Christenheit oder*

Bad Harzburg (gegr. 1947)

Vorsitzender: Dr. Eberhard Völker, Eichendorffstr. 46, 38667 Bad Harzburg; Vorsitzender seit Mai 2012: Rolf Kolb, Hindenburgring 33, 38667 Bad Harzburg; stellv. Vorsitzende: Marliese Raschick, Bismarckstr. 41, 38667 Bad Harzburg. – Ingrid Dietsch (Hannover): *Goethes Enkel im Urteil ihrer Freundin Allwina Frommann* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Erich Unglaub (Braunschweig): *Rilke und die Vorstellung der Liebe.* – Dr. Georg Ruppelt (Hannover): *Von den Gefahren des Lesens.* – Detlev Lisson, Marliese Raschick (beide Bad Harzburg): *Sechs Nachmittage Sommerleseclub für 10- bis 13-Jährige mit Texten von Goethe.* – Andreas Weißert (Münster): *Goethe, ganz persönlich* (Rezitation mit Erläuterungen und szenischen Darstellungen). – Prof. Dr. Alfred Nordmann (Göttingen): *Goethe und Lichtenberg.* – Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Schupp (Freiburg i.Br.): *Die Handschrift C des Nibelungenliedes. Inhalt und Schicksal.* – Ruth Weber (Bad Harzburg): *Von »Buddenbrooks« bis »Zauberberg«.* Thomas Mann, wie ich ihn gelesen habe.

Bergisch Gladbach (gegr. 2000)

Vorsitzender: Dr. Dietrich Kirchner, Katterbachstr. 19, 51467 Bergisch Gladbach; Vorsitzende seit Januar 2014: Renate Arnold, Eschenbroichstr. 38, 51469 Bergisch Glad-

bach; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans Jürgen Schulte, Kalmüntener Str. 38, 51467 Bergisch Gladbach. – Besuch des *Freien Werkstatt Theaters* in Köln: »*Wilhelm Meisters Lehrjahre*«. – Dr. Wolfgang von der Emden (Bergisch Gladbach): *Die Begegnung von Goethe und Beethoven*. – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): »*Wilhelm Meisters Lehrjahre*«. – Solotheater mit Bianka Lammert (Dortmund): *Das kunstseidene Mädchen*. – Hartmut Schmidt (Neuß): *Goethe als Weinkenner*. – Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): »*Die Katze in Goethes Bett*« (Buchpräsentation). – Restaurant *Apadama* in Köln: *Per-sisch-deutscher Abend mit Rezitation von Hafis-Gedichten und traditioneller Musik*. – Annerose Melle (Bergisch Gladbach): *Orientalische Märchen*.

Berlin (1919; Neugründung 1987)

Vorsitzende: Beate Schubert, Fischottersteig 7, 14195 Berlin; stellv. Vorsitzende: Hans-Hellmut Allers, Beethovenstr. 6, 16548 Glienicke; Prof. Dr. Volker Hesse, Waldowallee 60, 10318 Berlin. – Jahresthema: *Goethes Welt-sicht und ihre Aktualität*. – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *Goethe heute!* (Einführungsvortrag zum Jahresthema). – *Auf Goethes Spuren in Rom* (zwei Exkursionen). – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn), Sarah Wagenknecht (Bonn, Berlin): *Über den Eigentumsbegriff bei Goethe* (Podiumsgespräch). – Dr. Bernhard Bueb (Überlingen): *Was die deutsche Schule von Goethe lernen sollte*. – 25 Jahre Goethe-Gesellschaft Berlin: Würdigung Goethes am Goethe-Denkmal im Tiergarten und Kammerkonzert des Königin Luise Quintetts: *Musik der Goethezeit*. – Prof. Dr. Adolf Muschg (Zürich): *Goethes Natur als Beziehungsfähigkeit*. – Zum Goethe-Geburtstag Exkursion nach Sanssouci mit Führung sowie Rezitationsabend mit Cora Chillcott: »*Eins und alles*«. – Prof. Dr. Uwe Hentschel (Berlin, Chemnitz): *Zur Modernität von Goethes Werther*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto): *Goethe und die Weltkulturen*. – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn) im Gespräch mit Prof. Dr. Wolf Singer (Frankfurt a. M.) und Prof. Dylan Haynes (Berlin):

Die Willensfreiheit – ein Irrtum? Naturwissenschaftliche Implikationen in Goethes Denken (Podiumsgespräch in Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität Berlin). – Dr. Dr. h.c. mult. Manfred Osten (Bonn): *Goethe, der Konfuzius von Weimar*.

Bonn (gegr. 1993)

Vorsitzender: Prof. Dr. Norbert Gabriel, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Germanistik, Am Hof 1 d, 53113 Bonn; Vorsitzender seit März 2013: Helmut Krumme, Ferdinandstr. 17, 53127 Bonn; stellv. Vorsitzender: Helmut Krumme, Ferdinandstr. 17, 53127 Bonn; stellv. Vorsitzender seit März 2013: Prof. Dr. Norbert Gabriel, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Germanistik, Am Hof 1 d, 53113 Bonn. – Doris Funk (Bonn): *Zur Widerspiegelung der Französischen Revolution in Schillers »Maria Stuart«*. – Prof. Dr. Helmut Schanze (Aachen): »*Man möchte sich fürchten, das Haus fiel ein*«. *Goethe und die »absolute« Musik*. – Elisabeth Matt-hay (Aachen): »*Mein immer mehr geliebtes Rheinland*«. *Die Literatin Dorothea Schlegel geb. Mendelssohn, eine Wanderin zwischen den Welten*. – Claudia Keller (Zürich): *Neue Freiheit, neue Krise. Die Weimarischen Kunstfreunde zwischen Autonomieästhetik und kultureller Bindung der Kunst*. – Dr. Michael Herkenhoff (Bonn): *Wertvolle Drucke und Autographen der Goethezeit aus dem Bestand der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn*. – Mounia Alami (Fes): *Zwischen Adaption und Negation. Goethe, mit arabischen Augen gesehen*. – Prof. Dr. Christoph Berger (Aachen): »*Zur Farbenlehre*«. *Goethes schwieriges Buch*. – Sylvie Tyralla-Noel, Dr. Peter Andersch (beide Bonn): »*Hier ist, was ich geschaffen, was ich gedacht, was ich gewesen*«. *Jean-Jacques Rousseau im Gespräch*. – Joachim Fischer (Bonn): *Goethes Italienreise. Eine Reisebeschreibung von Dr. Wolfgang Strack*.

Bremen (gegr. 1941)

Vorsitzender: Prof. Dr. Gert Sautermeister, Hans-Thoma-Str. 22, 28209 Bremen; stellv.

Vorsitzender: Herbert von der Heide, Buchenstr. 11, 28844 Weyhe. – Klaus Nägelen (Bremen): *Die »Campagne in Frankreich« und Goethes »wunderliche Militärlaufbahn«*. – Dr. Anna Maria Stuby (Hannover): *Charles Dickens, der andere Klassiker. Zum 200. Geburtstag des englischen Schriftstellers*. – Prof. Dr. Hans-Wolf Jäger (Bremen): *»Faust. Der Tragödie 3. Teil«*. Friedrich Theodor Vischer als Meister deutender Goethe-Parodie. – Prof. Dr. Klaus Vondung (Siegen): *Apokalyptik. Tradition und Aktualität eines Bedrohungsszenarios*. – Prof. Dr. Theo Buck (Aachen): *Goethe als Lyriker. Mit Beispielen aus seiner Früh- und seiner Spätzeit*. – Herbert von der Heide (Bremen): *Goethes Bild des Gartens als Anschauung ästhetischer Reflexion*. – Prof. Dr. Volker Klotz (Stuttgart): *Was ist, was kann ein lyrisches Gedicht? Konstitutive Merkmale des Lyrischen*.

Chemnitz (gegr. 1926)

Vorsitzender: Siegfried Arlt, Hüttenberg 13, 09120 Chemnitz; Geschäftsführerin: Dr. Helga Bonitz, Heinrich-Beck-Str. 47, 09112 Chemnitz. – Ingrid Biberacher (Nürnberg): *»nach hundert Jahren möchte ich gelesen werden«*. Annette von Droste-Hülshoff, eine gebundene Ungebändigte. – Hans Brendel (Weimar): *Die Ermordung Winkelmanns und Kügelgens oder: Wie das Leben so spielt*. – Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *Goethe und die Brüder von Humboldt*. – Prof. Dr. Christoph Cremer (Heidelberg): *Von der Farbenlehre zum Supermikroskop*. – Schüler der Städtischen Musikschule (Chemnitz): *»So sei begrüßt vieltausendmal«* (Frühlingskonzert). – Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken (Frankfurt a.M.): *Zeit und Geld in Goethes »Faust« und das velozifische Jahrhundert*. – Petra Beckert-Oehler (Schneeberg): *»Wie herrlich leuchtet mir die Natur«* (Vernissage und Sonderausstellung). – Dr. Helga Bonitz, Siegfried Arlt (Chemnitz): *»Trilogie der Leidenschaft« u. a.* (Literatursalon, Goethe-Tage in Marienbad). – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Du bist ein arger Schelm [...] mache, daß Du fortkömst!« Goethe und Bettina von Armin*. – *Auf Goethes Spuren durch den Rhein-*

gau von Trier bis nach Frankfurt (Exkursion). – Daniel Minetti, Mathias Mertens, Regie: Helfried Schöbel (alle Berlin): *»Rameaus Neffe« von Denis Diderot in der Übersetzung von Johann Wolfgang Goethe*. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»Willst Du besser sein als wir, lieber Freund, so wandre«*. Wanderzwang und Wanderlust im 18. Jahrhundert. – Helga Bonitz, Siegfried Arlt (beide Chemnitz): *»Mir bleibt der einzige Genuß, Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern«*. Goethe und die Frauen (szenische Lesung in historischen Kostümen).

Darmstadt (gegr. 1948)

Vorsitzender: Prof. Dr. Gernot Böhme, Rosenhöhweg 25, 64287 Darmstadt; stellv. Vorsitzende: Dr. Ulrike Leuschner, Mauerstr. 11, 64289 Darmstadt; stellv. Vorsitzende seit Mai 2012: Dr. Ute Promies, Alte Darmstädter Str. 40, 64367 Mühlthal. – Prof. Dr. Gernot Böhme (Darmstadt): *Goethes Aufsatz »Über Laokoon«*. – Dr. Martin Dönike (Berlin): *Die Ästhetik des Weimarer Klassizismus*. – Prof. Dr. Verena Ehrich-Häfeli (Genf): *Goethe als Landschaftsmaler in psychoanalytischer Sicht*. – Dr. Petra Maisak (Frankfurt a.M.): *»Die Kunst wird mir wie eine zweite Haut«*. Goethe und seine römischen Künstlerfreundschaften. – Prof. Dr. Günter Häntzschel (München): *»Der Sammler und die Seinigen«*. Aspekte des Sammelns bei Goethe. – Prof. Dr. Werner Zimmer (Darmstadt): *Ohne Darmstadt kein Weimar. Goethe, Herder, Wieland und die Freimaurerei*. – *»Faust«-Zyklus*: Prof. Dr. Gernot Böhme (Darmstadt): *Die Magistertragödie als Einheit des »Faust«-Dramas*. – Ders.: *Feuer, Erde, Wasser, Luft. Die vier Elemente in Goethes »Faust«*. – Exkursion nach Knittlingen ins Faust-Museum und ins Weltkulturerbe Kloster Maulbronn.

Dessau (gegr. 1967; Neugründung 2008)

Vorsitzender: Hubert Ernst, Hardenbergstr. 10, 06846 Dessau-Roßlau; stellv. Vorsitzender: Dr. Steffen Kaudelka, Bauhausplatz 4, 06846 Dessau-Roßlau. – *202 Jahre Goethes*

Farbenlehre mit Vortrag von Prof. Dr. Ludolf von Mackensen (Kassel): *Goethes Farbenlehre* sowie Besuch der Astronomischen Station *Samuel Heinrich Schwabe* mit Vortrag von Michael Teichert (Dessau): *Der Sternenhimmel*. – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): »Reichtum und Maßstab«. *Vom Leben der Goethe-Sprache*. – Dr. Eike Christian Hirsch (Hannover): *Gnadenlos gut. Ausflüge in das neue Deutsch* (in Kooperation mit der Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft Köthen). – Uwe Quilitzsch (Dessau): *Goethe und Pompeji im Gartenreich Dessau-Wörlitz*. – Anne-gret Mainzer (Zerbst): *Katharina II. und die Literatur der Goethe-Zeit*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Das »Faust II«-Finale. Fausts Tod (und Verklärung)*. – Joachim Grossert (Bernburg): *Kügelgen, Diez und die Anhaltische Deutsche Gesellschaft des Johann Rust*. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Goethes Harzreisen*. – Brunhilde Höhling (Wörlitz): *Goethe zu Gast im Gartenreich des Fürsten Franz*. – Stefan Sell (Trautskirchen): *Lyrik kann das – auch ganz anders! Goethe, Schiller & Co zum Thema »Freundschaft und Liebe«*. – Prof. Dr. Hans-Dieter Göring (Dessau, Sondershausen): *Goethe als Patient*.

Dresden (gegr. 1926)

Vorsitzender: Dr. Jürgen Klose, Lahmann-ring 29, 01324 Dresden; stellv. Vorsitzende: Dr. Brigitte Umbreit, Plauenscher Ring 6, 01187 Dresden. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): »Der Herr schlug sie mit Wochenschriften!« *Über den unaufhaltsamen Aufstieg eines publizistischen Genres im Zeitalter der Aufklärung*. – Dr. Letizia Mancino-Cremer (Heidelberg): »Die Katze in Goethes Bett«. *Goethes schwierigste Liebesbeziehung in Rom* (Lesung). – Bernd Kemter (Gera): *Vom Strudelstein zum All-Einen. Philosophische Spurensuche im »Faust«*. – Gedenkveranstaltung für Prof. Dr. Günter Jäckel: Lesung aus seinem Buch *Der Parnass einer Residenz – Dresden und seine Poeten* (Lesung: Valerie Dalicho, Dresden; Einführung: Dr. Jürgen Klose; musikalische Umrahmung: Bläsertrio des Vitzthum-Gymnasiums). – MR PD Dr. Manfred Jähne

(Schneeberg): *Heinrich Jung-Stilling (1740–1817). Pietist und bedeutendster Star-Operateur im Umfeld von Goethe*. – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto): »Goethe und der Alte Fritz« (Buchvorstellung). – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethes Ethik im »Divan«-Gedicht »Vermächtnis altpersischen Glaubens«*. – Dr. Jürgen Klose (Dresden): *Goethe in Dresden. Ein Überblick und eine Textcollage*.

Eisenach (gegr. 1979 als Interessengemeinschaft, seit 1990 e. V.)

Vorsitzende: Dr. Barbara Schwarz, Sophienstr. 12, 99817 Eisenach; stellv. Vorsitzender: Gerhard Lorenz, Am Hängetal 5, 99817 Eisenach. – Dr. Renate Francke (Weimar): »Unser theurer Meister«. *Heinrich Heine und Martin Luther*. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Eisenach: *Der Dichterin Charlotte von Stein zum 270. Geburtstag* (Matinee). – Dr. Matthias Heber (Eisenach): *Tomas Tranströmer, schwedischer Lyriker, Literaturnobelpreisträger 2011*. – Katharina Gießbertz (Karlsruhe): »Ich genieße den Geist der Bücher wie ich Weizenbrot genieße«. *Sophie von La Roche, Herausgeberin der ersten deutschen Frauenzeitschrift*. – Dr. Heidi Ritter (Halle): *Eine Französin in Deutschland. Madame de Staël und ihr Deutschlandbuch*. – Tagesfahrt nach Jena. – Dr. Heidi Ritter (Halle): *Bettina von Arnim. Vom wilden Kind zur politischen Schriftstellerin*. – Mitglieder der Goethe-Gesellschaft Eisenach: *Apuleius: »Amor und Psyche«* (Lesung). – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): »Ach, ich kam da vom Regen in die Traufen«. *Hanns Eislers Textbuch zu einer Oper »Johann Faustus«*. – Mehrtagesfahrt nach Bremen, Bremerhaven und Worpsswede. – Dr. Barbara Schwarz (Eisenach): »Lernst du wohl, wirst du gebratener Hühner voll. Lernst du übel, mußt du mit der Sau zum Kübel« (Luther). *Reformation und die »teutschen Schulen«*. – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Goethe und die Bibel*. – Tagesfahrt nach Magdeburg. – Dr. Barbara Schwarz (Eisenach): »O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben [...]!« *Aus der Literatur der anbrechenden Neuzeit*. – Volk-

mar Schumann (Eisenach): »O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit«. Johannes Falk über J. W. von Goethe.

Erlangen (gegr. 2000)

Vorsitzender: Prof. Dr. Theo Elm, Holzleite 19, 91090 Effeltrich; Geschäftsführerin: Heida Ziegler, Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof. – Prof. Dr. Johanna Renate Döring-Smirnov (München): *Lev N. Tolstoi und die deutsche Literatur*. – Siegfried Ziegler und das Foto-Team (Erlangen): *Störche, Nachtigallen und ein bisschen Goethe* (Diavortrag über eine Studienreise durch das Elsass). – Dr. Aura Heydenreich (Erlangen): *Goethes »Wahlverwandtschaften«*. Die Archäologie und die Moderne. – Prof. Dr. Christine Lubkoll, Agnes Bidmon (beide Erlangen): *Gespräch über Ethik und Literatur / Ethik in der Literatur*. – Prof. Dr. Norbert Miller (Berlin): *Goethe und Mozart*. – Prof. Dr. Manfred Durzak (Paderborn): *Die Rhetorik der Sinnlichkeit und die Sprache des Herzens in Goethes Schauspiel »Stella«*. – Studienfahrt nach Bad Lauchstädt, zu den Dornburger Schlössern, nach Röcken, Merseburg und Halle (Leitung: Heida und Siegfried Ziegler). – Prof. Dr. Annie Gicquel (Nürnberg), Klavier; Martin Herrmann (Augsburg), Rezitation: »Der Zauber der Undine«. Friedrich de la Motte-Fouqués *Novelle* (Sommerfest). – Dr. Anika Davidson (Erlangen, Heroldsberg): *Thomas Mann: »Der Tod in Venedig«* (Seminar). – Dr. Bernd Flessner (Erlangen): *Cyberspace vom Kaiserreich bis zum 21. Jahrhundert. Von Goethe und dem anbrechenden technischen Zeitalter bis zu den virtuellen Welten in den Medien des 20. und 21. Jahrhunderts*. – Prof. Dr. Theo Elm (Erlangen): »Mein Gedicht«. Ein Gespräch über persönlich bevorzugte Gedichte.

Essen (gegr. 1920)

Vorsitzender: Prof. Dr. Benedikt Jeßing, Heggerstr. 63, 45525 Hattingen; Vorsitzender seit November 2012: Dr. Bertold Heizmann, Gewalterberg 35, 45277 Essen; stellv.

Vorsitzender: Dr. Hans-Joachim Gaffron, Listerstr. 11, 45147 Essen. – Prof. Dr. Ricarda Bauschke-Hartung (Düsseldorf): *Goethe und die mittelalterliche Lyrik*. – Prof. Dr. Harald Goebell (Essen): *Die Darstellung von Jugend in der Kunst*. – Prof. Dr. h.c. Terence James Reed (Oxford): *Der säkulare Goethe* (im Rahmen der Auftaktveranstaltung der Jahrestagung der Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft). – Prof. Dr. Benedikt Jeßing (Bochum): *Vorstellung des Goethe-Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. / Erfahrungsbericht vom Weimarer Sommerkurs 2012*. – Prof. Dr. Ralph Köhnen (Bochum): *Spezialisten und Generalisten. Goethes Bildungskonzepte im Zeitalter von »Standards« und »Kompetenzen«*. – *Aus Sturm und Drang zum Ideal. Goethe-Lieder und Lesung aus »Dichtung und Wahrheit«* (Ensemble Dreiklang).

Freiburg i. Br. (gegr. 1999)

Vorsitzender: Prof. Dr. Klaus Mönig, Dreikönigstr. 25, 79102 Freiburg i. Br.; Geschäftsführer: Clemens Kleijn, Am Schaienbuch 26, 78054 Schwenningen. – »Und es ist das ewig Eine, / Das sich vielfach offenbart«. *Goethe und die Weltreligionen* (Lesung im kleinen Kreis, geleitet von Dr. Christoph Michel mit Rezitationen von Sabine Scharberth, beide Freiburg i. Br.). – Besuch einer Aufführung von Heinrich von Kleists *Amphitryon* im Staatstheater Karlsruhe, geleitet von Prof. Dr. Rudolf Denk (Freiburg i. Br.). – Prof. Dr. Klaus Mönig (Freiburg i. Br.): »Voll latenter Energien«. *Rilkes Venedig* (mit Rezitationen von Sabine Scharberth und C.J. Andreas Klein, beide Freiburg i. Br.). – Dr. Hansjörg Schneble (Offenburg): »Mein Kind, was ist Dir?« *Goethe und das Epilepsie-Motiv* (mit Lichtbildern und mit Rezitationen von Sabine Scharberth). – Ders.: *Raffael und die Maler der italienischen Renaissance in Goethes Kunstanschauung* (mit Rezitationen von Sabine Scharberth). – Dr. Gabriele Busch-Salmen (Kirchzarten): *Johann Wolfgang Goethes Melodrama »Proserpina« als Traum vom Gesamtkunstwerk*. – *Franz Liszt als Liederkomponist. Vertonungen nach Gedichten von Goethe, Schiller, Heine*

und Lenau (Konzert mit Hans Jörg Mammel, Tenor, und Hilko Dumno, Klavier, moderiert von Barbara Kiem; alle Freiburg i. Br.). – Dr. Petra Maisak (Frankfurt a. M.): *Verwandlungen des »Hexenmeisters«. Faust und die Künstler vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. – Theaterfahrt zu *Der Rosenkavalier* von Richard Strauss und Hugo von Hofmannsthal, Opéra national du Rhin in der Filature (Mulhouse), geleitet von Prof. Dr. Rudolf Denk. – PD Dr. Jutta Heinz (Jena): *Das »Journal von Tiefurt«. Dilettantisches »Spielwerk«, Musenhof-Programmschrift oder ästhetischer Lebensentwurf? – »Aufmunterung von außen«. Zwölf Geschenke seiner Zeitgenossen zu Geburtstagen Goethes zwischen 1749 und 1831*, ausgewählt von Dr. Christoph Michel, in Wort und Bild präsentiert von Jutta Beier, Christoph Michel, Katharina Nast und Sabine Scharberth; alle Freiburg i. Br. (aus Anlass der 263. Wiederkehr von Goethes Geburtstag, anschließend geselliges Beisammensein). – Dr. Christoph Michel (Freiburg i. Br.): *»Labores iuvenes«. Goethes Schulaufgaben* (mit Rezipitationen von Sabine Scharberth).

Gera (gegr. 2006)

Vorsitzender: Bernd Kemter, Aga Lindenstr. 20, 07554 Gera; Geschäftsführerin: Elke Sieg, Zum Wiesengrund 3, 04626 Schmölln. – Christa Heidloff (Gera): *Lesung aus Lyrik und Prosa*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Man kam nicht von ihm, man ging nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen«. Goethe und Herder*. – Hans Brendel (Weimar): *Die Ermordung Winckelmanns und Kügelgens oder: Wie das Leben so spielt*. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»Prolog im Himmel« und »Kaiserliche Pfalz«*. *Goethe parodiert sich selbst*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe in Schlesien und Polen*. – Dr. Jürgen Klose (Dresden): *»Der sanfte Nachsommer der deutschen Klassik«. Adalbert Stifter*. – Dr. Heidi Ritter (Halle): *»Sturmwind in Weibskleidern«: Madame de Staël*. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *»Ergetzen ist der Muse erste Pflicht«. Wieland zum Vergnügen*. – Marianne Heide (Zeulenroda-Triebes): *Goethe und der Harz*. –

Tagesausflug nach Dresden mit Besuch der Semper-Oper. – Frühlingsausflug mit dem Kulmbacher Literaturverein: *Auf den Spuren von Joachim Ringelnatz mit Besuch der Burg Lauenstein*. – Mehrtagesfahrt: *Auf Goethes und Schillers Spuren in der Schweiz mit Besuch von Zürich, dem Vierwaldstätter See, Bern und dem Daetz-Zentrum bei Lichtenstein (exotische Holzkunstwerke)*.

Gotha (gegr. 1985)

Vorsitzender: Dr. habil. Christoph Köhler, Waltershäuser Str. 17, 99867 Gotha; stellv. Vorsitzende: Marion Merrbach, Mönchelsstr. 3, 99867 Gotha; stellv. Vorsitzende seit 2011: Annette Gerlach, Sundhäuser Str. 41, 99867 Boilstädt. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *Über das Generalregister zur Chronik »Goethes Leben von Tag zu Tag«*. – Hans Brendel (Weimar): *Die Ermordung Winckelmanns und Kügelgens oder: Wie das Leben so spielt*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe: »Die natürliche Tochter«*. – Dr. Heidi Ritter (Halle): *Madame de Staël und ihr Buch »De l'Allemagne«*. – Führung durch den Park in Großkochberg mit Dorothee Ahrendt, Weimar. – Exkursion nach Zwickau, Bad Schlema, Schneeberg (Leitung: Dr. habil. Christoph Köhler, Gotha). – Dr. Johann Schrenk (Gunzenhausen): *Goethe in Franken*. – Dr. habil. Christoph Köhler (Gotha): *Die Korrespondenz des Leipziger Verlegers Dyck mit Friedrich Jacobs in Gotha*. – Prof. Dr. Udo Ebert (Jena): *Schiller und die Menschenwürde*. – Kerstin Sterz (Gotha) und Schüler des Sprachgymnasiums Schnepfenthal: *Adventliches Vorlesen und Rezitieren*.

Güstrow (gegr. 1982)

Vorsitzende: Dr. Elisabeth Pruß, Seidelstr. 5, 18273 Güstrow; stellv. Vorsitzende: Anneliese Erdtmann, Prahmstr. 28, 18273 Güstrow. – Dr. Reinhard Witte (Ankershagen): *Das Verhältnis berühmter Persönlichkeiten zum Altertum. Sigmund Freud (1856-1939)*. – Dr. Arnold Fuchs (Güstrow): *Goethe und die Geologie*. – Gisela Scheithauer (Mühlengiez), Dr. Volker Probst (Güstrow): *Alte und*

neue Geschichten zur »Mutter Erde« von Ernst Barlach. – Exkursion nach Lübeck zur Ausstellung des schwedischen Malers Andreas Zorn. – Liedermacher Burkhard Wegener (Berlin): *Lieder zu Goethe-Texten*. – *Erkundungen im westlichen Vorpommern* (Exkursion; Leitung: Dr. Dr. Dieter Pocher, Güstrow). – Helga Thieme (Güstrow): *Bilder einer Utopie in Dramen von Stefan Zweig und Ernst Barlach*, anschließend Festveranstaltung zum 30-jährigen Bestehen der Ortsvereinigung Güstrow im Restaurant Verve im Grünen Winkel. – Inge Luckmann (Wismar): *Heinrich Vogeler, nicht nur ein Jugendstilkünstler*. – Exkursion zum Gerhart-Hauptmann-Museum in Erkner mit Inge Randow (Güstrow). – Kuratorenführung durch die Ausstellung *Ernst Barlach und Marga Böhmer* mit Inge Tessenow (Siemitz). – Dr. habil. Erwin Neumann (Güstrow): »Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden«. Über Hermann Hesses nobelpreisgekrönten Roman »Das Glasperlenspiel« (1943). – Zum 180. Todestag von Goethe und Zelter singen Schüler der Musikschule, am Flügel begleitet von Klaus Ripcke (Güstrow). – Hans Brendel (Weimar): *Die Ermordung Winckelmanns und Kugelpens oder: Wie das Leben so spielt*. – Gisela Scheithauer (Mühlengiez): *Bademöller für Genießer* (Lesung).

Gunzenhausen (gegr. 1998)

Vorsitzender: Dr. Johann Schrenk, Weißenburger Str. 22, 91710 Gunzenhausen; stellv. Vorsitzende: Bärbel Ernst, Steinweg 20, 91741 Theilenhofen. – Dr. Johann Schrenk: *Goethe pur* (Lesung aus dem *Faust II*). – Ders: *Hermann Hesse* (Vortrag mit Lesung). – Studienfahrt nach Bayreuth. – Goethe-Thementag: *Ginkgo* (ganztägig Vorträge, Ausstellung, Lesung u. v. m.). – *Wandern auf Goethes Spuren durch die Spalter Schweiz*. – Konzert zu Goethes *West-östlichem Divan* mit der Gruppe *Tongestalt* (Nürnberg). – Dr. Frank Holl (München): *Alexander von Humboldt und Goethe*.

Halle (gegr. 1947, Neugründung: 1964)

Vorsitzender: Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Spitze 4 a, 06184 Kabelsketal; Geschäftsführer: Dr. Hartmut Heller, Saalfelder Str. 24, 06116 Halle. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): »*je akademischer, je besser*«. *Alexander Gottlieb Baumgarten zum 250. Todestag*. – Prof. Dr. Manfred Beetz (Halle): *Überlebtes Welttheater. Goethes autobiographische Darstellung der Wahl und Krönung Josephs II. in Frankfurt a. M. 1764*. – Dr. Sylke Kaufmann (Kamenz): »*je-ner wahnsinnige Sektengeist*«. *Die Nazarenerin Louise Seidler und ihre Beziehungen zu Goethe*. – Siegfried Arlt (Chemnitz): *Goethe und die Königliche Kunst. Der Dichter und das Geheimnis der Freimaurer*. – »*Der Hofmeister*« von Jakob Michael Reinhold Lenz (Besuch einer Aufführung im Goethe-Theater Bad Lauchstädt). – Prof. Dr. Heinz Hamm (Halle): »*Zu sehr durch die Anhänglichkeit an die Welt zerflattert*«. *Wie der junge Goethe sich vom christlichen Glauben verabschiedet und Spinoza sein »Herr und Meister« wird*. – *Auf Goethes Spuren am Mittelrhein: Bingen, Winkel, Koblenz, Bad Ems* (Exkursion). – Christian Eger (Halle): *Orest schreibt an Elektra. Die Wörlitzer Dienstjahre Friedrich von Matthissons im Spiegel seiner Korrespondenz mit der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau*. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): »*Willst Du besser sein als wir, lieber Freund, so wandre*«. *Das Wandrerthema in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*. – Dr. Margrit Wyder (Zürich): *Der »Kunstmeyer«*. *Ein Züricher an Goethes Seite: Johann Heinrich Meyer (1760-1832)*. – Prof. Dr. Dr. Gunnar Berg (Halle): *Goethes Farbenlehre und ihre Rezeption in der Goethezeit*. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Prof. Dr. Manfred Beetz (beide Halle): *Plaudereien um Goethe vor zweihundert Jahren*.

Hamburg (gegr. 1924)

Vorsitzende: Ragnhild Flechsig, Gustav-Falke-Str. 4, 20144 Hamburg; Geschäftsführerin: Dr. Claudia Liehr-Molwitz, Klaus-Groth-Str. 84, 20535 Hamburg. – Dr. Karen Mi-

chels (Hamburg): *Aby Warburg. Mit Bing durch Rom, Neapel, Capri und Italien.* – Dr. Bernhard Fischer (Weimar): *Goethe und sein Eckermann.* – Dr. Julia Schöll (Bamberg): *Bekenntnis zur Menschlichkeit. Thomas Manns »Joseph und seine Brüder« als moderner Migrationsroman.* – Prof. Dr. Sabine Schulze (Hamburg): *Kultur und Marketing.* – Prof. Dr. Ricarda Bauschke-Hartung (Düsseldorf): *Goethe und die Lyrik des Mittelalters.* – Dr. Sylke Kaufmann (Kamenz): *Louise Seidler. Eine Nazarenerin in Goethes Weimar.* – Wochenendreise nach Mecklenburg-Vorpommern: *Auf den Spuren von Uwe Johnson und Walter Kempowski* (Leitung: Ragnhild und Helmut Flechsig, Hamburg). – Dr. Annette Seemann (Weimar): *J. W. Goethe in Weimar und Jena. Kulturmanager avant la lettre?* – Prof. Dr. Volker Dörr (Düsseldorf): *»Gründliche Kenntnis für das edelste Publikum«. Zum Verhältnis von Natur und Kunst in Goethes »klassischer« Ästhetik.* – Lucie Černohousová (Prag): *Lenka Reinerová und ihr Prager Literaturhaus in Film und Wort.* – Dr. Tilman Krause (Berlin): *»Als Literaturkritik noch voller Grandezza war«. Eine Erinnerung an den großen Publizisten und Historiker Friedrich Sieburg.* – – 15. Klassik-Seminar in Zusammenarbeit mit dem Hamburger Landesinstitut für Lehrerbildung zum Thema *Literatur im Exil*: Prof. Dr. Jan Knopf (Karlsruhe): *»Öfter die Länder als die Schuhe wechselnd«. Bertolt Brechts lyrische Antworten auf sein Exil.* – Dr. Holger Hof (Berlin): *»Ich nehme sehr stark Abschied von mir«. Über Gottfried Benn.* – Prof. Dr. Hans Rudolf Vaget (Northampton, Massachusetts): *Amerika im Spätwerk Thomas Manns.* – Dr. Karl Jürgen Skrodzki (Lohmar): *»Abschied von den Freunden«. Exil in den späten Gedichten Else Lasker-Schüllers.* – – PD Dr. Dorothea Schröder (Hamburg): *»Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit«. Elemente des Barocktheaters und der Oper in Goethes »Faust II«* (mit Illustrationen und Musikbeispielen).

Hannover (gegr. 1925)

Vorsitzender: Peter Meuer, Kolbeweg 43, 30655 Hannover; Geschäftsführerin: Gabri-

ele Meuer, Kolbeweg 43, 30655 Hannover. – Dr. Anne Viola Siebert (Hannover): *Ein Leben in Kladden. Neues zu August Kestners Tagebüchern am Beispiel der Sizilien-Reise 1824.* – Prof. Dr. Werner Wunderlich (St. Gallen): *Ein Mann für haarige Fälle: Der Barbier von Sevilla. Unter besonderer Berücksichtigung eines haarsträubenden Falls von Mobbing auf Italienisch.* – Prof. Dr. Heinrich Detering (Göttingen): *Hexenpoesie: Goethes Walpurgisnächte.* – Prof. Dr. Udo Ebert (Jena): *Schillers Ballade »Die Bürgschaft« im Lichte des Strafrechts.* – Prof. Dr. Wolfgang Frühwald (Augsburg, München): *Die Sinnlichkeit des Südens. Venedig in den Berichten der Familie Goethe.* – Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *»Amors Pfeile«. Verlobung und Hochzeit im Goethe-Umkreis.* – Prof. Dr. Gudrun Schröfel (Hannover): *»Mein Goethe!«* – Dr. Heiko Postma (Hannover): *»Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt«. Der unbekannte Theodor Storm. Von Husum nach Heiligenstadt (und zurück).* – PD Dr. Michael Jaeger (Berlin): *Faust, das Geld und die Inflation. Goethes Phänomenologie der Krise.* – Dr. Alfred Schröcker (Wunstorf): *»In der Zärtlichkeit«. Der junge hannoversche Musiker Louis Meyer.* – Dr. Nadine Chmura (Kleve): *»ein Wald von Statuen«. Goethes Blick in die Antike.* – Peter Meuer (Hannover): *»Notizbuch« mit handschriftlichen Eintragungen Goethes. Ein Autograph aus der Sammlung Culemann.* – – Neun weitere Folgen der Vortragsreihe von und mit Dr. h.c. Hanjo Kesting (Hamburg) zum Thema *Erfahren, woher wir kommen. Grundschriften der europäischen Literatur*: Klaus Schreiber (Lesung), Hanjo Kesting (Kommentierung): *Vergil: »Aeneis«.* – Anna Magdalena Fitzki und Frank Arnold (Lesung), Hanjo Kesting (Kommentierung): *Giovanni Boccaccio: »Das Decamerone«.* – Siegfried W. Kernen (Lesung) und Hanjo Kesting (Kommentierung): *Hartmann von Aue: »Gregorius«.* – Friedhelm Ptok (Lesung) und Hanjo Kesting (Kommentierung): *Thomas Morus: »Utopia«.* – Frank Arnold (Lesung) und Hanjo Kesting (Kommentierung): *Montaigne: »Die Essays«.* – Volker Hanisch (Lesung) und Hanjo Kesting (Kommentierung): *William Shakespeare: »Hamlet, Prinz von Dänemark«.* – Anna Magdalena Fitzki

und Volker Hanisch (Lesung), Hanjo Kesting (Kommentierung): *Die Geschichten aus »Tausendundeine Nacht«*. – Gerd Wameling (Lesung) und Hanjo Kesting (Kommentierung): *Märchen von Hans Christian Andersen*. – Viktoria Trauttmansdorff und Wolf-Dietrich Sprengler (Lesung), Hanjo Kesting (Kommentierung): *Jacob und Wilhelm Grimm: »Kinder- und Hausmärchen«*. – – *Mit Goethe in Rom* (Studienreise; Leitung: Elke Kantian, Hannover).

Heidelberg (gegr. 1967)

Vorsitzende: Dr. Letizia Mancino-Cremer, Mombertplatz 23, 69126 Heidelberg; stellv. Vorsitzender: Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, Osterwaldstr. 53, 80805 München. – Prof. Dr. Dieter Borchmeyer: *»Reineke Fuchs« von Johann Wolfgang von Goethe* (Lesung), Johannes Vogt, Laute (beide Heidelberg). – 45 Jahre Goethe-Gesellschaft Heidelberg: *Goethe einmal anders* (Florian Kaiser, Lesung, und Leo Esselson, Violine; beide Heidelberg). – Ursula Ruthardt (Hanau): *Goethe für Kinder* (Lesung und Gespräch mit Schülern der Waldparkschule Heidelberg-Boxberg). – Prof. Dr. Michael Wink (Heidelberg): *Goethe und die Evolution des Menschen*. – Besuch der Ausstellung *Sammeln! Die Kunstkammer des Kaisers in Wien* in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. – Führung durch das Stift Neuburg. – Gabriele Hilbinger (Wiesbaden), Hubert Habig (Heidelberg): *Texte und Gedichte der Romantik und von Marianne von Willemer* (Lesung). – Führung durch das Deutsche Apothekenmuseum, Schloss Heidelberg. – Florian Kaiser (Heidelberg): *Rezitationen aus dem »Faust«*. – Besuch der Aufführung *Zeitstillstand* von Donald Margulies im Zimmertheater Heidelberg, anschließend Gespräch mit der Intendantin Ute Richter und den Schauspielern. – Dr. Gabriele Berrer-Wallbrecht (Heidelberg): *Der Einfluss des Orients auf die deutsche Literatur*.

Hildburghausen (gegr. 1962)

Vorsitzender: Dieter Schrimpf, Am Kümmelhag 10, 98646 Hildburghausen. – Hartmut

Heinze (Berlin): *Goethe und sein Malerfreund Friedrich Bury*. – Dr. Klaus Swieckowski (Hildburghausen): *725 Jahre Häselrieth*. – Landolf Scherzer (Dietzhausen): *»Madame Zhou und der Fahrradfriseur«* (Lesung). – Gunnar Kunz (Hildburghausen): *Krimi-Lesung*. – Kurt Müller (Bad Salzungen): *Lesung aus Texten von Anton Tschechow und Annette von Droste-Hülshoff*. – Carolin Phillips (Hildburghausen): *»Die Dunkelgräfin«* (Lesung). – Thomas Perlick (Römhild): *»Stell deinen Wecker nicht auf zwölf«* (Lesung). – Dr. Jens-Fietje Dwars (Jena): *Erotische Geschichten und Gedichte*. – Karl-Heinz Großmann (Sonneberg): *»Abgestempelt«*. *Krimi-Lesung*. – Rainer Stadler (Hildburghausen): *»Bruder, was hast du getan?«* (Buchpräsentation zum sexuellen Missbrauch im Kloster Ettal).

Bis auf den Vortrag von Hartmut Heinze wurden alle Veranstaltungen gemeinsam mit dem Freundeskreis der Bibliothek Hildburghausen durchgeführt.

Die Goethe-Gesellschaft Hildburghausen hat ihre Arbeit zum Ende des Jahres 2012 eingestellt.

Hildesheim (gegr. 1932)

Vorsitzender: Rolf Wagenknecht, Von-Emmich-Str. 40, 31135 Hildesheim. – Prof. Dr. Josef Nolte (Tübingen): *Aus der Bibliothek des hannoverschen Staatsmannes Ernst Friedrich Graf zu Münster (1769-1839)*. – Winterliche Matinee in der Villa Walshausen bei Hildesheim mit Rezitation und Musik. – Rolf Wagenknecht (Hildesheim): *Vorstellung des Bandes 73 der »Schriften der Goethe-Gesellschaft« »Weimars Pflichten auf der Bühne der Vergangenheit. Der Briefwechsel zwischen Großherzog Carl Alexander und Walther Wolfgang von Goethe«*. Hrsg. von René Jacques Baerlocher und Christa Rudnik. Göttingen 2010. – Literarische Tafelrunde mit Rolf Wagenknecht (Hildesheim): *Vorstellung des Registerbandes zu der achtbändigen Chronik »Goethes Leben von Tag zu Tag«*. Hrsg. von Siegfried Seifert. Berlin 2011. – Hartmut Heinze (Berlin): *Goethe in Schlesien und Polen*.

Ilmenau (gegr. 1963), neu:

Ilmenau-Stützerbach (ab 2006)

(Förder- und Freundeskreis Goethemuseen und Goethe-Gesellschaft Ilmenau-Stützerbach e. V.)

Vorsitzender: Dr. Wolfgang Müller, Südring 15, 98693 Ilmenau-Oberpörlitz; stellv. Vorsitzender: Heinz Ewald, Schleusinger Str. 86, 98714 Stützerbach. – Museumskonzert *Barocke Klänge mit Viola d'amore und Traversflöte* mit dem Barockensemble *Prattica di Musica*, Suhl. – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Goethe als Tagebuchschreiber* (in Kooperation mit der Seniorenakademie der TU Ilmenau). – Traditionelles Ostereierblasen vor der Lampe und Bemalen mit Glasmalfarben bei Kaffee und Kuchen im Goethehaus Stützerbach. – Hans Brendel (Weimar): *Kriminalfälle der Goethezeit. Die mysteriösen Morde an Winckelmann und Kugelgen* (zum Internationalen Museumstag). – Festveranstaltung *50 Jahre Goethehaus Stützerbach* (gemeinsam mit der Klassik Stiftung Weimar und dem Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums Weimar): Vortrag und Lieder zur Gitarre von Martin Strauch (Ilmenau): *»Es schlug mein Herz [...] mit Müh und Noth«. Ein etwas anderes Goetheprogramm*, anschließend Benefizkonzert zur Erhaltung des Goethehauses Stützerbach mit dem Eisenacher Barocktrio. – Goethe-Geburtstag in Stützerbach mit Ausstellungseröffnung *Unterwegs auf Goethes Spuren. Malerei und Grafik* von Herbert Schida (Elgersburg, Wien), gemeinsam mit der Volkshochschule Ilmenau, und szenisches Konzert zu *Faust I* mit dem Duo *Commedia Nova* (Gabi Bultmann, Berlin; Daniele Ruzzier, Venedig). – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Johann Gottfried Seumes Fußreise von Grimma nach Syrakus*. – Soiree im Helmholtz Hörsaal zum Jubiläum *20 Jahre TU Ilmenau*. – Dr. Margrit Wyder (Zürich): *Goethes Leidenschaft: Naturforschung*. – Hartmut Schmidt (Neuß): *Mignons Leben und Tod in Goethes »Wilhelm Meister«*. – Traditionelles Christbaumkugelblasen vor der Lampe und Bemalen mit Glasmalfarben bei Kaffee und Kuchen *Nun zünden wir die Kerzen an – weihnachtliche Lieder und Geschichten* von und mit Martin Strauch, Ilmenau, im Goethehaus Stützerbach.

Jena (gegr. 1922)

Vorsitzende: Dr. Brigitte Hartung, Johannes-R.-Becher-Str. 26, 07745 Jena; stellv. Vorsitzende: Dr. Claudia Udich, Greifbergstr. 1, 07749 Jena; Prof. Dr. Klaus Manger, Sonnenbergstr. 9, 07743 Jena. – PD Dr. Jutta Heinz (Jena, Notzingen): *Das »Journal von Tiefurt«. Dilettantisches »Spielwerk«, Musenhof-Programmschrift oder ästhetischer Lebensentwurf?* – Prof. Dr. Tom Kindt (Jena): *»Eine der inkalkulabelsten Produktionen«. Kausalität, Finalität und Ironie in Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«*. – Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin): *»Das letzte Jahr«. Die Künste im Leben eines Mannes, der den Tod nicht statuierte*. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *»Das augenblicklich Nöthige überdacht«. Zum neuen Generalregister der Chronik »Goethes Leben von Tag zu Tag«*. – Dr. Bernhard Fischer (Weimar): *Der Briefwechsel zwischen Goethe und seinem Verleger Cotta oder: Der Olympier als Geschäftsmann*. – Prof. Dr. Klaus Manger (Jena): *Carl von Dalberg und das Weimarer Viergestirn*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Die Dichterin Ingeborg Bachmann. Leben und Werk*. – Gertrud Gilbert (Bad Nauheim): *»Mit mir nicht noch einmal, Herr Goethe!« Werthers Lotte: Lust und Frust*. – Dr. Margrit Wyder (Zürich): *Der »Kunstmeyer«. Eine Annäherung an Goethes Schweizer Freund*. – Prof. Dr. h.c. Terence James Reed (Oxford): *Der säkulare Goethe*.

Karlsruhe (gegr. 1960)

Vorsitzende: Dr. Beate Laudenberg, Mol-daust. 10 a, 76149 Karlsruhe; stellv. Vorsitzender: Dr. Rüdiger Schmidt, Graf-Galen-Str. 40, 76189 Karlsruhe. – Prof. Dr. Hans H. Klein (Karlsruhe): *Staatsminister Goethe und das Grundgesetz des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach vom 5. Mai 1816*. – Gunhild Pörksen (Freiburg i.Br.): *»Die Nacht im Sessel sitzend zugebracht«. Gesundheit und Krankheit in Goethes Tagebüchern*. – Sigrid Loeffler (Berlin): *Goethe und das Geld*. – *Von der Antike zum Islam. Auf den Spuren Goethes* (Exkursion nach Mannheim). – Prof. Dr. Christoph Perels (Frank-

furt a.M.): »Er hält viel von Rousseau, ist jedoch kein blinder Anhänger von demselben« (Johann Georg Christian Kestner). Über *Goethe und Rousseau*. – Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Karlsruhe): *Literaturland Baden-Württemberg 1970 bis 2010* (Führung durch die Ausstellung im Prinz-Max-Palais). – *Goethes Weimar und Jena* (Studienfahrt). – Prof. Dr. Heike Knortz (Karlsruhe): *Goethe und die Ökonomie. Der Dichter als Politiker und Analytiker wirtschaftlicher Phänomene*. – John von Düffel: *Goethe ruft an* (Lesung im Literaturcafé in Kooperation mit der Stadtbibliothek Karlsruhe). – Prof. Dr. Ulrich Knoop (Freiburg i. Br.): »Die Marquise von O....«: *eine selbstbewusste Frau und ihr Mann*. – Dr. Holger Jacob-Friesen (Karlsruhe): *Gefühlte Natur: bedeutsam bei Goethe und Corot* (Führung in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe).

Kassel (gegr. 1949)

Vorsitzender: Prof. Dr. Ludolf von Mackensen, Hugo-Preuß-Str. 3, 34131 Kassel; Vorsitzender seit Februar 2013: Dr. Stefan Grosche, Frommershäuser Str. 24 b, 34127 Kassel; Geschäftsführer: Dr. Jörg Westerbürg, Heckerstr. 49, 34121 Kassel; Geschäftsführerin seit Februar 2013: Maja Fischer, Friedhofsweg 1, 34466 Wolfhagen-Niedereisen. – Patrik Kast-Jauß (Kassel): »Die Jugend fühlt das Bedürfnis teilzunehmen, unbedingt zu verehren«. *Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy*. – Manfred Zittel (Offenburg): *Goethes erste Liebe und Freundschaft in Leipzig in neuem Licht*. – Rolf Siemon (Hannoversch Münden): *Der Kasseler »Goethe-Elefant«*. *Goethes anatomische Studien und die Bedeutung seiner Neuentdeckung des Zwischenkieferknochens* (mit Lichtbildern; gemeinsam mit dem Naturkundemuseum Kassel). – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): »Doch erfrischt neue Lieder«. *Goethe-Gedichte in Kompositionen Hanns Eislers* (mit Musikbeispielen). – Dr. Johannes Kloiber (Hausen): *Goethe und Johann Peter Hebel (1766-1826)*. – Tagesfahrt nach Bückeburg und Stadthagen (Leitung: Carola Matthaei, Begleitung Prof. Dr. Ludolf von Mackensen; beide Kassel). –

Dr. Jürgen Klose (Dresden): *Schiller für junge Leute. Wie die deutsche Klassik begeistern kann*. – Klaus Böhme (Bromskirchen): *Goethe als Naturliebhaber, Jäger und Jagdkritiker*. – Feier zu Goethes Geburtstag mit Beiträgen von Mitgliedern; Moderation: Prof. Dr. Ludolf von Mackensen. – Dr. Hella Jäger-Martin (Kassel): *Goethes Iphigenie. Mythos und Humanität*. – Fünftägige Busreise auf Goethes und Schillers Spuren nach Südthüringen und Meiningen mit Theateraufführung von Goethes *Iphigenie* (Leitung: Carola Matthaei, Kassel). – Dr. Gabriele Rommel (Oberwiesenthal): *Novalis, ein Romantiker?* (mit Lichtbildern). – Dr. Claudia Schweitzer, Dr. Rainer Werthmann (beide Kassel): *Der Stein der Weisen im 17. Jahrhundert. Verwandlung einer Idee* (mit Lichtbildern und Musikbeispielen; gemeinsam mit der Kurhessischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft). – Solothheater in Büchners 175. Todesjahr: *Georg Büchners »Lenz«, eine dramatische Interpretation* mit Cora Chillcott (Berlin). – *Poetisch-musikalische Vor-Weihnachtsfeier* mit Vortrag von Dr. Bernhard Lauer (Kassel): *Nach 200 Jahren: die Brüder Grimm und ihre Märchen*, Lesung durch Dr. Hella Jäger-Martin (Kassel) sowie musikalische Umrahmung durch die Pianistin Ruth Leber (Witten).

Kiel (gegr. 1947)

Vorsitzender: Dr. Bodo Heimann, Holtenauer Str. 69, 24105 Kiel; Geschäftsführer: Dr. Julius Pfeiffer, Buchhandlung Cordes, Willestr. 14, 24103 Kiel. – Prof. Dr. Hubert Speidel (Kiel): *Mein Goethe im Licht der Psychologie* (anschließend Neujahrsempfang). – Dramaturg Jens Paulsen (Kiel): *Unser Schiller. Zur Kieler Inszenierung von Schillers »Maria Stuart«*. – Dr. Christian Strehk (Kiel): »Sehnsucht – die Botin treuen Sinns«. *Zu den Seidl-Vertonungen von Franz Schubert*. – Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): »Das Decamerone« des Giovanni Boccaccio. – Prof. Dr. Thorsten Burkard (Kiel): *Römische Liebesdichtung*. – Annette Prieß (Lübeck): *Fanny Hensel. Leben und Werk*. – Prof. Dr. Bernd Auerochs (Kiel): *Herders Philosophie der Tradition*. – Besuch der Aus-

stellung *Bürgerliche Wohnkultur* in Uetersen, Führung durch das Schlossgelände Haselndorf und Besuch der Sonderausstellung *Hermine Overbeck-Rothe* im Wenzel-Hablik-Museum Itzehoe (Exkursion). – Literarischer Abend in der Buchhandlung Cordes zur Erinnerung an Ludwig Uhland (1787-1862).

Köln (gegr. 1949)

Vorsitzender: Dr. Markus Schwering, Max-Liebermann-Str. 1, 51375 Leverkusen; Geschäftsführerin: Karin-Bettina Encke, Friedenstr. 68, 50226 Frechen; Geschäftsführer seit April 2013: Peter Krüger-Wensierski, Brombeerweg 11, 51519 Odenthal. – Dr. Nikolaus Gatter (Köln): »*Noch muss ich weinen, so rührt es mich*«. Zum Goethe-Kult schreibender Frauen. – Ursula Voß (Köln): *Everhard IV. Jabach, wie Goethe ihn nicht erahnte: als Sammlerfürst im Pariser Grand Siècle*. – Friedrich Raad (Düsseldorf): »*Trinke Mut des reinen Lebens*«. Balladenklassiker in Rezitation und Schattenspiel. – Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Osten (Bonn): *War Goethe ein Japaner? Goethe und seine Rezeption in Ostasien*. – Dr. Jutta Reyle-Schindlmayr (Bergisch Gladbach): *Deutschland und Frankreich. Von der Goethezeit zu Nikolaus Beckers »Rheinlied«*. – Prof. Dr. Dietz Bering (Köln): *Zur Praxis jüdischer Namenswahl im 18. und 19. Jahrhundert*. – Dr. Markus Schwering (Leverkusen): »*In Gottes Busen vor der Welterschöpfung*«. *Goethe und Bach*. – Dr. Bernhard Fischer (Weimar): *Der Briefwechsel zwischen Goethe und seinem Verleger Cotta oder: Der Olympier als Geschäftsmann*. – Film-Matinee: *Goethes Lotte im Film*. – Dr. Margrit Wyder (Zürich): »*Vom Gestein hinaus zur Atmosphäre*«. *Goethe, die Natur und der Bergbau*. – Prof. Dr. Rudolf Drux (Köln): *Goethes Abendlieder. Texte, Kontexte, Parodien*.

Kronach (gegr. 1990)

Vorsitzender: Hans-Jürgen Schmitt, Fehnstr. 51, 96317 Kronach; stellv. Vorsitzender: Herbert Schwarz, Gießübel 38, 96317 Kron-

ach. – Eckbert Arneth (Kronach): *Werner Bergengruen*. – Horst Pfadenhauer (Kronach): *August von Kotzebue*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *William Shakespeare: »Hamlet«*. – Ders.: *Friedrich Schiller: »Die Jungfrau von Orleans«*. – Ders.: *Johann Wolfgang Goethe: »Iphigenie auf Tauris«*. – Ders.: *Joseph Anton Koch*. – Ders.: *Die Ossian-Problematik*. – Vorträge anlässlich der Ausstellung *Frauen um Goethe. Aus den Beständen der Historischen Kuranlagen Bad Lauchstädt*, veranstaltet in der Synagoge zu Kronach: Ute Boebel (Bad Lauchstädt): »*und immerfort sind vornean die Frauen*« (Eröffnungsvortrag). – Bernd Wolff (Blankenburg/Harz): *Maria Antonia Branconi und ihr Verhältnis zu Goethe*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Charlotte von Stein und ihr Drama »Dido«*. – Ders.: *Erfolg und Einsamkeit. Die Schauspielerin und Sängerin Corona Schröter*. – Ders.: *Emanzipation durch Können. Die Malerin Louise Seidler*. – Ders.: *Gegen politische Blindheit und soziales Elend. Das »Königsbuch« der Bettina von Arnim*. – Reihe *Lesung und Deutung* (Moderation: Hans-Jürgen Schmitt): *Stefan Zweig: »Die Marienbader Elegie« aus »Sternstunden der Menschheit«*. – Ernst Beutler: »*Herzogin Luise von Weimar*« aus »*Essays um Goethe*«. – *Johann Wolfgang Goethe: »Johanna Sebus*«. *Eine heute fast vergessene Ballade*. – Theaterfahrten nach Hof (William Shakespeare: *Hamlet*) und Meiningen (Johann Wolfgang Goethe: *Iphigenie auf Tauris*). – Tagesexkursionen nach Schweinfurt (Sonderausstellung *Joseph Anton Koch*) und Erfurt (*Das jüdische Erfurt*). – Öffentliche Bildbetrachtung in der Fränkischen Galerie in Kronach: *Lucas Cranach d. Ä.: »Lot und seine Töchter«*. – *Cranach-Gedenkfeier zum 459. Todestag*: Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Sibylle von Cleve zum 500. Geburtstag und ihr berühmtes Porträt von Lucas Cranach d. Ä.*

Leipzig (gegr. 1925)

Vorsitzender: Dr. Josef Mattausch, Beethovenstr. 1, 04416 Markkleeberg; Geschäftsführer: Hilmar Dreßler, Emmausstr. 9, 04318 Leipzig. – Prof. Dr. Heinz Hamm (Halle):

Goethe und Lord Byron. – Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin): *Das letzte Jahr: Die Künste im Leben eines Mannes, der den Tod nicht statuierte* (mit Lichtbildern). – Prof. Dr. Horst Nalewski (Leipzig): *Die Aneignung des Goethe'schen Gedichts in der Liedkomposition* (mit Tonbeispielen). – Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *Goethe und Schiller. Kreativität trotz Krankheit* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt (Bergen/Vogtland): *»Ich bin kein Goethe, aber ein wenig [...] von seiner Familie«.* Gerhart Hauptmann und Goethe. – Johann Wolfgang Goethe: *Vielfältiges Begegnen* (literarisch-musikalischer Abend) mit Josef Mattausch, Lesungen, und Juliane Burger, Klavier (beide Leipzig). – Joseph Freiherr von Eichendorff: *»Aus dem Leben eines Taugenichts«.* Papiertheater mit Liedern des 19. Jahrhunderts zur Harfe; Lesung, Gesang zur Harfe: Ulrike Richter, Bühne: Paula Richter (beide Leipzig). – Dr. Margrit Wyder (Zürich): *Goethe, die Natur und der Bergbau* (Dia-Vortrag). – Prof. Dr. Katharina Mommsen (Palo Alto): *»Goethe und der Alte Fritz«* (Buchvorstellung, gemeinsam mit dem Lehmstedt Verlag). – Dr. Gisela Licht (Leipzig): *Sie nannte sich Talvj. Das unbekannte Leben der deutsch-amerikanischen Schriftstellerin und Briefpartnerin. Goethes Therese von Jakob Robinson (1797-1870).* – Dr. Maria-Verena Leistner (Leipzig): *»So lang' ich bin / Soll nichts von dir mich scheiden / Natur! Natur!« Zu Leben und Wirken Friedrich Matthiissons (1761-1831)* (mit Tonbeispielen). – Tagesfahrt nach Bad Schlema und Schneeberg (u. a. zum Thema *Goethe und der Bergbau*). – Dreitägige Kulturfahrt nach Schlesien auf den Spuren Gerhart Hauptmanns, Goethes u. a.

Ludwigsburg (gegr. 1998)

Vorsitzende: Monika Schopf-Beige, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg; stellv. Vorsitzender: Hans-Jürgen Bader, Alt-Württemberg-Allee 9, 71638 Ludwigsburg. – Neujahrsempfang: Dr. Rolf Breuer (Ludwigsburg): *»Freude fürs Stammhirn«.* *Satirisches von Heinrich Heine.* – Hans Brendel (Weimar): *Die Ermordung Winckelmanns und*

Kügelgens oder: Wie das Leben so spielt. – Dr. Heidi Ritter (Halle): *»Sturmwind in Weibskleidern«.* *Madame de Staël und ihr Buch »De l'Allemagne«.* – Dr. Markus Waltenborn (Köln): *Hatte Goethe ein Verhältnis mit Anna Amalia, bevor er Schiller vergiftete? Verschwörungstheorien um Goethe.* – Monika Schopf-Beige, Hans-Jürgen Bader (beide Ludwigsburg): *Musikalisches Rendezvous in Meiningen und die romantische Oper »Tannhäuser« von Richard Wagner.* – Geburtstagsmenü zu Goethes 263. Geburtstag. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Der junge Goethe zwischen Pietismus und Aufklärung.* – Studienfahrt *Auf Goethes Spuren im Harz* (Leitung: Monika Schopf-Beige, Hans-Jürgen Bader). – Monika Schopf-Beige (Ludwigsburg): *Goethe, ein Dichter der Liebe. Ein Beitrag zum Ludwigsburger Literaturfest.* – Dr. Jürgen Klose (Dresden): *Friedrich Schiller, der Unsterbliche.* – Adventstafel für Mitglieder und Freunde zum Jahresausklang.

Magdeburg (gegr. 1933)

Vorsitzende: Dr. Heike Steinhorst, Kiefernweg 2, 39326 Wolmirstedt; stellv. Vorsitzende: Dr. Charlotte Köppe, Bernhard-Kellermann-Str. 32, 39120 Magdeburg. – Die Veranstaltungen fanden in der Regel in Kooperation mit dem Literaturhaus Magdeburg sowie mit der Literarischen Gesellschaft Magdeburg e.V. statt. – Dr. Dieter Ostermann (Magdeburg): *»Maximen und Reflexionen« zwischen Johann Wolfgang von Goethe und Alexander von Humboldt. Goethes und Alexander von Humboldts Gemeinsamkeiten und kleine Unterschiede.* – Prof. Dr. Thorsten Unger (Magdeburg): *Das Erdbeben von Lissabon (1755) als Medienereignis.* – Lesung mit Sigrid Damm aus ihrem Buch *Wohin mit mir.*

Mannheim Rhein-Neckar (gegr. 2010)

Vorsitzender: Dr. Jens Bortloff, Krautgartenweg 12, 68239 Mannheim; stellv. Vorsitzende: Liselotte Homering, Neue Heimat 21, 68305 Mannheim. – Rezitation mit zeitge-

nössischem Menü auf dem Museumsschiff Mannheim; Rezitation: Jörg Lüdecke (Frankfurt a. M.): *Essen wie zu Goethes Zeiten*. – Stadtführung mit Dr. Hanspeter Rings (Mannheim): *Von der Antike zum Islam. Auf den Spuren Goethes in Mannheim*. – Dr. Jens Bortloff (Mannheim): Mitgliedergespräch. – Liselotte Homering (Mannheim): *Revolution und Krieg. Goethes »Herrmann und Dorothea«*. – Jörg Lüdecke (Frankfurt a. M.): Lesung auf dem Paradeplatz im Zentrum Mannheims. – Dr. Vera Hierholzer (Frankfurt a. M.): *Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft*. – Führung im Frankfurter Goethehaus durch die Ausstellung *Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft*.

München (gegr. 1917)

Vorsitzender: Prof. Dr. Rolf Selbmann, Schellingstr. 3, 80799 München; Geschäftsführer: Hans Brendel, Johann-Sebastian-Bach-Str. 2, 99423 Weimar. – Vortragszyklus 1: *Goethe-Orte* (2): Dr. Heike Spies (Düsseldorf): *Goethe und Düsseldorf*. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Stapelstadt des Wissens« oder »nährisches Nest«*. *Jena, mit Goethes Augen gesehen*. – Prof. Dr. Albert Meier (Kiel): *Sizilianische Enttäuschungen. Goethes »seekranke Betrachtungen« auf der »Königin der Inseln«*. – Exkursion auf Goethes Spuren im Rheinland und in Luxemburg. – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *»Versäumen Sie ja nicht, sich in Halle umzusehen«*. *Goethe und die Stadt Halle*. – Prof. Dr. Rolf Selbmann (München): *Goethes Sitz- und Standorte. Goethe-Denkmäler in Deutschland*. – Gemeinsame Feier der Goethe-Gesellschaften München, Nürnberg, Augsburg sowie Ulm und Neu-Ulm aus Anlass von Goethes 263. Geburtstag in Ulm. – Zweite Exkursion *Auf Goethes Spuren in den Harz*. – Vortragszyklus 2: *Biografie und Autobiografie* (1): Dr. Christian Klein (Wuppertal): *Leben in Worten. Biografie zwischen Theorie und Narration*. – Prof. Dr. Reiner Wild (Mannheim): *Goethes Abschied von der »Erlebnislyrik«*. – Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Berlin): *Die Lehrjahre des Autobiographen. Goethes biographische Skizzen zu*

Johann Joachim Winckelmann und Philipp Hackert. – Julia Cortis (München): *Lesung aus Goethes autobiographischen Texten*.

Naumburg (gegr. 1988)

Vorsitzender: Dr. Bernd Niemann, Käthe-Kollwitz-Siedlung 6, 06618 Naumburg; stellv. Vorsitzende: Dr. Irene Traub-Sobott, Schönbürger Str. 19 a, 06618 Naumburg. – *Des Raths Heimlichkeiten* (Führung durch das Stadtarchiv Naumburg mit Susanne Kröner, Naumburg). – Dr. Heidi Ritter (Halle): *»Göttern und Menschen zum Trotz will ich glücklich sein«*. *Caroline Schlegel-Schelling, ein Leben gegen die Regeln*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Christian Fürchtegott Gellert, Goethes Leipziger Lehrer. Leben und Werke, insbesondere seine Lustspiele*. – Dr. Anne Friedrich (Halle): *Goethes Vesuv-Besteigung mit Tischbein. Enthüllung einer fast tödlichen Katastrophe in Wort und Bild*. – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *»Die Dichtung winkt, und lächeln lernt der Schmerz«*. *Hermann Hesse fünfzig Jahre nach seinem Tode*. – Exkursion nach Meiningen: Theaterbesuch *Iphigenie auf Tauris* und Besuch des Schillerhauses in Bauerbach. – *Ilmpark-Geschichten* (Führung durch den Ilmpark in Weimar mit Henning Hacke, Weimar). – Heidemarie Stein (Naumburg): *Otilie von Goethe geb. von Pogwisch*. – Dr. Bernd Niemann (Naumburg): *»Tapferkeit, Eigensinn und Geduld« im poetischen Werk Hermann Hesses*. – Weihnachtsfeier.

Nordenham (gegr. 1946)

Vorsitzender: Burkhard Leimbach, Im Sonnenwinkel 4, 26954 Nordenham; stellv. Vorsitzender: Stefan Tönjes, Goethestr. 5, 26954 Nordenham. – Dr. h. c. Hanjo Kesting (Hamburg): *Das Gilgamesch-Epos. Der erste Text der Menschheit*. – Schlaginstrumente solo von Alexej Gerassimez (Berlin): *Percussion pur!* – *Visurgius-Quartett* (Nordenham): *Rosenmontagskonzert. Ein musikalisches SemiNarr*. – Helga Ziaja (Weimar): *»Man liebt nur, was einen in Freyheit setzt«*. *Schillers Ringen um Selbstbefreiung*. – Prof. Dr.

Henry Seifert (Bremerhaven): *Die Zukunft der Windenergie.* – *Amaryllis-Quartett* (Nordenham): *Werke von Haydn, Berg und Dvořák.* – Prof. Dr. Manfred Geier (Hamburg): *Was kann Europa im Kampf der Ideen bieten?* – Klassik im Park mit der Evangelischen Stadtkantorei Bremerhaven: *Carl Orff: »Carmina Burana«.* – Prof. Dr. Eckhart Altenmüller (Nordenham): *Lust und Leiden der Musiker. Zur Hirnphysiologie des Musizierens.* – Nabil Shehata und Katharina Sellheim (beide Nordenham) spielen Werke von Bach, Bruch, Bottesini, Schumann. – Hellmut Seemann (Weimar): *Die unendliche Geschichte von Schillers Schädel.* – Concilium musicum Wien: *Venezianisches Festkonzert: Vivaldi, Gabrieli, Galluppi, Marcello.* – Monika & Rica Bard, Klavierduo (beide Nordenham): *Brahms, Bizet, Ravel.* – Die Dresdner Salondamen mit ihrem Programm *Yes Sir. Evergreens und Filmmelodien.*

Nürnberg (gegr. 1995)

Vorsitzende: Dr. Claudia Leuser, Maxplatz 30, 90403 Nürnberg; stellv. Vorsitzender: Dr. Günther Kraus, Kachletstr. 13, 90489 Nürnberg. – Christoph Kujawa (Nürnberg): *Die Romantik in Liedern und Gedichten: eine literarisch-musikalische Soiree.* – Besuch einer Aufführung von Georg Büchners Drama *Woyzeck* im Staatstheater Nürnberg. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Goethes geprüfter Haus- und Seelenfreund Eckermann.* – Prof. Dr. Ruprecht Wimmer (Eichstätt): *Thomas Manns »wildestes Buch«.* *Anmerkungen zur kommentierten Edition des »Doktor Faustus«.* – Dr. Dirk Heißerer (München): *Oskar Maria Graf. Zwischen Bayern und Amerika.* – Ganztagesausflug *Auf den Spuren von Oskar Maria Graf an den Starnberger See* (Leitung: Dr. Dirk Heißerer, München). – Prof. Dr. Manfred Geier (Hamburg): *Worüber kluge Menschen lachen. Eine amüsante Philosophie des Humors.* – *»und Morgen früh wagen wir uns auf den Brocken«.* *Auf den Spuren Goethes in den Harz* (Organisation und Leitung: Dr. Günther Kraus, Nürnberg). – Feier von Goethes Geburtstag. Eine Gemeinschaftsveranstaltung der süd-

deutschen Goethe-Gesellschaften (Organisation: Goethe-Gesellschaft Ulm). – Dr. Wolfgang Pollert (Augsburg): *Goethe und das Geld.* – Prof. Dr. Steffen Martus (Berlin): *Die innere Einigkeit der Gegensätze. Lesung aus »Die Brüder Grimm. Eine Biographie«.* – Helga Ziaja (Weimar): *Anna Amalia und die klugen Männer. Eine literarische Collage mit Gedichten, Balladen und Geschichten von und über Goethe und Schiller.* – Mitglieder lesen für Mitglieder. Adventsfeier mit Texten rund um die Advents- und Weihnachtszeit.

Oldenburg (gegr. 1986)

Vorsitzender: Prof. Dr. Joachim Dyck, Elsässer Str. 97a, 28211 Bremen; Vorsitzender seit September 2012: Prof. Dr. Albrecht Hausmann, Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, Fakultät III: Sprach- und Kulturwissenschaften, Institut für Germanistik, Postfach, 26111 Oldenburg; stellv. Vorsitzender: Dr. Walter Müller, Beowulfsweg 5, 26131 Oldenburg; stellv. Vorsitzender seit September 2012: Prof. Dr. Klaus Prange, Hundsmühler Str. 16a, 26131 Oldenburg. – Prof. Dr. Hans Pankau (Oldenburg): *Die Literatur auf dem Weg in die zweite Moderne.* – Prof. Dr. Joachim Dyck, Prof. Dr. Gerd Sautermeister (beide Bremen): *Lyrisches Duett.* – PD Dr. Bernd Hamacher (Hamburg): *Literarisches Katastrophenmanagement. Das Erdbeben von Lissabon in der Optik Goethes und Kleists.* – Dr. Anselm Weyer (Köln): *Kafka und das Geld.* – Dr. Marlene Lohner (Wiesbaden): *Die Bukowina. Eine Landschaft und ihre Dichtung (Celan, Rose Ausländer etc.).* – Dr. Bernhard Walcher (Heidelberg): *Goethekritik im Vormärz.* – Prof. Dr. Joachim Dyck (Bremen): *Die Kritik des Freiherrn von Knigge an der Zerstörung der bürgerlichen Familie.* – Marie-Kristin Hauke (Ulm): *Zeitungssucht und Lesewut. Der Buchmarkt in der Aufklärung.* – PD Dr. Kerstin Schoor (Berlin): *Deutsch-jüdische literarische Kultur in Berlin zwischen 1933 und 1945.* – Prof. Dr. Joachim Dyck, Prof. Dr. Gerd Sautermeister (beide Bremen): *Lyrisches Duett.*

Plauen (gegr. 1946)

Vorsitzende: Gertraud Markert, Julius-Fučik-Str. 5 a, 08523 Plauen; stellv. Vorsitzende: Sabine Anke Schott, Friedrich-Engels-Str. 33, 08527 Plauen. – Helmar Stöß (Plauen): *Stefan Zweigs Händel-Erzählung aus »Sternstunden der Menschheit«* (Lesung). – Prof. Dr. Dietmar Schubert (Zwickau): *Christoph Martin Wieland*. – Katharina Giesbertz (Karlsruhe): *Karoline von Günderrode* (Lesung). – Dr. Beatrice Wolf-Furrer (Roggwill): *Neigungsehen des 18. Jahrhunderts*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Seine Liebe sei mein Leben«*, *Goethe und Marianne von Willemer*. – U.S. Levin, Roland Erb und Roswitha Geppert von der Freien Literaturgesellschaft, Leipzig: Lesung aus der Anthologie *Der Mars vor der Haustür*. – Margrit Straßburger (Hamburg): *Szenische Collage über Heinrich Heine*. – Dr. Georg Bayerle (München): *Friedrich Nietzsche. Aspekte seines Lebens und Werks*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Die Dichterin Ingeborg Bachmann, eine »Schwierige«*. – Jörg Seidel (Plauen): *Die Kunst des Übersetzens am Beispiel des dänischen Dichters Hans Kirk*.

Pößneck (gegr. 1983)

Vorsitzender: Karl-Hermann Röser, Obere Grabenstr. 25, 07381 Pößneck; stellv. Vorsitzende: Dr. Rosemarie Reichmann, Altenburgring 12, 07381 Pößneck. – Karl Ernst (Pößneck): *»Es ist höchst interessant, gegenwärtig zu sein, da wo nichts Gleichgültiges geschehen darf«*, *Goethe und der Krieg*. – Dr. Thomas Frantzke (Leipzig): *»Sie haben schlecht gespielt, und hundert Schweyneereien gemacht«*, *Goethe und das Weimarer Liebhabertheater*. – Dr. Egon Freitag (Weimar): *»Ich kratze mit dem Federkiel auf den gewalkten Lumpen«* (Schiller). *Die Arbeitsweise der Dichter zur Goethezeit*. – Dr. Werner Marx (Leipzig): *»Der alte Dichter und der junge Criticus«*, *Goethe, ein Schüler Christian Fürchtegott Gellerts*. – Gerhard Nöthlich (Hamburg): *Christian Morgenstern, ganz heiter und sehr ernst*. – Peter Uhrbach (Leipzig): *Ulrike von Levetzow, Goethes Fräulein in Böhmen*. – Prof. Dr.

Helmut Koopmann (Augsburg): *Mord und Totschlag, Schuld und Sühne bei Schiller. Was soll dabei noch ästhetische Erziehung? – Prof. Dr. Klaus Hufeland (Essen): Erotik, aber mit Rhetorik. Goethes Gedicht »Das Tagebuch«*. – Dr. Josef Mattausch (Leipzig): *»Auf unsre Sprache hat er unberechenbaren Einfluß geübt«* (J. Grimm). *Goethe und die deutsche Sprache*. – Karl-Hermann Röser (Pößneck): *Goethes Enkel* (Teil 2).

Ravensburg (gegr. 2012)

Am 3. Oktober 2012 wurde in Ravensburg eine Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft gegründet.

Vorsitzender: Dr. Franz Schwarzbauer, Raueneggstr. 12, 88212 Ravensburg; stellv. Vorsitzende: Ursula Löfflmann, Sot Baselgia 27 C, CH-7556 Ramosch. – Claudia Keller (Zürich): *»Die Cultur, die alle Welt beleckt«*, *Betrachtungen zu Goethes Kulturbegriff* (Soiree zur Gründung der Goethe-Gesellschaft Ravensburg). – Dr. Alexander Pschera (München): *Die Sehnsucht des Avatars. Romantik im digitalen Zeitalter. Ein Diskurs über Facebook und die großen Gefühle*. – Bulëza Emerllahu (Friedrichshafen, Stipendiatin der Goethe-Gesellschaft Ravensburg 2012/2013): *Mit der Idee des Weltbürgerturns und seiner Offenheit für das kulturell Fremde hat Goethe den interkulturellen Dialog im Zeitalter der Globalisierung vorweggenommen*.

Rosenheim (gegr. 1999)

Vorsitzender: Prof. Bernd Westermann, Sepp-Zehentner-Str. 25, 83071 Schlossberg; stellv. Vorsitzender: Willi Schmid, Ellmaierstr. 34, 83022 Rosenheim. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Stadt des Wissens oder närrisches Nest? Jena, mit Goethes Augen gesehen*. – Wolf Euba (München): *»zu Tisch beim Geheimrat«*, *Thomas Mann: »Lotte in Weimar«*. – Rainer W. Janka, Karl Heinz Brauner (beide Rosenheim): *»ich lese in meinem Herzen und kenne die Menschen«*, *Jean-Jacques Rousseau*. – Hanskarl Kölsch (Sauerlach): *Die »Metamorphosen« des Ovid*. – Martin

Pfisterer (München): *Albert Camus: »Der Fremde«*. – Christian Doermer (Samerberg), Prof. Bernd Westermann (Schlossberg): *»Kampf mit dem Dämon«*. *Stefan Zweig und Nietzsche*. – Matthias Mertens, Daniel Minetti (beide Dresden): *Diderot/Goethe: »Rameaus Neffe«*. – Michael Roussos (Athen): *Albert Camus. Nobelpreisträger und Europäer*. – Prof. Dr. Herwig Imendörffer (Attersee): *Arthur Schnitzler zum 150. Geburtstag. Persönlichkeit und Werk im Spiegel seiner Briefe*. – Dr. Yomb May (Bernau): *Georg Forster*. – Karl Heinz Brauner, Rainer W. Janka (beide Rosenheim): *Ludwig Börne*.

Rothenburg o.d.T. (gegr. 1996)

Vorsitzender: Herbert Krämer-Niedt, Pfeifersgässchen 8, 91541 Rothenburg o.d.T.; stellv. Vorsitzender: Erich Landgraf, Nuschweg 9, 91541 Rothenburg o.d.T. – Herbert Krämer-Niedt (Rothenburg o.d.T.): *Auch das ist Literatur! Beliebtheit und Verbreitung der Groschenheftchen* (mit Lesung von Texten durch Mitglieder). – Ders.: *Das Phänomen Franz Kafka* (mit Lesung von Texten durch Mitglieder). – Dr. habil. Rolf Haage (Weimar): *Goethe und Iphigenie*. – Erich Landgraf (Rothenburg o.d.T.) u.a.: *Das Kaffeehaus als literarische Ideenquelle* (literarischer Abend zum Internationalen Welttag des Buches, gemeinsam mit dem Kulturforum Rothenburg o.d.T.; mit Lesung von Texten von Goethe, Heinrich Heine, Kurt Tucholsky, Else Lasker-Schüler, Joseph Roth, Friedrich Torberg, Peter Altenberg, Anton Kuh, Milena Jesenska, Geza von Cziffra). – Herbert Krämer-Niedt (Rothenburg o.d.T.): *Annette von Droste-Hülshoff. Dichterin mit emanzipatorischem Anspruch* (mit Lesung von Texten durch Mitglieder). – Kurt Held (Rothenburg o.d.T.): *Hermann Hesse. Ein Lebensbild* (mit Lesung von Gedichten durch Mitglieder). – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *»Thuselchen«, »Gnomide« und vieles andere. Die Weimarer Hofdame Louise von Göchhausen (1752-1807) und ihr Wirken im Kreise von Goethe und Anna Amalia*. – Herbert Krämer-Niedt (Rothenburg o.d.T.): *Volkmärchen und Kunstmärchen. Eine Ein-*

führung in Goethes »Märchen« (dazu in einer Veranstaltung des Kulturforums eine Lesung mit verteilten Rollen nach dem von Erich Landgraf geschriebenen Textbuch zu Goethes *Märchen* und einem Deutungsversuch von Herbert Krämer-Niedt; im Rahmen der Rothenburger Märchenwoche). – Sascha Wächtler (Sachsen bei Ansbach): *Fragmente von Gleichheit und Gerechtigkeit, ausgehend von Goethe und dargestellt an den Wirtschaftswissenschaftlern und Philosophen Dworkin, Sen und Rawls*.

Rudolstadt (gegr. 1975)

Vorsitzender: Hans-Günther Otto, Ahornweg 55, 07407 Rudolstadt; stellv. Vorsitzender: Wolfgang Werner, Schlossstr. 32, 07407 Rudolstadt; stellv. Vorsitzender seit Januar 2013: Burkhard Grüner, Höhenblick 1, 07426 Dröbischau. – Dr. Christoph Michels (Rudolstadt): *Der Oberrhein. Von den Römern bis zu Goethe* (Exkursionsvideo). – Dr. Heidi Ritter (Halle): *»Göttern und Menschen zum Trotz will ich glücklich sein«*. *Caroline Schlegel-Schelling, ein Leben gegen die Regeln*. – Dr. Lutz Unbehaun (Rudolstadt): *Kultur und Kunst der Goethe-Zeit am Rudolstädter Hof*. – Hans-Jürgen Schmitt (Kronach): *Christian Fürchtegott Gellert. Goethes Leipziger Lehrer*. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *»Thätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung«*. *Zum neuen Generalregister der Chronik »Goethes Leben von Tag zu Tag«*. – Exkursion nach Sondershausen und in die Stormstadt Heiligenstadt. – Prof. Dr. Wulf Segebrecht (Bamberg): *»Sonettenwuth und Liebesraserei«*. *Goethe im poetischen Wettstreit um Minna Herzlieb*. – *Kultur und Kunst an der Fränkischen Weinstraße* (Mehrtagesexkursion). – Prof. Dr. Helmut Koopmann (Augsburg): *Mord und Totschlag, Schuld und Sühne bei Schiller. Was soll dabei noch ästhetische Erziehung?* – Prof. Dr. Klaus Hufeland (Essen): *»Liebe im Getriebe«*. *Goethes erotische Verserzählung »Das Tagebuch« (1810)*. – Bernd Kemter (Gera): *»hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente«*. *Goethe und Friederike Brion*. – Jahresausklang und Ausblick auf das Programm 2013.

Saalfeld (gegr. 1966)

Vorsitzende: Sabine Bujack-Biedermann, Schillerstr. 18, 07318 Saalfeld; stellv. Vorsitzende: Hanna Bujack, Schwarmgasse 4, 07318 Saalfeld. – Dr. Ilse Nagelschmidt (Leipzig): *Cornelia Goethe und Brigitte Reimann. Schwestern im Geist*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Die Dichterin Ingeborg Bachmann, eine »Schwierige«*. – Dr. Günter Arnold (Weimar): *Herders wechselvolle Beziehung zu Goethe*. – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *»Der Chinese in Rom«. Jean Paul und die Weimarer Klassiker* – Dr. Sebastian Böhmer (Weimar): *Die Handschriften »bedeutender Männer«*. *Ein unbekannter Sammlungsbestand Goethes*. – Prof. Dr. Wulf Segebrecht (Bamberg): *»Sonettenwuth und Liebesraserei«. Goethe im poetischen Wettstreit um Minna Herzlieb*. – Prof. Dr. Klaus Hufeland (Essen): *»Liebe im Getriebe«. »Das Tagebuch« von Johann Wolfgang Goethe*. – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Wer Schauspieler bilden will, muß unendlich viel Geduld haben«*. *Goethe und die Weimarer Hofschauspieler*. – Exkursionen nach Meiningen sowie nach Danzig und Westpreußen (Polen).

Siegburg (gegr. 2000)

Vorsitzender: Paul Rimmel, Endenicher Str. 97, 53115 Bonn; Geschäftsführer: Franz Josef Wiegelmann, Töpferstr. 23, 53721 Siegburg. – Besuch der Grabstätte von Maximilian Jacobi auf dem Alten Friedhof, Siegburg. Die Ortsvereinigung pflegt im Rahmen einer Patenschaft die Grabanlage. – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Goethe in Rom. Eine Spurensuche* (Dia-Vortrag). – Ursula Lange (St. Augustin): *Goethe und Sulpiz Boisserée. Die Entdeckung der Gotik in Köln* (Dia-Vortrag). – Tagesausflug nach Köln: *Auf den Spuren von Goethe, Boisserée (und Wallraf)*. – Franz Josef Wiegelmann (Siegburg): *Angelika Kauffmann* (Dia-Vortrag). – Bücherflohmarkt zugunsten der im Aufbau befindlichen Stiftung Goethe-Bibliothek. – Tagesausflug nach Mannheim: *Mit Goethe in Mannheim*. – Veranstaltungsbeitrag der Ortsvereinigung im Rahmen der 33. Siegburger Literaturwochen: Dia-Vortrag und

Buchpräsentation *»Meine liebe Marie«* – *»Werthester Herr Professor«. Der Briefwechsel zwischen August Wilhelm von Schlegel und seiner Bonner Haushälterin Maria Löbel*, hrsg. von Prof. Dr. Ralf Georg Czapla und Franca Victoria Schankweiler (mit Lesung aus dem Briefwechsel). – Zum 9. Mal veranstaltete die Gesellschaft die Aktion *Siegburg sammelt Goethe*, die dem Auf- und Ausbau der gesellschaftseigenen Goethe-Bibliothek dient, und präsentiert den Bestand der Sammlung in einem Verzeichnis auf der Internetpräsenz der in Gründung befindlichen Stiftung unter <www.stiftung-goethe-bibliothek.org>. Die Stiftung zog mit ihrem Buchbestand (ca. 1300 Titel) in die Räumlichkeiten einer Siegburger Buchhandlung ein, ein weiterer Schritt auf dem Weg zur angestrebten Präsenzbibliothek. – Weihnachtsfeier für Mitglieder und Freunde der Gesellschaft.

Sondershausen (gegr. 1973)

Vorsitzender: Helmut Köhler, Possenallee 23, 99706 Sondershausen; Geschäftsführerin: Heide Schödl, August-Bebel-Str. 77, 99706 Sondershausen. – Dr. Miranda Zosiasvili (Kutaissi): *»Was in der Malerei wirkt, ist Verteilung, Linie und Farbe, in der Dichtung Auswahl, Maß und Klang«. Die Farbe im Symbolismus*. – Dr. Ulrich Hahnemann (Bad Frankenhausen): *Der Dichter J.F.W. Zachariä aus Frankenhausen*. – Dr. Andreas Krause (Berlin): *»wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu seyn, der muß entweder Philister oder ein Schelm oder ein Narr seyn«*. *Goethe und die Beamten*. – Tagesexkursion nach Eisenach. – Gerhard Nöthlich (Hamburg): *Fontane an der Oder*. – Hartmut Heinze (Berlin): *Die Dichterin Ingeborg Bachmann (1926-1973), eine »Schwierige«. Einführung in Leben und Werk*. – Dr. Ralitsa Ivanova (Veliko Tarnovo), Rossitza Yotkovska (Sofia): *Die Situation in der bulgarischen Germanistik, erläutert am Beispiel einer modernen Übersetzung aus dem »West-östlichen Divan«*. – Dr. Sylk Schneider (Weimar): *»Ich fühle mich in diesem weit entlegenen Weltteile durchaus als anwesend und einheimisch«. Goethe und Brasilien*. – Prof. Dr. Hans-Dieter Göring

(Dessau, Sondershausen): *Der Patient Goethe. Zur Pathographie des Dichters, Naturforschers und Staatsmannes.*

Stuttgart (gegr. 1962)

Vorsitzender: Dr. Bernd Mahl, Hainbuchengeweg 23, 72076 Tübingen; stellv. Vorsitzende: Ingrid Bußmann, Stadtbücherei im Wilhelmspalais, 70173 Stuttgart. – Dr. Volkmar Braunbehrens (Freiburg i. Br.): *Goethe und Mozart. Von Veilchen, Zauberflöten und der Reform des deutschen Singspiels.* – Dr. habil. Jochen Golz (Weimar): *Goethes »Venezianische Epigramme«.* Ein Geburtstagsgeschenk für Herzogin Anna Amalia. – Dr. Thomas Frantzke (Leipzig): *»Dieser Mensch, dieser Goethe steht mir einmal nun im Wege«.* Schiller über Goethe. – PD Dr. Wilfried Halder (Düsseldorf): *Goethe als Kriegsberichterstatte. Die »Campagne in Frankreich 1792« als historische Quelle.* – Hartmut Heinze (Berlin): *»Das also war des Pudels Kern«.* Goethe und die Hunde. – Dr. Bernd Mahl (Tübingen): *Das halbe Jahrhundert erfüllt. 50 Jahre Goethe-Gesellschaft Stuttgart* (Präsentation der bebilderten Dokumentation *50 Jahre Goethe-Gesellschaft Stuttgart*).

Ulm und Neu-Ulm (gegr. 1997)

Vorsitzende: Ursula Heldmann, Albecker Steige 32, 89075 Ulm; Vorsitzender seit Mai 2013: Ernst Joachim Bauer, c/o Aegis Buchhandlung, Breite Gasse 2, 89073 Ulm; stellv. Vorsitzender: Dr. Hans-Ulrich Schäfer, Gleißelstetten 91, 89081 Ulm. – Walter Frei (Ehingen): *Kleist: »Der zerbrochne Krug«* (mit Lesung). – Jörg Aldinger, Klavier; Lena Sundermeyer, Gesang (beide Ulm): *Goetheallee.* – Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher (Halle): *Der junge Goethe zwischen Pietismus und Aufklärung.* – Dr. Egon Freitag (Weimar): *Johann Peter Eckermann. Goethes »geprüfter Haus- und Seelenfreund«.* – Dr. Jelena Kostić-Tomović (Belgrad): *Sprache und Literatur der Serben.* – Schneewittchen-Trio mit Ernst Joachim Bauer (Ulm): *Götterfunken. Musik und Balladen.* – Dr. Angelika Reimann (Jena): *»Seine Liebe sei mein Le-*

ben«. Goethe und Marianne von Willemer. – Matinee mit Hölderlins Stromhymnen, gelesen von Walter Frei (Ehingen).

Vest Recklinghausen, Sitz in Marl (gegr. 1999)

Vorsitzender: Dr. Hans Ulrich Foertsch, Römerstr. 38, 45772 Marl; stellv. Vorsitzende: Hedda Buckendahl, Im Bueschken 1, 45659 Recklinghausen. – Prof. Dr. Klaus Schneemann (Marl): *Goethe in Ilmenau. Seine Arbeit für den Bergbau.* – Dr. Mathias Kordes (Recklinghausen): *Der junge Goethe im Alten Reich, der Verfasser des »Werther« als Rechtspraktikant am Reichskammergericht.* – Dr. Klaus Gorzny (Marl): *Liszt in Weimar.* – Prof. Dr. Volker Hesse (Berlin): *Goethe. Kreativität trotz Krankheit.* – Dr. Friedrich Thiel (Düsseldorf): *Stefan George und Goethe.* – Prof. Dr. Benedikt Jeßing (Bochum): *Mensch und Natur als Zentralmotiv in Goethes »Novelle«.* – PD Dr. Ralph Köhnen (Bochum): *Spezialisten und Generalisten. Goethes Bildungskonzepte im Zeitalter von »Standards« und »Kompetenzen«.*

Waldshut-Tiengen (gegr. 2000)

Vorsitzender: Dr. Horst Lickert, Tannenstr. 16, 79761 Waldshut; Vorsitzender seit Juni 2012: Hansjoachim Gundelach, Wallstr. 18, 79761 Waldshut; stellv. Vorsitzende: Sabine Guthknecht, In der Ewies, 79804 Dogern. – Exkursion in das Gottfried-Keller-Zentrum/Schweiz. – Prof. Dr. Ulrich Gaier (Konstanz): *Feinde der Gesellschaft: Schillers »Räuber«.* Bruderkrieg im Sturm und Drang. – Besuch der Frankfurter Buchmesse. – Prof. Dr. Ulrich Gaier (Konstanz): *Mozart und Mörike auf der Reise zur Revolution.* – Christine Dittrich (Herrischried), Dr. Klaus Ritter (Waldshut): *Wege – Lebenswege. Märchen für Erwachsene.*

Wetzlar (gegr. 1973)

Vorsitzender: Dr. Manfred Wenzel, Hedwig-Burgheim-Ring 40, 35396 Gießen; Vorsit-

zender seit März 2012: Stephan Scholz, Lilienweg 30, 35578 Wetzlar; stellv. Vorsitzender: Peter Kaetzler, An den Fichten 11, 35579 Wetzlar; stellv. Vorsitzender seit März 2012: Thomas Le Blanc, Merianstr. 11, 35578 Wetzlar. – Johannes M. Becker, Anne Maximiliane Jäger-Gogoll (beide Marburg): »Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!« *Ein literarisches Heinrich-Heine-Programm* (Matinee). – Gertrud Walter (Wetzlar): *Die Lahn von der Quelle bis zur Mündung*. – Dr. Manfred Wenzel (Gießen): *Zum Abschied: Goethe-Abschiede*. – Stephan Scholz (Wetzlar): *Literarischer Spaziergang durch Wetzlar* (Stadtführung). – Dr. Alfred Schröcker (Wunstorf): »witzig, zärtlich, original«. *Zur Sprache des jungen Johann Christian Kestner*. – Exkursion nach Herborn. – Katharina Lehnert-Raabe (Wetzlar): »mein Werther, dein Werther, unser Werther«. *Ein Roman überwindet Grenzen* (Kooperationsausstellung). – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): »Thätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung«. *Zum neuen Generalregister der Chronik »Goethes Leben von Tag zu Tag«*. – Stephan Scholz (Wetzlar): *Literarischer Gesprächskreis* (12 Termine). – Dr. Karin Rinn (Braunfels) mit Schülern der Wetzlarer Goetheschule: *Werther, frisch und frech. Umsetzung eines altehrwürdigen Werkes in die Jugendsprache unserer Zeit* (Vortrag und Lesung). – Prof. Dr. Aeka Ishihara (Tokio): *Ein Hauptmann und seine topografische Karte. Kleine Wissenschaftsgeschichte in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. – Dr. Marlies Obier (Wilnsdorf): »hier im Garten«. *Karoline von Günderrode und die Romantik* (Exkursion zur Ausstellung von Dr. Marlies Obier im Gießener Botanischen Garten). – *Literarischer Spaziergang durch Wetzlar II* (Stadtführung mit Stephan Scholz, Wetzlar). – *Exkursion ins Museum Kolumba in Köln*. – Lange »Werther«-Nacht. »Werther« international. *Lesenacht in vielen Sprachen* (Lesung als Kooperationsveranstaltung). – PD Dr. Ralf Banken (Frankfurt a. M.): *Faszination, Aneignung und Ablehnung. Goethe und die Entstehung der modernen Wirtschaft* (Kooperationsveranstaltung). – *Goethe und das Geld* (Führung durch die Ausstellung im Frankfurter Goethehaus; Exkursion als Kooperationsveranstaltung).

Wuppertal (gegr. 1988)

Vorsitzender: Dr. Stephan Berning, Remscheider Str. 28, 42899 Remscheid; stellv. Vorsitzender: Gerold Theobalt, Jägerhofstr. 218, 42349 Wuppertal. – *Edgar Allen Poe: »Der Rabe und das Auge des Geiers«* (musikalische Lesung mit Katharina Brenner und Christoph Wehr, Rezitation; Marc Reichow, Feldharmonium; alle Wuppertal). – – 1. *Wuppertaler Literaturbiennale* (Anteil an Konzeption und Durchführung: Gerold Theobalt): »Unsere Waffe sind unsere Träume«. *Arabischer Frühling* (Lesung von Chaled Al-Chamissi und Samar Yazbek; Juliane Ledwoch und Caroline Keufen, Rezitation); Dr. Jochen Hippler (Essen): *Der Freiheitsbegriff der arabischen Demokratiebewegung* (Vortrag); Orchester der Musikhochschule Köln und Hayat Chaoui, Gesang; Leitung: Werner Dickel. – Lesungen: Michael Kleeberg: »Das amerikanische Hospital«. – Christoph Ransmayr: »Morbis Kitahara«. – John von Düffel: »Houwe-landt«. – *Endstation Freiheit. Lesebühne für junge Dramatik* mit einer szenischen Lesung: Michael Decar: »Waldemar Wolf«, Miranda Huber: »Gelandet«, Thomas Paulmann: »Königskinder« (Inszenierung: Kieran Joel, Jakob Fedler, Peter Wallgram, Studenten des Studiengangs Schauspiel der Folkwang-Universität der Künste Essen/Bochum, Leitung: Gerold Theobalt und Jana Niklaus).

Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e. V. (Weimar) (gegr. 1982)

Vorsitzender: Dieter Höhn, Friedensgasse 3 a, 99423 Weimar; stellv. Vorsitzender: Dr. Jochen Klauß, Leibnizallee 15, 99425 Weimar. – Dr. Siegfried Seifert (Weimar): *Präsentation des Generalregisters zur Chronik »Goethes Leben von Tag zu Tag«*. – Ausstellungseröffnung *Der andere Klassiker – Christian August Vulpius*. – Lesung mit Roswitha Schieb, Regina Pressler (beide Berlin): *Fanny Lewald. Eine emanzipierte Schriftstellerin aus Königsberg* (Kooperationsveranstaltung). – Dr. Arnold Pistiak (Potsdam): »Faust«-Vertonungen. – Dr. Angelika Reimann (Jena): »Goethe – Begegnungen und

furt a. M.): *Krise und Aufbruch. Die Wirt-
schaft der Goethezeit* – Dr. Ulrich Rosseaux
(Frankfurt a. M.): *Zwischen Münze und Pa-
pier. Geld in der Zeit Goethes*. – Prof. Dr.
Norbert Christian Wolf (Salzburg): *Goethe
und seine Verleger. Goethes Manuskripten-
handel*. – PD Dr. Michael Jaeger (Berlin):
*Faust, das Geld und die Inflation. Goethes
Phänomenologie der Krise*. – Prof. Dr. Jörg-
Ulrich Fechner (Bochum): »*Die Leiden des
jungen Werthers*« und *Goethes erste Schwei-
zerreise*. – – Lesungen: *Rudolf Alexander
Schröder* (szenische Lesung mit Mitgliedern
des Schauspiels Frankfurt). – *Der Fliegen-
palast* (Lesung mit dem Autor Walter Kap-
pacher). – – Liederabende und Konzerte: *Des
Knaben Wunderhorn* (Liederabend mit Wolf-
gang Holmair, Bariton; Terese Lindquist,
Klavier). – *Franz Schubert: »Die schöne
Müllerin«* (Liederabend mit Christos Pelika-
nos, Bariton; Hilko Dumno, Klavier). – *Lie-
der von Erich Wolfgang Korngold* (Lieder-
abend mit Hedwig Faßbender, Mezzosopran;
Johannes Martin Kränzle, Bariton; Hilko
Dumno, Klavier). – *Goethelieder von J. F.
Reichardt* (mit Katharina Magiera, Alt;
Georg Poplutz, Bariton; Rüdiger Volhard,
Klavier). – Kammermusical mit dem Holz-
hausenquartett: »*Und wenn sie nicht gestor-
ben sind*«. *Alle Märchen der Brüder Grimm
in einem Kammermusical*. – – Seminare und
Exkursionen: *Märchen der Romantik* (gelei-
tet von PD Dr. Wolfgang Bunzel). – *Zwei
Märchennovellen von Ludwig Tieck und
E. T. A. Hoffmann* (Seminarleitung: Prof. Dr.
Ingrid Mittenzwei). – *Mit Georg Büchner
durch Frankfurt* (Spaziergang mit Reinhard
Pabst). – *Der eigentliche Stapelort deutscher
Dichtkunst. Exkursion nach Weimar. – Was
kostet die Romantik? Verleihung des Oskar-
Seidlin-Preises*.

Goethe-Museum Düsseldorf

Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung

Direktor: Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Volkmars
Hansen, Schloss Jägerhof, Jacobistr. 2,
40211 Düsseldorf; Direktor seit März 2013:
Prof. Dr. Christof Wingertschn, Schloss
Jägerhof, Jacobistr. 2, 40211 Düsseldorf. –
Prof. Dr. Simon Richter (Philadelphia/Penn-

sylvania): *Egmont und Wilhelm von Ora-
nien im 20. Jahrhundert*. – Ausstellung
Stefan Zweig 1881-1942 (in Verbindung mit
der Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhau-
senschlösschen, ergänzt um Leihgaben aus
Bonner und Essener Privatbesitz). – Prof.
Dr. Gabriella Catalano (Rom): *Die Samm-
lungsidee bei Goethe und die Sammlung
Boisserée*. – Ausstellung *Freigeist und Ord-
nung. Goethe trifft Napoleon* (eine Ver-
anstaltung von düsselGOLD). – Eröffnung
der Ausstellung *Goethes Feder. Eine Le-
gende?* (Begrüßung: Prof. Dr. Volkmars Han-
sen; Grußwort: Beigeordneter Hans-Georg
Lohe, Kulturdezernent; Einführung: Evgeny
Bogatyrev, Direktor des Puschkina-Museums
Moskau). – Prof. Dr. Gunter Grimm (Duis-
burg-Essen): *Goethes Selbstinszenierungen*.
– Kinder-Ferienprogramm: *Federleichte Os-
tereier; Goethe und Puschkin in der Kugel;
Aus Goethes Feder*. – Prof. Dr. Ursula Sinn-
reich (Generalsekretärin der Kunststiftung
NRW/Düsseldorf): *Die Farbenlehren von
Goethe und Delacroix*. – Ausstellung *Fried-
rich Wilhelm Riemer (1774-1845)*. – Nacht
der Museen: Führungen, Aufführung der
Projektgruppe Job Act® to connect: *Auf
eigene Faust!*, Lesung von Märchen der Brü-
der Grimm. – Prof. Dr. Volker Dörr (Düssel-
dorf): »*Lebendiger Umgang mit unterrich-
teten Menschen*«. *Goethes Ästhetik der
Geselligkeit*. – Prof. Dr. Monika Nenon
(Memphis/Tennessee): *Julie und ihre Schwes-
tern: Jean-Jacques Rousseaus »Julie ou la
Nouvelle Héloïse«*. – International Confe-
rence: *Jewish History and Culture in Early
Modern Europe. The Eighteenth Century
Reconsidered* (in Verbindung mit der Abtei-
lung für Jiddische Kultur, Sprache und Lite-
ratur der Heinrich-Heine-Universität Düssel-
dorf, Prof. Dr. Marion Aptroot). – Eröffnung
der Ausstellung *Picturing Goethe* (im Rah-
men des Programms *Jugend, Kultur und
Schule*). – Kinder-Ferienprogramm: *Schau-
platz: Arbeitszimmer; Auf die Bretter; Vor
Ort am Musensitz*. – Prof. Dr. Susanne Popp
(Karlsruhe): *Bereicherung und Anreiz: das
Brüder-Busch-Archiv im Max-Reger-Institut*
(Vortrag in Verbindung mit dem Arbeitskreis
selbständiger Kulturinstitute e. V., AsKI). –
Goethe-Sommerfest mit Ausstellungseröff-
nung: *Tuschfederzeichnungen von Angelika*

Freitag (Einführung von Dr. Marlene Baum, Wuppertal), Lesung von Dr. Friedrich Christian Delius (Berlin): »Die Frau, für die ich den Computer erfand«; Vortrag von Prof. Dr. Hans-Albrecht Koch (Bremen): *Rudolf Alexander Schröder und Goethe. Übersetzung und Weltliteratur*; Gedicht-Rezitationen von Schülern des Goethe-Gymnasiums. – Dr. Birgit Jooss (Nürnberg): *Nachlassverwaltung mit Geschäftssinn. Wie der schriftliche Nachlass von Lovis Corinth in das Deutsche Kunstarchiv gelangte* (Vortrag in Verbindung mit dem AsKI). – Dr. Friedrich Thiel (Düsseldorf): *Zwei Goethe-Gedichte von Stefan George*. – Ausstellung Udo Mölders: »Faust II«. *Silberstiftzeichnungen*. – Kinder-Ferienprogramm: *Drama in 3D; Im tiefen Tal der Walpurgisnacht; Troja am Ende!*. – Dr. Kurt-H. Weber (Düsseldorf): *Landschaft und Naturphilosophie bei Goethe* (mit Lichtbildern). – Dr. Dirk Sangmeister (Warendorf, Nikosia): *Ein säuberlich Sudelbuch. Johann Gottfried Seumes »Apokryphen«*. – Weihnachtsausstellung *Goethes Neuzeit* mit Vortrag von Hartmut Schmidt (Neuß): *Krise und Aufbruch im Alten Reich*. – Prof. Dr. Herbert Zeman (Wien): *Wilhelm Scherer. Aufbruch der Goethe-Forschung*.

Casa di Goethe Rom

Leiterin: Ursula Bongaerts, Via del Corso 18, I-00186 Rom; Leiterin seit September 2013: Benvenuta Maria Gazzetti, Via del Corso 18, I-00186 Rom. – Ausstellungen: *Piranesi, Rembrandt der Ruinen*. – *Ein Bild wie ein Gedicht. Max Liebermann, Ernst Barlach, Hans Meid, Karl Walser und ihr Blick auf Goethes Lyrik*. – *Den ganzen Tag gezeichnet. Die italienischen Zeichnungen Goethes* (eine Ausstellung der Klassik Stiftung Weimar in Zusammenarbeit mit der Casa di Goethe). – – Vorträge: Prof. Dr. Luigi Vittorio Ferraris (Rom): *Dalla RDT alla riunificazione, l'esperienza umana dei tedeschi dell'Est*. – Prof. Dr. Dieter Richter (Bremen): *Die fremde Stadt. Goethe in Neapel*. – Prof. Dr. Rudolf Hoberg (Berlin): *Sprache und Religion*. – Ursula Bongaerts (Rom): *Eine besondere Adresse: Rom, Via del Corso 18*. – Dr. Paul Kahl (Göttingen): *Goethe und Goethes Häuser. Deutsche und italienische Erinnerungsorte in Weimar und in Rom*. – – Autorenlesungen: Iris Hanika: *Das Eigentliche*. – Katja Lange-Müller: *Böse Schafe*. – Prof. Dr. John Armstrong: *Love, life, Goethe. How to be happy in an imperfect world*. – – Gesprächsrunden: Carl Leonard Reinhold. *Misteri ebraici ovvero la più antica massoneria religiosa*. – *La fiaba necessaria. Grimm come non li abbiamo mai letti. 41 fiabe inedite, tutte da scoprire*. – – Szenische Lesungen: *Goethe-Gedichte, »Faust« und »Italienische Reise«*.

Ausschreibungstext zur Vergabe von Werner-Keller-Stipendien

Die Goethe-Gesellschaft in Weimar fördert seit 1993 durch Stipendien, die wir überwiegend privaten Spenden von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft verdanken, wissenschaftliche Projekte, die der Erforschung von Leben und Werk Goethes dienen oder die Rezeption des Dichters in den verschiedenen Nationalliteraturen zum Gegenstand haben.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus ost- und südosteuropäischen Ländern werden besonders berücksichtigt.

Besondere Verdienste um das Stipendienprogramm hat sich der Ehrenpräsident der Goethe-Gesellschaft Prof. Dr. Werner Keller, von 1991 bis 1999 deren Präsident, erworben, so dass das Stipendienprogramm seit 2010 Werner-Keller-Stipendienprogramm heißt.

Bedingungen

Voraussetzung für die Bewerbung um ein Werner-Keller-Stipendium ist die Arbeit an einer Magisterarbeit, Dissertation, Habilitation oder Übersetzung.

Das Stipendium beträgt 1000,- € monatlich. Vergeben werden im Allgemeinen dreimonatige Stipendien. Regelungen zur Übernahme der Reisekosten werden individuell vereinbart.

Die Goethe-Gesellschaft vermittelt den Stipendiaten Gästewohnungen. Der vom Stipendiaten zu begleichende Mietanteil von ca. 150,- bis 200,- € richtet sich nach Größe und Ausstattung der Wohnung. Unabdingbar ist eine gültige Krankenversicherung. Diese ist individuell mit der Geschäftsstelle zu klären.

Die Goethe-Gesellschaft ermöglicht die Publikation besonders qualifizierter Abhandlungen im Goethe-Jahrbuch. Von den Stipendiaten wird ein kurzer Abschlussbericht über ihre Tätigkeit erwartet. Gebeten sei zudem, bei einer Publikation der Ergebnisse auf die Förderung durch die Goethe-Gesellschaft hinzuweisen.

Arbeitsmöglichkeiten

Stipendiaten der Goethe-Gesellschaft können im Goethe- und Schiller-Archiv, im Goethe-Nationalmuseum und in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek arbeiten. Zudem stehen die Bestände des Thüringischen Hauptstaatsarchivs, der Hochschule für Musik »Franz Liszt« und der Bauhaus-Universität Weimar (Sammlungen, Bibliotheken) für Forschungsarbeiten zur Verfügung.

Bewerbungen

Anträge für die Vergabe des Werner-Keller-Stipendiums sind zu senden an:

Goethe-Gesellschaft
Präsident
Burgplatz 4
99423 Weimar.

(Telefon: 03643-202050
e-mail: goetheges@aol.com

Fax: 03643-202061
www.goethe-gesellschaft.de)

Die Bewerbungsunterlagen sollten bestehen aus einer ausführlichen Projektbeschreibung, einem kurzen Lebenslauf, der die wissenschaftliche Entwicklung erkennen lässt, zwei Referenzen und, falls gegeben, einer Publikationsliste.

Die Bewerbung ist bis zum 30. September für das jeweils folgende Jahr einzureichen.

Liste der im Jahr 2013 eingegangenen Bücher

- Acta Neophilologica 45 (2012) 1-2. Ed. by Mirko Jurak. Ljubljana 2012
- Boccaccio in Deutschland. Spuren seines Lebens und Werks 1313-2013. Ausstellung im Goethe-Museum Düsseldorf in Zusammenarbeit mit der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 5. Mai bis 18. August 2012. Katalog von Achim Aurnhammer, Nikolaus Henkel, Mario Zanucci. Heidelberg 2013
- Burneva, Nikolina: Wendezeiten in der bulgarischen Literatur. Göttingen 2013
- Chon, Young-Ae: »Divan«-Ausstellung in Seoul (27.3. – 2.4.2012). O. O., o. J.
- Chon, Young-Ae: Reden 2011. Seoul 2012
- Chon, Young-Ae: Grenzgänge der poetischen Sprache. Würzburg 2013
- Colombo, Gloria: Goethe e la trasmigrazione delle anime. Bern u. a. 2013
- Damert, Klaus: Rufmord klassisch. Gottfried August Bürger. Volksdichter und radikaler Demokrat. Münster 2012
- Decuble, Gabriel H.: »Und es immer schlimmer machen ...«. Nietzsches philosophischer Entbildungsroman. București 2012
- Dirrigl, Michael: Goethe und Schopenhauer. Mit zwei Exkursen: Giacomo Leopardi – August Graf von Platen-Hallermünde. Regensburg 2000
- Die Pforte. Veröffentlichungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e. V. Heft 11. Weimar 2012
- Doitsubungaku-Ronko. Forschungsberichte zur Germanistik 54 (2012). Hrsg. vom Japanischen Verein für Germanistik im Bezirk Osaka-Kobe. Kobe 2012
- Droste-Jb. 9 (2011/2012). Hrsg. von Cornelia Blasberg in Verbindung mit Jochen Grywatsch. Hannover 2013
- Erfurter Münzblätter. XVI/XVII (2008/2009). Hrsg. von Dr. Hans-Jürgen Ulonska im Auftrag der Erfurter Münzfreunde e. V. Erfurt 2013
- E. T. A. Hoffmann-Jb. 21 (2013). Hrsg. von Hartmut Steinecke u. Claudia Liebrand. Berlin 2013
- Fördern, Pflegen und Bewahren. Die Goethe-Tradition in der Region Ilmenau-Stützerbach. 50 Jahre Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft. Hrsg. vom Förder- und Freundeskreis Goethemuseen und Goethe-Gesellschaft Ilmenau-Stützerbach. Stützerbach 2013
- Goethe on Shakespeare / Goethe über Shakespeare. A parallel text edition of Goethe's essay on Shakespeare. Editor: Harriette Lanzer. London 2010
- Goethe Society of India. Yearbook 2012: World literature and translation as cultural praxis. New Delhi 2013
- Goethe und Schiller. Ein interaktives Rap-Hörbuch. Braunschweig 2006
- Goethe Yearbook. Publications of the Goethe Society of North America. Ed. by Daniel Purdy with Catriona MacLeod. Vol. XIX. Rochester, NY 2012
- Goethe Yearbook. Publications of the Goethe Society of North America. Ed. by Daniel Purdy with Catriona MacLeod. Vol. XX. Rochester, NY 2013
- Grabbe-Jb. 30/31 (2011/2012). Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Lothar Ehrlich u. Detlev Kopp. Bielefeld 2012
- Grabbe-Jb. 32 (2013). Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Lothar Ehrlich u. Detlev Kopp. Bielefeld 2014
- Grosche, Stefan (Hrsg.): Carl Gustav Carus. Malerisches Reisetagebuch. Frankfurt a. M. 2013
- Guțu, George / Decuble, Gabriel H. / Tartler, Grete (trad.): Johann Wolfgang Goethe: Poezii (= Johann Wolfgang Goethe. Opere Alese în 18 Volume. Volumul 1: Poezii). București 2012
- Guțu, George (Hrsg.): Narațiune și identitate la Hans Bergel / Erzählung und Identität bei Hans Bergel. Bukarest 2011

- Hebbel-Jb. 68 (2013). Hrsg. im Auftrag der Hebbel-Gesellschaft e. V. von Monika Ritzer u. Hagen Thomsen. Heide 2013
- Heufert, Gerhard: Johannes Daniel Falk. Poet und Pädagoge. Weimar 2013
- Hock, Dorothee: Via del Corso 18, Rom. Eine Adresse mit Geschichte. Rom, Bonn 2013
- Hölderlin-Jb. 38 (2012/2013). Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft hrsg. von Sabine Doe-ring, Michael Franz u. Martin Vöhler. Tübingen, Eggingen 2013
- Howe, Steven: Heinrich von Kleist and Jean-Jacques Rousseau. Rochester, New York 2012
- Jb. der Klassik Stiftung Weimar 2013. Hrsg. von Hellmut Th. Seemann u. Thorsten Valk: Prophet des Neuen Stil. Der Architekt und Designer Henry van de Velde. Göttingen 2013
- Jb. der Österreich-Bibliothek in St. Petersburg 9 (2009/2010). Hrsg. von Alexander W. Be-lobratow: Österreichische Literatur: Robert Musil und einiges mehr. St. Petersburg 2011
- Jb. der Österreichischen Goethe-Gesellschaft 114/115/116 (2010/2011/2012). Unter Mit-wirkung von Christoph Fackelmann hrsg. von Herbert Zeman. Wien, Berlin 2013
- Jb. des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich 20 (2013). Linz 2013
- Jb. für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 44 (2012). Hrsg. von Ingrid Schellbach-Kopra, Gabriele Schrey-Vasara, Stefan Moster u. Satu Grünthal. Helsinki 2012
- Johann Heinrich Merck: Gesammelte Schriften. Bd. 4: 1778. Hrsg. von Ulrike Leuschner unter Mitarbeit von Amélie Krebs. Göttingen 2013
- Johnson-Jb. 20 (2013). Hrsg. von Holger Helbig, Bernd Auerochs, Katja Leuchtenberger u. Ulrich Fries. Göttingen 2013
- Jović, Juliana: Strategije i taktike uspešnih žena 19. veka. Na tragu zlatne decenije srpsko-nemačkih interkulturnih veza: Mina i Talfj u privatnoj prepisci. Novi Sad 2012
- Kakauridse, Nanuli / Zeiler, Rolf (Hrsg.): Goethe-Tage 2012. Kutaissi 2012
- Literatur – Geschichte – Österreich. Probleme, Perspektiven und Bausteine einer österreichi-schen Literaturgeschichte. Thematische Festschrift zur Feier des 70. Geburtstags von Her-berth Zeman. In Zusammenarbeit mit Wynfried Kriegleder hrsg. von Christoph Fackel-mann. Berlin u. a. 2011
- Mahl, Bernd (Hrsg.): 50 Jahre Goethe-Gesellschaft Stuttgart. Tübingen 2012
- Mehl, Dieter: Eine historische Episode: Die Wiedervereinigung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Persönliche Erinnerungen. Münster 2013
- Moura, Magali / Cambeiro, Delia (Organizadoras): Magias, encantamentos e metamorfoses. Fabulações modernas e suas expressões no imaginário contemporâneo. Rio de Janeiro 2013
- Nagelprobe 30. Preisgekrönte Texte des Wettbewerbs Junges Literaturforum Hessen-Thürin-gen. Hrsg. vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst. München 2013
- Neue Beiträge zur Germanistik 11 (2012) 1. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Rhetorik. München 2012
- Neue Beiträge zur Germanistik 12 (2013) 1. Internationale Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Dimensionen der DaF-Forschung. München 2013
- Neue Beiträge zur Germanistik 11 (2012) 2. Japanische Ausgabe von »Doitsu Bungaku«. Hrsg. von der Japanischen Gesellschaft für Germanistik. Sonderthema: Grenze. Tokyo 2012
- Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar e. V. Jahresgabe 2013: Litera-tur im Exil. Wettin-Löbejün OT Döbel 2013
- Publications of the English Goethe Society LXXXII (2013) 2. Ed. by Angus Nicholls and W. Daniel Wilson. O. O., o. J.
- Publications of the English Goethe Society LXXXII (2013) 3. Ed. by Angus Nicholls and W. Daniel Wilson. O. O., o. J.
- Rahn, Anna J.: Goethes Hexeneinmaleins. Jalara, Weimar 2012
- Rumänisches Goethe-Jb. / Anuarul Româneze Goethe 1 (2011). Betreut u. hrsg. von George Guțu. Bukarest 2011

- Rumänisches Goethe-Jb. / Anuarul Româneze Goethe 2 (2012). Betreut u. hrsg. von George Guțu. Bukarest 2012
- Schillers Schreiben. Hrsg. von Silke Henke u. Nikolas Immer im Auftrag des Weimarer Schillervereins e. V. Weimar 2013
- Schopenhauer-Jb. 93 (2012). Hrsg. von Matthias Koßler u. Dieter Birnbacher. Würzburg 2013
- Schopenhauer-Jb. 94 (2013). Hrsg. von Matthias Koßler u. Dieter Birnbacher. Würzburg 2013
- Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 62 (2013). Im Auftrage der Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. von Christian Demandt. Heide 2013
- StadtLeben Ravensburg. Hrsg. von der Stadt Ravensburg: Alfred Oswald, Andreas Schmauder u. Franz Schwarzbauer. Ravensburg 2009
- Vevar, Štefan: Fenomen Goethe. Njegova estetika in poetika med originalom in slovenskim prevodom. Ljubljana 2012
- »Was thust du für Gera? du Treiber«. Goethe und der Osten Thüringens. Hrsg. von der Goethe-Gesellschaft Gera e. V. Gera 2013
- Wilke, Hellmut: Das Mädchen und der Dichter. Johann Wolfgang von Goethes letzte Liebe. Frankfurt a. M. 2013
- Zeman, Herbert: Wilhelm Scherer (26.4.1841–6.8.1886). Aufbruch der Goethe-Forschung. Düsseldorf 2013
- Zs. der Germanisten Rumäniens 37-38 (2010) 1-2. Hrsg. von der Gesellschaft der Germanisten Rumäniens / GGR-Zweigstelle Bukarest. Schriftleiter: George Guțu. București 2010
- Zs. der Germanisten Rumäniens 41 (2012) 1. Hrsg. von der Gesellschaft der Germanisten Rumäniens / GGR-Zweigstelle Bukarest. Schriftleiter: George Guțu. București 2012
- Zs. der Germanisten Rumäniens 42 (2012) 2. Hrsg. von der Gesellschaft der Germanisten Rumäniens / GGR-Zweigstelle Bukarest. Schriftleiter: George Guțu. București 2012

Die Mitarbeiter dieses Bandes

Prof. Dr. *Johannes Anderegg*, Fliederstraße 12, 9010 St. Gallen, Schweiz
johannes.anderegg@unisg.ch

Dr. *Günter Arnold*, Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
guenter.arnold@klassik-stiftung.de

Dr. *Gunhild Berg*, Universität Innsbruck, Institut für Germanistik, Innrain 52d, 6020 Innsbruck, Österreich
gunhild.berg@uibk.ac.at

Volkmar Birkholz, Goethestraße 2, 99096 Erfurt

Prof. Dr. *Hendrik Birus*, Jacobs University Bremen gGmbH, Campus Ring 1, 28759 Bremen
h.birus@jacobs-university.de

Prof. Dr. *Anne Bohnenkamp-Renzen*, Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum, Direktorin, Großer Hirschgraben 23-25, 60311 Frankfurt a.M.
abohnenkamp@goethehaus-frankfurt.de

Dr. *Gerrit Brüning*, Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum, Historisch-kritische Edition von Goethes »Faust«, Großer Hirschgraben 23-25, 60311 Frankfurt a.M.
bruening@faustedition.de

Prof. Dr. *Lutz Danneberg*, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, 10099 Berlin
lutzdanneberg@t-online.de

Prof. Dr. *Thomas Deufel*, Staatssekretär im Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Werner-Seelenbinder-Straße 7, 99096 Erfurt
thomas.deufel@tmbwk.thueringen.de

PD Dr. *Christoph Deupmann*, Karlsruher Institut für Technologie (KIT), Institut für Germanistik: Literatur – Sprache – Medien, Kaiserstraße 12, 76128 Karlsruhe
CDeupmann@gmx.de

Prof. Dr. *Sabine Doering*, Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, Institut für Germanistik, Postfach, 26111 Oldenburg
sabine.doering@uni-oldenburg.de

Prof. Dr. *Kay Ehling*, Staatliche Münzsammlung München, Residenz, Residenzstraße 1, 80333 München
kay.ehling@staatliche-muenzsammlung.de

Prof. Dr. *Eckart Förster*, Johns Hopkins University, Department of Philosophy, 281 Gilman Hall, 3400 North Charles Street, Baltimore, MD 21218, USA
eckart.forster@jhu.edu

Prof. Dr. *Werner Frick*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i.Br.
 werner.frick@germanistik.uni-freiburg.de

Dr. *Thorsten Fromberg*, ZBW – Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften, Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft, Düsternbrooker Weg 120, 24105 Kiel
 thorsten_fromberg@web.de

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. *Wolfgang Frühwald*, Römerstädter Straße 4 k, 86199 Augsburg
 wolfgang.fruehwald@v-w-fruehwald.de

Dr. habil. *Jochen Golz*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
 goetheges@aol.com

PD Dr. *Jutta Heinz*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i.Br.
 jutta.heinz@germanistik.uni-freiburg.de

Ursula Heldmann, Albecker Steige 32, 89075 Ulm

Prof. Dr. *Benedikt Jessing*, Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Institut, 44780 Bochum
 benedikt.jessing@ruhr-uni-bochum.de

Dr. *Sebastian Kaufmann*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i.Br.
 sebastian.kaufmann@germanistik.uni-freiburg.de

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. *Werner Keller*, Friedrich-Schmidt-Straße 54, 50933 Köln
 werner.keller@uni-koeln.de

Prof. Dr. Dr. h.c. *Hans-Georg Kemper*, Heinrich-Emerich-Straße 43, 88662 Überlingen
 hans-georg.kemper@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. *Stefan Keppler-Tasaki*, The University of Tokyo, Faculty of Letters – German Department, Bunkyo-ku, Hongo 7-3-1, 113-0033 Tokyo, Japan
 keppler@l.u-tokyo.ac.jp

Dr. *Navid Kermani*, Weidengasse 52, 50668 Köln
 NKermani@aol.com

Prof. Dr. *Hans-Joachim Kertscher*, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Interdisziplinäres Zentrum für die Erforschung der europäischen Aufklärung, Franckeplatz 1, Haus 54, 06110 Halle
 kertscher@izea.uni-halle.de

RA *Johannes Kippenberg*, Riedeselstraße 25, 82319 Starnberg-Söcking
 Kippenberg.Starnberg@t-online.de

Dr. *Jana Kittelmann*, Crusemarkstraße 29, 13187 Berlin
 info@janakittelmann.de

Prof. Dr. *Meredith Lee*, 928 Sharon Road, Santa Ana, CA 92706, USA
malee@uci.edu

Dr. *Peter Ludwig*, Parallelstraße 50, 66125 Dudweiler
peter_ludwig@t-online.de

Prof. Dr. *Dieter Martin*, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i. Br.
dieter.martin@germanistik.uni-freiburg.de

Dr. *Christopher Meid*, The Queen's College, Oxford, OX1 4AW, Großbritannien
christopher.meid@queens.ox.ac.uk

Prof. Dr. *Albert Meier*, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien, Leibnizstraße 8, 24118 Kiel
ameier@litwiss-ndl.uni-kiel.de

Dr. *Gerhard Müller*, In der Doberau 11, 07749 Jena
x7muge@gmx.de

Dr. *Horst Nahler*, Belvederer Allee 23, 99425 Weimar

Dr. *Rüdiger Nutt-Kofoth*, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Goethe-Wörterbuch, Arbeitsstelle Hamburg, Von-Melle-Park 6, 20146 Hamburg; Bergische Universität Wuppertal, Fachbereich A: Geistes- und Kulturwissenschaften – Germanistik, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal
ruediger.nutt-kofoth@uni-hamburg.de
nuttkofo@uni-wuppertal.de

Dr. *Petra Oberhauser*, Goethe-Gesellschaft in Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
goetheges@aol.com

Dr. *Gianluca Paolucci*, Via Acqui, 16, 00183 Rom, Italien
paolucci.gi@gmail.com

Prof. Dr. *Andrea Polaschegg*, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, 10099 Berlin
andrea.polaschegg@tr.hu-berlin.de

Prof. Dr. h. c. *Terence James Reed*, The Queen's College, Oxford, OX1 4AW, Großbritannien
jim.reed@queens.ox.ac.uk

Adrian Robanus, Ottostraße 14, 97070 Würzburg
adrian.robanus@cantab.net

Dr. *Alexander Rosenbaum*, Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, Burgplatz 4, 99423 Weimar
alexander.rosenbaum@klassik-stiftung.de

Tobias Roth, Perleberger Straße 8 a, 10559 Berlin
mail@tobiasroth.org

Prof. Dr. *Jochen Schmidt*, Heinrich-Heine-Straße 21, 36364 Bad Salzschlirf
post@ute-schmidt-berger.de

Dr. *Annette Seemann*, Paul-Schneider-Straße 58, 99423 Weimar
annette.seemann@gmx.net

Hellmut Seemann, Präsident der Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4, 99423 Weimar
praesident@klassik-stiftung.de

Dr. *Gustav Seibt*, Rethelstraße 9, 12435 Berlin
gms@snafu.de

Prof. Dr. *Christiane Solte-Gresser*, Universität des Saarlandes, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Campus C5 3, 66123 Saarbrücken
solte@mx.uni-saarland.de

Ekkehard Taubner, Falkensteiner Straße 6, 08239 Bergen

Dr. *Marcus Ventzke*, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Universitätsallee 1, 85072 Eichstätt
marcus.ventzke@geschichtsdidaktik.info

Prof. Dr. *Reinhard Wegner*, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Kunsthistorisches Seminar, Frommannsches Anwesen, Fürstengraben 18, 07743 Jena
reinhard.wegner@uni-jena.de

Prof. Dr. *Reiner Wild*, Hausackerweg 20, 69118 Heidelberg
reiner.wild@phil.uni-mannheim.de

Stefan Wolf, Oberbürgermeister der Stadt Weimar, Rathaus, Markt 1, 99423 Weimar
oberbuergermeister@stadtweimar.de

Dr. *Margrit Wyder*, Universität Zürich, Medizinhistorisches Institut und Museum, Hirschengraben 82, 8001 Zürich, Schweiz
margrit.wyder@mhiz.uzh.ch

Prof. Dr. *Yang Wuneng*, Sichuan University, European Studies Centre, Wangjiang Road 29, 610064 Chengdu, China
0403yang@163.com

Dr. *Edith Zehm*, Andechser Straße 6 b, 82205 Gilching
e.zehm@germanistik.uni-muenchen.de

Siglen-Verzeichnis

- AS Goethes Amtliche Schriften. Veröffentlichung des Staatsarchivs Weimar. Bd. I: 1776-1786. Hrsg. von Willy Flach. Weimar 1950. Bd. II. Bearbeitet von Helma Dahl. 1. Halbbd.: 1788-1797. Weimar 1968. 2. Halbbd.: 1798-1819. Weimar 1970. Bd. III: Erläuterungen zu den Schriften 1788-1819. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1972. Bd. IV: Register. Bearbeitet von Helma Dahl. Weimar 1987.
- DWb Deutsches Wörterbuch. Begr. von Jacob und Wilhelm Grimm. 33 Bde. Leipzig 1854-1962. Nachdruck München 1984.
- FA Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bde. Hrsg. von Hendrik Birus u.a. Frankfurt a.M. 1985 ff. [Frankfurter Ausgabe].
- Goethe-Handbuch Goethe-Handbuch. 5 Bde. Hrsg. von Bernd Witte, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto und Peter Schmidt. Stuttgart, Weimar 1996-1999.
Supplemente: Bd. 1: Musik und Tanz in den Bühnenwerken. Hrsg. von Gabriele Busch-Salmen unter Mitarbeit von Benedikt Jeßing. Stuttgart, Weimar 2008; Bd. 2: Naturwissenschaften. Hrsg. von Manfred Wenzel. Stuttgart, Weimar 2012; Bd. 3: Kunst. Hrsg. von Andreas Beyer u. Ernst Osterkamp. Stuttgart, Weimar 2011.
- GJb Goethe-Jahrbuch (auch für alle anders lautenden Titel des Jahrbuchs). Weimar 1880 ff.
- Gespräche Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. 5 Bde. Zürich, Stuttgart, Bd. 4-5: Zürich, München 1965-1987.
- GT Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm. Stuttgart, Weimar 1998 ff.
- GWb Goethe-Wörterbuch. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. 1 ff. Berlin, Stuttgart 1978 ff.
- HA Briefe Goethes Briefe. 4 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe. Hamburg 1962-1965.
- HA Briefe an Goethe Briefe an Goethe. 2 Bde. Hrsg. von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1965-1969.
- LA Goethe. Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige mit Erläuterungen versehene Ausgabe im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher. Leopoldina. Begr. von Lothar Wolf und Wilhelm Troll. Hrsg. von Dorothea Kuhn, Wolf von Engelhardt und Irmgard Müller. Abt. I: Texte. 11 Bde. Weimar 1947-1970. Abt. II: Ergänzungen und Erläuterungen. Weimar 1959 ff. [Leopoldina-Ausgabe].
- MA Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. 21 Bde. (in 33). Hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller,

- Gerhard Sauder und Edith Zehm. München 1985 ff. [Münchner Ausgabe].
- RA Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform. Hrsg. Karl-Heinz Hahn, Redaktor Irmtraut Schmid. [ab Bd. 6:] hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, [ab Bd. 8:] hrsg. von der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Bd. 1 ff. Weimar 1980 ff.
- SchrGG Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1885 ff.
- SNA Schillers Werke. Nationalausgabe. 1940 begründet von Julius Petersen. Fortgeführt von Lieselotte Blumenthal, Benno von Wiese, Siegfried Seidel. Hrsg. im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. 40 Bde. Weimar 1943 ff.
- WA Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar 1887-1919. Nachdruck München 1987. [nebst] Bd. 144-146: Nachträge und Register zur IV. Abt.: Briefe. Hrsg. von Paul Raabe. Bde. 1-3. München 1990 [Weimarer Ausgabe].

Abbildungsnachweis

Beitrag Andrea Polaschegg

- Abb. 1 Aus: *West-östlicher Divan*. Neue, völlig revidierte Ausgabe. Hrsg. von Hendrik Birus. Frankfurt a.M. 1994, Teilbd. I, S. XIV-XV
Abb. 2 Ebd., S. IV-V
Abb. 3 Ebd., S. XVI

Beitrag Gerrit Brüning

- Abb. 1 Staatsbibliothek zu Berlin – PK, Handschriftenabt., Ms. germ. qu. 475, Blatt 5^r

Beitrag Thorsten Fromberg

- Abb. 1 Aus: *Goethe's Gedichte*. Tübingen, in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung, 1806
Abb. 2 Aus: *Goethe's Werke. Erster Band*. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1806
Abb. 3 Aus: *Goethe's Gedichte*. Tübingen, in der J.G. Cotta'schen Buchhandlung, 1806

Beitrag Jana Kittelmann

- Abb. 1 Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett, Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz

Beitrag Reinhard Wegner

- Abb. 1 Hamburger Kunsthalle
Abb. 2 Privatbesitz

Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft

- Porträt © Uwe Frauendorf
Paul Raabe

- Porträt © Jeremy Saine
Thomas P. Saine

Manuskripthinweise

- 1 Manuskripte bitte in neuer Orthographie (Zeilenabstand 1,5, Schrifttyp Arial, Schriftgröße 12 Punkt, einseitig beschrieben) in einem Umfang von max. 25.000 Zeichen über e-mail einsenden an:

Dr. Petra Oberhauser
goetheges@aol.com.

Bitte beachten Sie, dass Teile aus Dissertationen im Jahrbuch nicht veröffentlicht werden.
- 2 Der Name des Verfassers steht in Versalien über der Hauptüberschrift. Überschriften enden ohne Punkt.
- 3 a Absätze werden durch Einzug gekennzeichnet, größere Sinnabschnitte durch eine Leerzeile.
- 3 b Vers- und Prosazitate (Primär- und Sekundärliteratur) von vier und mehr Zeilen werden in der Regel durch Einrückung hervorgehoben. Anführungszeichen entfallen dann.
- 4 Titel von Büchern, Aufsätzen, Zeitschriften, Zeitungen etc. werden im Text und in den Anmerkungen kursiv und ohne Anführungszeichen wiedergegeben. Ausnahme: Anführungszeichen werden benötigt bei Zitaten oder Titeln im Titel – Beispiel: Herman Meyer: »*Zarte Empirie*«. *Studien zur Literaturgeschichte*. Stuttgart 1963. Vgl. auch die Beispiele unter Punkt 12.
- 5 a Kürzere Zitate werden im Text und in den Anmerkungen durch »Anführungszeichen« kenntlich gemacht.
- 5 b Zitate innerhalb von Zitaten werden durch »einfache Anführungszeichen« gekennzeichnet.
- 5 c Goethe-Zitate, die mit im Siglenverzeichnis des Goethe-Jahrbuchs genannten Werkausgaben belegt werden können, werden im Anschluss an das Zitat im Haupttext nachgewiesen; alle anderen Zitate werden in den Anmerkungen nachgewiesen.
- 6 a Stellen, die der Autor eines Beitrags hervorheben möchte, sind zu kursivieren. Sie erscheinen dann auch in der Druckfassung kursiv.
- 6 b Sind Hervorhebungen in einem Zitat im Original durch Sperrung gekennzeichnet, bleibt die Sperrung auch in der Druckfassung erhalten. Bitte kennzeichnen Sie diese Stellen im Manuskript durch eine unterbrochene Linie.
- 7 Auslassungen in Zitaten werden durch eckige Klammern [...] gekennzeichnet.
- 8 a Die Anmerkungen erscheinen im Jahrbuch als Fußnoten, im Manuskript als Endnoten. Die Anmerkungsnummern sind automatisiert einzufügen. Sie werden hochgestellt, nicht mit Klammern versehen.

- 8 b Eine Anmerkungszahl, die sich auf einen Satz oder Teilsatz bezieht, steht nach dem jeweiligen Satzzeichen (Punkt, Komma etc.). Eine Anmerkungszahl, die sich auf ein Wort oder eine Wortgruppe innerhalb eines Satzes bezieht, steht unmittelbar hinter dem Wort oder der Wortgruppe.
- 8 c Absätze in den Anmerkungen sollten möglichst vermieden werden; stattdessen kann ein neuer Abschnitt durch einen Gedankenstrich vom vorherigen abgesetzt werden.
- 8 d Die Anmerkungen beginnen mit einem Großbuchstaben und enden mit einem Punkt. Namen von Autoren, Herausgebern oder Bearbeitern werden nicht hervorgehoben.
- 9 Allgemeine bibliographische Begriffe werden abgekürzt (z. B.: Bd., Diss., Hrsg., hrsg. von, Jb., Jg., Nr., S., V., Zs. usw.).
- 10 Die verwendete Goethe-Ausgabe wird mit der entsprechenden Sigle im direkten Zitatanschluss nachgewiesen (z. B.: WA I, 5.1, S. 100; vergleichbar wird verfahren bei FA, LA, MA). Die Auflösung der Siglen erfolgt generell über ein Siglen-Verzeichnis am Ende des Jahrbuchs.
- 11 Wird ein Titel wiederholt zitiert, erscheint lediglich der Nachname des Autors mit Verweis auf diejenige Stelle, an der er vollständig genannt ist:
Vulpus (Anm. 10), S. 132 f.
- 12 Für die Zitierweise in den Anmerkungen gelten folgende Beispiele:
Belagerung von Mainz (MA 14, S. 517-557).
René Jacques Baerlocher: *Nachwort*. In: »Das Kind in meinem Leib«. *Sittlichkeitsdelikte und Kindsmord in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. Eine Quellenedition 1777-1786*. Hrsg. von Volker Wahl. Mit einem Nachwort von René Jacques Baerlocher. Weimar 2004, S. 331-504.
Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988, S. 86 f.
Vgl. Reinhart Koselleck: *Goethes unzeitgemäße Geschichte*. In: GJb 1993, S. 27-39; hier S. 28.
Margarethe Beckurts: *Zur Bedeutung der Novelle in Goethes »Wahlverwandtschaften«*. In: *Zs. für deutsche Philologie* 103 (1984), Sonderheft, S. 75 f.
Peter Michelsen: *Fausts Erblindung*. In: *Aufsätze zu Goethes »Faust II«*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt 1992, S. 345-356.
Heinrich Voß an Charlotte von Schiller, 12.11.1809; zit. nach: Härtl (Anm. 4), S. 73.
Bitte verwenden Sie statt der Angabe ff. stets die konkreten Seiten- bzw. Verszahlen. Anstelle von »a. a. O.« verwenden Sie bitte den Hinweis »Autornamen bzw. Kurztitel (Anm. xx)«.
- 13 Autoren von Abhandlungen, Dokumentationen und Miszellen erhalten 20 Sonderdrucke, Autoren von Rezensionen erhalten 8 Sonderdrucke.

Wir bitten zu beachten:

Voraussetzung für die Lieferung des Goethe-Jahrbuchs ist die Entrichtung des Mitgliedsbeitrags von 60,- € (Schüler, Studenten, Arbeitslose und Ehepartner eines Mitglieds 20,- €).

Der Mitgliedsbeitrag ist bis zum 31. März des jeweiligen Kalenderjahres fällig. Es wird gebeten, ihn auf eines der folgenden Konten zu überweisen:

Sparkasse Mittelthüringen

IBAN: DE 37 8205 1000 0301 0040 48

BIC: HELADEF1WEM

oder Postgiroamt Frankfurt a. M.

IBAN: DE 19 5001 0060 0118 8196 01

BIC: PBNKDEFF

oder Deutsche Bank – Filiale Weimar

IBAN: DE 21 8207 0024 0282 7111 00

BIC: DEUTDEBERF

oder per Bankscheck an die Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

Spenden für die Tätigkeit der Goethe-Gesellschaft erbitten wir auf eines der oben genannten Konten.

Spenden für Stipendiaten erbitten wir auf folgendes Sonderkonto:

Sparkasse Mittelthüringen

IBAN: DE 96 8205 1000 0310 0015 79

BIC: HELADEF1WEM.

Anschriftenänderungen: Wir bitten Sie, jede Anschriftenänderung der Geschäftsstelle der Goethe-Gesellschaft, Postfach 2251, 99403 Weimar, Telefon: 03643-202050, Fax: 03643-202061, e-mail: goetheges@aol.com mitzuteilen.

Anträge auf Mitgliedschaft können formlos an die Geschäftsstelle gerichtet werden. Jeder Goethefreund ist herzlich willkommen!

Bitte informieren Sie sich auch über unsere Gesellschaft unter

[<www.goethe-gesellschaft.de>](http://www.goethe-gesellschaft.de)

und abonnieren Sie dort unseren kostenlosen Newsletter.